Princeton University Library
32101 047677313

Digitized by Google

0902
.107
v.10, pt.3

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Theodore F. Sanxay Fund

Digitized by Google

Digitized by Google

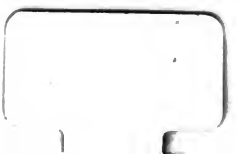
0902
.107
v.10, pt.3

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Theodore F. Sanxay Fund



Digitized by Google

Digitized by Google

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

Gustav Freytag und Julian Schmidt.

---

10. Jahrgang.

II. Semester. III. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

1851.

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.407
Schs 10
pt. 3
1851

Digitized by Google

Register.

Jahrgang 1851. Drittes Vierteljahr.

1. Politik und Völkerleben.

Preußen und Deutschland. Die Constitutionellen in der gegenwärtigen Krisis. S. 24—29.
Herr von Radowitz. S. 58—61.
Das preußische Ablösungsgesetz. S. 70—76.
Der Rechtsboden und die Constitutionellen. S. 140—144.
Die königliche Majestät in ihrem Verhältniß zum Volk. S. 224—227.
Ein Besuch in der Berliner Gewerbehalle. S. 285—290.
Reform des preuß. Postinstituts. S. 314—316.
Bayerische Parteistimmen. S. 345—354.
Politische Tagesereignisse. S. 352—355.
Dorfleben in Mecklenburg. S. 401—410. 450—458.
Die Umgestaltung der evangelischen Kirche. S. 426—429.
Der Zollabschluß zwischen Preußen und Hannover. S. 475—478.
Hessisches Militair unter Kurfürst Wilhelm I. S. 495—501.
Liberale Staatsmänner (Hardenberg, Peel). S. 501—505.
Die Dampfboots-Verbindung zwischen Cronstadt und Stettin. S. 37—38.
Der permanente landständische Ausschuß in Kurhessen vor dem Kriegsgericht. S. 76—77.
Die Fortschritte der Reaction. S. 79—80.
Die kleinen Leiden der Reaction. S. 117—119.
Aus Jena. S. 234—234.
Aus Leipzig. S. 280. 320.
Erinnerungen aus den Kriegsjahren 1806 bis 1843. Vom Kanzler v. Müller. S. 355—357.
Memoiren des Freih. v. Müffling. S. 357—358.
Das Bad Oeynhausen. S. 435—439.
Die Lage der schlesischen Weber. S. 440.
Oestreich und Italien. Lazar Mészáros. S. 5—11.
Italien drei Winter nach der Revolution. S. 210—216. 371—381.
Reichsunmittelbare Briefe. S. 358—360.
Politische Tagesereignisse. S 396—400.
Losenz. S. 441—450.
Frankreich; Belgien; England; Schweiz; Spanien; Portugal; Türkei; Amerika. Pariser Botschaften. S. 15 bis 19. 131—138. 179—189. 220—224. 272—275. 332—314. 391—396. 410—415. 514—519.
Die Revolution in Portugal. S. 19—24.
Bilder aus dem Hafenleben in Marseille. S. 61—69.
London im Jahre 1851. S. 79.
Die Revisionsdebatte. S. 138—140.
Die Zukunft der Republik. S. 184—188.
Skizzen aus Algerien. S. 204—210. 361—371.
Bosnische Zustände. S. 256—259.
Erinnerungen aus dem Congreß der Friedensfreunde. S. 262—267.
Ein anderes Wort über die Friedenscongresse. S. 268—269.
Londoner Briefe über die Weltausstellung. S. 275—280.
Das Vigneronsfest in Vevay. S. 295—302.
Flüchtiger Blick in das Pariser Studentenleben. S. 459—464.
Aus Lausanne. S. 464—468.
Südslavische Wanderungen. S. 468—475.
Wanderungen durch südamerikanische Republiken. S. 505—510.
Selbstmorde in Frankreich. S. 39.
Die Judenfrage in England. S. 460.
Hans Jörgl sen. in London. 1851. S. 259. bis 262.
Rußland und Polen. Schulwesen in Polen. S. 90—97. 188—198. 415—420.
Miscellen. Vorwort zum neuen Semester. S. 1—5.
Die Breslauer Zeitung. S. 119.
Zur Wochenschau. S. 200.
Die freimüthige Sachsenzeitung. S. 513—514.

ANNEX A
Digitized by Google

2. Bildende Kunst.

Thorwaldsens Jugend. S. 40.
Hahnemanns Denkmal in Leipzig. S. 280.
Ein neues Gemälde von Paul Delaroche. S. 290—295.
Die neue Capelle im königlichen Schlosse zu Berlin. S. 384—386.
Ein Gemälde aus der belgischen Schule von Hunin. S. 400.
Dr. Martin Luther, in bildl. Darstellungen von G. König; in geschichtl. Umrissen von H. Gelzer. S. 439—440.

3. Theater.

Schauspieler-Silhouetten. Ludwig Dessoir. S. 30—35.
Christian Weiß. S. 49—54.
Ein spanischer Dramatiker. S. 35—36.
Eine neue Komödie von Bulwer. S. 79.
Neue Dramen. Molière von Georges Sand. S. 121—127.
Das Weib des Urias von A. Meißner. S. 428—430.
Drei Schauspiele von A. Gubitz. S. 130—132.
Kain von F. Hedrich. S. 132—133.
Des Kreuzes Prüfung von San-Marte. S. 134.
Trauerspiele von H. Schmid. S. 134.
Der geheime Agent von Hackländer und das Leipziger Theater. S. 227—231.
Dramaturgische Miscellen. S. 268 bis 272. 319—320. 421—426.

4. Musik.

Kunstbericht aus Berlin. S. 97—103.
Ein anderes Urtheil über Roger. S. 103—106.

5. Literatur.

Deutsche Literatur. Acht und vierzig Jahre. S. 40.
F. Freiligrath. S. 54—57.
Deutschlands Denker seit Kant. S. 77—78.
Aus dem Harze. Von H. Pröhle. S. 78.
Aus Italien. Von J. v. Düringsfeld. S. 75.
Zwei Monate in Paris. Von A. Stahr. S. 78—79.
Kopenhagen und seine Umgebungen. S. 79.
Die öffentliche Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am Leibnitztage. S. 84—89.
Belletristische Neuigkeiten. Gegen den Strom. Von L. v. Gall. S. 119. Orion. Von O. Roquette. S. 120. Traumfahrt in das Land des Aufgangs. Von B. Werder. S. 120.
Jeremias Gotthelf und die innere Mission. S. 145—149.
Aus meinem Leben. Von Freih. von Müffling. S. 149—153.
Arnold Ruge. S. 161—178.
Das Brockhaus'sche Conversationslexicon. S. 235—236.
Neue Gedichte. Gedichte von Höppl. S. 239. Lieder von C. A. Lebret. S. 239—240. Gedichte von A. Glaßbrenner. S. 240. Dunkles Land. Von F. Ruperti. S. 240. Poetische Schriften von R. Hirsch. Friedrichsehre von Hensel. Erwachen. Siebzehn Gedichte von H. le Juge. Lieder von U. T. Meyer. Lebensfrühling von C. Euslin. S. 510—513.
Nieritz, Volkskalender. S. 316—318.
Illustrirtes Familienbuch. S. 318—319.
Babylon und Jerusalem. S. 386—394.
Eine Mutter im Irrenhause. S. 400.
Skizzen aus Natur- und Völkerleben. Von Kohl. S. 429—435.
Erlebnisse in Holstein. Von L. v. Wissel. S. 478—479.
Gastrosophie. Von E. Baron Vaerst. S. 479.
Die Mark Brandenburg. Von J. v. Minutoli. S. 480.
Die Weltgeschichte und das Weltgericht. S. 480.
Goethe's Brief an Frau von Stein. S. 519—520.
Reise durch Deutschland, Oestreich und Ungarn. S. 520.
Französische Literatur. Die französische Akademie. S. 39—40.
Wilhelm Tell. Von Sabathier. S. 198—200.
Französische Romantiker. Charles de Bernard. S. 216—220. Alfred de Musset. S. 481—494.
Lamartine's neueste Schriften. S. 309—311.
Die Erdumwälzungen. Von G. Cuvier. S. 520.
Englische Literatur. Englische Novellisten. Fenimore Cooper. S. 41—48. Harrison Ainsworth. S. 107—117. Thomas Moore. S. 241—256.
Wunderbare Schicksale der englischen Journalistik. S. 281—285. 340—345.
Skandinavische Literatur. Neuere Schriften von E. Kegnér. Uebers. von Alten. S. 234—235.
Novellen von Hh. Winther. Uebers. von H. Zeise. S. 236—237.
In Schweden. Von Andersen. S. 237—238.
H. Hh. Oersted. S. 302—308.
Adam Oehlenschläger. S. 324—340.
Ungarische Literatur. Schriften aus und über Ungarn. S. 153—160.
Holländische und belgische Literatur. Die Engländer in Utrecht. Von L. A. Toussaint. Uebers. von O. L. B. Wolff. S. 238.
Gründung der constitutionellen Monarchie in Belgien. Von Juste. S. 479—480.
Flämische Literatur. Zwei Erzählungen von H. Conscience. Uebers. von O. L. B. Wolff. S. 283—239.

Digitized by Google

Ein kurzes Vorwort zum neuen Semester.

In der Regel enthalten wir uns aller einleitenden Bemerkungen, da wir der Ansicht sind, daß auch die Principien sich besser in der concreten Durcharbeitung des Einzelnen, als in vornehmer doctrinairer Trennung von demselben darstellen lassen. Von Zeit zu Zeit aber möge man uns gestatten, die Aufmerksamkeit unsrer Leser auf unsre Gesammtthätigkeit zu lenken, nicht um in Beziehung darauf etwas Neues zu entwickeln, sondern nur um sie daran zu erinnern, über dem Einzelnen nicht das Allgemeine zu vergessen. Der Grund, warum wir diesmal einen solchen Ruhepunkt zu gewinnen suchen, ist folgender.

Wir haben einen ziemlich ausgedehnten Leserkreis gewonnen, der unsern kritischen Bestrebungen mit freundlicher und aufmerksamer Theilnahme folgt. Ein nicht geringer Theil desselben aber, der sich unsern Urtheilen in Beziehung auf Kunst, Religion, Poesie und Aehnliches anschließt, steht in der Politik noch immer auf einem sehr verschiedenen Boden. Es sind gerade unter den gebildetern Anhängern der demokratischen Partei so Manche, die es bedauern, in einer der wichtigsten Lebensfragen uns vollständig aufgeben zu müssen, während sie doch im Uebrigen gerade in den Principien uns Beifall schenken. An diese wollen wir uns hier zunächst wenden, nicht etwa, um sie zu bekehren, sondern nur, um sie darauf aufmerksam zu machen, daß unsre politische Ansicht genau auf denselben Grundsätzen beruht, wie unsre ästhetische und unsre religiöse.

Damit wollen wir keineswegs gesagt haben, daß wir allen unsern einzelnen Urtheilen in politischen Dingen dieselbe unbedingte Richtigkeit zuschreiben wollen, die wir ihnen in dem Augenblicke zuschreiben mußten, wo wir sie aussprachen. Wer, wie wir, seine politischen Ueberzeugungen, seine Hoffnungen, Wünsche und Ideale nicht aus einer abgeschlossenen, gegen das Concrete und Wirkliche gleichgiltigen, infalliblen Theorie nimmt, sondern sie aus der unbefangenen Anschauung der wirklichen Zustände und aus der Berechnung der sich in ihnen mit Nothwendigkeit ergebenden Combinationen herzuleiten sucht, der wird zugestehen müssen,

Digitized by Google

daß seine Anschauungen zuweilen falsch sein können, weil er nicht Alles gesehen hat, und daß sich in seine Berechnungen ein Fehler eingeschlichen haben kann, weil er nicht alle Momente in Rechnung gebracht hat. In der täglichen Kritik der politischen Thätigkeit kann man Manchem Unrecht thun, Manchen zu hoch stellen; der weitere Verlauf der Begebenheiten wird diese Irrthümer corrigiren, wenn man sich nur immer bestrebt, ehrlich gegen sich selbst zu sein, und eben so wenig sich aus hochmüthigem Eigensinn gegen eine bessere Einsicht zu verschließen, als sich durch die in beständigem Fluß bleibende Stimmung der Masse irgendwie in seinen Ueberzeugungen irren zu lassen. Beides glauben wir in Anspruch nehmen zu dürfen. Wir haben seit den drei Jahren, in denen wir die Deutsche Politik verfolgt haben, in jedem Augenblicke ungescheut und rücksichtslos unsre Meinung ausgesprochen, und wir haben in dieser ganzen Zeit keinen Augenblick das leitende Princip aus den Augen gelassen, auf dem unsre Parteinahme in diesen Angelegenheiten beruht.

Dieses Princip ist nämlich die Ueberzeugung, daß eine Regeneration Deutschlands nur dadurch möglich ist, daß die vorhandenen historischen Kräfte gepflegt, gestärkt und zu ihrem vollen Ausdruck geführt werden, und daß dieser Ausdruck nur durch Aufhebung der bisherigen Neutralisation, die jede individuelle, lebendige Gestalt unmöglich machte, erstrebt werden kann. Die einzigen historischen Kräfte, die wir in Deutschland erblicken, die noch keineswegs fertigen, aber in der Anlage großartigen Gestaltungen sind der Oestreichische und der Preußische Staat. In der Souverainetät der übrigen Deutschen Staaten (damit meinen wir nicht ihre Existenz) sehen wir keine entwickelungsfähige historische Kraft. Das Mittel, in welchem wir die einzige Möglichkeit sehen, diese wirklichen Kräfte Deutschlands zu ihrem wahren Ausdruck zu steigern, ist ihre constitutionelle Centralisation.

Für uns ist also allerdings nur ein Mittel, was für sehr viele Führer und Anhänger der Partei, der wir angehören, der höchste Zweck ist. Wir sind nicht der Ansicht, daß es in der Nothwendigkeit des Begriffs vom Staat liege, eine auf demokratischer Grundlage beruhende constitutionelle Monarchie zu sein, aber wir sind der Ueberzeugung, daß diese Form des Staats das einzige Mittel ist für Oestreich und Preußen, die großen Kräfte, die vorläufig in ihnen noch latent sind, zum freien Ausdruck zu bringen.

Wir sind daher auch während der Revolution eher Preußisch und Oestreichisch gewesen, als Deutsch, und sind es noch heute, obgleich wir der augenblicklichen Gestaltung dieser beiden Staaten, und namentlich der des letztern, weil er sich früher auf den falschen Weg einließ, als Preußen, mit scharfer Kritik entgegengetreten sind. Wir sind es darum, weil mit jenen Staaten und ihrer Fortentwickelung eine sehr bestimmte und anschauliche Idee verknüpft ist, während die Idee der Fortentwickelung Deutschlands sich auf die allerentgegengesetztesten Vorstellungen zurückführen läßt. Die Demokratie sowol, wie die sogenannte großdeutsche Partei,

Digitized by Google

setzt in ihrer Anpreisung des allgemeinen Deutschland, dem wirklich Bestehenden ein geschichtloses Ideal entgegen, und ignorirt gerade diejenigen Thatsachen, die für die Entwickelung maßgebend sind. Die Demokratie ignorirt die Machtfülle zweier Großstaaten, die auch eine Revolution nicht aufheben, sondern nur in eine andere Richtung treiben kann. Die großdeutsche Partei ignorirt die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte, die auf der Grundlage protestantischer Glaubensfreiheit und militairischer Autonomie in Norddeutschland einen Staatsorganismus hervorgebracht haben, der in seiner Anlage nicht nur, sondern zum Theil bereits in seiner Durchbildung über die Idee des alten Römischen Reichs und dessen gegenwärtigen Repräsentanten, das Oestreichische Kaiserthum, hinausgegangen ist, und nicht wieder in unreifere Zustände zurückgezwungen werden kann.

Wir wissen es nicht, denn wir sind keine Propheten, ob der weitere Fortschritt in Deutschland auf dem Wege gesetzlicher Entwickelung, oder auf dem Wege eines gewaltsamen Umsturzes erfolgen wird. Aber das wissen wir, daß in beiden Fällen, wenn nicht eine vollständige Versumpfung, oder, was noch wahrscheinlicher ist, ein auch äußerlicher Untergang Deutschlands daraus erfolgen soll, nur die Benutzung der straffen Preußischen Zucht und der bildsamen Beweglichkeit des Preußischen Staats die Bildung eines realen Deutschland vermitteln, und daß nur die Benutzung der großen Kräfte des Kaiserstaats das Conglomerat von verschiedenen Völkerschaften, welches jetzt den Begriff Oestreich ausmacht, der Geschichte erhalten kann.

Wir haben uns zu Anfang der Bewegung „conservative Demokraten" genannt, weil wir die Gleichheit in den bürgerlichen Rechten, die Selbstregierung des Volks in den kleinen Kreisen und seine mittelbare Betheiligung an dem großen Leben der Nation nicht blos für ein Ideal, sondern für eine Thatsache gehalten haben, die mit historischer Nothwendigkeit die Voraussetzungen der alten Zeit durchbricht; aber wir haben schon damals gegen die Ideen, oder, bestimmter gesagt, gegen die Phrasen der Volkssouverainetät, der realen Gleichheit aller Menschen in Genuß und Arbeit, und Aehnliches angekämpft, weil diese Phrasen, wie alle gedankenlos hingenommenen Glaubensartikel, die auf einer Abstraction beruhen, die Entwickelung nicht fördern, sondern nur hemmen. Wir haben in dieser Beziehung in der historischen Schule, die zu Anfang dieses Jahrhunderts aufgetreten ist, einen sehr bedeutenden Fortschritt gegen den alten Liberalismus gefunden, und sind ihrer Polemik gegen die Auflösung des Staats in gleichgiltige Atome und gegen die Herabsetzung seiner Thätigkeit in einen arithmetischen Mechanismus mit voller Ueberzeugung beigetreten, wie wir mit derselben Ueberzeugung später ihre noch viel gedankenlosern Dogmen von dem göttlichen Recht der Könige, der Ständeunterschiede und dergleichen bekämpft haben. Wir haben in beiden Fällen geglaubt, daß nur durch gründliche Vernichtung aller ideellen Abstractionen das wirklich ide-

Digitized by Google

ale Leben einer Nation aus ihrem natürlichen Kern und in dem ihr von der Geschichte gesteckten Maß sich entwickeln kann.

Wir haben diese kurzen Bemerkungen hier zusammengestellt, nicht um unsre Leser von der Richtigkeit derselben zu überzeugen, was durch eine bloße Uebersicht nicht möglich wäre, sondern um sie auf die Uebereinstimmung unsers politischen Standpunkts mit unsern sonstigen Principien aufmerksam zu machen. Wir deuten hier nur auf zwei Punkte hin, auf unsre ästhetische und unsre religiöse Kritik.

Die neuere Deutsche Literatur hat sich eben so, wie die Englische und Französische, aus einem energischen Kampf gegen den abstracten Idealismus des vorigen Jahrhunderts entwickelt, der sich vom Schönen, Edlen und Guten ein fertiges conventionelles Bild gemacht hatte. Das war in der Poesie eben so der Fall, wie in der Musik und in der plastischen Kunst. Wie jede Revolution, drängte auch diese Bewegung zunächst in das entgegengesetzte Extrem, in die einseitige Anerkennung alles Individuellen, Grillenhaften und Unklaren, in die vollständige Gleichgiltigkeit gegen Maß und Regel. Wenn die conventionelle Poesie des vorigen Jahrhunderts zu Gunsten einer fertigen Form des Schönen das freie individuelle Gefühl gelähmt hatte, so untergrub die Romantik in der Heiligsprechung alles Besondern und Ursprünglichen den gesunden Menschenverstand, so wie das Gemeingefühl des Schönen. Weil man blos charakteristisch sein wollte, wurde man ein Priester des Häßlichen, und kam zuletzt so weit, im Gegensatz zu der frühern classischen Harmonie die Praxis des Contrastes als eine neue Convenienz zu lehren. — Wir glauben in unserm doppelten Kampf gegen die Willkürlichkeiten der Romantiker in der Poesie, der Musik und der plastischen Kunst, so wie gegen den unfertigen Idealismus der einseitigen Classicität dieselben Waffen angewendet zu haben, als in unsrer Polemik gegen die Volkssouverainetät und gegen das göttliche Recht.

Dasselbe glauben wir von unsrer religiösen Kritik behaupten zu können. Der herrschende Rationalismus des vorigen Jahrhunderts hat in zwei Hauptpunkten geirrt: einmal in seiner Ansicht von dem Inhalt der christlichen Religion. Er nahm eine beliebige Summe von Dogmen, die ihm convenirten, ließ die übrigen fallen, und glaubte in dem, was ihm blieb, die vollständige christliche Lehre zu haben. Das war eben sowol ein Unrecht gegen die historische Erscheinung des Christenthums, das man nur dann beurtheilen darf, wenn man auf sein Wesen eingeht, wie ein Unrecht gegen die Logik, die man immer in Dogmen gefangen gab, wie verblaßt auch diese Dogmen sein mochten. — Der Rationalismus täuschte sich ferner in Beziehung auf den Umfang des noch vorhandenen Christenthums; er ignorirte das thatsächliche Verhältniß einer neben ihm bestehenden, sehr wohl organisirten Kirche und einer weitverbreiteten religiösen Gesinnung, die sich weder durch seine Gründe, noch durch seinen Spott anfechten ließ. — Fast in den nämlichen Fehler ist die romantische Reaction verfallen, welche in

Digitized by Google

den verschiedensten Metamorphosen den Rationalismus bekämpft hat. Auch sie hat eine beliebige Summe von Dogmen, die ihrer Stimmung convenirten, mit dem ausschließlichen Stempel des specifisch Christlichen bezeichnet; auch sie hat die Kunst der Zurechtmacherei mit großem Eifer getrieben; auch sie hat das thatsächliche Verhältniß einer außer ihr bestehenden, sehr weit verbreiteten irreligiösen Gesinnung entweder ignorirt, oder als eine blos zufällige, zum Theil böswillige Verirrung bezeichnet. — Wir haben uns in unsrer religiösen Kritik so gehalten, daß wir die historische Erscheinung des Christenthums mit derselben Objectivität, wie jede andere historische Erscheinung, zu zergliedern suchten, daß wir in Beziehung auf die Logik so verfuhren, als wäre keine christliche Voraussetzung vorhanden, daß wir dagegen in der Anerkennung des gegenwärtigen Christenthums und seiner Formen wie mit einer nicht wegzuläugnenden Thatsache rechneten. — In der Aufklärung erkennen wir keine Schranke und keine Bedingung an; wir halten das Gesetz der Vernunft für allgemein und unbedingt, und gestatten keine Ausnahme. Dagegen wollen wir die historische Welt nicht nach den Sätzen der Logik construiren, sondern nach ihrer eigenen Natur behandeln. Für uns ist weder das Wort noch die Tradition eine Autorität; wir werden aber nicht läugnen, daß sie es für Viele sind, und wir werden in dieser concreten Welt der Erscheinung an Charakteren, wie Jeremias Gotthelf, Verstandesansichten und Gefühlsrichtungen, die für uns einem überwundenen Standpunkt angehören, nicht nur psychologisch zu begreifen, sondern auch in ihrem geschichtlichen, freilich bedingten Recht anzuerkennen streben; so wie wir in der Politik die Ungleichheit der Menschen und ihre verschiedenen sittlichen Voraussetzungen als Factoren unsrer Rechnung betrachten.

Unsre Leser mögen es uns verzeihen, wenn wir uns in dieser Episode ausnahmsweise mit uns selbst beschäftigt haben. Wir gehen sofort auf die objective concrete Welt über, die unser eigentlicher Gegenstand ist.

Lázár Mészáros.

Dieser erste, und um die Bildung und Organisation der Ungarischen Armee hochverdiente Kriegsminister und Feldmarschallieutenant, ist neben Kossuth, Görgei und Bem die interessanteste Erscheinung, welche die Ungarische Revolutionsepoche hervorbrachte. Ueber sein früheres Leben ist bisher nur so viel bekannt, daß er, im Bacser Comitat von adeligen Magyarischen Aeltern geboren, schon in früher Jugend in den Militairstand trat, wo er allmälig bis zum Range eines Obersten avancirte, welche Charge er im März 1848 bei dem Hußarenregiment „König von Sardinien" — jetzt „Radetzky" — bekleidete, und im Italienischen Feldzuge

Digitized by Google

an der Seite des „greisen Helden", der ihn zu seinen Lieblingen zählte, sich als tüchtiger Regimentscommandant und tapferer Hußarenofficier bewährte. — Im Vaterlande war sein Name nur von der gelehrten Gesellschaft, die ihn im Jahre 1844 wegen seiner ausgebreiteten militairischen Kenntnisse zum Ehrenmitgliede für die kriegswissenschaftliche Section ernannte, gekannt, und von einigen Parteihäuptern der liberalen Opposition, die vielleicht schon vor dem März an die Möglichkeit eines Bedürfnisses wissenschaftlich gebildeter Officiere gedacht haben mochten, wegen seiner Vaterlandsliebe und seines biedern Charakters geschätzt, und vielleicht auch für eine der später eintreffenden allenfalls ähnliche Rolle ausersehen. — Für diese Annahme spricht der Umstand, daß die liberale Partei, als sie im März zur Regierung kam, viele mit Mészáros in gleichem Range stehende gebildete Officiere, die theils im Vaterlande, theils in den benachbarten Provinzen lebten — wir wollen hier nur die spätern Generale: Vetter, Kiß, Aulich und Török nennen — unbeachtet ließ, und sich für den im fernen Italien an Radetzky's Seite kämpfenden Hußarenobersten erklärte.

Auch als sein Name auf der Ministerliste erschien, wußte im Publicum fast Niemand, wer dieser Mészáros sei, was bei dem damaligen Stand der Dinge, wo noch Niemand an die bald eintretende hohe Wichtigkeit dieses Postens glaubte, wenig Beachtung fand.

Mehr als das Publicum scheint der neuernannte Minister selbst durch seine Berufung überrascht worden zu sein. Hat der loyale Oberst schon damals die Schwierigkeit seiner neuen Stellung eingesehen, oder fiel es dem Hußaren schwer, einer Carrière, wie sie der Italienische Feldzug zu bieten versprach, zu entsagen? mit andern Worten: fürchtete er einen möglichen Krieg, oder schmerzte es ihn, den bestehenden Krieg zu verlassen? — darüber läßt sich bis jetzt nichts Bestimmtes sagen; so viel ist gewiß, daß der neucreirte constitutionelle Minister sich erst dann auf seinen Posten begab, als ihm sein Monarch in Gestalt des obersten Feldherrn entgegentrat, und ihm am 7. Mai folgendes kategorisches Handschreiben zuschickte: „Mein lieber Mészáros! Sie haben, nachdem Sie von Mir zu Meinem Ungarischen Kriegsminister ernannt worden sind, allsogleich das Commando Ihres Regiments dem Oberstlieutenant zu übergeben, und sich auf Ihren neuen Posten zu verfügen. Ferdinand".

Indessen waren im Vaterlande die Gemüther durch das bekannte Rescript vom 28. April — welches durch Zsedényi herabgebracht wurde, und in dem die Unzulässigkeit eines Ungarischen Finanz- und Kriegsministeriums ausgesprochen war — in die größte Aufregung gebracht worden, und man schrieb das lange Ausbleiben des Kriegsministers den Machinationen der Camarilla zu. Dieser Umstand trug viel bei zur Popularisirung des nun als doppelte Errungenschaft betrachteten Hußarenobersten, und Mészáros wurde auch wirklich bei seiner Ankunft in Pesth am 23. Mai freudig begrüßt und mit einem Fackelzug beehrt.

Digitized by Google

Unter normalen Verhältnissen wäre nun die Aufgabe des neuen Ministers gewesen: die selbstständig gewordene Ungarische Armee in ihrer Verwaltung von der des Gesammtstaates zu trennen, eine neue eigene Verwaltung im Lande zu errichten, die Festungen und Grenzen zu inspiciren und die nöthigen Reformen vorzunehmen; allein dieser Wirkungskreis, welcher den Kenntnissen und der durch Patriotismus potenzirten Thätigkeitsliebe dieses Mannes vollkommen entsprochen hätte, war ihm nicht beschieden, denn das Schicksal hatte ihm eine Rolle zugedacht, die fast durchaus weder mit seinem Charakter, noch mit seinen — wie er es selbst zu nennen pflegte — dreißigjährigen Reminiscenzen übereinstimmte; und wenn er während seiner neunmonatlichen Amtirung doch Erstaunliches geleistet hat, so müssen wir dies einzig und allein seiner Ehrlichkeit und Vaterlandsliebe zuschreiben, die ihn seine Privatansicht, und was noch mehr, seinen specifisch Oestreichischen Soldatengeist einer Sache opfern hieß, die seinem Rechtsgefühl als die gerechteste und heiligste erschien. Sein erstes öffentliches Auftreten war Mitte Juni, als die Italienischen Soldaten vom Regimente Crecopieri in der Karl-Caserne über die eben daselbst einquartierten, noch unbewaffneten Honvedrekruten herfielen, mehrere von ihnen tödteten und verwundeten, und sich darauf in der Caserne in Vertheidigungszustand setzten. Der tapfere Kriegsminister betrat unter einem dichten Kugelregen die Caserne, und brachte die Italiener zum Gehorsam.

Noch bevor Mészáros nach Ungarn kam, hatten die Kroatischen und Raitzischen Wirren begonnen, und der neue Kriegsminister mußte sich gleich bei seiner Ankunft in Kriegszustand erklären. — Hier gerieth aber bald in ihm der Oestreichische Soldat mit dem constitutionellen Minister in Widerspruch. Er hatte nämlich zu allen Menschen ein unbegrenztes Zutrauen, und zu dem k. k. Soldaten noch Etwas mehr. — Damals war der größte Theil der Ungarischen Truppen im Auslande, es mußten daher im Anfang andere in Ungarn befindliche Oestreichische Truppen gegen die Raitzen, und eine Zeit lang auch gegen Jellachich verwendet werden, wozu auch Se. Majestät die nöthigen Befehle ergehen ließ. Ein wirklicher Staatsmann wäre nun darauf bestanden, daß die in den benachbarten Provinzen garnisonirenden Ungarischen Truppen sogleich nach Ungarn entlassen würden, was in einigen Tagen bewerkstelligt werden konnte, damit die fremden Truppen sobald als möglich entfernt werden könnten. Mészáros war hochentzückt über die väterliche Huld des Königs, der den armen Ungarn in ihrer Noth mit seinen eigenen Truppen zu Hilfe eilte, und hatte die besten Hoffnungen von den Officieren, die er fast alle persönlich kannte, und von denen er gegen manche eine solche Verehrung hegte, daß er zu sagen pflegte: „er sei nicht würdig, ihnen den Schuhriemen zu lösen" (Hrabowsky). So kam es, daß Ungarn bei Szent Tamás und den Römer-Schanzen von Blomberg, Bechtold und Piret, in Temesvar von Rukowina, in Kroatien von Hrabowsky und an der Donau von Ottinger verrathen wurde; so kam es, daß Jellachich's Armee sich bei seinem Einfall in Ungarn um

Digitized by Google

eine ziemliche Anzahl Küraſſier- und Chevauxlegers-Escadrons vermehrte, die dem Gnadendienſt im Ungariſchen Heere entſagten, und ſich zu dem Geſalbten ihres Herrn begaben; ſo kam es endlich, daß die Feſtungen, welche nur in den erſten Wochen leichten Kaufs zu gewinnen und zu ſichern waren, Mitte Sommers noch immer in unſichern Händen ſtanden, mehrere, wie Temesvar, Arad und die Slavoniſchen Feſtungen, für immer verloren gingen, andere, wie Komorn, Peterwardein, Leopoldſtadt und Eſſeg, nur durch die beſondere Energie einiger Männer, und zum Theil auch durch Zufälligkeiten in die Hände der Ungariſchen Regierung geriethen.

Indeſſen war man damals gewohnt, dieſe Widerſprüche nicht nur an dem aus einem k. k. Soldaten gewordenen Kriegsminiſter, ſondern an dem ganzen Miniſterium Batthyányi überhaupt ſehr oft wahrzunehmen. — Dieſes Miniſterium war eine Coalition, in welcher nicht nur dem linken Centrum durch Deák und Klauſál, und dem rechten Centrum durch Széchényi, ſondern auch der äußerſten Rechten, oder doch der hohen Ariſtokratie, durch Eſterházy Rechnung getragen wurde. Ein Coalitionsminiſterium darf aber nie auf ein langes Leben Anſpruch machen, und muß ſtets nur ein Uebergangsſtadium bilden. Nach den einfachſten Regeln der Staatskunſt mußte alſo das Miniſterium Batthyányi gleich nach dem Zuſammentritt des Parlaments in Peſth am 3. Juli eine Modification erleiden, und entweder — was bei der damaligen, der Friedenspolitik geneigten Majorität am Wahrſcheinlichſten war — Koſſuth und Szemere aus dem Miniſterium treten, und einem Miniſterium Széchényi Platz machen, oder, wenn ein ſolches in der Majorität des Parlaments gegen die auf Entſchiedenheit dringenden Stimmen im Volke und in der Preſſe keine genügende Stütze zu finden hoffte, ſchon damals ein Miniſterium der Landesvertheidigungsausſchußpartei entſtehen. Doch es geſchah keines von beiden. Es ſchien, als betrachtete man dieſes erſte Ungariſche Miniſterium als ein Palladium, an dem nicht gerüttelt werden dürfte, und man machte ſich gegenſeitig Conceſſionen, um nur beiſammen bleiben zu können. Koſſuth opferte ſeine Ueberzeugung, und vertheidigte die Politik des Miniſteriums in der Italieniſchen Subſidienfrage, — Ungarn ſollte Truppen und Geld bewilligen, um „ſeinem König einen ehrenvollen Frieden erkämpfen zu helfen" — gab aber deutlich zu verſtehen, wie wenig die Worte des coalirten Miniſters mit der Privatanſicht des Agitators übereinſtimmten. Das Centrum und die rechte Seite des Miniſteriums war noch weniger ehrlich, denn ſie ſtimmte in die abſchlägige Antwort Batthyányi's auf die Staatsſchuldforderung überein, was unmöglich ihrer Politik gemäß ſein konnte, und hatte nicht einmal den Muth, dies als eine Conceſſion zu bezeichnen. Von dem einſtigen k. k. Hußarenoberſten war dieſe ſtaatsmänniſche Conſequenz am Wenigſten zu erwarten, und als er am 20. Juli bei der Verhandlung der Italieniſchen Frage ſeine „ſchwarzgelben Reminiscenzen" auskramte, verſchwand deſſen Wirkung in dem großen Fragezeichen über das Benehmen des radicalen Theils des Miniſteriums.

Digitized by Google

Anders war es in der Sitzung vom 16. August, wo die „zwerghafte Minorität" eine Riesengestalt anzunehmen begann, und in das Ministerium und seine ergebenstgehorsamste Majorität die erste Bresche schoß. Es wurde das Recrutirungsgesetz besprochen, und Mészáros wollte die Nationalisirung der Armee in Montur, Farben und Commando für eine ruhige Zeit aufgespart wissen, von den zu stellenden Recruten den größten Theil in die alten, in ihrer bisherigen Form und Organisation zu belassenden Regimenter einreihen, und nur bei den wenigen neu zu errichtenden Bataillonen die Magyarisirung vornehmen. Für den Moment — meinte er — sei die Nationalisirung der ganzen Armee überhaupt unausführbar, da dadurch eine große Verwirrung in den vor dem Feinde stehenden Truppenkörpern hervorgebracht würde, ein Ungarisches Commando erst geschaffen werden müßte, und viele ausländische Officiere, die es mit uns gut meinten, sich doch nie bequemen würden, ein neues Commando zu lernen. — Die radicale Opposition wußte aber nur zu gut, daß sich in ultima ratione mit einer kaiserlichen Armee gegen eine kaiserliche Armee nicht wohl kämpfen ließe, und der Umstand mit den fremden Officieren, die ihnen ohnedies verhaßt und verdächtig waren, konnte nur im Gegentheil maßgebend sein. Nach einer langen und heftigen Debatte wurde ein großer Theil der Majorität durch den von Ladislaus Teleki, Pálfi, Perczel und Madaráß ausgeschütteten nationalen Honig angelockt, und die radicale Partei trug den Sieg davon. Indessen hatte der Kriegsminister diese Frage zu keiner Existenzfrage gemacht, und er unterwarf sich dem Willen der Versammlung, obwol er die Sache vor einigen Minuten für unausführbar hielt. Doch müssen wir dies weder einer Mißachtung des constitutionellen Princips, noch jener bei den reactionairen Ministern unsrer Zeit so sehr überhandnehmenden Wuth, à tout prix Minister zu bleiben, sondern einzig und allein seiner Ueberzeugung zuschreiben, daß ein anderer Minister, der mehr verspräche, es gewiß doch nicht besser machen würde, als er, und daß das Repräsentantenhaus, seinen Eifer und seine Thätigkeit würdigend, nichts Unmögliches von ihm verlangen werde.

Gefährlicher als diese Niederlage war für das Ministerium, und besonders für Mészáros, sein Sieg am 21. August bei der Verhandlung über die Kriegsführung im Süden und namentlich der vergeblichen Stürme auf Sz. Tamás. — Der Kriegsminister war von einer Inspectionsreise von der untern Donau zurückgekehrt, und hatte natürlich in seinem unerschütterlichen Glauben an der Oestreichischen „Soldatenehre" Alles in bester Ordnung gefunden. Nun trat Moritz Perczel, der einstige k. k. Feuerwerker, gegen den einstigen k. k. Obersten in die Schranken, und, als wollte er diese Insubordination rechtfertigen, rief er aus: „Wenn man durch einen Englischen oder Französischen Corporal die Ereignisse der letzten Woche in der untern Gegend untersuchen ließe, würde er beweisen, daß der größte Verrath begangen wurde." Der Oestreichische Feuerwerker — der bekanntlich erst später gegen Jellachich zu seinem einstigen Metier zurückkehrte —

Digitized by Google

war also damals noch sehr bescheiden, und wollte nur die Befähigung eines Corporals der zwei großen Nationen für sich in Anspruch nehmen. Mészáros aber meinte, daß ein solcher Corporal, „wenn der Redner Den meint, welchen man Wellington nennt, allerdings manche Fehler entdeckt haben würde," daß aber im Allgemeinen die Südarmee ihr Möglichstes leiste. Ferner beklagte er sich sehr bitter über den von Perczel gebrauchten Ausdruck „Verrath", der gegen seine Person gerichtet zu sein scheine. „Was meine Person anbelangt, daß ich nämlich selbst nach dem Kriegsschauplatz gehen soll — setzte er hinzu — so verstehe ich mich gern dazu, wenn es sein muß, ob ich aber dort die Angelegenheiten besser leiten werde, weiß ich nicht; was ich thun kann, thue ich, nur muß ich sagen, daß ich den jetzigen Befehlshaber — Blomberg — für geschickter halte, als ich selbst bin." An diesen Worten des ehrlichen Mannes war keine Sylbe gegen seine Ueberzeugung gesprochen, und mit der Geschicklichkeit eines Blomberg, bei Nacht den Raitzen in Sz. Tamás Besuche abzustatten, und Tages darauf laut Verabredung mit den Ungarn Stürme zu unternehmen, konnte sich ein Mészáros wahrlich nicht messen. Auch war ein großer Theil der Majorität von dem Gegründetsein des von Perczel ausgesprochenen Verdachtes überzeugt, aber Bathyányi machte die Sache im Namen des ganzen Ministeriums zu einer Lebensfrage, und die Majorität, welche bei der Recrutirungsfrage den Kriegsminister zum Nachgeben zwingen half, glaubte jetzt in ihrer Weisheit das Ministerium unterstützen zu müssen, und sprach gegen Perczel eine Mißbilligung aus, welche die Popularität dieses Mannes, der zugleich seine 4000 Gulden Münze eintragende Stelle beim Ministerium niedergelegt hatte, nur steigerte.

Nach diesem Parlamentsmanöver unternahm „der Alte" — wie man gewöhnlich den wackern Kriegsminister nannte — eine zweite Reise nach dem Süden, stattete einen Besuch in der Festung Peterwardein ab, bei welcher Gelegenheit er von einer Raitzischen Streifpatrouille ganz umzingelt, und nur durch seine persönliche Unerschrockenheit und die Tapferkeit seiner aus 12 Hußaren bestehenden Suite gerettet wurde, und unternahm am 19. September unter persönlicher Anführung den letzten, aber, wie die übrigen, in diesem Jahre vergeblichen Sturm auf Sz. Tamás. — Dieses Resultat sollte bei der persönlichen Bravour des Kriegsministers — er stand im dichtesten Kugelregen, und schwamm zweimal durch den Franz-Canal, um überall gegenwärtig zu sein — und der von allen Augenzeugen einstimmig gerühmten Begeisterung und Tapferkeit der unter ihm kämpfenden Truppen die Behauptungen der Verrath witternden Radicalen widerlegen; aber dem war in Wirklichkeit nicht so, denn die Schanzen hätten zu Anfang des Kampfes, wo sie noch nicht mit verkappten kaiserlichen Artilleristen und Officieren vollgestopft, und von diesen zu einem vollkommenen Festungswerke umgestaltet waren, ohne Verrath mit Sicherheit genommen werden können, und daß der gute Alte eben jetzt die persönliche Leitung der Operationen übernehmen mußte, wo die zu Ge-

Digitized by Google

bote stehenden Kräfte wirklich unzureichend waren, war wieder eine jener Schicksalstücken, welche dem geplagten Manne so oft begegneten.

Nach diesem mißlungenen Sturm traf der Minister Anstalten zu Vertheidigung der Bácska gegen die Ueberfälle der Raitzen, verließ die Südarmee, um in sein Ministerialbureau, wo er eigentlich an seinem Platze war, zurückzukehren, und erließ vor seinem Abgange am 4. October eine Proclamation an die Südarmee, in welcher sich die ganze Wärme seines patriotischen Herzens ergoß, und er sich entschieden für die Sache der Revolution erklärte, deren Bahn in Pesth, durch die am 29. September erfolgte Ernennung des Landesvertheidigungsausschusses, bereits betreten worden war.

Im Landesvertheidigungsausschusse mußte sich die Privatansicht des Alten wieder mit einem bescheidenen Winkelchen im Hintergrunde seines Herzens begnügen. Der durch und durch loyale Soldat, der sich nur für die Sache seines am Lebensnerv angegriffenen Volkes erklärte, weil er der festen Ueberzeugung lebte, daß die Partei, welche damals den Hof lenkte, das Verderben der Dynastie und des Ungarischen Volkes zugleich herbeiführen müsse, sollte mit Perényi, Nyári, Szemere und Madaráß zu Rathe sitzen, die theils aus Ueberzeugung, daß es einst doch zu einem Kampfe zwischen Oestreich und Ungarn kommen müsse, zur Entschiedenheit drängten, theils, von einem jacobinistischen Kitzel getrieben, schon damals die demokratische Republik im Hintergrunde erblickten. Aber Mészáros lebte von nun an einzig und allein seinem Amte, nämlich der Organisation der Bataillone, Errichtung von Batterien, Anschaffung von Waffen und Monturstücken und Ernennung von Officieren, welches Letztere von dem Alten mit besonderer Vorliebe getrieben wurde, und wo ihm der Umstand, daß er das Oestreichische Officiercorps fast bis auf einen Mann kannte, nach dem er sein Zutrauen begrenzt hatte, sehr zu Statten kam. Um die eigentliche Politik kümmerte er sich wenig oder gar nicht.

In der Nationalversammlung treffen wir ihn erst am 31. December wieder, wo er aufgefordert wurde, das Commando der neu errichteten Nordarmee gegen Schlick, der von Kassau aus Debreczin bedrohte, zu übernehmen. Der Kriegsminister antwortete: „Ich hätte mich selbst angeboten, aber ich weiß, daß unter den jetzigen Umständen ein Unglück gleich schwarzgelben Reminiscenzen zugeschrieben wird. Ich halte es für meine Pflicht, Alles für das Vaterland zu thun. Ich werde trachten Alles aufzubieten, bitte aber das Haus, mich zwar zu beurtheilen, aber nicht zu verurtheilen, oder, wie der Deutsche sagt: Urtheilt, aber viertheilt mich nicht. Ich hoffe übrigens, daß wir den Schlick verschlicken werden.“ — Diesen Witz müssen wir keineswegs für eine Gasconade ansehen, denn Nichts stand diesem Manne ferner als Prahlerei und Selbstüberschätzung, aber er liebte sehr, in Gleichnissen, Citaten und Wortspielen zu sprechen, was seinem klaren, aber in etwas veralteter Form gehaltenen Vortrage — er war während seines langen

Digitized by Google

Aufenthaltes beim Regimente von den Fortschritten, welche die Ungarische Sprache während der letzten 25 Jahre machte, etwas zurückgeblieben — sehr wohl stand, und oft selbst seinem heftigsten Gegner ein Lächeln abzwang. Hier müssen wir auch eines Wortes erwähnen, dessen er sich oft bediente, und welches später von der Oppositionspresse sehr oft gegen ihn selbst gebraucht wurde. Ich meine das Ungarische Wort „Kóficz", welches eigentlich „Wasserbrei" bedeutet, worunter aber der Ungar jede wässerige, kraftlose Speise versteht. Dem Alten war das Treiben der Camarilla, wie die hochfliegenden Pläne der Radicalen gleich Kóficz, und wenn ihn jetzt Jemand über seine Ansicht von Oestreichs Wirthschaft in Ungarn und Deutschland, über die Zustände in Frankreich oder der Türkei befragen sollte, so wäre wahrscheinlich die lakonische Antwort: Kóficz. — Mit Schlick ist ihm sein Witz am Allerwenigsten gelungen, denn Dieser wurde nicht nur nicht verschlickt, sondern brachte sogar dem Ungarischen Minister, der einst sein Adjutant gewesen sein soll, am 4. Januar 1849 von den Höhen von Bárcza eine Niederlage bei. Auch hier war es so gekommen, daß der gute Alte unter allen Feldherren den mißlichsten Posten bekam, denn Schlick war bekanntlich einer der tüchtigsten, und im Ungarischen Kriege glücklichsten Oestreichischen Generale, und Mészáros sollte ihn mit einer kleinern Zahl — Recruten aus seiner vortrefflichen Position schlagen; aber auch mit dieser Niederlage hat Mészáros der Ungarischen Sache einen großen Dienst geleistet, denn die unter ihm geschlagenen Recruten hatten bei Bárcza das Pulverfieber überstanden, und sein von ihm mit richtigem Blick ersehener Nachfolger, Klapka, nahm mit denselben Truppen bald darauf bei Tokay und Tarczal an Schlick glänzende Revange.

Die Affaire gegen Schlick war die letzte, wo Mészáros persönlich eine Schlacht leitete. Er ging im Januar nach Debreczin, und arbeitete dort mit unermüdlichem Eifer an der Organisirung und Completirung jener Armee, welche im Frühling Europa in Staunen setzen sollte. Hier machte er die Bekanntschaft Dembinsky's, mit dem er bald in ein intimes Verhältniß trat, und man sah seit dieser Zeit die „beiden Alten" fast immer beisammen. Erst nach dem 14. April, als Szemere ein neues Ministerium bilden sollte, zeigte er der Nationalversammlung seinen Rücktritt an, indem er sehe, daß er von der jungen Armee überflügelt sei. „Hufeland habe gesagt: Wer in seinem 30. Jahre nicht wisse, was seinem Organismus zuträglich oder schädlich sei, verdiene nicht gesund zu sein; er aber meine, wer mit grauen Haaren an der Spitze der Geschäfte steht, und nicht einsieht, wann seine Zeit abgelaufen ist, sei ein schlechter Patriot. Er bitte das Haus, ihn von nun an einfach als Deputirten von Baja zu betrachten." Was eigentlich den guten Alten zu diesem plötzlichen Rücktritt nach der Unabhängigkeitserklärung bewogen, ist bis jetzt noch nicht bekannt. Eine einfache Mißbilligung der Unabhängigkeitserklärung kann es unmöglich gewesen sein, denn in diesem Falle hätte der unerschrockene Mann gewiß auch seiner Deputirtenstelle entsagt; Manche

Digitized by Google

wollen annehmen, daß er sich der damals unter Nyáry entstandenen Friedenspartei zugeneigt habe, was allerdings viel Wahrscheinlichkeit für sich hat. — Seine Abdankung wurde von der Nationalversammlung mit Bedauern angenommen, und er auf Palóczy's Antrag zum General-Feldmarschall-Lieutenant ernannt.

Von nun an glaubte der alte Krieger ungestört leben zu können, aber das Schicksal und Szemere hatten ihm noch eine Blame zugedacht. Am 2. Juli erschien eine offene Verordnung folgenden Inhalts: „Verordnung von dem Oberbefehlshaber aller Armeen an den Gen.-F.-M.-L. Dembinsky, welcher gemäß der Herr F.-M.-L. ermächtigt wird, über die Bewegung des Heeres, so wie über die Dislocirung und Verpflegung der Truppen u. s. w. Verordnungen zu erlassen u. s. w. Der Gesammtarmee aber und allen Militairindividuen höhern und niedern Ranges wird hiermit, unter strengster Verantwortlichkeit anbefohlen, dem oberwähnten Hern F.-M.-L. in Allem pünktlichen Gehorsam zu leisten, und seine Befehle zu vollziehen. Mészáros, F.-M.-L. Diese Verordnung erregte Anfangs Staunen, später aber die höchste Entrüstung im Publicum und in der Presse. Mészáros war nicht im Ministerium, von seiner Ernennung zum „Oberfeldherrn aller Armeen" war auch Nichts gehört worden, und nun ernennt er Dembinsky zu seinem Generalquartiermeister?! — Die Verwirrung, welche bereits durch die damals ans Licht getretene Spaltung zwischen Kossuth und Görgei hervorgebracht wurde, erreichte durch diesen bis jetzt noch unerklärlichen Bock des Ministeriums Szemere den höchsten Grad, und alle Welt bedauerte nur den guten Alten, der sich zu einem solchen Spiel gebrauchen ließ.

Nach dieser letzten und größten Niederlage kämpfte Mészáros an Dembinsky's Seite in den Schlachten von Szöreg und Temesvar, und ging nach dem unglücklichen Ausgang derselben mit ihm nach der Türkei, dessen Gebiet sie am 15. August bei der Contumazanstalt von Turnul-Severin betraten. Die „beiden Alten" waren die Ersten, welche den Ungarischen Boden verließen, und auch in Widin und Schumla waren sie von einander unzertrennlich. Erst bei der Internirung nach Kiutahia blieb Dembinsky in Brussa, und wurde im März dieses Jahres als legitimirter Französischer Bürger entlassen; Mészáros theilte bis zum Mai dieses Jahres die Verbannung mit Kossuth in Kiutahia, wo er ebenfalls mit 85 seiner Gefährten entlassen wurde, und vor einigen Tagen in England ankam, wo er vorläufig zu bleiben gedenkt, und wo er nach den neuesten Berichten zum Präses des Hilfscomité für Ungarische Flüchtlinge an Pulsky's Stelle ernannt wurde. —

Mészáros ist mittelhoher Statur, von kriegerisch ernstem Ansehen, ohne jene abschreckende Bomben- und Granatenmiene, die den ältern Oestreichischen Generalen so sehr eigen ist. Seine Haltung zeigt jene Mischung von Bonhommie und militairischem Tempo, welche den Ungarischen Soldaten und besonders den Hußaren charakterisirt. Seine Sprache ist etwas rauh, aber nicht ohne Klang; sein

Digitized by Google

Umgang ein sehr anziehender. Seine Aufrichtigkeit, Uneigennützigkeit und hohe Vaterlandsliebe haben ihm die Liebe des Volkes und die Achtung selbst seiner heftigsten Gegner erworben; seine Verdienste um die Ungarische Armee sichern ihm ein Blatt in der vaterländischen Geschichte; seine Aufopferung war die größte, denn er opferte seine eigene Individualität. —

Schließlich wollen wir hier eine Stelle aus einem Ungarischen Gedichte mittheilen, welches im Sommer 1848 im „Népbarát" — Volksfreund — erschien, und aus dem das Deutsche Publicum ersehen kann, wie Mészáros bereits damals in Ungarn beurtheilt wurde. Das Gedicht heißt: „Die in die Rumpelkammer gerathene goldene Trompete", — Ponyvára került arany trombita — hat einen jungen Dichter: Julius Sárosy, der jetzt in die Oestreichische Armee eingereiht ist, zum Verfasser, und behandelt die Geschichte der Revolution in volksthümlichen Versen. Im dritten Gesang erscheint Kossuth vor seiner Majestät dem König, legt ihm die Ministerliste vor, und giebt von jedem der neuen Minister ein Resumé seiner Vergangenheit, Verdienste und Fähigkeiten. Die Stelle über Mészáros lautet:

Und wir haben in Italien einen hochgelahrten Held;
Ach, auf den ist unsre Hoffnung schon seit langer Zeit gestellt.
„Mészáros, Radetzky's Rechte" nennt man dort den tapfern Mann,
Unter den Soldaten er nur ein Minister werden kann,
Dessen Geist und Schwert geschliffen, dessen Schritt hußarenmäßig.
Auch ist jetzt im Ungarlande große Auswahl unzulässig,
Denn bis heute sprach ein Ungar schon von Glück und Gnadenmacht,
Wenn er's während zwanzig Jahren bis zum Hauptmann hat gebracht.
Einen Ungar machten sie nur dann zu einem General,
Wenn ein Köficz er gewesen und sich duckte überall.
Aber Mészáros, der immer, wenn er sich herumgehauen,
Wie ein Halbgott unter alten Heldenmännern war zu schauen,
Wand um seine Stirne so viel Lorbeer, daß, nach gutem Recht,
Gar nicht achtend, daß er stamme aus Magyarischem Geschlecht,
Und die Deutschen Officiere auch darob nicht wenig schnoben,
Der Radetzky hat zum Oberst ihn in seinem Stab erhoben.
Und weil Mészáros bewandert auch in jeder andern Lehre,
Ferner auch sein Heldenmuth dort, wo er jetzt ist, schädlich wäre,
Und der Ungar schon an seinem bloßen Namen sich erbaut,
Hat man die Ministerstelle für den Krieg ihm anvertraut.
Von der Majestät erwartet nun das ganze Ungarreich,
Daß nach Hause sie berufe unsern Mészáros sogleich.

Digitized by Google

Pariſer Botſchaften.

24. Juni.

Was das für ein eigenthümliches Volk iſt, dieſe Franzoſen! während in jedem andern Lande unter ähnlichen Verhältniſſen die Durchſicht der Verfaſſung alle andern politiſchen Intereſſen verſchlingen müßte, geht die Agitation in dieſer mißlichen Frage kaum über die Schranken der Nationalverſammlung hinaus. Alles, was wir ſonſt im Lande ſehen, ſeien es nun Petitionen oder anderweitige Kundgebungen, iſt künſtlich erzeugt von den politiſchen Parteien, oder durch den Einfluß der Regierung. Eben dieſe Ruhe des Landes, gegenüber der überreizten Leidenſchaftlichkeit der Väter des Vaterlandes, wird das Intereſſe früher oder ſpäter um einen andern Punkt concentriren, und die Bewegung wird beginnen, wenn es Niemand erwarten dürfte, und eine Richtung nehmen, die Niemand erwartet haben würde. Es zeigen ſich auch bereits Anzeigen, welche trotz der anſcheinenden Zufälligkeit ihres Auftauchens doch tief im innerſten Weſen unſrer Zuſtände wurzeln. Bei einem ſo ſehr angegriffenen Organismus, wie das Regierungsſyſtem in Frankreich, kann jedes Symptom eine lebensgefährliche Bedeutung bekommen. Die Enthüllung des Journaliſten Forcade, welche die Freunde des Elyſée des ſchmuzigſten Wandels anklagt, wie er nur ſeit der coloſſalen Corruptionspolitik Ludwig Philipp's möglich ſcheint, und die zugleich die innere Anarchie ſelbſt im Lager der Herrſchenden aufdeckt, dürften leicht das folgenreichſte Ereigniß für die Entwickelung unſrer zukünftigen Verhältniſſe werden. Wir ſehen einen der höchſten Beamten in Oppoſition gegen die Verſchwörungen in der Regierung — aus perſönlichem Intereſſe — und denſelben Beamten — wieder aus perſönlichen Intereſſen — den geheimen Beſtrebungen der machthabenden Partei zugethan. Ein Freund des Elyſée, ein Volksvertreter, iſt angeklagt durch das über jede Einwendung erhabene Zeugniß des vielunterrichteten Polizeipräfecten, Stellen verkauft zu haben, wie zur beſten Zeit Ludwigs XIV. Es läßt ſich gleich von vorn herein behaupten, daß ſolche Thatſachen nicht vereinzelt daſtehen können; ſie enthüllen ein ganzes Syſtem, und wer wagte es zu beſtimmen, wo das einmal entmaſchte Gewebe der trennenden und reißenden Kritik Widerſtand zu leiſten ſtark genug ſein wird? Und in der That ſehen wir den in ſeiner Ehre gekränkten Journaliſten die erſchrockene Regierung mit Veröffentlichung neuer Documente bedrohen, und diesmal handelt es ſich nicht um hohe, ſondern um einen höchſten Beamten. Erwägen wir nun die mannigfachen Intereſſen der verſchiedenen politiſchen Parteien und deren ehrgeizigen Führer, ſo wird es wahrſcheinlich, daß die im Aufbrauſen des erſten Zornes entſchlüpfte Drohung ihre Verwirklichung finden muß. Man wird ſo lange arbeiten und zerren, man wird von ſo vielen Seiten

Digitized by Google

auf den Inhaber des gefährlichen Geheimnisses eindringen, bis Dieser damit vor die Oeffentlichkeit tritt. Ist aber einmal der erste und schwierigste Schritt auf dieser Bahn geschehen, dann werden die vielen verletzten Eitelkeiten, die kleinen und großen verkürzten Prätensionen die Gelegenheit, eine Zurücksetzung oder eine Beschimpfung zu rächen, und die Dinge können eine Wendung nehmen, vor der die Legislative in ihrer gegenwärtigen Zerklüftung, bei ihrer so oft bewährten Muthlosigkeit, selbst zurückbeben wird, vielleicht zu spät. Der Antagonismus der beiden Regierungsgewalten, der angeblich in der Constitution seinen Grund hat, in der That aber nur in der beispiellosen Zerspaltung der Legislativen, wird sich dann wieder geltend machen, und Frankreich wird die doppelte Schande erleben, Nichtswürdigkeiten der einen Gewalt aufgedeckt, und dieselben doch, wegen der aus persönlichen Interessen getrennten Wächter des Gesetzes, ungestraft und unverbessert zu sehen. Es ist durchaus falsch, die Constitution — deren Mängel kein Vernünftiger in Abrede stellt — verantwortlich machen zu wollen für die außer ihrer Schuld liegenden Parteiintrigen, die eben dahin gehen, die Functionen eines jeden Organismus, der nicht ihren speciellen Interessen entspricht, zu hindern. Das fortwährende Hin- und Herzerren des Landes findet seine Erklärung nicht in der Verfassung, sondern in dem Umstande, daß die Verfassung sowol als die Regierung in der Kammer von vorn herein mehr Feinde als Freunde hatte. Diese leidigen Verhältnisse haben ihren Grund darin, daß die Parteien — und hier stehen die Fractionen der sogenannten Ordnungspartei oben an — die Autorität des Gesetzes und der Regierung selbst untergraben, und erst wenn ihnen dies — was bei der unverzeihlichen Politik derselben nicht schwer fällt — gelungen ist, dann schrecken sie zurück, und erinnern sich oder thun doch so, daß ein Schritt weiter sie einer Revolution in die Arme führen kann. Die Kammer hat nicht Resignation genug, Louis Bonaparte als Nothwendigkeit der durch ihre Parteimanövers herbeigeführten Verhältnisse zu dulden, und sie hat nicht den nöthigen Muth, ihm wirklich den Krieg zu erklären, und die Zügel der Regierung selbst zu ergreifen. Die Legislative ist eine revolutionaire Opposition, die nicht die moralische Kraft und, ihrer aus einander gehenden Bestrebungen wegen, vielleicht auch nicht die Möglichkeit hat, ein Convent zu werden. Unter solchen Verhältnissen kann dann natürlich nur der Zufall entscheiden — oder das endlich müde gehetzte Land, wie es denn auch wahrscheinlich kommen wird. Der Präsident seinerseits baut fortwährend auf diese vor der That erschreckende Feigheit der Nationalversammlung und auf die Friedensliebe des Landes, welche seiner Popularität bei einem gewissen Theile der Bevölkerung zu Hilfe kommen soll. Seine Politik ist daher, wie man glaubt, zunächst auf Herabsetzung der Legislative gerichtet. Die Donnerstag stattfindende Eröffnung der Eisenbahnstrecke nach Poitiers kann wieder ein Anlaß für den Präsidenten werden, sich auf Kosten der gesetzgebenden Gewalt ein Belobungsdecret auszustellen, wenigstens lassen die Anhänger des

Digitized by Google

Elysée dergleichen vermuthen, und unsrer jetzigen Kammer gegenüber ist Alles möglich, da begreift sich jede Herausforderung.

Doch wenden wir unsern Blick heiterern Dingen zu. Im Gymnase erregt ein Stück getanzter Geographie fortwährend die Begeisterung des Pariser Publicums. Das Spanische Ballet, das daselbst seine Vorstellungen giebt, gehört auch in der That zu den reizendsten Darstellungen dieser Art, und verdient den vollen Beifall der sachkundigen Pariserinnen. Die Petra Camera hat uns die Cachucha, die Gitana und wie die andern von Castagnetten begleiteten Spanischen Wunder heißen mögen, die Cervantes mit so glühenden Farben schildert, so zu sagen erst offenbart; was wir bisher gesehen, war nur eine matte Nachahmung, eine schlechte Uebersetzung der schönen Volkspoesie, welche die feurigen Andalusierinnen mit den Füßen dichten. Doch nein, der Fuß ist noch nicht die Hauptsache, was wir an der Petra Camera bewundern, das sind nicht Pirouetten, nicht Entrechats, nicht Triller, nicht akademische Stellungen, ihre Leistungen haben einen ganz andern Charakter, als die bisher genannten. Die Petra Camera tanzt mit dem Kopfe, mit den Augen, mit dem ganzen Leibe, ich möchte sagen mit dem Blute. Der Spanische Tanz, wie er uns hier entgegentritt, ist die Kundgebung einer naiven Sinnlichkeit, die im heißen Blute, im heißen Klima auf dem mit Orangen und Granaten geschmückten Boden des schönen Spaniens seinen Grund hat. Er ist der Ausdruck einer keuschen Leidenschaft von Naturkindern, die noch nicht vom Baume der Erkenntniß gegessen haben, und ihre Gefühle nicht mit dem Feigenblatte der heuchlerischen Civilisation bedecken. Dieses Tanzen hat einen Sinn, weil uns die Tanzenden als eben so viele Priesterinnen erscheinen, ein Tempel der Natur und der Liebe, während unser Tanz eine Convention ist, und darum eine Lüge, eine Unnatur. Die keusche Liebe, und wäre sie noch so leidenschaftlich, noch so sinndurchglüht, scheut das entheiligende Wort, und wirklich Liebende haben sich schon Alles mit dem Blicke gesagt, was zwei sehnsuchtsvolle Herzen sich nur sagen können. Die Gefühle, die ihre Seele bewältigen, sind zu mächtig, als daß sie im matten Worte ihren vollen Ausdruck finden könnten. Nur die Sprache der Augen und deren plastische Weiterbildung, wie sie in den Nationaltänzen sich wiedergiebt, vermögen die Gefühle des Herzens ausreichend darzustellen. Die Petra Camera giebt uns ein Bild von Dem, was der Tanz sein mochte, als er den Völkern zur Verherrlichung Gottes diente, und was er sein muß, um jene Fülle von süßen Dingen, all die tausend beglückenden Kindereien auszusprechen, welche das selige Zwiegespräch zweier Liebenden ausmachen. Mit zurückgelehntem Köpfchen, mit halbgeschlossenen Augen und halbgeöffnetem Munde schmiegt und windet sich die Petra Camera um den Helden ihres Herzens, und, die Augen einmal geschlossen, erzählt sie mit keuscher, Nichts verhüllender Gluth, was in ihrem Herzen vorgeht — gesteht sie ihre heiße Liebe. Ist das Schwerste vollbracht, und hat sie ihren gepreßten Gefühlen Luft gemacht, dann öffnen sich,

Digitized by Google

verschämt um sich blickend, die geschlossenen Augen, als suchten sie ängstlich die Wirkung ihres Geständnisses zu prüfen. Dann, wo sie im Auge des Geliebten die beseligende Hoffnung der Erwiederung zu lesen glaubt, will sie die Gewißheit dessen erlangen, was der Blick des Angebeteten nur zu versprechen scheint. Da öffnen sich mit einem Male alle Schleußen der reizenden Coquetterie, welche das Arsenal des weiblichen Herzens ausmachen, und sie umgaukelt und umgarnt den Sinnbetäubten wie ein Schmetterling die duftende, nährende Blume. Erst fällt sie auf die Knie und scheint als Gnade zu erflehen, was doch nur das Glück des Geliebten wäre, — jetzt neigt sie sich zur Erde und scheint mit dem süßen Leibe wie die Schlange des Paradieses den Gebieter ihres Herzens verführen zu wollen. — Jetzt erhebt sie sich wieder, und entfaltet die Reize ihres Leibes im stolzen Selbstbewußtsein der Schönheit. Nun wieder bricht sie schmachtend und liebesdurstig zusammen, als hätte sie nur zwischen zweifachem Tode zu wählen, dem beglückenden Sterben im Kusse des Geliebten, oder dem Ersticken der verlangenbewältigten Seele. Ihr feuchter Blick, der unter den halbgeschlossenen Wimpern wie der Sonnenstrahl aus dem Diamant des Thautropfens hervorschießt, ruft bittend und beschwörend jenen ersten Tod herbei. Sie will sterben: die Lebensfülle, die ihr Herz zusammenpreßt, kann nur in dem süßen Verscheiden an den Lippen des Geliebten ihre Auferstehung feiern. Da umschlingt der Liebende nun ihren Leib, und das Glück der Befriedigung steigert ihre Gefühle zum Dithyrambus, zur Hymne — keusch und leidenschaftlich zugleich wirft sie sich dem Geliebten an die Brust, sie empfängt das ganze Glück erwiedernder Liebe, so wie sie ihr ganzes Herz in jenes des Mannes ihrer Leidenschaft schüttet. Wie das ungezwungen wahr, naiv, keusch und schön ist! In der Petra Camera ist keine Spur jener erlernten Lüsternheit, jener gemachten Herausforderung, jener brutalen, in schönen Stellungen schlecht verhüllten, kalten, bezahlten Sinnlichkeit unsrer Europäischen Ballettänzerinnen. Die Leidenschaft, die den schönen Leib, daß süße Blut durchströmt, hat ihre Quelle im Herzen, und sie findet im Körper nur ihren Ausdruck, weil sich das Herz nicht anders hingeben kann. Mit welch rührender Naivetät macht sie nicht das Inventar ihrer Reize, um dem Geliebten ja den ganzen Werth ihrer Huldigung fühlbar zu machen. Sie will nur schön sein für ihn, und selbst der äußerliche Schmuck soll nur dazu dienen, dem Geliebten die Vorzüge in ein schöneres Licht zu stellen, die sonst seinen Augen vielleicht entgangen wären. Ich habe Aehnliches nur in Ungarn gesehen, und der Csárdás gemahnt in mancher Beziehung an dieses leidenschaftliche Liebesdrama, wie es im Tanze der Petra Camera auftritt. Auch dort ist der Tanz nur eine Improvisation eines liebedurchglühten Herzens, auch beim Ungarischen Volke hat die leidenschaftliche Sinnlichkeit jene keusche Natürlichkeit, die uns bei den Spanierinnen entzückt. Das in die Hände Klatschen, das jauchzende Rufen der erhitzten Tänzer haben die beiden Nationen gemeinschaftlich. Die andern Tänze, welche den Leistungen der Petra

Digitized by Google

Camera zur Folie dienen, bilden ein anmuthiges Ganze und gewähren ein reizendes Bild. Da begreift man die Freude am Tanze, es ist die Heiterkeit eines sinnlichen Naturvolkes. Die Castagnetten, die Musik, Alles gehört dazu; nur wenn diese lärmenden Kundgebungen nicht mehr genügen, wenn der Sinnestaumel den höchsten Gipfelpunkt erreicht hat, dann, dann brechen die Gefühle der Lust in einen Freudenchor aus, zu dem die Tanzenden, wie die Zuschauer, Jung und Alt, ihre Stimme erheben. Es muß der ganze Mensch an der Freude des Herzens betheiligt sein, und diese geht auch auf die bloßen Zuschauer über, die im Gesange eine Erinnerung der Vergangenheit feiern, oder eine Hoffnung der Zukunft aussprechen. Was die Theater sonst berichten, verdient kaum eine Erwähnung, und von Alfred de Musset's neuem Stücke habe ich Ihnen bereits geschrieben. Wie vorauszusagen war, hat sich die Speculation der Theilnahme, die der Proceß Bocarmé hier erregte, bereits bemächtigt. Es erscheint jetzt eine illustrirte Ausgabe desselben, zu drei Sous die Lieferung. Ich habe mir das Ding aus Neugierde angesehen. Die Tendenz dieser Publication und vielleicht auch das Interesse, das dieser Proceß fand, erklärt sich aus den Illustrationen. Eine derselben stellt den Grafen Bocarmé im Hemde vor, wie er das Stubenmädchen Justine um den Leib faßt, und die Unterschrift lautet: „Der Graf Bocarmé prüft die Tugend Justinens". Madame Bocarmé ist vorgestern hier angekommen; als sie auf dem Bahnhofe anlangte, erwarteten sie schon Haufen von Neugierigen, und damit man sie nicht erkenne, wollte die Gräfin die Etiquetten von ihren Koffern reißen lassen. Die Beamten weigerten sich, und sie lief selber zu ihren Effecten, um diese Operation zu vollbringen. Interessant dürfte es sein, zu bemerken, das Balzac ein Bekannter des Hauses Bocarmé gewesen, und auch eines seiner Werke der Gräfin widmete. Er spricht mit großer Achtung von ihr. Als er einst auf dem Schlosse von Bury zu Besuche war, führte ihn der Graf zu einem Ochsenhändler in der Nachbarschaft. Balzac brachte die Unterhaltung — seiner Gewohnheit nach — auf die Habsucht Dessen, bei dem er sich eben befand, und entwickelte eine solche Kenntniß des Ochsenhandels, daß ihm Jener einen Handel anbot. „Wofür halten Sie mich denn?" fragte Balzac. „Ich halte Sie für das, was Sie sind, für einen Ochsenhändler," erwiderte der Gefragte. Aehnliches widerfuhr dem Verfasser von „Eugenie Grandes" und der „Komödie des Latour" sehr häufig.

Die Revolution in Portugal.

Im Jahre 1848, wo das Revolutionsfieber selbst die ruhigsten Philister Deutschlands ansteckte, wurde das seit 40 Jahren fast nie zur Ruhe gekommene Portugal seinem Charakter untreu und blieb unerschüttert. Jetzt, wo alle Welt

Digitized by Google

in Erschlaffung liegt, holt es das Versäumte nach, und präsentirt der Welt eine Revolution, die zwar keine heroischen, desto mehr aber originelle Züge aufzuweisen hat. Der Urheber der Staatsumwälzung ist einer der höchsten Würdenträger des Reichs und der treueste Diener der Königin, das Opfer ein Minister, der sich fast allein dauernd das Zutrauen der Herrscherin hat erhalten können, und nun doch von seinem politischen Gesinnungsgenossen und ehemaligen Collegen mit Hilfe der politischen Feinde desselben gestürzt wird, das Werkzeug die Armee, welche berufen ist, den Thron gegen ungesetzmäßige Gewalt zu schützen. Der Ausbruch der Bewegung erfolgt, ohne daß es Jemand geahnt hat, sie mißlingt, wo Jeder ihren sichern Sieg prophezeiht, und gewinnt endlich die Oberhand, wo kein Mensch mehr an ihren Erfolg glaubt, und ihr Urheber selbst, an seiner Sache verzweifelnd, über die Grenze geflüchtet ist.

Durch Corruption der Cortes, Einschüchterung der Presse und Begünstigung der Armee, auf die sich sein System in letzter Instanz stützte, hatte der Graf Thomar (Costa Cabral) in den zwei Jahren seiner Regierung einen Zustand hergestellt, den man einen geordneten und ruhigen nannte, weil ein tyrannisches Regiment die Symptome der innern Auflösung nicht fühlbar werden läßt, ohne ihre Ursachen aufzuheben. Man nennt das heut zu Tage eine starke Regierung. Auf welch schwachen Füßen sie jedoch in Wirklichkeit stand, sollte sich bald zeigen, als von einem Manne die Fahne des Aufstandes erhoben wurde, von dessen politischen Antecedentien ein solcher Schritt allerdings am Wenigsten zu erwarten war. Der Marschall von Saldanha war 1846, als der Aufstand der Septembristen die Königin mit dem Verlust der Krone bedrohte, die vornehmste Stütze des Thrones, und als die Intervention des Auslandes dem Bürgerkrieg ein Ende machte, wurde Saldanha zur Belohnung für seine ausgezeichneten Dienste gegen die revolutionaire Junta von Oporto zum Premierminister ernannt, während Thomar, der schon damals durch seine Willkürherrschaft die Revolution veranlaßt, als Gesandter nach Madrid ging. Nur in der Ausführung war Saldanha milder und vorsichtiger als sein Vorgänger im Amte, ihre politischen Grundsätze waren sich ziemlich gleich, und sie blieben auch nach der Krisis Freunde. Thomar wurde von dem neuen Minister sogar oft zu Rathe gezogen, um parlamentarische Unterstützung angegangen, sogar zum Eintritt in's Cabinet eingeladen. Saldanha mußte aber im Juni 1849 abtreten, denn obgleich ihn sein hoher Rang und seine militairischen Verdienste oft an die Spitze der Regierung brachten, erlaubte ihm doch sein Mangel an staatsmännischem Geschick nie, sich lange zu behaupten. Sein Nachfolger war Graf Thomar, ein besonderer Liebling der Königin, weil er sich nie durch Gewissensscrupel und allzuängstliche Ehrfurcht vor dem Buchstaben der Verfassung abhalten läßt, den absolutesten Gelüsten des Hofes zu dienen. Saldanha versprach dem neuen Cabinet seine aufrichtige Unterstützung, nahm aber bald einen feindseligen Ton gegen seinen ehemaligen Gesinnungsgenossen an. Man

Digitized by Google

darf ihm jedoch daraus kein Verdienst machen, denn seine Opposition galt nicht der despotischen Regierungsweise des neuen Ministers, sondern der geringen Nachgiebigkeit Desselben gegen seine persönlichen Ansprüche. Dem Herzog von Saldanha ist die Politik nie etwas Anderes gewesen, als eine Angelegenheit persönlichen Interesses, und er hat stets Sorge getragen, sich an die Partei zu halten, welche sich geneigt zeigte, seinem Eigennutz zu dienen. Er ist sehr populair bei der Armee, und dies giebt ihm eine große Wichtigkeit in einem Staate, wo eine langjährige Mißregierung jede gesunde Stütze des Staats systematisch geschwächt und zerstört hat, und die Regierung, die sich durch Festhalten an der Verfassung nicht die Liebe und das Vertrauen ihrer Unterthanen hat gewinnen können, auf das Heer als auf ihren einzigen Hort angewiesen ist. Den Herzog machte das Bewußtsein seiner einflußreichen Stellung zudringlich und unmäßig in seinen Forderungen an das Ministerium, das ihm gern mit Gesandtschaften und ähnlichen einträglichen Ehrenposten lohnen wollte, aber nicht mit einem Antheil an der Regierungsgewalt, wonach Saldanha hauptsächlich strebte, während der Graf Thomar durchaus nicht geneigt war, den geringsten Theil davon in andere Hände als die seinen fallen zu lassen. So konnte die Spaltung nicht ausbleiben, die sich immer mehr erweiterte, bis sie jetzt zu einem von Saldanha geleiteten Militairaufstand geführt hat, ein Schritt, der allerdings nicht von dem allen insurrectionellen Bewegungen abgeneigten Charakter des Herzogs zu erwarten war. Das Publicum von Lissabon war daher höchlich von der Nachricht überrascht, daß der Herzog am 9. April nur von einigen Adjutanten begleitet, nach Cintra gegangen sei, um von dort aus mit den Truppen ein Pronunciamento gegen den Grafen Thomar zu organisiren. Alle Welt war überzeugt, daß die Truppen dem Rufe des geliebten Führers Folge leisten würden und daß Thomars Sturz unfehlbar folgen müßte — aber nahezu war die ganze Revolution fehlgeschlagen. Auf die erste Nachricht von dem Aufstande warf sich der König mit rascher Entschlossenheit auf die wichtige Festung Santarem, erreichte sie vor Saldanha, und konnte hier einen großen Theil der Truppen an sich ziehen, auf deren Beistand der Herzog gerechnet hatte, während er sich durch diese Bewegung zugleich von den Regimentern abgeschnitten sah, welche sich bereits im Süden des Landes zu seinen Gunsten erhoben hatten. Vergebens hoffte er, daß die Regimenter, welche der König gegen ihn führte, zu ihm desertiren würden, wenn er sie nur erst haranguiren könnte; der König hatte diese Gefahr recht gut erkannt, und hütete sich wohl, seine Truppen in versuchungsweise Nähe zu bringen; er hielt sich sorgfältig in Santarem eingeschlossen und ließ Saldanha unverfolgt seines Weges gegen Norden ziehen. Unter dem Volke fand dieser keine Anhänger, und suchte sie wol auch Anfangs nicht, da er die Bewegung blos mit Hilfe der Armee durchsetzen wollte. Um einen letzten Versuch zu machen, entschloß sich der Marschall, die wenigen Truppen, die er zusammen gebracht hatte, zu verlassen, und sich allein nach dem Duero zu

Digitized by Google

wenden, wo er mit seinen Anhängern in Oporto heimlich Unterhandlungen anknüpfte. Auch hier fand er keinen Anklang, denn der dortige Gouverneur, Graf Casal, hatte noch zur rechten Zeit ausgedehnte Maßregeln ergriffen, um die Ruhe der Stadt zu sichern und die Treue der Truppen aufrecht zu erhalten. Jetzt schwand dem Marschall alle Hoffnung. Seine letzte Hoffnung war noch Oporto, wo seine Anhänger ihm versichert hatten, die Garnison würde sich für ihn erklären, so wie er sich ihr zeigte, und sollte er auch ohne Begleitung kommen. Auf dieses Versprechen vertrauend, verließ er die wenigen Truppen, die sich ihm angeschlossen, in Castro d'Aire, ließ ihnen seinen Sohn als Geißel, und ritt mit nur zwei Adjutanten während der Nacht bis an den Duero, wo er acht Meilen von Oporto ein Boot nahm. Unmittelbar vor Oporto aber erfuhr er von seinen Freunden, mit denen er sich heimlich in Verbindung gesetzt, daß eine Bewegung in der Stadt unmöglich sei, da der Gouverneur, Graf Casal, auf die Nachricht von der Entfernung des Marschalls aus Lissabon ausreichende Vorkehrungen getroffen hätte, um die Ruhe in der Stadt zu sichern, und die Treue der Truppen aufrecht zu erhalten. Auf dem Flusse umkehren konnte er nicht, weil die Strömung zu groß war, er mußte sich daher bis zur Nacht verbergen, wo er dann nach Spanien zu fliehen beschloß, von der Hoffnungslosigkeit seines Unternehmens überzeugt. Und doch war um dieselbe Zeit jede Stadt, durch die er gekommen, voll von Anhängern, und in der ganzen Armee befand sich kein Regiment, welches man mit Sicherheit hätte gegen ihn verwenden können. Wenige Tage Verzug, und der schlummernde Funke wird zur Flamme. Schon ist Saldanha an der Spanischen Grenze, da bricht bei Gelegenheit einiger Verhaftungen, welche der Gouverneur von Oporto, Graf Casal, vornehmen läßt, eine Soldatenemeute aus, in Folge deren Casal aus der Stadt flüchten muß. Man schickt Saldanha sogleich einen Courier nach, und am 27. hält derselbe Mann seinen Einzug in Oporto, mit dem Jubel aller Bewohner, der vor wenigen Tagen noch daselbst kaum ein Versteck oder Mittel zur Flucht finden konnte.

Dieser rasche Umschlag und die Huldigung eines so ansehnlichen Theils der Armee, wie die Garnison von Oporto war, zeigte sowol dem König wie dem Grafen Thomar die Unmöglichkeit, den gegenwärtigen Zustand der Dinge aufrecht zu erhalten. Letzterer nahm seine Entlassung, und begab sich an Bord eines Englischen Schiffs, Ersterer eilte nach Lissabon zurück, und rieth der Königin, ein populaires Ministerium zu ernennen. Diese trennte sich jedoch nicht so leicht von den Cabralisten, und wollte Anfangs unter Terceira ein neues Cabinet bilden, mußte sich aber zuletzt doch bequemen, zu Saldanha ihre Zuflucht zu nehmen, der ein Cabinet aus der constitutionellen Partei, nicht frei von septembristischen Elementen, ernannte. Damit schloß der erste Act des Revolutions-Dramas.

Was Saldanha seitdem gethan hat, um seine Herrschaft zu befestigen, läßt eben nicht viel Gutes für ihre lange Dauer prophezeihen. Wir haben gesehen,

Digitized by Google

wie er sich im Anfang der Bewegung sorgfältig von der der Königin feindselig gesinnten Septembristenpartei frei hielt, und sich blos auf die Armee stützte, was beinahe zum Scheitern seines Planes geführt hätte. Bald jedoch erkannte er die Nothwendigkeit, seiner Regierung eine andere Basis zu geben, und versuchte dies in der Ausdehnung, daß er seinen ältesten Gegnern die Hand reichte. Der Ueberwinder Don Miguels ruft die proscribirten Miguelistischen Pairs wieder in das active politische Leben zurück, und der General, welcher 1846 gegen die Junta von Oporto marschirte, zieht selbst das Schwert gegen die Königin, und giebt einigen seiner damaligen Gegner wichtige Stellen im Heer. Darunter war selbst Das Antas, einer der vornehmsten Führer der septembristischen Bewegung von 1846, dessen Ernennung zum Commandanten der 7. Division fast eine militairische Contrerevolution veranlaßt hätte. Seitdem sind die militairischen Ernennungen Saldanha's etwas weniger prononcirt septembristisch. Die Miguelistische Partei, welche aus den ältesten und reichsten Familien des Landes besteht, sah nicht umgern ihren frühern Gegner Saldanha im offenen Aufstand gegen die Königin, die er zu ihrem Nachtheil auf den Thron gesetzt, und sie ließen sich die neue Revolution gefallen, wie die Französischen Legitimisten die Republik von 1848, nicht weil sie den neuen Zustand liebten, sondern weil sie den umgestürzten haßten. Saldanha hat gehofft, sich durch die Miguelistischen Pairs im Oberhause eine Majorität gegen Cabral zu verschaffen, aber es fällt der Partei nicht bei, dem Ministerium eine active Unterstützung angedeihen zu lassen. Von den 27 zurückberufenen Pairs haben 16 protestirt, und nur 4 haben sich zum Eintritt in die Pairskammer bereit erklärt. Während so die Miguelisten das Entgegenkommen des Ministeriums kalt zurückweisen, ist es sehr zu befürchten, daß die Septembristen seine Isolirung benutzen, um sich dasselbe ganz dienstbar zu machen, und ihre antiroyalistischen Pläne zu fördern.

Die einzigen Stützen des gegenwärtigen Zustandes sind daher immer noch das Heer und der Beamtenstand. Eine Armee aber, welche eben an einer Revolution Theil genommen hat, und dafür, daß sie ihren Fahneneid gebrochen, mit Orden und Beförderungen belohnt worden ist, wird nur allzugeneigt sein, das Experiment zu wiederholen. Diejenigen, welche bei der Theilung der Beute zu kurz gekommen sind, hoffen bei einer neuen Umwälzung die Gelegenheit besser zu benutzen, und Die, welche das erste Mal glücklich waren, werden eine neue Aussicht, sich zu bereichern, mit Freuden begrüßen. Eben so wenig verläßlich ist die Beamtenschaft, die sich bei jedem Systemwechsel mit einer massenhaften Entlassung bedroht sieht, und daher stets in der sclavischsten Unterwürfigkeit gegen die zur Herrschaft gelangende Partei ihre Rettung sucht.

Das Ausland hat sich über den neuen Zustand der Dinge noch nicht entschieden ausgesprochen. Von den zunächst Betheiligten war Spanien während des Verlaufs der Revolution gerade zu sehr mit den Wahlen beschäftigt, als daß

Digitized by Google

das Ministerium den Ereignissen im Nachbarstaate hätte große Aufmerksamkeit zuwenden können. Da sich aber seitdem eine sichere Majorität für das Ministerium gefunden hat, so dürfte sich dieses wol angelegentlicher mit den Zuständen eines Landes beschäftigen, das den Spaniern das verlockende, aber halbvergessene Schauspiel einer Militairrevolution wieder vorgeführt hat, und den Miguelisten, welche mit den Spanischen Carlisten in enger Verbindung stehen, neuen Spielraum zu geben verspricht. Das republikanische Frankreich ist schon aus innerer Seelenverwandtschaft für den absolutistischen Thomar, der durch seine Feindschaft mit Lord Palmerston einen Anspruch mehr auf die Gönnerschaft der jungen Republik hat. Lord Palmerston ist, nach der Sprache der ministeriellen Blätter zu schließen, nicht betrübt über Thomars Fall, aber sieht ungern den gewaltsamen Umsturz, der weder der Regierung Festigkeit, noch dem Lande Aussicht auf Reformen giebt. Eine Bewegung der beiden extremen Parteien, der Migueliſtischen und der septembristischen, könnte sogar den Casus foederis der Quadrupelallianz wieder ins Leben rufen und zu einer Intervention der drei Mächte führen.

Die Constitutionellen in der gegenwärtigen Krisis.

Ich konnte es mir denken, daß die beiden Briefe über die Stellung unsrer Partei zu den neuesten Verfassungs-Versuchen der Preußischen Regierung eine lebhafte Opposition hervorrufen würden. Der Umbildungs-Proceß, in dem wir begriffen sind, kann nicht ohne eine heftige innere Gährung vor sich gehen. — Von den Zeitungen unsrer Farbe, die mir zu Gesicht gekommen sind, nimmt nur die Weserzeitung mit großer Entschiedenheit den Standpunkt ein, der auch der meinige ist. — Dagegen haben die Breslauer und die Reichszeitung sich veranlaßt gefühlt, ziemlich leidenschaftlich gegen mich aufzutreten.

Was die erste betrifft, so habe ich zunächst den unschicklichen Ton zu rügen, in dem ihre Polemik gehalten ist, und der keineswegs durch das Gewicht ihrer Gründe gerechtfertigt wird. Redensarten, wie folgende: „Die constitutionelle Partei führt ihren Namen von der Constitution. Sie ist die Partei des Verfassungsstaats, und der Verfassungsstaat ist eben der Rechtsstaat, die allein haltbare Stellung einer constitutionellen Partei, der Standpunkt des vielverspotteten Rechtsbodens. Giebt die Partei diesen auf ...., dann mögen ihre Mitglieder alles Mögliche sein ..., Constitutionelle sind sie nicht mehr, und eine constitutionelle Partei hat aufgehört zu existiren" — solche Redensarten sind nicht geeignet, uns über unsre Lage aufzuklären, und sie gehören in die Kategorie jener formellen Deductionen, in denen sich ein Theil unsrer Partei mit Vorliebe bewegt, und über die man sich mit Recht lustig gemacht hat.

Digitized by Google

Im Uebrigen ist in diesem Aufsatze meine Auffassung vollständig verdreht worden. Es handelt sich gar nicht darum, was der Einzelne thun soll, der die Ueberzeugung hegt, daß seine Theilnahme an den neugeschaffenen Institutionen mit seinem Eide auf die Verfassung unverträglich sei. Wo das Gewissen spricht, haben alle übrigen Rücksichten zu schweigen, und Hr. v. Vincke hat z. B. ganz Recht daran gethan, sich 1849 der Wahl nach dem einseitig amendirten Wahlgesetz zu enthalten, obgleich die Partei wählte, und obgleich er selbst später seine Ansicht von dem Verhältniß des Rechts- und des Nützlichkeitsprincips geändert hat.

Es handelt sich vielmehr darum, ob diese Ueberzeugung auch Diejenigen binden soll, für welche die genannte Unvereinbarkeit nicht so unzweifelhaft ist. Mein Gegner giebt zu, daß diese Unvereinbarkeit objectiv nicht auszumachen ist, er glaubt aber, sie subjectiv den Constitutionellen imputiren zu müssen, „die unmöglich vergessen können, in welchem Sinn sie die Verfassung aufgenommen haben; die es wissen müssen, daß bei der ausgesprochenen Aufhebung der Standesvorrechte (mit Aufstellung einer Pairie!!) Niemand an die Möglichkeit des Fortbestehens der ritterlichen Privilegien gedacht hat" u. s. w. — Das ist nur eine Deduction, die als solche nicht schlagend auf das Gewissen wirkt. — Die beschworene Verfassung enthält eine Menge Widersprüche gegen den Geist derselben; das betreffende Gesetz ist unklar und verworren; der König hat die Verfassung auf eine ungewöhnliche Weise beschworen — das Alles sind Thatsachen, deren Eintreten wir nach Kräften bekämpft, die wir aber nicht gehindert haben, nicht aus jenem mythischen Vertrauen, das Gott weiß wer! damals noch gehegt haben mag, sondern weil wir nicht die Macht hatten, sie zu hindern. Wir konnten die Majorität der Kammer nicht zwingen, in unserm Sinn zu stimmen, wir konnten den König nicht zwingen, in unserm Sinn zu schwören. — Wenn wir die Macht haben werden, jene Widersprüche der Verfassung in unserm Sinn zu lösen, so werden wir es unzweifelhaft thun; jetzt haben wir diese Macht nicht, und wenigstens nach meiner Ueberzeugung wird uns der passive Widerstand sie uns eben so wenig verschaffen, als es bei den Demokraten der Fall gewesen ist.

Wenn wir nicht aus zwingenden Gewissensgründen (oder aus persönlicher Abneigung, zum Besten des Landes noch ferner im Schmutz zu wühlen, welche Abneigung ich bis zu einer gewissen Grenze für vollkommen berechtigt halte,) Widerstand leisten, sondern aus politischen Motiven, so kann das nur unter zwei Umständen als gerechtfertigt gelten. Entweder hoffen wir dadurch, die beabsichtigte „Rechtsverletzung" abzuwenden, oder wir wollen die herrschende Partei vollständig vom Volk isoliren, d. h. eine Revolution herbeiführen (oder abwarten; ich streite nicht um Worte).

Von dem ersten giebt mein Gegner zu, daß es eine thörichte Hoffnung ist. „Die alten Stände werden ins Leben treten, wir zweifeln nicht daran." Da-

Digitized by Google

gegen glaubt er nicht, daß sie eine politische Wirksamkeit haben werden. — Eine Einwirkung auf die sogenannte höhere Politik allerdings nicht, die haben die Kreistage nie gehabt; aber daraus allein besteht meines Wissens das Staatsleben noch nicht. Einen wie ungeheuren Einfluß die Communal- und Kreisvertretungen auf das reale Leben des Volks ausüben, das haben selbst die Demokraten nicht ignorirt, die trotz ihrer Ueberzeugung von dem angeborenen Menschenrecht der Urwahlen sich an der Wahl der Gemeinderäthe betheiligt haben. Wenn wir also die Kreistage ausschließlich der Reaction überlassen (sie waren es früher nicht; sie galten noch 1847 in der Majorität für liberal), so scheint mir das allerdings ein Verlust für unsre Sache. Es hängt aber noch mehr damit zusammen. Werden die Kreistage durchgesetzt, was mein Gegner glaubt, so würde es sich nicht damit vertragen, daß Administrativstellen von Einfluß in den Händen von Männern bleiben, die gegen die Rechtsgiltigkeit derselben protestiren. Wenigstens wird die Regierung diese Logik unzweifelhaft verfolgen, und das war es, was ich mit dem „Heraustreten aus dem realen Staatsleben" meinte. — Mein Gegner meint: „noch bestehen die verfassungsmäßigen Organe, noch ruht in ihnen von Rechtswegen die Realität des Staatslebens." — Sie bestehen allerdings noch, wenn auch in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung nur noch auf ein Jahr, und Niemand wird weniger als ich geneigt sein, an der Bedeutung dieser legitimen Körperschaften, namentlich beim Eintritt einer Krise, und auf alle Fälle zur Anknüpfung eines gesetzlichen Fortschritts, zu zweifeln. An ihrer Erhaltung liegt unendlich viel. — Für den Augenblick aber beschränkt sich ihre reale Wirkung auf die Möglichkeit, eine laute Opposition zu machen.

Wir würden übrigens auch in diesem Punkt in eine eigene Lage kommen. Wenn der Vorschlag, von Seiten der Kammern die neuen Schritte des Ministeriums für null und nichtig zu erklären, nicht durchgeht, oder wenn er unbeachtet bleibt, werden dann die Bedenken gegen das Verbleiben in der Kammer nicht eben so groß werden, als die Bedenken gegen den Eintritt in eine Körperschaft, die vorläufig doch nur eine thatsächliche Bedeutung hat?

So weit ich also sehe, kann die Consequenz des beabsichtigten Schrittes nur zu einem Ausgang führen: zum vollständigen Aufgehen in die Demokratie. — Bei diesem Punkt erwartet mich mein zweiter Gegner, der △ Correspondent „vom Rhein" der Reichszeitung, der mit ungleich mehr Anstand und Geist zu Werke geht. Ehe ich auf Diesen komme, muß ich noch eine beiläufige Bemerkung machen. Die Partei besteht doch wol nicht blos aus ihren parlamentarischen Vertretern? und ehe man sich zu einem entscheidenden Schritt entschließt, muß man sich doch wol die Frage vorlegen, wie Viele ihm folgen werden? — Doch dies nur beiläufig; einzelne Localerfahrungen über die viel besprochene Fusion könnten unsre Führer wol bedächtig machen. Bei den extremen Parteien sind die Führer die Hauptsache, das Uebrige ist Masse; bei uns ist es umgekehrt. In der Selbstständigkeit

Digitized by Google

unsrer einzelnen Glieder liegt der Grund unsrer Vorzüge, aber auch freilich unsrer Fehler, denn sie erschwert das Zusammenwirken und die Disciplin.

Noch eine zweite Bemerkung. Bei den Blättern unsrer Farbe macht es einen wesentlichen Unterschied, ob sie ausschließlich oder wenigstens vorzugsweise für Preußen, oder ob sie zunächst für das übrige Deutschland berechnet sind. Bei den ersten ist es ganz natürlich, daß sie vor Allem die innere Politik in Betracht ziehen, und sich in ihrer Opposition gegen das Ministerium durch keinerlei Rücksichten beschränken. Ihr Publicum ist ohnehin Preußisch genug, und wird sie nicht mißverstehen, es wird in ihren Angriffen gegen die augenblicklichen Vertreter dieses Staats keine Hinneigung zu einem andern Staat suchen. — Die andern Blätter müssen vorsichtiger sein, so lange sie überhaupt an der Idee, daß Preußen quand-même zur dereinstigen Leitung der eigentlich Deutschen Angelegenheiten berufen sei, festhalten; denn im „Reich" ist man noch nicht gewohnt, die Idee des Preußischen Staats von seiner augenblicklichen Erscheinung zu sondern, und jede Discreditirung Preußens ist, wie jetzt die Sachen liegen, eine indirecte Empfehlung Oestreichs. Die Reichszeitung ist darin mit den Grenzboten in gleicher Lage.

Wenn aber der Correspondent der Reichszeitung in dieser Beziehung sündigt, so geschieht es nicht aus Unbedacht. Seine Hoffnung auf Preußen ist vollständig vernichtet; in der Ansicht über die politischen Mittelparteien geht er entschieden mit Herrn von Unruh, und wenn er seine Ueberzeugung, die constitutionelle Partei müsse in die Demokratie aufgehen, auch noch mit einem halben Fragezeichen begleitet, so ist das nur eine oratorische Wendung.

Eine offen ausgesprochene Ansicht, die wenigstens ein klares Bild verstattet, ist immer zu ehren. Aber ist sie nicht dennoch vorzugsweise aus einem momentanen Unmuth entsprungen? Sind ihre Voraussetzungen nicht durch die Stimmung des Augenblicks gefärbt? Das ist es, was wir zu untersuchen haben.

Ernst genug faßt er die Sache auf. Er sieht in dem Uebergreifen der Demokratie, welches doch unzweifelhaft durch unsern Beitritt beschleunigt werden müßte, die Nothwendigkeit der Revolution; in der Revolution sieht er den Untergang der Cultur eines Menschenalters. In Beidem ist er mit mir gleicher Ansicht. Aber er weicht in zwei Punkten von mir ab: in dem Werth, den ich dieser Cultur beilege, und der Möglichkeit, sie zu erhalten und weiter zu entwickeln.

In unsrer Cultur findet er, ganz wie Herr v. Lassaulx, Nichts als einen langsamen Zersetzungsproceß, wie in den letzten Zeiten des Römischen Staats. Es scheint mir, als ob er sich durch den äußern, freilich etwas faulen Schimmer unsrer Cultur täuschen ließe. Wir schreiben schlechte, schwindsüchtige Romane, und wissen uns in der höhern Politik nicht zu helfen, wir schwanken aus einem Extrem ins andere: das Erste ist die Folge einer voreiligen Treibhausbildung, die unsre poetischen Kräfte in exotischen Blüthen absorbirt hat, und für die wir nun

Digitized by Google

büßen müssen; das Zweite das Resultat einer dreihundertjährigen Geschichte, die nur zum Theil dem Volke zur Last fällt. Was dagegen den eigentlichen Kern der Cultur ausmacht, das sittliche Leben, der Drang nach einer geregelten, consistenten Thätigkeit, und das Bestreben, klar zu sehen, finde ich in unsrer Zeit mehr als in irgend einer andern. Wenn man unser Familienleben, unser strenges Rechtsgefühl in Privatangelegenheiten, unsre Industrie und unsern wissenschaftlichen Eifer übersieht, so sollte doch der Vergleich mit der Römischen Cultur etwas gewagt erscheinen. Wir haben noch sehr viel zu verlieren, wenn die Entwickelung unsrer jetzigen Zustände gewaltsam unterbrochen wird, und nicht uns allein, auch die Geschichte trifft dieser Verlust.

Eben so wenig scheint mir die innere Nothwendigkeit eines gewaltsamen Umschwungs ausgemacht. Wenn wir für den Augenblick im schnellsten Rückschritt begriffen sind, so darf man nicht vergessen, daß dieses zunächst nach dem Gesetz der Ebbe und Fluth erfolgt; daß wir im Allgemeinen im Fortschreiten sind, ergiebt der erste beste Vergleich mit den analogen Zuständen von 1819. Sowol die Reaction als die progressistische Partei von 1851 ist besser als die damalige; die Reaction ist gezwungen worden, sich unsrer eigenen Mittel zu bedienen, und der Liberalismus sieht klar in alle Verhältnisse. Man bedenke, daß damals ein Görres zu den Hauptträgern des Liberalismus gehörte. — Auch kann ich den Rest unsrer politischen „Errungenschaften" nicht für so unbedeutend halten. Die Ansicht meines Gegners, er würde sich weder wundern, noch besonders betrüben, wenn eines schönen Morgens die jetzige Preßfreiheit und die parlamentarische Form aufgehoben würde, erscheint mir so paradox, daß sie kaum eine Widerlegung verdient. Allerdings giebt es auch Stimmen, die selbst die Censur der gegenwärtigen Gefahr, jeden Augenblick durch Repressivmaßregeln getroffen zu werden, vorziehen, aber diese Stimmen gehören jener Literatur an, die nur unter der Censur gedeihen konnte, weil sie Wunderdinge erzählte von dem, was sie sagen könnte, wenn sie es sagen dürfte. Eigentlich stehen wir in diesem Punkt noch nicht schlimmer, als die Franzosen.

Wenn wir also einmal die Revolution als ein Uebel fürchten müssen; wenn wir ferner noch immer Mittel und Wege sehen, ohne Gewalt die gegenwärtigen Zustände zu bessern, sobald in der öffentlichen Meinung jener Rückschritt erfolgt sein wird, der nicht ausbleiben kann, so scheint es mir falsch, die Frage nach unserm Verhalten auf zukünftige Eventualitäten zu beschränken, die keinen klaren und bestimmten Plan zulassen. Wenn wir von vorn herein von dem Gedanken einer unvermeidlichen Revolution ausgehen, so speculiren wir allerdings auf die Revolution. Uebrigens ist noch nie eine Revolution zu Stande gekommen ohne die wenigstens indirecte Mitwirkung der Mittelklassen, als deren Vertreter wir uns doch betrachten müssen. Da ferner die dauernde Herrschaft der extremen Revolutionspartei auch nach der Revolution eine Absurdität ist, da wir auch nach der

Digitized by Google

Revolution den Kampf gegen die Revolution, so wie gegen den Absolutismus von Neuem beginnen müßten, so scheint es mir einfacher, das jetzt zu thun, was wir dann doch wieder zu thun hätten. Der Gegensatz, den mein Gegner aufstellt, kosackisch oder republikanisch, ist eine von jenen Abstractionen, die eigentlich Nichts sagen. Wenn es heißen soll: kosackisch oder Französisch, so würde ich nach der bekannten Anekdote mich für Amerika entscheiden; soll aber nur der Gegensatz von Despotismus und Republik damit ausgedrückt werden, so ist die erstere Regierungsform nur in einem auch in der Privatsittlichkeit depravirten Volke möglich, und der Name Republik besagt vorläufig auch nichts Anderes, als das Nichtvorhandensein eines erblichen Königthums. Wir haben in Deutschland noch nach zwei Seiten hin Fortschritte zu machen. Unsre Staaten müssen noch etwas absolutistischer werden, und unsre Gemeinden etwas republikanischer, als sie es jetzt sind.

Um nun aber zu der Frage zurückzukehren, von der ich ausging: wäre die Restauration der Provinzialstände ein einzelner oder ein erster Act, so würde ich den passiven Widerstand nicht nur für nothwendig halten, sondern ich würde ihm auch die Möglichkeit eines Erfolgs zuschreiben. Nach dem aber, was in den letzten Monaten durch ganz Deutschland, z. B. in Sachsen, geschehen ist, glaube ich nicht, daß man an einem beliebigen Punkt Halt machen kann. Wie weit der Einzelne in diesem Punkt Widerstand leistet, hat er mit seinem Gewissen auszumachen, aber man möge nicht den Widerstand als einen Act der Partei darstellen. Unsre Partei beruht auf der Idee der Möglichkeit einer organischen Entwickelung. Wenn wir diese aufgeben, so geben wir die Partei selbst auf. Ich läugne nicht, daß das einmal geschehen kann, es darf aber nach meiner Ueberzeugung erst dann geschehen, wenn das letzte Wort gesprochen ist. Vorläufig würden wir durch das Aufgehen in die Demokratie eine Reihe politischer Doctrinen adoptiren, die wir, soviel ich weiß, nicht theilen, und wir würden einen neuen Weg einschlagen müssen, den wir nicht übersehen, und auf dem wir nicht weit kommen würden.

Jedenfalls ist der Conflict zwischen zwei Rücksichten vorhanden, und es ist nöthig, daß wir unsre neue Lage mit Ruhe überlegen. Durch ein überlautes Wesen, wie es in dem Artikel der Breslauer Zeitung gemacht wird, werden wir nicht gefördert, und es wäre schlimm, wenn wir in unsrer Partei bei dem Eintreten von Meinungsverschiedenheiten das erste Beispiel von gegenseitiger Brutalität geben sollten, welches die Demokraten in ähnlichen Fällen so glücklich vermieden haben. Und doch würde man sich nicht erwehren können, auf ähnliche vorlaute Redensarten einmal energisch zu antworten. † †

Digitized by Google

Schauspieler-Silhouetten.

3. Ludwig Dessoir.

Noch nicht volle zwei Jahre ist Ludwig Dessoir Mitglied des Berliner Hoftheaters. Als er seine ersten Gastrollen spielte, gewann er sich durch den intelligenten Ernst seines Strebens und durch das warme, wenn auch etwas düstere Colorit seiner Darstellungen den Beifall des Publicums. Von einem Theil der Berliner Kritik mit übertriebenem Lobe überschüttet, hat er jetzt das Schicksal, von anderer Seite gleich rücksichtslos verworfen zu werden. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Dessoir ist ein schätzenswerther Schauspieler, dessen Darstellungsfähigkeit jedoch durch Natur und Gewohnheit sich in einem beschränkten Kreise von Rollen erschöpft. Ungetheilte Anerkennung erwarb er sich zuerst und mit Recht als Othello.

So wenig seine kleine Gestalt, sein schweres und dumpfes Organ an sich geeignet sind, Auge und Ohr des Zuschauers im Voraus günstig zu stimmen, so viel trugen gerade diese Eigenschaften zu seinem überraschenden Erfolge als Othello bei. Er gab den Helden, auch ohne das äußere Mittel einer sogenannten Heldengestalt, in unverkennbarer Größe. Der gewichtig schwere Tritt des Kriegers und die damit scheinbar contrastirende gazellenhafte Raschheit der Bewegung, das rastlos umherschauende gluthvolle Auge, der rauhe Ton und Accent der Sprache verliehen dem Bilde eine scharfe Contourirung, und ein Zug leiser Schwermuth schien daran mahnen zu wollen, daß frühere harte Erfahrungen des vereinsamten Mohren sich in einem edlen Gemüth melancholisch reflectirten. Einer solchen Stimmung der Seele mußte die Theilnahme der schönen Desdemona wie eine Sonne am dunklen Nachthimmel plötzlich emporflammen, eine so gestimmte Seele mußte mit aller Gluth eines lange entbehrenden Herzens diese Neigung wie Lebensbalsam in sich aufnehmen, in einer so gestimmten Seele lagen bei aller vertrauenden Offenheit des Charakters die leicht erregbaren Zweifel an der Möglichkeit, daß die Venetianische Patriciertochter den von der Natur gezeichneten Afrikaner lieben könne, schon vorbereitet, ehe der Verläumder sie dem bewußtlosen Schlummer entriß. Mit der erwachenden Eifersucht beginnt die wilde Natur der heimischen Zone sich zu regen. Was erst nur aus einzelnen Bewegungen, aus der Gluth des Auges sprühte, durchwühlt nach und nach die ganze Seele, färbt jeden Ton, wird zur grimmig verhaltenen, endlich wüthend losbrechenden Leidenschaft. Die Wahrheit, mit der diese Entwickelung und zuletzt dieser Ausbruch aus den innersten Tiefen des Gemüthes sich löst und entfesselt, ist das Ergreifende an Dessoir's Darstellung. Er beherrscht nicht nur mit declamatorischem Pathos

Digitized by Google

die Form, den Schein der Leidenschaft, er besitzt diese selbst in fortreißender Gewalt überall, wo sie aus einem düstern Affecte sich entwickeln kann. Das sprechendste Seitenstück zum Othello liefert in dieser Beziehung sein Heißsporn in Shakspeare's Heinrich dem Vierten, dessen wilde, sprudelnde Zorneshitze Dessoir's schweren Ton wie einen Gießbach belebt, der über die Kiesel eines steinigen Bettes hinwegschäumt.

Das bewußte Streben nach realer Gestaltung des Charakterlebens führt Ludwig Dessoir immer zuerst auf die nationalen Wurzeln der dramatischen Person, die er durch die plastische Malerei der Schauspielkunst beleben soll. Hier läßt uns dann eine aufmerksame Beobachtung sehr bald erkennen, daß dem Wesen seines Spiels zwei Nationalitäten besonders entsprechen: die Englische und die Deutsche, denen er durch zwei Grundeigenschaften seiner psychischen Natur, von denen die zweite eigentlich nur eine krankhafte Steigerung der ersten ist, am Nächsten verwandt erscheint. Es sind dies: Innigkeit des Gemüths und Melancholie. Dessoir ist Hypochonder, und ein hypochondrischer Zug geht durch alle seine Darstellungen, färbt sogar seinen Humor, und giebt auch seiner Leidenschaft jene düstere Stimmung, jenes Rembrandt'sche Colorit. Nicht einem allerdings nicht völlig überwundenen schwerpathetischen Accente allein dürfen wir es zuschreiben, daß uns bei Dessoir's Spiel mitunter das Gefühl der Monotonie beschleicht; es ist vielmehr eine gedrückte, krankhafte Färbung, die er nirgends vollständig zu entfernen vermag, und die bei steter Wiederkehr als Grundstimmung der verschiedensten Rollen seiner Spielweise den Stempel der Einseitigkeit aufdrückt. Ganz unleidlich wurde mir diese Krankhaftigkeit in solchen Charakteren, die schon nach dem Willen des Autors an einer überschwänglichen Dosis hypochondrischer Sentimentalität leiden, wie der weltschmerzelnde Lord in Magdala von Frau Birch-Pfeiffer. Statt der Gefühlsverwässerung hier mit einer etwas kräftigen Zuthat zu einiger männlichen Consistenz zu verhelfen, überließ Dessoir sich der krankhaftesten Ueberspannung, die in der That nur in Romberg's Nervenlehre ihre Kunstprincipien und ihr Kriterium finden kann. Des Humors entbehrt jedoch Dessoir nicht, wenn derselbe heiß- oder schwerblütig zu färben ist. Läßt er ihn schon in seinem Percy in gemüthvoller Weise anklingen, so weiß er demselben als Bolingbroke in Scribe's Glas Wasser noch bestimmter den national Englischen Ausdruck zu geben, und den Staatsmann mit dem Mann von Welt zu verbinden. Trotz der gewissen Schwere seines Organs, die wol weniger im kräftigen Tone, als in den Werkzeugen der Wortprägung ihre Ursache hat, beherrscht er die Conversation nicht ohne Gewandtheit der Sprache. In der gewichtigen Weise, womit er seine Wortgefechte vorträgt, versinnlicht sich die Selbstgefälligkeit, welche einen Hauptzug des Charakters bildet; nur wird diese Weise wirklich zur Manier, indem der Künstler sie zu häufig wiederkehren und auch in die Mimik des Antlitzes treten läßt.

Manieren sind von einem Hypochonder untrennbar. So hat denn auch Dessoir

Digitized by Google

seine Manieren, die er auf jede Rolle überträgt, die aber nicht, wie z. B. bei Döring, aus Effecthascherei, sondern offenbar aus jenem in sich gekehrten, brütenden Wesen hervorgehen. Sie bestehen nicht allein in einer forcirten Anwendung eines leidenschaftlichen Augenspiels, sondern auch in gewissen eckigen Bewegungen der Arme und Hände, gewissen seitwärts gegen das Publicum gerichteten Schulterstellungen und dergleichen mehr, was da, wo Feinheit oder Anmuth der Tournure erforderlich ist, geradezu störend wirken kann. Sehr hinderlich waren ihm diese Angewohnheiten im Gewande der Römischen und Griechischen Antike, in deren Ton und Haltung er sich auch sonst nicht zu finden wußte. Weder sein Coriolan, noch sein Theseus (Hippolyt von Euripides) boten neben vielen Mängeln der Darstellung irgend eine befriedigende Seite dar. Wenn ich am Othello die Heldengestalt nicht vermißte, so ward ihr Mangel meinem Gefühl am Coriolan allerdings empfindlich. Hier erwarten wir den glänzenden, imponirenden Krieger, den riesenkräftigen Streiter schon in der sinnlichen Erscheinung zu erkennen; ein kleiner, schmächtiger, engschultriger Körper will zu der Vorstellung, die wir uns von einem Coriolan entwerfen, durchaus nicht passen. Die alten Berliner Theatergänger tragen von diesem Römischen Heros das Bild einer gewaltigen Figur und einer gewaltigen Lunge in der Erinnerung: Mattausch, der durch seinen Bastard von Orleans an den Grundfesten des Schauspielhauses zu rütteln pflegte. Als Coriolan kam er freilich mit seiner Muttersprache nie in Ordnung, da er das zweite O in Corioli stets lang und mit acutem Accente sprach; aber dergleichen Irrthümer der Sprache geschehen manchem Helden der herrlichsten Armee, und deswegen konnte er immer noch ein großer General sein.

Es liegt nicht nur an der körperlichen Erscheinung, daß Ludwig Dessoir und Cajus Marcius Coriolanus zwei durchaus verschiedene Persönlichkeiten blieben; es liegt in der ganzen Darstellungsweise des Erstern das wesentlichste Hinderniß seiner Vereinigung mit dem darzustellenden Charakter. Wir sahen nicht den stolzen Patricier, der sich wiegt auf der Höhe seiner aristokratischen Geburt, sich sonnt im Glanze seines Heldenruhms und in strahlend vornehmer Geringschätzung das Volk verachtet. Eine Art von Stolz ruhte allerdings auf der umwölkten Stirn des Dessoir'schen Coriolan, aber es schien mehr die Weltverachtung eines mürrischen Stoikers, als die Selbstüberschätzung des von Glück und Ruhm emporgetragenen Feldherrn. Und wieder lag in der Weise, wie er mit dem Volke sprach, viel zu viel Zorn, viel zu viel Galle, zu wenig kalte Verachtung, zu wenig Vornehmheit. Ein Coriolan kann der Masse hart, schroff und trotzig begegnen, aber er zetert nicht mit ihr wie ein hypochondrischer Schulmeister. Wenn der gleiche Mangel an antiker und königlicher Haltung im Theseus nicht in gleichem Grade auffiel, so mag die geringere dramatische Bedeutung des Charakters davon die Ursache sein. Die Verstöße gegen die Sitte des Alterthums waren hier noch verletzender als dort; indessen weiß ich nicht, wie weit dieselben, z. B. das anbetende Nieder-

Digitized by Google

knien vor der Göttin Artemis, dem Darsteller oder der Anordnung durch den Uebersetzer des Euripides zur Last fallen.

Wie viel ein ernster Wille selbst einem widerstrebenden Material abzuringen vermag, lehrte Dessoir's Perin in Donna Diana. Der Spanische Gracioso ist eine dramatische Maske, die als solche sehr national, als Charakter jedoch den Lebensbedingungen einer bestimmten Wirklichkeit durch eine poetisch-phantastische Laune entrückt erscheint. In diesem Sinne machte die geschickte Verbindung des Hofmannes mit dem Gracioso, des denkenden Kopfes mit dem verschmitzten Schalk, der trefflich ergriffene Ton des täuschenden Mitgefühls gegen die Prinzessin, der sarkastisch geschliffene Accent des Witzes den Dessoir'schen Perin zu einem charakteristischen Bilde. Hat der Künstler hier seine düstere Gemüthsfärbung fast gänzlich überwunden, so trägt er dagegen in seinen Carlos (Clavigo) einen Zug von Gemüthlichkeit, der den eigentlichen Kern desselben schwächt, und die idealen Wurzeln desselben durchschneidet, mit denen er im Gedanken des Goethischen Kunstwerks haftet. Wie das Streben nach nationaler Begründung seiner Darstellungen, um ihnen schon in der Untermalung die Hauptfarben der Wirklichkeit und des Lebens zu ertheilen, eine durchgreifende Richtung in der künstlerischen Gestaltungsweise Dessoir's bildet, so ist sie auch, im Vergleich zu andern Darstellern derselben Rolle, eine Eigenthümlichkeit seines Carlos. Er ließ auch in der Freundeswärme, mit welcher er des Clavigo Geschick ergreift, das erhobene Pathos Spanischer Nationalität hindurchklingen, aber er gab damit nicht den Carlos des Dichters. Dieser steht mit seiner berechnenden Denkart mehr der Welt gegenüber, als in ihr. Er gehört eben zu denjenigen energischen Naturen, die das All einzig auf ihr Selbst beziehen, weil sie die Kraft in sich fühlen, das Leben nach ihren Zwecken zu meistern. So fühlt er sich, in der Ueberhebung seiner Ironie über die seelischen Bande menschlicher Vereinigung, auch an Clavigo auf die Dauer vorzugsweise darum gefesselt, weil er die eigene Energie leitend und bildend an dessen reichem Talent bethätigt. Ich will jenen menschlichen Zug wirklicher Theilnahme an den fruchtbaren Geistesgaben seines Freundes und an deren vortheilhaftester Benutzung durch ihren Besitzer nicht etwa aus der Seele des Carlos verbannen, doch ist sie ein Zug der Stimmung, welcher das Wesen des Charakters nicht umgestaltet. Dessoir giebt mehr die theilnahmvolle Stimmung des Gemüths, als den Charakter in seiner weltmännischen Consequenz.

Zwei Rollen, welche am Entschiedensten beweisen, wie harmonisch die Eigenthümlichkeit des Deutschen Wesens mit der Natur des Dessoir'schen Spiels zusammenklingt, sind der Tempelherr in Lessing's Nathan und die Titelrolle in Goethe's Faust. Von allen Darstellungen des Künstlers haben mich diese beiden am Vollständigsten befriedigt.

Zuerst sein Tempelherr. Das rauhe, derbe Wesen des Schwaben und die körnige Leidenschaftlichkeit des Jünglings, die in der Lebhaftigkeit des Schrittes

Digitized by Google

sich äußert, aus dem Feuer des Auges sprüht und im Accent der Rede glüht, weiß Dessoir mit einem — leicht melancholisch gefärbten — Adel der Seele zu durchleuchten, die unwirsche Bescheidenheit mit einer Innigkeit des Gemüths zu verschwistern, daß wir den ganzen Reichthum des Charakters in seinem Spiele aufgehen sehen. Die Wandelungen der Seelenstimmung werden in ihrem Entstehen und wechselnden Uebergang mit psychologischem Takt gezeichnet und tief ergreifend in seiner Wahrheit vor allem Andern das Begegniß mit Recha. Der erwachende Zug des Herzens, der Kampf der sittlichen Pflicht mit dem Gefühl, die plötzliche und doch so milde Umstimmung des ganzen Wesens, kurz die geheime Macht der Liebe auf ein Deutsch empfindendes Gemüth können nicht wahrer zum Ausdruck gelangen.

Die meisten Darsteller des Faust sind nur dem zweiten, aber nicht dem ersten Theil dieser Rolle gewachsen, und geben jenen als ein völlig losgerissenes Glied. Nichts ist verfehlter, als aus dem Faust mit dem Hexentrank im Leibe einen Don Juan zu machen. Bei Dessoir überwiegt die erste Hälfte, aber auch die zweite ist in voller Harmonie mit jener, ist ihr unverkennbares Product. Wir sehen zu Anfang den Mann der Wissenschaft, der nicht allein im schwülstigen Pathos der Gelehrsamkeit sich ergeht und nicht etwa nach den verbotenen Fleischtöpfen des Genusses ein sinnliches Gelüsten trägt, um das er jammert. Wir sehen in der trefflich ergriffenen Maske schon, im hohlen, tiefblickenden Auge, wir empfinden aus dem hohen Geistesaccent der von gespreizter Declamation befreiten Rede den ungeheuren Kampf, den dieser Mann mit unbekannten Mächten um die Krone des Erkennens und Wissens gerungen. Die melancholischen Accente des Schmerzes über die Vergeblichkeit alles mühevollen Forschens sind fern von eitler Sentimentalität, die Leidenschaft des rastlosen Denkers energisch, und furchtbar die Verzweiflung, die moralische Vernichtung vor dem Erdgeiste. Dieser Faust kann sich mit Bewußtsein dem Teufel ergeben, dem Genusse des Lebens nachjagen, ohne von seinem Ich ein Atom einzubüßen. Er bleibt immer der grübelnd reflectirende, selbstquälerische Faust, der im Genießen nur das Wissen sucht, und den Genuß secirt, indem er sich ihm überläßt. Diese nur im Deutschen Volke heimische Hypochondrie des Denkens, des fruchtlosen Forschens nach dem Unergründlichen, dieser in unendlicher und unstillbarer Sehnsucht nach Erkenntniß immer und immer wieder die Wirklichkeit des Lebens verläugnende Idealismus, schließt als Grundton der Darstellung den Dessoir'schen Faust zu einer Einheit von Gedanken und Ausführung zusammen, die nicht allein im schauspielerischen Pathos vollzogen ist, die uns hier als eine historische Stufe wahrer Intelligenz lebendig entgegentritt. Es ist nicht Faust im Allgemeinen, Faust „der Mensch", der Repräsentant der Menschheit, es ist eben ein Deutscher Gelehrter, der in's Endlose schweifende Idealist in seiner wirklichen, nationalen und individuellen Existenz. Faust ist der Typus der Dessoir'schen Darstellungsweise. Bei allem ernsten Bemühen um jedesmalige bestimmte Charakteristik jeder

Digitized by Google

besondern Rolle geht das Colorit Fauſtſcher Melancholie, und daneben ſogar mitunter ein leiſe pedantiſcher Zug durch die Mehrzahl ſeiner Darſtellungen. Letzterer iſt nur die Kehrſeite einer Gewiſſenhaftigkeit des Künſtlerſtrebens, welche die leichten Künſte eines hohlen Idealismus verachtet, und überall des Lebens realen Inhalt zu ergreifen ſucht. A. G.

Ein Spaniſcher Dramatiker.

Seit etwa zwanzig Jahren hat das Spaniſche Theater nach langer Pauſe wieder einen neuen Aufſchwung verſucht. Es arbeiten eine Menge nicht ungeſchickter Schriftſteller für die Bühne, und ſuchen theils die alte goldene Zeit des Spaniſchen Theaters zu erneuern, theils ſich der neuen Romantik, welche in dem geſammten gebildeten Europa vorherrſchend iſt, anzuſchließen. Wir haben vor einiger Zeit eines der Dramen dieſer neuen Poeten, den Don Juan Tenorio von Zorilla, ausführlich beſprochen, und in demſelben die Wiederaufnahme der altkatholiſchen Richtung Calderon's nachgewieſen, freilich mit Zuthaten von neuem Geſchmack. Ein anderer dieſer Dichter, der in derſelben Richtung arbeitet, iſt Breton de los Herreros. Derjenige Dichter, der uns hier beſchäftigt, Don Eugenio Hartzenbuſch, von dem ſo eben in Paris und London Geſammtausgaben erſchienen ſind, iſt ein halber Landsmann von uns. Sein Vater, ein Rheinpreußiſcher Kunſtſchreiner, wanderte nach Madrid aus, wo der Sohn, geboren im Jahre 1806, im Anfang das Gewerbe fortſetzte; aber ſeine Bekanntſchaft mit dem Theater zog ihn bald von dieſer Beſchäftigung ab. Er fing zuerſt an, Franzöſiſche Stücke zu bearbeiten, und ältere Spaniſche für die Bühne einzurichten. Sein erſter Verſuch der Art wurde 1829 auf dem Theater de la Cruz aufgeführt; es folgten mehrere ähnliche, bis er endlich im Jahre 1837 mit einem Originalſtück: „Die Liebenden von Teruel," welches eine Nationalſage behandelte, einen großen Erfolg errang. Sein Vater war mittlerweile 1834 geſtorben, er ſelbſt hatte das Geſchäft vollſtändig aufgegeben, und die Berichterſtattung der Cortesſitzungen für die Madrider Zeitung übernommen. Es folgten mehrere ähnliche Stücke, darunter vorzüglich: „Eine Hochzeit in der Inquiſition", „Alphons der Keuſche", „der Eid in Santa Gadea" und „die Mutter des Pelagius"; auch viele Luſtſpiele, die aber nicht den gleichen Erfolg errangen. Außerdem überſetzte er Fabeln aus dem Deutſchen und Franzöſiſchen ins Spaniſche, und arbeitete für einige Journale. In Folge dieſer Leiſtungen wurde er 1844 in der Nationalbibliothek von Madrid angeſtellt, und 1847 in die königliche Akademie aufgenommen.

Seine erſten Studien bezogen ſich auf das claſſiſche Franzöſiſche Drama,

Digitized by Google

welches seit dem 18. Jahrhundert durch den Einfluß von Huerta und Moratin die ausschließliche Herrschaft im Spanischen Theater behauptet hatte. Aber er befolgt keineswegs die Regeln des Boileau; nur die mäßigere Anwendung des Spanischen Schwulstes und die größere Einfachheit in den Ausschmückungen schreiben sich von diesem Studium her. In dem Bau seiner Stücke, wie in der Wahl seiner Gegenstände schließt er sich vollständig der Schule von Victor Hugo und Dumas an. Am Glücklichsten ist er in der Behandlung von alten Sagen, aber er schwärzt fortwährend jene subtilen Empfindungen und jene nervenerschütternden Greuelthaten in dieselben ein, ohne welche die moderne Romantik nicht gedeihen kann. Der Zufall herrscht in seinen Dramen, wie in der Altspanischen Tragödie, nur ist an Stelle der alten Motive von loyaler Aufopferung, phantastischer Galanterie und jenes hochgeschraubten Ehrgefühls, welches in den Grundsätzen des Altspanischen Ritterthums, wie in den Lehrbüchern der jesuitischen Casuistik subtilisirt war, die cynische Selbstliebe und das über alles Maß hinausgehende Recht der Begierden getreten, welches die Neufranzosen charakterisirt.

Schon in frühern Aufsätzen haben wir auszuführen gesucht, daß die Neufranzösische Romantik in ihrem Wesen mit der Altspanischen Tragödie zusammenfällt. Die Unklarheit der sittlichen Motive, die vollständige mechanische Trennung der sittlichen Begriffe von dem subjectiven Gefühl, des Heiligen von dem Irdischen ist in beiden gemein, nur bleiben die Franzosen beim Contrast stehen, während Calderon ihn durch die Wunder der Kirche auflöst. In manchen von den Werken der geschickteren Französischen Romantiker, namentlich in dem „Theater der Clara Gazul" von Prosper Mérimée finden wir sogar die Spanische Vorstellungsweise plastischer ausgedrückt, als bei den Spaniern selbst, weil die Franzosen die weitergehende Reflexion und die höhere Bildung voraus haben. Und mit der Frivolität dieser neuen Poeten ist es auch nicht weit her; sie sind jeden Augenblick geneigt, in Entsetzen über ihre eigene Verruchtheit auszubrechen, und sich vor den alten verlassenen Altären bußfertig in den Staub zu werfen.

Man hat bei uns die Blüthenzeit des Spanischen Theaters überschätzt. Es war doch nur eine krankhafte Blüthe, und ich möchte die Gluth, die in ihren Dichtungen athmet, mit jenem hektischen Roth vergleichen, welches nur auf den ersten Anblick erfreut. Die phantastische Welt, in der sich Calderon bewegt, ist der Selbstauflösungsproceß der Spanischen Nation, die durch den kirchlichen und staatlichen Despotismus bis in ihr Mark hinein corrumpirt war. Was allein die Würde der Poesie ausmacht, neue höhere sittliche Ideale darzustellen, und dieselben mit der lebendigen Wirklichkeit zu vermitteln, hat die Spanische Tragödie nicht geleistet; sie ist daher ohne Frucht für die menschliche Cultur vorübergegangen, und es würde ein vergeblicher Versuch sein, sie wieder in ein Scheinleben zu galvanisiren.

Digitized by Google

Wochenschau.

Die Dampfboot-Verbindung zwischen Cronstadt und Stettin. — Seit der Vollendung der Berlin-Stettiner Eisenbahn und dem Baue der übrigen von Berlin ausgehenden Eisenbahnen gilt Stettin, nicht Lübeck, als das Deutsche Eingangs-Thor für das große nordische Reich, und doch findet wöchentlich nur eine einmalige Verbindung zwischen beiden Punkten Statt, obwol eine wöchentliche viermalige Dampfbootverbindung bei einer humanern Verkehrs-Erleichterung Seitens der Russischen Regierung sich sehr wohl rentiren würde. Sie erschwert das Reisen ins Ausland, besteuert dasselbe durch einen kostbaren und häufig nur durch Bestechung zu erlangenden Paß, und der intelligente thätige Ausländer betritt nur mit Widerwillen das Reich des weißen Czaren, wenn dort ihm auch eine glückliche materielle Zukunft winken sollte.

Die Pommersche Küste ist nicht saftig und grün, Sanddünen mit spärlichem Strandhafer bewachsen und langweilige Fichten stellen sich dem ansegelnden Schiffe dar, aber nie blickt das Auge sehnsüchtiger und wohlgefälliger von irgend einem Schiffe, als wenn dem Dampfboote von Cronstadt die Swinemünder Bucht erscheint, und Deutschlands Küste endlich deutlicher hervortritt. Es ist nicht die Seekrankheit, nicht das Einförmige der Seereise der Grund dieses Wohlbehagens, Deutschland, das Italien des Russen, ist am Horizont erschienen.

Der Adler und Wladimir sind zwei tüchtige, von Eisen in England erbaute Schiffe; jener macht die Fahrt durchschnittlich $2^1/_2$ Stunde schneller als dieser, aber der Wladimir gilt für ein bequemeres Boot. Der Adler bietet den Blicken schärfere Linien dar, und wenn jedes Dampfboot durch die Radkasten verunstaltet wird, so ist dieser gefälliger, als der plumpe Wladimir, dessen Seiten noch auf nicht seemännische Weise durch ein Posthorn verziert werden. Dieser geht tiefer als jener, ist im engen Fahrwasser auf der Oder schwer zu steuern, und kommt deshalb öfter unter Beistand eines Bootes die Oder hinauf. Der Adler gilt für reinlicher als der Wladimir, die Mannschaft dieses stellt zum Theil jene gelben schmuzigen Gesichter bloß, die man sich ohne eine gewisse Hautkrankheit und Ungeziefer schwer vorstellen kann. Wer ihre Mahlzeit belauscht, namentlich ihr Lieblingsgericht, aus Gurken und verschiedenen Ingredienzien bestehend, im Sommer verspeisen sieht, findet zwischen gewissen Bestien und speisenden Russischen Matrosen keinen großen Unterschied. So macht die Besatzung des Adlers einen bessern Eindruck, und der Russe zieht das Preußische Boot dem vaterländischen vor, da er auf jenem auch harmloser und unbefangener aufzutreten wagt. Dem Führer des Preußischen Bootes wirft man jedoch vor, daß er die Passagiere der 1. Kajüte mit größerer Aufmerksamkeit behandele, als die der 2. und 3. Kajüte, und in seinem Benehmen gegen die Mannschaft nicht ohne Härte sei.

Wer die Englischen Küsten kennt, den Finnischen Meerbusen und die Russischen Häfen am schwarzen Meere angelaufen hat, muß der Englischen und Russischen Regierung, die im Handel und in der Politik von ganz entgegengesetzten Grundsätzen geleitet werden, das Zeugniß geben, daß sie die Küstensterne des Seefahrers, die Leuchtfeuer, heller und feuriger strahlen lassen, als die Preußische Regierung. Das ist kein günstiger Eindruck für den Reisenden. Zwei schwache Feuer, eins von der Oie, das

Digitized by Google

andere vom Swinemünder Leuchtthurme, bezeichnen die Einfahrt in die Swinemünder Bucht so undeutlich, daß der Schiffer beim Leuchten dieser Johanniswürmchen nur mit großer Vorsicht der Küste sich nähert. Das Fahrwasser zwischen Swinemünde und Stettin ist zwar eine Wasserstraße, wie die zwischen Cuxhafen und Hamburg, aber keine Feuerschiffe markiren auf dem Reviere wie auf der Elbe bei Nacht das Fahrwasser. Schon zweimal mußte der Adler 1½ Stunde von Stettin bei dem Eingange ins Pagenwasser vor Anker gehn und die Nacht über liegen. Warum gehn wir hier vor Anker? fragten die Russen. Es ist zu spät, war die Antwort des Lootsen, wir fahren die Nacht hier nicht gern, weil ein Feuer fehlt.

Während ⅔ der Verbindungszeit im Jahre ist die Zahl der Reisenden von Cronstadt nach Stettin größer als umgekehrt; die Deutschen Bäder und der Süden Frankreichs sind das Ziel vieler Passagiere, doch treffen auch häufig Russische Couriere und Spione ein, die eilenden Laufs von dannen ziehn.

Rußland steht an der Spitze der Deutschen Bewegung, seine Diplomaten beherrschen Europa, und doch bringt das Dampfboot nie eine einzige zugängliche politische Nachricht nach Stettin. Was Neues? ruft man den Ankommenden zu; 126 Passagiere und eine reiche Ladung, ist die Antwort, aber kein Zeitungsblatt zur schleunigen Benutzung für die Localblätter, keine telegraphische Depesche für das Berliner Correspondenz-Bureau, kein Correspondenz-Artikel aus dem Norden wird abgegeben, nur einige trockene Geschäftsbriefe mit Preisnotirungen von Russischen Waaren treffen ein. Das Journal de Petersbourg ist inhaltslos und die Stettiner Zeitungen haben für den Russischen Artikel und die Russische Post keinen Raum freizulassen, und es entgeht ihnen so die Gelegenheit, die ersten Nachrichten aus Petersburg dem Binnenlande mitzutheilen.

Wenn Du in ein fremdes Land kommst, so stecke den Finger in die Erde und rieche daran, ist ein Russisches Sprichwort; mit Befriedigung betritt der Russe den Deutschen Boden, der Finger riecht nicht nach Juchten, aber das Band der Zunge löst sich schwer, wenn der Ankömmling nach Rußland zurückkehren will. Gepäckträger, Droschkenkutscher, Gasthofs-Agenten sind die zuerst erscheinenden Repräsentanten der Deutschen Nation, die zudringlich, wie in der ganzen Welt, ihre Dienste anbieten. Aber was sind diese Leute gegen einen Korb Flieder, den man den Russen darbietet? Flieder, Flieder tönt es auf Russisch, ach, schon Flieder in Deutschland! Der Korb wird geleert, und der Natur bringt der Beglückte die erste Anerkennung dar.

Das Auftreten des Russen am Landungsplatze ist im Allgemeinen pauvre; er behandelt auch sein Bett für die Nacht, weil er geprellt zu werden fürchtet. Gewöhnlich trifft das Boot noch so früh ein, um den Reisenden denselben Tag auf der Eisenbahn die Fahrt nach Berlin möglich zu machen. Vor dem Stettiner Bahnhofe stand bis vor Kurzem eine Denkwürdigkeit für die Russen, eine von der in Stettin gebornen Kaiserin Katharina gepflanzte Linde, jedoch ist dieselbe eingegangen. Die erste Klasse wird auf allen Deutschen Bahnen wenig benutzt, aber die Russen benutzen dieselbe, und öfter bezahlt ein solcher ein ganzes Coupé, um nur nicht durch Andere belästigt zu werden. Da Extrazüge stets 24 Stunden vorher bestellt werden müssen, so muß der Reisende nach dem Abgehen des letzten Zugs übernachten, und voriges Jahr konnte ein aus Petersburg eingetroffener Preußischer Prinz trotz aller Vorstellungen nicht denselben Tag per Extrazug Berlin erreichen. Auf solche außerordentliche Fälle ist der Betrieb auf den Eisenbahnen noch nicht vorbereitet.

Digitized by Google

Selbstmorde in Frankreich. — Als ein eigenthümlicher Beitrag zur Sittengeschichte unsrer Zeit erscheint die von dem jungen Französischen Arzt Petit herausgegebene Abhandlung über die Selbstmorde in Frankreich in den Jahren 1835 bis 1846. Indem sie sich frei von der Phrase hält, giebt sie fast Nichts als Zahlen, und eröffnet doch dem Nationalökonomen wie dem Moralisten manchen neuen Gesichtspunkt. Wir theilen einige Proben daraus mit. Die zwölf in Betracht gezogenen Jahre ergeben im Ganzen 33,032 Selbstmorde; das erste Jahr (1835) hat deren 2305, von da an steigt die Zahl regelmäßig bis zu 3,102; nur das Jahr 1844 zeigt einen Rückschlag gegen 1843 um 47. Das Verhältniß zwischen Männern und Frauen war in dieser Beziehung im Jahr 1835: 1,784 zu 520; in den andern Jahren entsprechend. Merkwürdig ist der Nachweis, daß in den Departements des Gebirges die Zahl der Selbstmorde sich zwischen 3 und 16 im Jahre hält, während sie in den Departements der Ebene zwischen 34 und 491 (Seinedepartement) schwankt. Auch die Jahreszeiten zeigen einen ganz bestimmten Einfluß; am Besten steht es im December, er hatte während jener zwölf Jahre nur 1,977 Fälle, von da an findet eine regelmäßige Steigerung statt bis zum Juni, der mit 3,621 Fällen auftritt, eben so regelmäßig ist dann wieder die Abnahme bis zum December. Anlangend das Alter der Personen, so fanden sich in der ganzen Zeit unter den Selbstmördern 239 Kinder unter 16 Jahren (!), dann ergiebt sich wieder eine Steigerung bis zum Alter zwischen 40 und 50 Jahren, aus welcher Altersklasse 6,675 Fälle gezählt werden; dann wieder eine regelmäßige Abnahme; das Alter „über 80 Jahre" zählt noch 458 Fälle. Dann folgt eine Classificirung der Selbstmörder nach ihrer Profession. Hauptnummern darunter geben: Ackerbauer und Tagelöhner, 7,530, active und pensionirte Militairs, 1,883; Rentiers, 1,571 u. s. w. Eine Sonderung der Fälle nach der gewählten Todesart ergiebt: Tödtungen durch Ertränken, 11,084; durch Erhängen, 10,605; durch Erschießen, 5,362; durch Kohlendampf, 2,321; durch schneidende oder stechende Instrumente, 1,328; durch Gift, 791; durch Herabstürzen von einer Höhe, 1,399. — Auch nach den Beweggründen zum Selbstmorde sind die Fälle classificirt; es finden sich darunter:

wegen	Geistesabwesenheit	6,449 Fälle
„	körperlicher Leiden	2,745 „
„	bevorstehender gerichtlicher Verfolgung	1,186 „
„	häuslicher Mißverhältnisse	2,623 „
„	wirklichen Elends	1,853 „
„	zerrütteter Vermögensverhältnisse	1,697 „
„	Mißhandlung durch die Aeltern	143 „
„	Unglück in der Liebe	983 „
„	Eifersucht	148 „
„	eingewurzelter Trunkenheit	1,360 „
„	eines nicht erhaltenen Toilettengegenstandes	3 (Frauen)
„	eines nicht bestandenen Examens	1 Fall
„	politischer Exaltation	6 Fälle

u. s. w.

Die Französische Akademie, gegenwärtig vielleicht eins der ältesten Institute, dessen sich Frankreich erfreut, hat auch die Stürme der Revolution über-

Digitized by Google

dauert. Es ist noch immer eins der glänzendsten Ziele des Ehrgeizes, in diese ehrwürdige Körperschaft aufgenommen zu werden. Bei der neuesten Wahl hat die Kritik den Sieg über die Romantik davongetragen. Herr Nisard, der den Vorzug vor seinen Mitbewerbern, namentlich vor Alfred de Musset erhielt, ist ein würdiger Nachfolger des Abbé de Feletz, an dessen Stelle er getreten ist. Der Letztere hatte zur Zeit des Kaiserreichs mit großer Entschiedenheit gegen die um sich greifende Romantik in den Empfindungen und Anschauungen angekämpft. Die großen Verdienste, welche Nisard durch die strenge Classicität seiner Kritik in seiner Französischen Literaturgeschichte sich erworben hat, haben wir schon früher zu würdigen versucht. Sein Hauptwerk ist die Geschichte der Lateinischen Dichter aus der Zeit des Verfalls. Feletz sowol als Nisard haben ihre erste kritische Thätigkeit im Journal des Débats entwickelt, und auch St. Marc Girardin, der ihm die Eröffnungsrede in der Akademie hielt, ist einer der einflußreichsten Mitarbeiter dieses Journals. — So ist denn der Classicismus in diesem Institut neben der Romantik vertreten, und Herr v. Montalembert, der nach Nisard darin aufgenommen ist, weniger seiner literarischen Bedeutung, als seines politischen Einflusses wegen, kann sich hier auf neutralem Boden mit seinem Gegner Victor Hugo verständigen.

Thorwaldsen's Jugend, 1770—1804, von Thiele. Aus dem Dänischen von Wachenhusen. Berlin, Franz Duncker.

Der Verfasser hat sich mit aufopfernder Mühe und großer Pietät der Sammlung und Sichtung der Papiere Thorwaldsen's unterzogen, und aus ihnen eine Biographie zusammengestellt, die zwar zum Theil in ihrer Ausführlichkeit mehr auf das befreundete Publicum seiner Landsleute berechnet ist, die aber doch auch für die Deutschen, soweit sie sich für die Kunst interessiren, viel Interessantes enthält. — Thorwaldsen ist 1770 geboren, hat 1793 für ein Basrelief die goldene Preismedaille erhalten, und ist auf Kosten der Akademie 1796 nach Italien gegangen, wo er sich die längste Zeit seines Lebens aufgehalten hat. Das Büchlein schildert uns manchen Conflict zwischen dem künstlerischen Streben des Jünglings und seiner Familienpietät, der uns ein menschliches Interesse abgewinnt.

Acht und vierzig Jahre. Zeichnungen und Skizzen aus der Mappe eines constitutionellen Officiers. Erster Band. Kassel, Hotop.

Zunächst wissen wir's dem Verfasser Dank, daß er uns die Erinnerungen seiner Kindheit und Jugend, soweit dieselben nicht in die Geschichte eingreifen, erspart hat. Es ist das ein gewöhnlicher Fehler der Selbstbiographen, daß sie dem Publicum das nämliche Interesse, welches sie selbst für ihre kleinen Erinnerungen hegen, zu octroyiren suchen. — Die gegenwärtigen Schilderungen beschäftigen sich mit der Zeit der Französischen Invasion, und schildern den verunglückten Aufstandsversuch Dörnbergs, die Zustände Hamburgs während der Continentalsperre und einen Aufenthalt in England während der nämlichen Zeit. Für die große Auffassung der Weltbegebenheiten erfahren wir zwar nicht viel Neues, aber für die lebendige Anschauung jener wirren Hoffnungen und Beängstigungen wird uns ein anschauliches Bild gegeben. Vielleicht theilen wir einige Fragmente daraus mit.

Verantw. Red. **F. W. Grunow.** — Mitredact.: **G. Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von G. E. Elbert.

Mit Nr. 27. beginnt das **II. Semester** des **X. Jahrgangs** der **Grenzboten**, auf das alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen annehmen. **Die Verlagshandlung.**

Digitized by Google

Englische Novelliſten.*)

Fenimore Cooper.

Cooper hat zwar noch bis zum letzten Jahre einen Roman auf den andern folgen laſſen, allein ſein Publicum hat ſich von ihm abgewendet; die neuern Novelliſten haben durch ihre pikanten Charakterbilder aus dem wirklichen Leben ſeine ſentimentalen Schilderungen der Urzuſtände verdrängt, und außerdem iſt er in ſeinem eigenen Genre überboten worden. Für ſeine Zeit aber behauptet er in der populairen Weltliteratur eine Stellung, die ſich in ihrer Art mit Walter Scott meſſen kann. Ueberhaupt wechſeln die Sympathien des Publicums für dergleichen Erzeugniſſe, wie die Moden des Tages. Als Cooper in Deutſchland verbreitet wurde, bemerkte ein in dieſem Fach ſehr bewanderter Commis, Walter Scott ſei ein Hund gegen Cooper, und dann war wieder Cooper ein Hund gegen Bulwer, und Bulwer ein Hund gegen Marryat, und endlich Marryat ein Hund gegen Boz. Wenn wir Cooper's wirklich poetiſchen Gehalt mit dem ſeines großen Vorgängers vergleichen, ſo erſcheint er wie der Bettler Irus dem König Kröſus gegenüber; dennoch hat er ſowol durch ſeine Stoffe, als durch die eigenthümliche Art ſeiner Behandlung ſich in der Geſchichte der Literatur eine gewiſſe Bedeutung erworben.

Die Sehnſucht der an ihrem eigenen Weſen verzweifelnden Cultur nach natürlichen Zuſtänden, um aus ihnen das Bild eines ganzen in ſich zuſammenhängenden Lebens zu ſchöpfen, und die Laſt der unklaren Vorausſetzungen, denen ſie nicht mehr durch den Glauben angehörte, und denen ſie ſich doch durch die Kritik zu entziehen zu ſchwach war, wie in einem angenehmen Traume von ſich abzuſchütteln, geht durch das ganze vorige Jahrhundert. Es iſt die ſentimentale Reaction gegen die Abſtraction der Aufklärung, die aber in manchen Beziehungen, wenigſtens in ihrer Polemik gegen das Zeitalter, mit dieſer Hand in Hand ging. Die

*) Vergl. Walter Scott. 1851. II. pag. 41. Bulwer pag. 121. Dickens I. pag. 161.

Engländer fingen es zuerst praktisch an. Der Robinson von de Foe, der in die ersten Jahre des vorigen Jahrhunderts fällt (1719), ist gleichsam das Evangelium für die spätern Doctrinen Rousseau's. Die Reisebeschreibungen, die uns die wilden Völkerschaften der verschiedensten Zonen als Exempel von Unschuld oder von jenem in unserm Zeitalter verloren gegangenen Heroismus darstellten, folgten sich in gedrängter Reihe. Ich erinnere mich namentlich, daß jenes Hottentottische Idyll, mit welchem Levaillant das Pariser Publicum erbaute, noch zu Ende der zwanziger Jahre in der Campe'schen Bearbeitung eine Lieblingslecture unsrer Deutschen Jugend war. Später kam der Amerikanische Unabhängigkeitskrieg und die Theilnahme der Französischen Officiere dazu, der Sehnsucht der alten Welt eine bestimmte Richtung zu geben, und ihre ethischen Freiheitsideen mit den gemüthlichen Vorstellungen waldursprünglicher Unschuld zu verschmelzen. Man war geneigt, die harten, nüchternen und prosaischen Ansiedler, welche sich von dem Einfluß der Engländer frei gemacht, mit den von ihnen unterdrückten Indianern zu verwechseln. Herr v. Chateaubriand brachte von seinen Reisen nach dem Urwald jene überzuckerten Indianerbilder zurück, die damals die fashionable Welt in Entzücken versetzten, obgleich wir uns heute kaum mehr den Grund dieses Entzückens erklären können, wenn es nicht in einzelnen poetisch ausgeführten Landschaftsschilderungen gelegen hat. Denn die wilde Natur, die er darzustellen unternimmt, ist eine noch viel ärgere historische und psychologische Lüge, als Macpherson's Ossianische Gesichte, und sie ist neben ihrer Unwahrheit auch unschön. Eben so willkürlich und raffinirt wie sein Chaktas und seine Atala ist die geistige Macht, die er ihnen gegenüberstellt, das Christenthum, die gegenstandlose, abstracte Liebe mit Reminiscenzen aus der orientalischen Märchenwelt. Chateaubriand blieb in diesen Naturstudien sogar weit hinter seinem nächsten Vorbilde, Bernardin de St. Pierre, zurück; denn wenn die Schilderungen des Letztern auch nicht viel plastisches Leben enthalten, so athmen sie doch ein tiefes, inniges und wahres Gefühl, während die Empfindsamkeit des Erstern zu deutlich den Stempel des Gemachten an sich trägt.

An Chateaubriand müssen wir Cooper zunächst anknüpfen, um die Sympathien seines Publicums zu begreifen, obgleich ein Einfluß des Einen auf den Andern wol nicht stattgefunden hat. In der Form des Romans lehnte sich Cooper vielmehr an Walter Scott, und zwar so weit, daß er auch seine Fehler nachahmte, z. B. die breite Ausführung des Dialogs, ohne jene Würze des Humors, die bei Walter Scott die Ermüdung abwehrt.

Coopers erster Roman, „der Spion", erschien 1821, 19 Jahre nach der Atala, 7 Jahre nach dem Waverley. Er war 1789 geboren, und schon in seinem 16. Jahre zur See gegangen. Nach Herausgabe einer ganzen Reihe von Romanen, unter denen „die Ansiedler am Susquehanna", 1822, der „Lootse", 1823, „der letzte Mohikaner", 1826, die bedeutendsten waren, machte er seine große Tour

Digitized by Google

durch Europa bis zum Jahre 1831, wo er nach Amerika zurückkehrte. Ein Jahr vorher war Bulwer mit seinem Pelham aufgetreten, und wußte ihn allmählich aus der Gunst des Publicums zu verdrängen. Seine spätern Romane führe ich, soweit sie mir bekannt sind, unten an*). Zu seiner Charakteristik gehören sie nicht wesentlich, und aus einigen wenigen von ihnen kann man sich ein vollständiges Bild seiner poetischen Kraft machen.

Der moralische und psychologische Inhalt des „Spions" ist sehr dürftig. Der Hauptheld, Harvey Birch, ist aus einem jener raffinirten moralischen Probleme entsprungen, welche keine individuelle und lebendige Lösung zulassen. Ein Mann, der, um insgeheim für den Nutzen des Vaterlands wirken zu können, nicht nur sein ganzes Leben hindurch sich den größten Gefahren und Aufopferungen unterzieht, sondern auch in den Augen seiner Landsleute ebenfalls sein ganzes Leben hindurch als ein schurkischer Vaterlandsverräther darstellen läßt, mit der einzigen Beruhigung, in der Tasche ein Certificat vom General Washington zu haben, daß er ein guter Patriot sei, ohne von diesem Certificat einen Gebrauch zu machen, ist schon der Anlage nach eine Unwahrheit, und kann auch durch die geschickteste Ausführung nicht zu einer Realität erhoben werden. Aber in diese resignirten, aufopfernden Charaktere ist Cooper verliebt, sie treten fortwährend wieder bei ihm auf. So spielt der „Bravo" bei ihm genau dieselbe Rolle, nur ist es bei Diesem nicht das Vaterland, sondern der Vater, dem die Aufopferung gilt, was psychologisch eine noch größere Unwahrscheinlichkeit ist, denn die Liebe zu den Aeltern kann sich nie in Fanatismus verwandeln. Ganz ähnlich ist es auch mit dem „Lootsen" und ähnlichen Figuren. Diese Charaktere haben Etwas vom Indianischen angenommen, die höchste Exaltation ihres Heroismus ist die Resignation, sie wissen stumm zu leiden und zu sterben. — Eine völlig unlebendige Figur ist in diesem Roman der General Washington, der die Rolle des Schicksals oder der Vorsehung spielt. Er schwebt beständig in den Wolken, und da wir von seinen menschlichen Eigenschaften Nichts erfahren, so können wir uns für ihn nicht interessiren. Alle andern Personen sind unbedeutend, und nur hin und wieder hat eine oder die andere das Interesse der Localfärbung. — Wenn also in dem sittlichen und psychologischen Inhalt der Werth des Buches nicht zu suchen ist, und wenn sich Cooper, der als Amerikaner noch strenger und tugendhafter ist, als Walter Scott, des beliebten Motivs der Französischen Romantiker, des Sinnenkitzels, mit der strengsten Gewissenhaftigkeit enthält, so versteht

*) Amerikanische Geschichten: the spy; the deerslayer; the borderers; the monikins; the pioneers or the sources of Susquehanna; Wyardotté; the last of the Mohicans; the pathfinder; the prairie (in diesem stirbt der Lederstrumpf); Lionel Lincoln or the leaguer of Boston; Ravensnest; — Seeromane: The pilot; the redrover; the Jack o' Lantern; the two admirals; afloat and ashore; Lucy Hardinge; the Water Witch; Homeward bound; Ned Myers; andere: The bravo; the heidenmauer; the chain bearer; the headsman; Mercedes of Castille u. s. w. Zuletzt, im vorigen Jahr: the ways of the hour.

Digitized by Google

er dagegen, die Phantasie nach einer andern Richtung hin in Spannung zu setzen. Er ist nämlich der Erste, der jene Virtuosität in der Schilderung von gefährlichen Wegen, von fieberhaften, durch die Flucht und eine beständige Gefahr beschleunigten Märschen, kurz jene materielle Spannung ausgeübt hat, die man sich sonst begnügte, nur im Allgemeinen anzudeuten. Die leitende Empfindung ist eine sehr einfache, aber sie ist genau detaillirt und mit einer lebendigen Darstellung der Localitäten verknüpft. In späterer Zeit ist diese Virtuosität allerdings viel raffinirter geworden. Wenn man z. B. die Flucht des Dick Turpin in Ainsworth's Rookwood, oder die verschiedenen Gefahren, denen der Jack Sheppard desselben Dichters entgeht, mit den Abenteuern des Harvey Birch vergleicht, so sehen diese freilich wie ein Kinderspiel dagegen aus; dagegen ist Cooper in seinen Schilderungen gewissenhafter und naturgetreuer. Auch die fieberhafte Aufregung schildert er mit pragmatischer Nüchternheit. Er selbst verliert nie die Besinnung, und man ist stets im Stande, sich zu orientiren. Wenn man ihn vollends mit Sealsfield vergleicht, dessen Hauptstärke, abgesehen von der größern Poesie in seinen Figuren, in demselben Talent liegt, so wird der Unterschied noch größer. Sealsfield geräth bei der Darstellung der verwirrten, phantastischen, wilden Scenen selbst in eine Art von Trunkenheit, er stürmt durch seine fieberhaften Bilder auf unsre Phantasie los, er giebt sich nicht mehr die Mühe, uns deutlich zu werden. Wir müssen uns selber in den Zustand der Trunkenheit versetzen, um ihm zu folgen. Es liegt in dieser hochgetriebenen Spannung ein gewisser Reiz, der Cooper allerdings abgeht, der aber nach meiner Meinung auch nicht ein ganz gesunder ist. Eben so ist es mit der eigentlichen Naturschilderung. Cooper ist zwar aufmerksam auf die Localitäten, um so aufmerksamer, je mehr sie sich von den gewöhnlichen Plätzen der civilisirten Welt unterscheiden, und er sucht uns ein deutliches Bild davon zu geben, um uns zu orientiren, aber er macht keine eigene selbstständige Poesie daraus, wie es bei Sealsfield der Fall ist, dessen Naturschilderungen bei seiner übersprudelnden Phantasie eben so häufig grandios wie fratzenhaft sind. Cooper's Phantasie bewegt sich stets in der Heerstraße, wenn auch seine Gegenstände ungewöhnlicher Natur sind. Wenn man auch dabei den Umstand in Betracht ziehen muß, daß seine Schilderungen meistens in den nördlichen Theil der Freistaaten fallen, deren Natur der unsrigen bei Weitem mehr entspricht, während Sealsfield am Liebsten im Süden verweilt, unter tropischem Einfluß, der allerdings die Phantasie in fieberhafte Stimmungen zu versetzen geeignet ist, so liegt der Unterschied doch zum Theil auch darin, daß Cooper die Natur mit den Augen eines eingebornen Amerikaners ansieht, dem sie wenigstens in ihrer Totalität nicht eigentlich fremd ist, wenn sie auch im Einzelnen ihm viel Seltsames bietet, Sealsfield dagegen mit den Augen eines Poeten, der eine neue Welt entdeckt.

Dieser Unterschied einer, man möge mir den Ausdruck nachsehen, rationa-

Digitized by Google

listischen und supranaturalistischen Anschauungsweise der Natur verleiht in der Darstellung der Indianer sowol, wie der halbwilden Ansiedler dem jüngern Dichter einen großen Vorzug. Auf diese specifisch-Amerikanischen Bilder müssen wir jetzt genauer eingehen, weil sie eigentlich Cooper's Ruf begründet haben.

Auch in diesem Roman ist in Beziehung auf die eigentliche Charakterbildung eine große Einförmigkeit. Es sind die nämlichen Motive, die in allen wiederkehren. Abgesehen von den jungen Liebenden, den republikanischen oder royalistischen Lieutenants, die hier so aussehen wie anderwärts, sind es vorzugsweise drei Figuren, die uns aufstoßen. Die eine ist das unter den verschiedensten Namen in einem ganzen Cyclus von Novellen wieder auftretende Individuum, Falkenauge, Lederstrumpf, oder wie er sich sonst nennen mag, der einsame Jäger in den Urwäldern, der sich mit einem Indianerstamm näher eingelassen hat, und im Uebrigen als wohlthätiger Intrigant oder Maschinist der Stücke verwandt wird. Wenn man diese Figur mit Sealsfield's Nathan, dem Squatter Regulator, vergleicht, so fällt Einem sogleich der Unterschied der Zeichnung in die Augen. Nathan gehört eigentlich einer solidern Klasse an. Er hat eine feste Ansiedelung, Weib und Kind, und ist der Vorsteher einer Art von Gemeinde, während Falkenauge ein so wild romantisches Leben führt, daß man kaum noch Spuren Europäischer Civilisation an ihm wahrzunehmen hoffen könnte, und dennoch tritt uns Nathan als eine fremdartige, imponirende und doch wieder in ihrer Art plastisch verständliche Erscheinung gegenüber. Er hat Anschauungen, Empfindungen, die von den unsrigen himmelweit abweichen, keine Spur von Europäischer Gemüthlichkeit, sondern jenes knöcherne, harte, egoistische Wesen, wie es dem Hinterwäldler ziemt, während Falkenauge gerade so denkt und empfindet, wie wir, einen unerschöpflichen Fonds von Gemüthlichkeit und Wohlwollen in sich trägt, die Gesetze der Tugend und Sittlichkeit auf das Strengste befolgt, und nur in seinem Costum uns fremd vorkommt. Sealsfield nämlich hat seinen Helden, wie es das Gesetz der Poesie erfordert, dadurch idealisirt, daß er die seinen Voraussetzungen entsprechenden Eigenthümlichkeiten auf die Spitze getrieben, und in eine innere Uebereinstimmung und Harmonie gebracht hat. Cooper dagegen idealisirt auf die Schillersche Weise; er verleiht seinem Helden neben den Eigenschaften, die seiner Stellung im Leben zukommen, und die mehr materieller, als geistiger Natur sind, auch noch die Vorzüge des allgemein Menschlichen, die aber zu jenen nicht recht stimmen. So geschieht es, daß wir bei diesem Letztern nur auf sein äußeres Thun und Treiben unsre Aufmerksamkeit richten, daß wir über den innern Zusammenhang seiner Gedanken und seiner Neigungen nicht reflectiren. Sobald wir in diese Reflexion kommen, hört die Illusion auf und wir haben eine gemachte Figur vor uns; dagegen sind wir bei Nathan augenblicklich genöthigt, ihn uns als Totalität vorzustellen, und je fremdartiger uns sein erstes Auftreten

Digitized by Google

ist, desto genauer verstehen wir ihn im weitern Verlauf, eben weil von vorn herein unsre Reflexion angeregt wird.

Die zweite Figur ist der alte Presbyterianer, der sich aus der alten Welt zurückgezogen hat, und in der neuen seine strenge, einfach religiöse Gemeinde gründet, die eben so auf der Selbstständigkeit der Einzelnen, wie auf ihrer unbedingten Unterwerfung unter die Regel der Sitte beruht. Diese Figur ist z. B. in der „Beweinten von Wish-ton-Wish" sehr gut ausgeführt, und auch von den spätern Dichtern nicht übertroffen worden. Sie ist auch in ihrer Anlage nicht neu; wir finden sie z. B. bei Walter Scott im „Herzen von Midlothian", nur die Situationen sind anders geworden. Sealsfield und die Andern haben nur noch einen größern Reichthum von Ansiedlern hinzugefügt. Von dem sehr interessanten Unterschied des derben, etwas aristokratischen, Sclaven haltenden Virginiers, von dem puritanischen Yankee und von dem südlichen Creolen findet sich bei Cooper noch keine Spur.

Wir kommen endlich zu den Indianern. Durch unsre frühere Lecture Cooper's sind uns Diese so geläufig und vertraut geworden, daß wir Schilderungen wie z. B. die von Catlin, gar nicht begreifen, und doch, wenn wir genauer zusehen, liegt wenigstens im Materiellen der Unterschied nicht. Cooper schildert uns das Costum und die Gebräuche seiner Indianer wild und abenteuerlich genug. Sie tätowiren sich, sie halten ihre wahnsinnigen Kriegstänze, sie foltern und quälen einander, wie es im Buche steht, und doch, wenn wir die Bilder in Catlin ansehen, erkennen wir unsre alten Freunde nicht wieder. Das kommt daher, Cooper giebt uns seine Indianer als Ideale, nicht nur in dem Sinn, daß ihre rohe Naturkraft, ihre verstärkte Sinnlichkeit und dergleichen dem verwöhnten Culturmenschen imponiren, sondern auch gewissermaßen in geistiger Beziehung. Ihr Denken ist zwar weniger entwickelt und weniger ausgebildet, aber reiner und edler, als das der Europäer; wenigstens gilt dies von seinen Lieblingen, den Uncas, den Conanchet u. s. w. Sie haben eine auffallende Familienähnlichkeit mit unsern Rinaldini und Abällino, den edel gesinnten Räubern. Das ist eine sentimentale Auffassung, die gegen jene allgemein menschliche Wahrheit verstößt, daß ohne eine gewisse Weite des geistigen Horizonts auch die sittliche Anschauung eine beschränkte bleiben muß. Sealsfield hat daher gleich in seinem ersten Roman, der sich im Uebrigen noch ganz der Manier der Cooperschen anschließt, insofern einen glücklichen Griff gethan, daß er in seinem Helden diese geistige Beschränktheit, diese Unfähigkeit, sich in fern liegende sittliche Bestimmungen zu finden, und die daraus entspringende Verblendung in allen Verwickelungen, über welche ihm die Tradition seines Stammes keinen Codex giebt, dargestellt hat. Es geht uns mit den Cooperschen Indianern in noch höherm Grade, wie mit seinem Falkenauge; wir lassen uns von dem sinnlichen Reiz der Erzählung hinreißen, und denken nicht an den realen Inhalt seiner Charaktere. Sehen wir genauer zu, so haben

Digitized by Google

wir daher eigentlich nur interessant costumirte Figuren, zu deren innern Motiven uns der Schlüssel fehlt, und die daher für uns nicht in die Klasse zurechnungsfähiger Wesen gehören. Sie erregen nur lyrische Empfindungen in uns, wie die Ossianischen Nebelbilder; dramatisch stehen wir in keinem Verhältniß zu ihnen. — Dagegen ist jener oben erwähnte sinnliche Reiz im hohen Grade angeregt. Die Geschichten von den Irrfahrten der Indianer, von ihrem wunderbaren Spürsinn, von der schnellen Combination, mit der sie aus einem umgeknickten Blatt eine ganze Geschichte ablesen, die Naturschilderungen des Wald- und Steppenbrandes und der dabei aufgewandten Geistesgegenwart, machen zwar hin und wieder den Eindruck der Aufschneiderei, aber sie fesseln uns doch so, daß wir dem Dichter auch gern eine kleine Lüge hingehen lassen. Es ist das übrigens ein Talent, welches unter den Nachfolgern Coopers am Meisten unserm Landsmann Gerstäcker zugefallen ist. Seine Schilderungen sind eigentlich noch plastischer und farbenreicher, und sie tragen weit mehr das Gepräge der Wahrheit, obgleich er gewiß eben so aufschneidet. Bei seinen wunderbaren Irrfahrten hat er wahrscheinlich Gelegenheit gehabt, mehr aus unmittelbarer Anschauung zu berichten.

Ich muß, ehe ich auf die Seeromane eingehe, noch einen Mangel Cooper's erwähnen, der wieder mit einem Vorzug zusammenhängt. Er ist ein so strenger Puritaner, daß von geschlechtlichen Verhältnissen bei ihm keine Spur vorkommt. Das ist allerdings eine Tugend, wenn man ihn z. B. mit Sealsfield vergleicht, der dem sinnlichen Reiz der Liebe einen allzu großen Raum verstattet, und nicht selten ins Fieberhafte und Unschöne verfällt, aber es raubt doch nicht nur der Zeichnung seiner Frauen alles Leben, sondern es läßt auch bei seinen Männern eine Lücke, die wir nicht ausfüllen können, ohne das Bild, das er uns von ihnen entwirft, zu stören. Damit soll nicht bezweifelt werden, daß gerade in dieser Beziehung die puritanische Strenge der Amerikaner etwas sehr Preiswerthes ist.

Die Helden der Seeromane, die Lootsen, die rothen Freibeuter, die Schmuggler, gleichen in ihrem resignirt heroischen Wesen, in ihrem Rationalismus und ihrer gelinden Schwärmerei den schon früher besprochenen auf ein Haar. Der Lootse, in welchem der berühmte Amerikanische Seeheld Paul Jones geschildert wird, ist eine zweite Auflage des Spions und ein Vorläufer des Bravo; er ist in dem innersten Kern seines Charakters eben so wenig deutlich, als diese Figuren. In den Seeromanen spricht sich überhaupt noch viel klarer aus, was wir schon von den frühern behauptet haben, daß es Cooper nicht auf die geistige Entwickelung der Menschen, sondern auf die glänzende Darstellung ihrer materiellen Thätigkeit ankommt. Die eigentlichen Helden seiner Seeromane sind die Schiffe, die ein wahrhaft individuelles, charakteristisches und interessantes Leben gewinnen. Wir interessiren uns für sie, wie die Seeleute, die ihnen angehören, und wir schätzen die Menschen nur insofern, als sie die Bewegung derselben beschleunigen oder hemmen. Die Gemälde von den Seestürmen, von der blitz-

Digitized by Google

schnellen Bewegung, mit der die Maschine dem Geiste gehorcht, von dem Verlieren, Suchen und Wiederfinden hat Cooper einzelne Gemälde geliefert, die uns in athemloser Spannung erhalten. Zudem war er der Erste, der dieses Genre dem Publicum vorführte. Er hat eine zahllose Menge Nachahmer gefunden. Die Schiffsführer und Flottencapitaine, die sich nachher mit dieser Literatur abgaben, konnten in manchem Detail gründlicher und genauer zu Werke gehen; an lebendigem Interesse der Darstellung, soweit es die oben angeführten Eigenschaften in Anspruch nimmt, sind sie ihm kaum vorzuziehen. Dagegen hat namentlich Captain Marryat eine andere Seite des Schiffswesens ungleich plastischer dargestellt, das gemüthlich possenhafte Treiben der Midshipmen und des übrigen Schiffsvolks; seine Menschen sind viel besser, weil sie härter gehalten und mit einem derben Anflug von Humor ausgestattet sind. Von den übrigen Seenovelliſten ist namentlich Captain Chamier und der Verfasser des Romans Trelawney zu nennen; auch die Franzosen haben sich bekanntlich mit diesem Genre beschäftigt, und dadurch für ihre celtische Phantasie einen neuen Spielraum gewonnen. — Wie groß auch die Virtuosität sein möge, die man auf diesen Gegenstand verwendet, zuletzt wird man doch genöthigt, wenn man nicht in die leerste Einförmigkeit verfallen will, zu übertreiben, und die unglaublichsten Räubergeschichten zusammenzuhäufen. Eine mit nüchterner Ehrlichkeit dargestellte Seefahrt ist immer langweilig, die Poesie kann in diesem Punkt die Wirklichkeit nicht bezwingen, und es wird dieser Gattung des Romans wie aller rein materialistischen Poesie ergehen, die über dem Mittel den eigentlichen Zweck aus den Augen setzt: sie wird in bloße Manier ausarten. Der eigentliche Zweck der Poesie sind die Menschen, und wer die Menschen nicht versteht, wird auch bei der reichsten Kunst, mit der er die sinnliche Natur wiedergiebt, nur ein vorübergehendes Interesse in Anspruch nehmen können.

Von den übrigen Romanen Coopers ist Nichts weiter zu sagen. Wo er nicht mehr von seinem sentimental materialistischen Gegenstande getragen wird, von seinen Urwäldern oder von seinen Oceanen, tritt die Armuth seiner Phantasie und seiner Empfindung und sein eigentlich unhistorischer Sinn zu deutlich hervor. Das ist der große Vorzug Walter Scott's. Auch er gewann sich durch einen bestimmten Gegenstand, durch die Naturkinder seiner Hochlande, zuerst die Aufmerksamkeit des romantischen Publicums; aber je weiter er sich aus diesem Naturwuchs entfernte, desto prächtiger entwickelten sich die reichen Hallen seines historischen Sinnes, desto tiefer drang er in den Schacht des menschlichen Herzens ein. Cooper hat trotz seines großen Talents nur einer bestimmten Richtung der Zeit gedient, und ist mit ihr vorübergegangen. J. S.

Digitized by Google

Schauspieler-Silhouetten.

4. Christian Weiß.

Sie kennen den „alten Weiß"; unter diesem Namen kennt ihn wenigstens in Berlin Jeder, der nicht zu den geschworenen Feinden des Theaters gehört. Der Mann ist übrigens im Jahre 1790 geboren, und daher noch gar nicht lange so alt, wie ihn die Folgen der Gicht und eine schwache, klanglose Stimme erscheinen lassen. Seit er als Regisseur des Lustspiels diesen Theil der Darstellungen auf unserm Hoftheater, trotz aller Eitelkeiten und Eifersüchteleien des Schauspieler-Personals, durch seine praktische Einsicht und werkthätige Liebe zur Sache, wie durch die persönliche Achtung, welche ihm von allen Seiten entgegengebracht wird, in tüchtigem Ensemble zusammenhält, hat er sich als Darsteller bescheiden in den Hintergrund gezogen. Körperliche Leiden und der Zwang, den sie ihm auferlegen, trugen wol das Ihrige bei, diese Zurückgezogenheit dauernd zu machen. Indessen von Zeit zu Zeit erscheint der treffliche Veteran noch immer einmal auf der Bühne, und so klein die Rolle sei, in der er auftritt, stets liefert er ein dem Leben abgelauschtes, sauber ausgeführtes Charakterbildchen voll Heiterkeit und Frische, ein Genrestückchen im reinsten Niederländischen Styl.

Auch er hat seine Zeit gehabt, wo er als Franz Moor und als Tartuffe den lauten Beifall des Publicums eroberte. Jetzt, gegen den Abend seines Lebens, belohnt ihn bei jedem Auftreten in lustspielartigen Charakterrollen ein innig heiteres Wohlgefallen, das er durch strenges Festhalten an Einfachheit und Wahrheit sich zu bewahren verstand, indem er nie um der Wirkung willen von diesem Grundgesetze der Kunst abwich, stets mit seinen nicht eben reich gemessenen Mitteln künstlerisch hauszuhalten weiß. Wie unwiderstehlich erheitert sein alter Commis in Rosenmüller und Finke mit seiner Treuherzigkeit und seinen gemüthlichen Comptoirwitzen! Da ist keine Spur von gesuchtem Haschen nach Pointen; der alte Weiß hat für solche Charaktere den Ausdruck unnachahmlicher Naivetät. Mit welcher Rührigkeit und Keckheit bewegt sich sein Banfen im Egmont noch heute durch die verblüffte Menge, die dem verwegenen Demagogen und seinen handgreiflichen Argumenten und Sophismen lauscht! Die von der Gicht verzogene Gestalt verstärkt hier auf sehr charakteristische Weise das confiscirte Aussehen des „Bummlers" aus dem sechzehnten Jahrhundert, aber das ganze nachlässige, schlottrige Wesen, das populaire Dociren und Sichverfangen im eigenen Worte, die prahlerische Behäbigkeit und in derber Sinnlichkeit malende Gesticulation stellt uns den Charakter mit unübertrefflicher Treue des geschichtlichen Costums vor das Auge.

Digitized by Google

Eine der bedeutendsten Rollen, welche der alte Weiß noch in neuerer Zeit geschaffen, ist der Rath Presser in dem Bayard'schen Lustspiel „Er muß auf's Land". Mit meisterhaft ergriffener Lebenswahrheit, und eben darum auch mit der entschiedensten Wirkung, zeichnete er den frömmelnden Schleicher. Als dieser im dritten Acte der kräftig ausgesprochenen, vernünftigen Lebensansicht des Marine-Officiers Cäsar Freimann gegenüber die Ruhe seiner künstlichen Heiligkeit und die Besinnung verliert, war dies in dem Weiß'schen Spiele ein Moment, dem ich an überzeugender Kraft wenige meiner Bühnen-Eindrücke gleichstellen kann. Wie aus Zorn und Wuth völlige Ohnmacht des Willens hervorging, wie die geistige Impotenz gedankenloser Pietisterei in der zitternden Haltung, den machtlosen Gesticulationen, den unarticulirt, wie aus zugeschnürter Kehle, hervorgestoßenen Tönen ihren Ausdruck fand, läßt sich schwer beschreiben. Das Publicum jubelte dieser Darstellung eines Veteranen zu, der seine Kunst nicht allein dem Einflusse trefflicher Muster und einem nacheifernden Studium, sondern eben so sehr einem eigenthümlichen Lebensgange verdankt.

Christian Weiß ist ein geborener Magdeburger und Sohn eines dortigen Dienstmädchens. Durch die Stellung seiner Mutter wurde er als Kind frühzeitig in den Kreis einer wohlwollenden und gebildeten Familie gezogen, und kam dann unter die Leitung einer alten, würdigen Dame, die mehrere Pensionaire in ihre Wohnung aufgenommen hatte. Unter diesen befanden sich ein Paar junge Leute, von denen der Eine sich der Malerei widmete, der Andere sich literarischen Studien überließ. Mit ihnen verkehrte der Knabe häufig, und gewann sehr früh Gelegenheit, sich einer eifrigen, aber sehr gemischten Lecture zu befleißigen, welche seine Phantasie erregte, und ihm den Kopf mit allerlei bunten, zum Theil höchst romantischen Gedankenspänen anfüllte.

Nach dem Tode seiner Mutter kam er in das Magdeburger Waisenhaus, wo er zuerst einen regelmäßigen Schulunterricht erhielt. Mit vierzehn Jahren gab man ihn zu einem Handschuhmacher in die Lehre, ein Gewerbe, das ihm gar nicht zusagen wollte, und welchem ihn eine Verletzung am Mittelfinger der rechten Hand entzog. Da dieselbe in eine Art von Knochenfraß überging, so wurde der junge Mensch in die — irre ich nicht — mit dem Waisenhause in Verbindung stehende Krankenanstalt gebracht, um geheilt zu werden. Hier fand er bald an den Verrichtungen der Wundärzte ein besonderes Gefallen. Seine rege Phantasie, welche dem Geist keine Ruhe gönnte, verlangte einen Gegenstand, dem er sich mit Theilnahme und Eifer anschließen könne, und so wurde er durch kleine Handleistungen allmählich zum Gehilfen eines der beaufsichtigenden Aerzte. Mit Aufmerksamkeit machte er an Dessen Praxis chirurgische Studien, ließ sich von Demselben unterweisen, und fand eine entgegenkommende Bereitwilligkeit, die seine Lust zum Lernen unterstützte. Er wußte sich gleichzeitig verschiedene wissenschaftliche Werke physiologischen und anatomischen Inhalts zu verschaffen, durch

Digitized by Google

deren Lecture er sich theoretisch zu bilden suchte. Auf diese Weise hatte er sich als wilder Schößling selbstständig auf einen ihm bis dahin gänzlich unbekannten Boden versetzt, in dem er vielleicht festere Wurzel geschlagen haben würde, hätte nicht ein unerwarteter Schlag seine Chirurgen-Carrière beendigt. Er machte nämlich — wie es bei seinem medicinischen Halbwissen nicht überraschen konnte — bei einer der Handleistungen, zu denen er zugelassen wurde, einmal ein so arges Versehen daß der Arzt der Anstalt sich in heftigem Zorne zu ihm umwandte, und mit einer Ohrfeige seine blutige Hand auf des Knaben Wange zeichnete. Weiß verlor sein improvisirtes Amt, und mußte als geheilt das Krankenhaus verlassen.

Zum Handwerk zurückzukehren lag weder in seinem Sinne, noch hätte der schiefgeheilte Finger dies gestattet. Er beschloß daher, in die Schule zurückzukehren, und, trotz seiner funfzehn oder sechzehn Jahre, dieselbe jetzt noch durchzumachen. Zum Freibesuch am Domgymnasium angenommen, durch einige Freitische und wenige Geldgeschenke unterstützt, führte er seinen Entschluß auch wirklich aus. Die alten Sprachen zwar ließ er, da es nach den Schulregeln erlaubt war, bei Seite liegen, dann aber durchlief er binnen wenigen Jahren, mit eisernem Fleiße das Ziel im Auge behaltend, die ganze Schule. In den Freistunden, welche ihm neben der Arbeit blieben, entwickelte sich hier zuerst seine Neigung für den später von ihm ergriffenen Lebensberuf. Eine Anzahl Domschüler hatte auf dem Boden eines Privathauses ein Liebhabertheater errichtet, auf dem sie die Werke der damals beliebtesten Bühnenschriftsteller, namentlich August Kotzebue's, zur Aufführung brachten. Weiß wurde einer der eifrigsten und beliebtesten Darsteller. Als einer der vorgesetzten Lehrer von dem Theater-Unternehmen der jungen Leute Kunde erhielt und nachforschte, was man denn eigentlich spiele, erwiderte man ihm, es seien Engel's Schauspiele. Um die Wahrheit dieser Aussage zu bestätigen und die Existenz des Liebhabertheaters zu retten, wurde dann auch wirklich Engel's dankbarer Sohn eingeübt, und vor jenem Lehrer zu dessen großer Befriedigung aufgeführt.

Die Ferienzeit besonders war es, welche diese Darstellungen begünstigte, und als eine solche Zeit wieder einmal vorübergestrichen war, befand sich Weiß, mit seinen fertigen Ferienarbeiten in der Mappe, auf dem Wege zur Schule. Er war indessen achtzehn Jahre alt geworden. Auf der Elbbrücke angekommen, fällt ihm die Erinnerung an die düstern Klassenzimmer schwer auf das Herz; er sehnt sich nach einer Nahrung des Geistes, die seine Phantasie mehr auszufüllen vermöchte, als die Vorträge der Lehrer und die bereits großentheils durchgelesenen Lehrbücher. Ohne sich lange zu besinnen, wirft er die Mappe hinab in den Strom, wendet um und begiebt sich zu einem Leihbibliothekar, mit welchem er in freundschaftlichem Verhältniß stand. Diesem macht er den Antrag, er wolle ihm gegen Gewährung von Kost und Schlafstelle seine Bibliothek in Ordnung halten und

Digitized by Google

das Leihgeschäft führen helfen. Der Bibliothekar, ein der Bequemlichkeit mehr als der Thätigkeit ergebener Mann, findet den Vorschlag annehmbar, und der mündliche Contract ist geschlossen. Zwar hatte der Herr Principal zuweilen selber Nichts zu essen, und konnte dann auch gegen seinen Gehilfen die Bedingungen nicht einhalten. Indessen so genau nahm es Keiner von Beiden. Man aß, wenn man Etwas hatte, und hatte man Nichts, so fand man sich mit gutem Humor in die Nothwendigkeit, das Essen zu unterlassen. Befand sich Weiß doch dabei unter einer Menge von Büchern, die seinen Kenntnißdrang beschäftigten, seine Einbildungskraft eben so reizten als befriedigten, konnte er doch seinem immer lebhafter erwachenden Hange zur dramatischen Darstellung auf dem nun häufiger benutzten Liebhabertheater zwischen den Dachsparren jenes Privathauses volles Genüge thun. Durch Bekanntschaft mit den Mitgliedern des Stadttheaters gelang es ihm endlich, eine kleine Anstellung bei der öffentlichen Bühne zu erhalten, und so betrat er als Meister Steinmetz in Schiller's Tell zum ersten Mal den Schauplatz seines Wirkens.

Die Truppe, welche damals auf dem Magdeburger Stadttheater spielte, bereiste zugleich die Umgegend, und besuchte bald nach der Anstellung des jungen Weiß die Stadt Burg. Natürlich mußte der Neuling sich in Alles fügen und Alles übernehmen, was ihm zugewiesen wurde, eine Bereitwilligkeit, die er übrigens zu jeder Zeit seines Lebens auch ungezwungen und freudig übte. Stets war er ein abgesagter Feind jenes schauspielerischen Hochmuths, der sich durch die Ueberweisung untergeordneter Rollen in seiner Würde und in seinem Range verletzt glaubt. Die Eitelkeit und Selbstüberschätzung unsrer modernen Theatergrößen, welche lieber zugeben, daß ein dramatisches Kunstwerk unvortheilhaft dargestellt werde, als daß sie ihre gesalbte Person zu Rollen zweiter und dritter Ordnung herbeilassen, galt ihm stets nur als eine beklagenswerthe Erfahrung, die er leider an Andern zu machen gezwungen war. Wem, wie ihm, die Kunst höher steht als das Einzelninteresse des persönlichen Glänzens, der weiß, daß nicht eine einzelne Darstellung, sondern das künstlerische Zusammenspiel das schauspielerische Kunstwerk ausmacht und daß Der echten Kunstsinn besitzt, der stets bereit ist, zu diesem höchsten und eigentlichen Zwecke der Schauspielkunst seine Kräfte einzusetzen. Sein Talent brach sich übrigens so schnell Bahn, daß er schon drei Monate nach seinem ersten Auftreten in dem Orte Schönebeck bei Magdeburg den Franz Moor mit großem Beifall spielte.

Sechs Jahre blieb Weiß bei dem Stadttheater zu Magdeburg. Innerhalb dieser Zeit gastirte daselbst Ludwig Devrient und Unzelmann von Berlin, welche den Beruf des strebsamen jungen Mannes erkannten, und von denen es sich namentlich der Erstere angelegen sein ließ, ihn dem trefflichen Director Schmidt in Hamburg zu empfehlen. Zugleich setzte sich Weiß mit Diesem in Briefwechsel und wurde nach Ablauf jener sechs Jahre bei dem Hamburger Stadttheater engagirt.

Digitized by Google

Hier befestigte sich sein Ruf als tüchtiger und einsichtsvoller Darsteller im vorzugsweise so genannten Charakterfach, und im Jahre 1823 berief ihn der Graf Brühl zum Gastspiel nach Berlin.

Mit Freude, aber auch nicht ohne Zagen, folgte Weiß dieser Aufforderung. Er trat hier in einen Kreis der bewährtesten Meister, vor ein Publicum, das, an die trefflichsten Kunstleistungen, an ein ausgezeichnetes Ensemble gewöhnt, in Sachen des Theatergeschmacks damals den Ausschlag geben konnte. Fleck und Iffland lebten noch in der Erinnerung, Devrient, Wolff, Lenau, Beschort, Unzelmann, Rebenstein und Andere bildeten einen seltenen Verein von Künstlern erster Ordnung und reichen Talenten.

Zu seiner ersten Gastrolle wählte Weiß den Tartuffe, damals „Muffel, der Scheinheilige" (nach der Bearbeitung von Nicolai), und die gesunde Lebenswahrheit wie die stylvolle und doch lebhaft nuancirte Feinheit seiner Darstellung errang den Preis schon am ersten Abend. Das Gastspiel nahm einen außerordentlich glücklichen Verlauf, Weiß kehrte mit allen Zeichen der Anerkennung und mit der Aussicht auf Anstellung in Berlin nach Hamburg zurück. Als er zum zweiten Male in Berlin auftrat, geschah es in der Eigenschaft als engagirtes Mitglied des Hoftheaters, im August 1825.

Graf Brühl hatte mit seinem Kennerauge bald ergründet, daß der eifervolle Ernst, mit welchem Weiß der Kunst ergeben war, seine ruhige und sichere Beobachtung des Lebens, seine Bescheidenheit und von allen Mitgliedern anerkannte richtige Schätzung der Personen und Sachen in ihrem künstlerischen Werthe, daß alle diese Eigenschaften ihn zu einer leitenden Wirksamkeit befähigten. In solcher Ueberzeugung trug er dem jungen Manne, als er kaum zwei Jahre dem Berliner Theater angehörte, die Uebernahme der Regie des Lustspiels an. Weiß war von diesem Anerbieten in hohem Grade überrascht, und im ersten Augenblick geneigt, die ehrenvolle Aufgabe zurückzuweisen, weil er sich derselben nicht gewachsen glaubte. Man drang in ihn. Er hatte sich bereits die Achtung und Liebe seiner Collegen so ungetheilt erworben, daß alle mit dem gleichen Wunsche ihm entgegenkamen. Er schrieb an den alten Meister Schmidt nach Hamburg, und fragte ihn um Rath. Als Dieser antwortete, er solle nur getrost den Versuch wagen, entschloß er sich endlich, die Regie zu übernehmen, und er hat sie nun seit 1827, beinahe fünfundzwanzig Jahre, zum Nutzen der Bühne geführt, hat die widerstrebenden Elemente zusammengehalten, oft versöhnt und ausgeglichen.

Weiß ist einer von den Veteranen der Schauspielkunst, die sich bis in das Greisenalter Gesundheit und Frische der Darstellung erhalten, weil sie mit sinnigem Gemüthe und natürlichem Humor wahre Bescheidenheit verbinden. Ein Zeugniß dieser Bescheidenheit ist es auch, daß er das fünfundzwanzigste Jahr seines Wirkens in Berlin vorübergehen ließ, ohne die Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Es war das Jahr 1850. Wenn Andere ein solches Ereigniß ausbeuten,

Digitized by Google

um sich Vortheile aller Art zu verschaffen, so hat es der verdienteste Veteran des Berliner Hoftheaters vielleicht unbemerkt im Schooße seiner Familie gefeiert.

A. G.

Ferdinand Freiligrath. *)

Bei jeder neuen Sammlung von Gedichten, welche Freiligrath herausgiebt, überkommt uns ein unangenehmes Gefühl, daß so viel poetisches Talent durch eine verkehrte Richtung schmählich zu Grunde geht. Daß Freiligrath noch immer das alte Talent besitzt, zeigt sich in den Uebersetzungen, die auch diesmal so ziemlich die Hälfte der Sammlung ausmachen. Man findet in denselben keine Spur von jenem steifen, gezwungenen Wesen, welches in der Regel lyrische Uebertragungen charakterisirt. Sie klingen genau wie Originalgedichte, und dabei ist nicht nur der Sinn, sondern auch der Ton und die Stimmung der Gedichte auf das Getreueste wiedergegeben. In den eigenen dagegen, wenn sie nicht rein formeller Natur sind, und eigentlich ohne allen Inhalt und ohne Pointe, z. B. das Gedicht „Nach England", empört uns nicht nur der Gegenstand, sondern auch der Ton. Nicht ungestraft ergeht sich die Muse in sansculottischen Empfindungen, die Rohheit der Empfindung geht auch auf die Sprache über. Während Freiligrath früher die Salbung und das Pathos seiner Sprache etwas über die Gebühr steifte, hält er es jetzt für seine Pflicht, in dem cynischen Ton eines verwilderten Trunkenboldes zu reden. „Schwerenoth, verdammt, vermaledeit" und ähnliche Flüche quellen nicht naturwüchsig aus seinen Anschauungen, sie bilden die Würze, welche das Gericht für das demokratische Publicum genießbar machen soll. Bis zu welcher Geschmacklosigkeit sich ein Dichter auf diesem Wege verirren kann, dafür ist das beste Zeugniß das Gedicht „Californien", von dem wir hier die erste Strophe anführen:

Auf sein Lager wirft sich lachend der Gnom:
Sacrament! Ja, der Sacramentostrom!
Hohoho, und die Menschheit, die kecke!
Kaum daß ihrer Einer den Bettel entdeckt,
Als gleich Tausende rufen: Hui, das schmeckt,
Und aber Tausende: Fort, daß es kleckt,
Und nun stehn sie stille, vergnügt und bedreckt,
Und wühlen im Dreck nach dem Drecke.

Und in diesem Tone geht es durch zehn Strophen fort, abwechselnd mit Zeitungsanspielungen und eben so unklaren als schmutzigen Bildern. — Noch

*) Neuere sociale und politische Gedichte. Zweites Heft. Düsseldorf, Selbstverlag.

Digitized by Google

schlimmer ist es mit dem Inhalt. Ich will hier nicht von den neuen Variationen auf das alte Thema der Marseillaise reden, die doch immer nur auf ein ausgeführtes Hurrah! schlagt todt! herauskommen. Daß man in der Hitze seinen Gegner verwünscht und ihm mit allem möglichen Unheil droht, liegt in der Natur der Sache, und da unsre royalistischen Dichter sich im Schimpfen gegen die Demokraten einander überbieten, so können sie es den demokratischen Dichtern nicht verargen, wenn Diese ihrerseits über das Maß hinausgehen. Aber wenn man die übertriebene Wildheit in Schlacht- und Trinkliedern verzeiht, deren bacchantischer Charakter Vieles entschuldigt, so ist das nicht der Fall bei solchen Gedichten, die sich auf einen bestimmten historischen Gegenstand beziehen. Hier werden wir von dem Dichter verlangen, daß die Empfindung, die er seinen Helden leiht, oder welche diese Helden in ihm erwecken, wenigstens in einigem Verhältniß zur Wirklichkeit stehen; wenn aber Freiligrath in einem seiner Gedichte einen edlen, tugendhaften Menschen auf der Grenzscheide von England und Frankreich, trotz der Gefahren, die ihn umdrohen, aus aufopfernder, hingebender Liebe für's Vaterland die Flucht nach der Fremde aufgeben und den sichern Tod für sein Volk vorziehen läßt, und wenn wir dann erfahren, daß dieser Held kein Andrer ist, als Marat, so können wir das nicht mehr hingehen lassen. Abgesehen von der Rohheit der Gesinnung, die darin liegt, sich überhaupt für ein Ungeheuer zu begeistern, kann man sich doch wenigstens eine Stimmung vorstellen, in der man, wie Nero, der Menschheit einen einzigen Hals wünscht, um ihn umdrehen zu können, und in einer Art von geistiger Trunkenheit den Neronen der Vergangenheit oder Lucifer, ihrem Obersten, ein Vivat bringt: aber aus dieser Stimmung herausgehen und mit anscheinender Ruhe und Gelassenheit den scheußlichsten Bluthund, den die Erde gesehen hat, wie einen frommen, sanften, verklärten Märtyrer feiern, das ist eine Sünde gegen den heiligen Geist der Geschichte, die nicht vergeben werden kann.

Und doch klingt hinter allen diesen Renommistereien ein Etwas durch, was den Argwohn aufkommen läßt, das Alles sei nicht wirkliche Leidenschaft, sondern erkünsteltes, gemachtes Wesen. Der Umschwung, den Freiligrath in seinen politischen Ueberzeugungen erfahren, war zu gewaltsam, zu wenig vorbereitet, als daß wir recht daran glauben könnten. Es sieht fast so aus, als ob dieser Jakobinismus nur der übrigens gleichgiltige Stoff wäre, an dem er sein formelles inhaltloses Talent eben so ausübt, wie früher an den Wüstengeschichten, die er auch nicht aus unmittelbarer Anschauung und Empfindung, sondern nach dem Medium von Reisebeschreibungen darstellte.

Freiligrath's Talent ist wenigstens nach einer Seite hin überschätzt worden, wie es fast bei jedem Dichter der letzten Jahrzehende der Fall gewesen ist.*)

*) Freiligrath ist 1810 in Detmold geboren; seine ersten Gedichte erschienen im Musenalmanach von Schwab 1835, die erste Sammlung derselben 1838.

Digitized by Google

Allerdings ist seine Virtuosität in der Handhabung der Sprache, des Metrums und des Reims bewundernswürdig. Er spielt mit dem Alexandriner, in dem die Deutschen früher nur das steife, pedantische Wesen gesehen hatten, mit derselben Leichtigkeit und Sicherheit, wie mit der Ottave, dem Sonett und andern Italienischen Weisen. Diese Virtuosität verführt ihn sogar, wie die herumreisenden Geiger und Clavierspieler, sich unnöthige Schwierigkeiten zu schaffen, deren Ueberwindung mehr die technische Fertigkeit, als den guten Geschmack verräth. Er bewegt sich mit großer Vorliebe in unerhörten und gewaltsamen Reimen, die dem Ohr zwar keinen besonders angenehmen Eindruck machen, die aber doch durch die Leichtigkeit imponiren, mit der er ihrer Herr wird, und es ist nicht zu läugnen, daß wenigstens ein Theil seines Erfolgs diesem Virtuosenthum zugeschrieben werden muß. Ich kenne nur einen Dichter, dessen Technik ihm an die Seite zu stellen ist, und dessen Beispiel auf ihn den größten Einfluß ausgeübt hat: Victor Hugo. Freiligrath hat auch noch ein zweites Talent: er weiß wenigstens an einzelnen Stellen die poetische Empfindung in das angemessene Bild zu übersetzen, und einzelne Strophen, z. B. in seinem bekannten Gedichte: „Der Löwenritt", sind darin unvergleichlich, während die übrigen Strophen auf leere Reimereien herauskommen. Bei einem lyrischen Gedicht ist es aber erforderlich, daß es in seiner Totalität einen befriedigenden, melodischen Eindruck macht; das verkennen unsre modernen Lyriker und ihre Verehrer.

Aber eben so wie Victor Hugo fehlt ihm die Hauptsache, die den lyrischen Dichter macht. Die Sprache hat für ihn keine Schwierigkeiten, er kann Alles sagen, was er will und wie er es will, aber — er hat Nichts zu sagen. Er hat niemals in sein eigenes Innere geblickt, niemals mit theilnehmender Aufmerksamkeit das Herz der Menschen durchforscht. Das Herz ist aber der einzige Gegenstand der lyrischen Poesie, und alles Uebrige, Natur, Kunst, Politik u. s. w. nur, insofern es sich im Herzen wiederspiegelt. Ich fordere aber die Verehrer Freiligrath's auf, irgend eines seiner Gedichte nachzuweisen, in welchem eine neue Saite des Herzens entdeckt und mit überwältigender Kraft angeschlagen wäre. Aus diesem Mangel ist es auch zu erklären, daß selbst seine Naturbilder nie jene Unmittelbarkeit und jene innere Harmonie zeigen, welche allein im Stande ist, das Seelenlose in den Kreis der Poesie einzuführen. Seine vereinzelten, zum Theil glücklichen Anschauungen gestalten sich nie zu einer vollkommen reinen, abgerundeten Stimmung, nie zu einer klaren, melodisch empfundenen Geschichte, seine Balladen sind fast alle ohne Pointe, und in seinen beschreibenden Gedichten kann man die Strophen beliebig durch einander mischen, ohne daß der Eindruck geschwächt wird. Diese Reflexionspoesie, die sich der Natur und dem Herzen entzieht, kann nur durch Eins gerechtfertigt werden, durch die tiefen Gedanken und durch die sittliche Energie, wie sie Schiller's didaktischen Gedichte auszeichnet. Von beiden ist bei Freiligrath keine Spur.

Digitized by Google

Ich glaube daher nicht zu irren, wenn ich das Gefühl der innern Armuth, dessen er sich auf die Länge nicht mehr erwehren konnte, für eins der bedeutendsten Motive seiner Umkehr halte. Als er das bekannte Gedicht gegen Georg Herwegh machte, in dem der ganz richtige Ausspruch vorkam: der Dichter steht auf einer höhern Warte, als auf den Zinnen der Partei, d. h. mit andern Worten, der ästhetische Gesichtspunkt kann nicht vollständig mit dem politischen zusammenfallen (wobei ich freilich bemerken muß, daß beide in einem dritten, in dem sittlichen, ihre höhere Vereinigung und Vermittelung finden), und als Herwegh, dessen melancholische, etwas sentimentale Natur durch den Weibrauch, der ihm von allen Seiten überschwenglich gestreut wurde, bereits vollständig berauscht war, ihm in den pöbelhaftesten Schimpfreden antwortete, hatte dieser Angriff die entgegengesetzte Wirkung, die er sonst bei einer energischen und eigensinnigen Natur zu haben pflegt: Freiligrath wurde bekehrt. Die Macht der allgemeinen Stimmung riß ihn nicht allein fort, sie gab ihm zu gleicher Zeit den Stoff, nach dem er lange vergebens gesucht hatte, und die Gelegenheit zu einer autonomen That, die ihn über das Gefühl jenes Mangels emporhob: er brach mit etwas Ostentation mit dem Königthum, er opferte dem Vaterland jenes Jahrgehalt des Königs von Preußen, das ihm von Seiten Herwegh's so harte Vorwürfe zugezogen hatte (1843). Seit der Zeit hat er sich in die neue Anschauungsweise so vertieft, daß an eine weitere Fortbildung kaum zu denken ist.

Ich habe mich schon mehrmals dahin ausgesprochen, daß die principielle Abneigung gegen die politische Poesie, wie sie heut zu Tage von vielen Seiten zur Schau getragen wird, keineswegs zu rechtfertigen ist. Das historische Leben der Gegenwart giebt Gelegenheit zu eben so poetischen Bildern, und ist eben so geeignet, das Herz zu kühnen, muthigen, feurigen Empfindungen zu begeistern, oder es mit jener reizenden Trauer zu erfüllen, wie die Ruinen einer großen Vergangenheit; aber zweierlei müssen wir von dem politischen Dichter verlangen, wenn wir ihn billigen sollen, einerlei, welcher Partei er angehört: einmal, daß er sein Gefühl für das Schöne nicht verläugnet, daß er edle und ideale Empfindungen hervorruft, und zweitens, daß der politische Fanatismus ihn nicht über die innere Wahrheit, über das Gefühl für Recht und Sittlichkeit hinausrückt. Man kann die Revolution preisen, und man kann das Königthum preisen, denn Beides bietet nicht allein ästhetische, sondern auch sittlich berechtigte Momente, die Kraft, den Heroismus, die Aufopferung, die Lust der Freiheit und die Hingebung der Treue; aber in dem Schmuz zu wühlen, der sich ebenfalls in beiden Seiten vorfindet, und ihn durch den Zauber der Poesie verklären zu wollen, ist eines tüchtigen Talents unwürdig, und ein Frevel gegen eine der schönsten Gaben des Glücks.

Digitized by Google

Herr von Radowitz.

Neue Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche. Erfurt und Leipzig, Körner.

Herr v. Radowitz hat sein Schweigen gebrochen, und er hat sich diesmal zum Hauptgegenstand seiner Gespräche gemacht, nicht allein in der Person seines Doppelgängers Waldheim, der diesmal ziemlich unverhüllt als Joseph v. Radowitz auftritt, sondern auch unter seinem eigenen Namen. Allein die Materialien, die er zur Geschichte der letzten Jahre mittheilt, sind höchst dürftig. Eigentlich macht er uns nur mit zwei Umständen bekannt, von denen wir wenigstens noch keine officielle Kenntniß hatten, nämlich, daß Oestreich sich gegen Rußland engagirt hat, die Märzconstitution aufzuheben, und daß im Berliner Cabinet zur Zeit des Fürstencongresses die definitive Einsetzung der Unionsregierung gar nicht in Frage gekommen ist, sondern daß man nur darüber berathen hat, ob die Union definitiv aufzugeben sei, oder ob man sich zu dem Provisorium zu wenden habe, welches nachher wirklich ins Leben trat. Beides haben wir vorher schon wenigstens mit ziemlicher Sicherheit vermuthet. Ueber Dasjenige dagegen, was uns am Meisten interessiren müßte, nämlich über das Verhalten der einzelnen Cabinetsglieder, so wie der höchsten und allerhöchsten Personen zur Deutschen Frage, theilt er uns nichts Positives mit, und wir können es ihm nicht verargen, denn wenigstens so lange sein königlicher Freund lebt, ist es moralisch unmöglich. Darum wäre es aber auch ein unzweckmäßiges Unternehmen, wenn er wirklich die Absicht hätte, wie er in diesem Buche andeutet, eine Geschichte der letzten Jahre zu schreiben. Ueber die geheime Geschichte derselben kann er uns Nichts mittheilen, da ihm seine Lippen versiegelt sind, und das Bekannte historisch zu verarbeiten, dazu würde jeder Andere, der dem Centrum der Begebenheiten weniger nahe gestanden hat, geeigneter sein; auch wenn seine Fähigkeit für Geschichtschreibung größer wäre, als dieses Buch vermuthen läßt.

Wenn er trotz dem die Rechtfertigung seiner politischen Laufbahn versucht, so kann das nur durch Raisonnements geschehen. In diesem Felde stehen wir ihm als ebenbürtige Gegner gegenüber, und müssen zu unserm Bedauern erklären, daß es ihm nach keiner Seite hin gelungen zu sein scheint.

Das Publicum, auf welches diese Rechtfertigung zunächst berechnet ist, sind wir, die Gothaner, die Eigentlichen. Unsre Actien sind seit den ersten „Gesprächen aus der Gegenwart" bedeutend gestiegen. Damals kamen wir in der Person des guten Banquier Crusius unter allen Parteien am Schlechtesten weg, wir waren die Einzigen, die lächerlich gemacht wurden, während alle Uebrigen, selbst die Radicalen, als berechtigte, wenn auch einseitige Erscheinungen mit christlicher Liebe und wenigstens anscheinend unbefangener Objectivität dargestellt wurden. Diesmal

Digitized by Google

ist es umgekehrt. Der Gothaner Bürgermeister, der unsre Ansichten vertritt, ist, abgesehen von dem über die Parteien hinausragenden Helden, der Einzige, der sich zusammenhängend über seine Ideen ausspricht, und der niemals Unsinn redet; jeder Andere hat einen Augenblick, wo ihm, und zwar mit vollem Bewußtsein des Verfassers, die Besinnung ausgeht. Das liegt nicht allein in der Absicht. Herr v. Radowitz hat erst seit den letzten Jahren den eigentlichen Liberalismus kennen gelernt; er hat die Gothaner Blätter fleißig gelesen (auch die Grenzboten haben ihm in einem Punkt, der für sie sehr schmeichelhaft sein kann, da sie nicht über die diplomatischen Mittel eines Preußischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten zu verfügen haben, vielleicht einige Winke gegeben über den Charakter des Kaisers von Rußland), und er hat sich dadurch nicht nur in den Stand gesetzt, die Ansichten eines Gothaners im Zusammenhang darzustellen, sondern er hat auch die meisten derselben eingesogen. Er bekennt sich offen zur constitutionellen Monarchie, und giebt sein ständisches Princip vollständig und unumwunden auf; er stimmt mit der Partei in ihrer Ansicht von der Entwickelung Deutschlands im Ganzen überein, und weicht nur hie und da in der Wahl der Mittel von ihr ab; aber auch da bleibt es zweifelhaft, ob er in den Antworten, die er den Gothaner Angriffen gegen seine factische Politik entgegensetzt, wirklich seine abweichende Meinung rechtfertigen, oder nur Andere schonen will. Wir fordern jeden Beliebigen auf, welcher Partei er auch angehören mag, das Gespräch zwischen dem Gothaner und Waldheim, wo von der Politik der letzten Jahre die Rede ist, zu verfolgen, und sind überzeugt, daß er in allen Punkten den Vorwürfen des ehrlichen Bürgermeisters beitreten wird, wie sehr er auch in den Ansichten, die beiden Rednern gemein sind, von ihnen abweichen möge. — Aus zwei Gründen glauben wir aber, daß unsre Partei die Apologie des Herrn von Radowitz nicht anerkennen wird. Einmal hat er seine Befähigung zur Leitung der Staatsangelegenheiten nicht bewiesen. Der einzige Grund, den er für sein unentschlossenes Zaudern im Moment der Krisis anführte, daß er nämlich als persönlicher Freund und schwärmerischer Anhänger des Königs dem bestimmt ausgesprochenen Willen Desselben nicht entgegentreten durfte, wird von ihm selbst auf das Schlagendste widerlegt: dann hätte er nämlich nicht Minister werden sollen. — Abgesehen von diesem Mangel eines entschiedenen Willens, fällt ihm noch ein Zweites zur Last. Von den Staatsmännern, die wir für befähigt zur Ausführung unsrer Ideen halten sollen, müssen wir doch erwarten, daß sie wenigstens einigermaßen klarer und tiefer in die Lage der Dinge blicken, als wir, ihre Anhänger. Das ist hier so wenig der Fall, daß wir uns häufig eines gelinden Kopfschüttelns nicht enthalten können.

Ein zweiter Umstand, der uns bedenklich machen muß, ist die Hoffnung, die er noch immer hegt, sich mit seinen alten Freunden, mit seinen Collegen vom politischen Wochenblatt und den Ultramontanen zu verständigen. Allerdings ist

Digitized by Google

diese Hoffnung nur gering, und sie wird noch geringer durch den Erfolg dieses Buches werden. Wir werden durch dasselbe blos nicht befriedigt, die äußerste Rechte aber wird erbittert werden. Die Ausdrücke, in denen er von dem gegenwärtigen Ministerium spricht, sind um so bitterer, je mehr er mit seiner Zurückhaltung Ostentation macht, und seine eigentlichen alten Freunde, die Gerlachs u. s. w., werden geradezu feindselig behandelt, trotz des traulichen Du, mit dem er ihren Vertreter begrüßt, und trotz der Höflichkeiten, die er an sie verschwendet.

Aber es bleibt doch immer noch Etwas übrig, über das wir nicht hinweg kommen. Z. B. sein Verhältniß zum Ultramontanismus. Wir haben von Herrn von Radowitz niemals geglaubt, das er wirklich jesuitische Absichten hege, wir haben seine kirchliche Salbung immer nur für jene äußere Folie gehalten, mit der ein vornehmer und geistreicher Mann, der an klares und freies Denken nicht gewöhnt ist, sich gern umgiebt, und wir sind der Ueberzeugung, daß wenigstens jetzt die Ultramontanen derselben Ansicht sein werden; aber auch dieses Schönthun ist noch zu viel. Ein Mann, der noch immer bei der Erklärung stehen bleibt, in einem Collisionsfall werde er die Interessen seiner Kirche stets denen seines Staates vorziehen, wenn er auch die reservatio mentalis damit verbindet, daß dieser Collisionsfall nie eintreten könne, darf doch nie zu unsern Führern gehören, denn diese Zurechtmacherei, die theoretisch nur zu Paradoxien verleitet, z. B. hier zu der Behauptung, Preußen wäre nicht ein vorherrschend protestantischer Staat, zieht im Praktischen schlimmere Dinge nach sich. Wenn Herr von Radowitz gedenken sollte, noch einmal auf die politische Bühne zu treten, so wird er sich doch klar für rechts oder links entscheiden müssen. Das Geheimniß, in das er sich bisher zu hüllen gesucht hat, und die Objectivität gegen alle Ansichten, mit der er auch hier nicht blos coquettirt, sondern der er ernstlich nachstrebt, diese Physiognomielosigkeit, die er in demselben Augenblick prätendirt, wo er auf seine Physiognomie ein nicht geringes Gewicht legt, dies Alles wird in einer Zeit nicht mehr ausreichen, die über die philosophisch-historischen Rebus hinaus ist, und im Praktischen Bestimmtheit, im Theoretischen Klarheit verlangt. Es würde eben so wenig ausreichen, als die Miscellen, die er hier in einem Capitel über alle möglichen Wissenschaften und Künste zusammendrängt, genügen, um seine wissenschaftliche Bildung zu beweisen. Nicht die Masse von Reminiscenzen macht die wahre Bildung, wie respectabel an sich sie auch sein möge, sondern die Ordnung und Gewissenhaftigkeit im Denken. Man kann in alle möglichen philosophischen Systeme hineingesehen haben, wenn man mitten unter verständigen Bemerkungen über Kant und Aehnliches plötzlich auf Gespenster kommt, und ernsthaft darüber debattirt, so ist es mit der philosophischen Bildung nicht weit her.

Es bleibt uns noch übrig, über den künstlerischen Werth des Buchs Etwas zu sagen. Wir halten nicht viel von dieser Form des Dialogs. Die Personen sind doch bloße Träger von Ansichten, und wenn auch hin und wieder einiges

Digitized by Google

nicht zur Sache gehörige Beiwerk dazu kommt, werden doch keine Individualitäten daraus. Herr von Radowitz versteht es nicht einmal, den richtigen Ton der verschiedenen Gattungen anzuschlagen. Zwar macht es ihm seine größere Bekanntschaft mit den Pietisten, Aristokraten und Ultramontanen möglich, die Vorstellungsweise derselben etwas objectiver zu geben, als z. B. die der Radicalen, aber es wird doch immer kein Ganzes daraus. Alle diese Personen reden doch nur in der Radowitzischen Weise, sie reden, wie man in einem neutralen, höflichen Theecirkel redet. Das kommt eben von dem vergeblichen Bemühen her, alle sittlichen Gegensätze dialektisch vermitteln zu wollen. Die Gegensätze sind eben nicht blos in den Ansichten, sie sind concreter Natur, sie beherrschen das ganze Sein, und wenn sie einander berühren, ohne zu explodiren, so ist es keine wirkliche Berührung, sondern ein bloßer Schein, aus dem auf das Wesen nicht geschlossen werden kann.

Dagegen hat uns Herr von Radowitz in einer andern Weise interessirt, die er wahrscheinlich nicht beabsichtigt hat, nämlich von der rein menschlichen Seite. So lange er in der angeblich unnahbaren, kalten Höhe stand, ein undurchdringlicher Magus, hat er uns nur Widerwillen eingeflößt, denn wir mögen keine Automaten, wir mögen nur Menschen. Der formelle Glanz seiner Reden von der ersten bis zur letzten hat uns nie bestochen, weil er niemals seine Persönlichkeit einsetzte, niemals wahr im höhern Sinne des Wortes war. Jetzt sieht er sich genöthigt, über Einflüsse, die er aufgenommen, Anfechtungen, die er erlitten, und dergleichen zu sprechen; er hört auf, ein unnahbarer Magus zu sein, er zeigt uns sterbliche Glieder, die leiden können; dadurch gewinnt er entschieden unsre Theilnahme, und wir können auch das sentimentale Motto, welches er mit einiger Coquetterie an die Spitze seines Buches gesetzt hat, und nach welchem er nur noch ruhig zu sterben wünscht, nicht annehmen. Ein talentvoller Mann kann noch immer seinem Vaterlande nützen und sich eine ehrenvolle Stellung erwerben, was auch seine Vergangenheit sein möge, sobald er nur einmal den festen Entschluß faßt, wahr gegen sich selbst zu sein und also auch wahr gegen die Welt.

Bilder aus dem Hafenleben in Marseille.

Ein warmer Morgen. Die heiße Sonne der Provence ist an dem tiefblauen, wolkenlosen Himmel noch nicht so hoch herauf gestiegen, daß ihre Strahlen uns sengend berühren könnten, wie dies in den spätern Mittagsstunden der Fall ist. Jetzt dient ihr goldener Schein noch dazu, alle Gegenstände in reinen Umrissen hervortreten zu lassen, ihnen eine weiche, warme Färbung zu verleihen. Solche Stun-

Digitized by Google

den von 6—10 Uhr Morgens sind die günstigsten zum Besuch des Hafens. Bei einem der vielen Blumenmädchen, die überall an den Straßenecken herumsitzen, kaufte ich mir zuerst für einige Sou einen Strauß der würzigen Blüthen, an denen die Gärten der Provence so reich sind. Die Düfte der Orangeblüthen mischen sich mit denen des Jasmins, das sanfte Roth der Rosenknospen bildet den Uebergang zum dunklen Purpur der Granatblüthe. Man athmet in manchen Provençalischen Gärten zur Zeit der Blüthe betäubende Wohlgerüche ein. Mit meinem Blumenstrauß im Knopfloch des weiten Reisepaletots holte ich mir dann meinen Begleiter auf meinen Streifereien ab. Es war ein alter pensionirter Hochbootsmann, der in Marseille lebte, und mit dem mich ein Artillerieofficier bekannt gemacht hatte. Ein alter närrischer Kauz voll Sonderbarkeiten, aber ein prächtiger Führer im Marseiller Hafen. Ein guter Führer ist von großem Werthe hier. Man sieht so viel Neues, Unbekanntes, besonders an verschiedenen Formen von Küstenschiffen, daß man immer und immer zu fragen hat. Das Provençalische Patois, wie es die untern Stände auch in Marseille sprechen, ist dabei für einen Fremden fast ganz unverständlich, und selbst dem gebornen Franzosen, der an das rasche Hervorsprudeln der Worte seiner Landsleute schon gewöhnt ist, entgeht das Meiste. Ein Mecklenburgischer Landjunker, der nie von den Fluren der Heimath fortgekommen ist, wird einer Unterhaltung auf einer Schwäbischen Kirchweih besser folgen können, wie ein Pariser dem Gezänke Provençalischer Fischer. Außerdem schützt ein Führer, besonders einer, wie mein alter Pierre Braux, der einen unerschöpflichen Vorrath der kräftigsten Flüche, die nur die Französische Sprache inne hat, besitzt und sehr freigebig davon mittheilt, gegen die Prellereien der Bootsführer und ähnlicher Leute. Alles, was Wiener Fiacre, Mailänder Lohnbediente, Hamburger Kofferträger und Schweizer Kellner zu leisten vermögen, ist nur Stümperei gegen das der Marseiller und Avignoner Lastträger. Nicht mit Bitten und Betteln, wie in Oberitalien, nein, mit Rohheit, fast mit Gewalt wird diese Brandschatzung betrieben. Ich habe in dem Marseiller Hafen köstliche Scenen der Art erlebt, köstlich für mich, da ich sie mit einem gewissen Gefühl der Schadenfreude, als unbetheiligter Zuschauer, mit ansehen konnte. Wenn die Dampfboote aus Alexandrien die Schaar der blonden Söhne Albions brachten, da war es wirklich der Mühe werth, schon deshalb nach dem Hafen zu gehen, um die Zankscenen mit den Lastträgern und Bootsführern mit anzuschauen. Diese kreischenden, hin- und herspringenden, fluchenden, schimpfenden und drohenden und wieder bittenden braunen Provençalen, und diese ruhigen, starrköpfigen, phlegmatisch-hochmüthigen Engländer, die sich auf ihr „no", „no", beschränken, in keiner Posse hat man es besser. Einmal sah ich, wie ein großer, dicker Engländer, so Einer von der echten Sorte, einen Provençalen, der mit Gewalt sich seines Koffers bemächtigen wollte, mit einem so gut angebrachten Streich niederwarf, daß der kleine braune Gegner einige Schritte weit davon flog, und sich

Digitized by Google

darauf in kunstgerechter Bozerstellung auslegte, das Weitere zu erwarten. Der Provençale zog sein langes, spitzes Messer, und wollte auf den Engländer eindringen, und da auch seine übrigen Kameraden, die gegen einen Fremden wie die Kletten alle zusammenhängen, für ihn Partei nahmen, so hätte die Sache leicht schlecht ausfallen können, wenn nicht rasch die Hafenpolizei sich dazwischen geworfen hätte.

Wir begannen unsre Wanderung stets damit, in einem Cabaret des Hafens ein Frühstück einzunehmen, und daß ich hierbei den Wirth machte, war die einzige Vergütigung, die der Alte für seine Begleitung annahm. Dunkelrother Wein der Provence, feurig, dick, zwar etwas herbe, aber sonst doch recht gutschmeckend, frische Sardellen in Oel schwimmend und gesottene kalte Oliven, die man als den Durst reizend hier stets zum Weine ißt, und welche das Feuer desselben mildern, bildeten gewöhnlich dies echt Provençalische Frühstück. Dergleichen ist hier sehr wohlfeil. Kommt man mit einem Stammgast in ein Cabaret, so erhält man für einen Frank eine ansehnliche Menge davon. Desto theurer sind freilich die vornehmen Hotels, größtentheils für Engländer berechnet.

Nach diesem Frühstück, wobei mir Pierre gar viel von seinem bewegten Leben erzählte, namentlich auch von Napoleon, den er bei der Ueberfahrt von der Insel Elba gesprochen hatte, da er auf dem Schiffe diente, das den Kaiser herüber brachte, begannen wir der Kreuz und Quer unsre Wanderungen, bald zu Fuß, bald in einem Boote im Hafen umherfahrend. Gern und viel weilte ich in der Gegend, wo die Schiffe lagen, die aus dem Orient kamen, nachdem sie die Quarantaine durchgemacht hatten. So ein Schiff, mit lauter braunen Aegyptern oder Arabern bemannt, macht einen eigenthümlichen Eindruck. Die dunkelbraunen Matrosen scheinen aus lauter Sehnen und Knochen zu bestehen, so schlank und hager sehen die Kerle aus; nicht ein Quentlein überflüssiges Fleisch bemerkt man. Ihre Garderobe besteht in einem Paar weiten Hosen, die nur bis an das Knie gehen, und einem weiten kurzen Hemd, ohne Halskragen, Alles von grobem, blauem oder weißbraunem Baumwollenzeug. Die Schiffe sind schlecht gehalten und dürftig, Tauwerk und Segelzeug in einem erbärmlichen Zustand. In Begleitung eines Smyrnaer Kaufmanns, der einige Tage mein Nachbar an der table d'hôte des Hotels gewesen war, besuchte ich einst ein solches Schiff aus Alexandrien, an dessen Bord sich der Eigenthümer, ein wohlhabender Türke, befand. Die Kajüte war zwar ohne Stühle und Tische, sonst aber mit ziemlicher Eleganz geschmückt; Draperien von lauter feinen baumwollenen Stoffen in recht hellen Farben hingen an den Wänden umher, und gaben dem Gemach das Ansehn eines Zeltes. In einer Ecke lag ein großer Haufe von Polsterkissen, die mit rothem Zeuge überzogen waren, und aus denen ein langer breiter Divan aufgebaut war. Dieser Divan bildete bei Tage den Sitz und bei Nacht das Lager des Türken. Einige schöne Waffen, unter denen namentlich ein sehr krummer Säbel in reicher Scheide

Digitized by Google

und eine lange Flinte mit damascirtem Lauf, der breite, sehr krumme Schaft bunt ausgelegt, mir auffielen, hingen über diesem Divan. Auf demselben mit gekreuzten Beinen sitzend, empfing uns der Eigenthümer, indem er eine wohlwollende Verneigung mit der Hand machte, die er dann an die Brust legte, und mit tiefer, tönender Stimme die Worte „Selämen ale Mum“ (Friede sei mit Euch) zur Begrüßung aussprach, worauf mein Gefährte, der Arabisch sprechen konnte, mit den Worten „Seläm arachmat alla“ (Friede gewährt uns Gott) dankte. Ein kleiner Negerknabe von 12 bis 14 Jahren, ziemlich gut in blauen weiten Pantalons und weiter rother Jacke gekleidet, sonst aber barfuß, der den Stewart der Kajüte vorstellte, brachte uns auch ein Paar rothe Polster, auf die wir uns bequem niedersetzten. Er holte dann ein Paar lange Pfeifen mit schönen breiten Spitzen von Bernstein und kleinen rothen Thonköpfchen herbei, die er uns angezündet reichte. Da ich selbst kein Raucher bin, begnügte ich mich, nur den Dampf einzuziehen, und ihn sogleich in mächtigen Wolken wieder fortzublasen. Später erhielten wir dicken, schwarzen, aber sehr aromatisch riechenden und schmeckenden Kaffee, ohne Zucker und Sahne, der in kleinen eiförmigen Tassen von weißem Porcellan mit einem messingenen Untersatz, aufgetragen wurde. Der Türkische Kaufmann, ein schon bejahrter, ziemlich corpulenter Mann, mit prächtigem, lang herunterwallendem Bart von tiefschwarzer Farbe, genoß nicht das Mindeste. Sein Anzug bestand in Pantoffeln von gelbem Marroquinleder, weiten rothen Pantalons von Wollenzeug, einem langen dunkelblauen Rock ohne Kragen, aus dessen Brust ein buntseidenes Hemd hervorsah, und der von einem rothen Gürtel um den Leib zusammengehalten ward, und einer rothen „Fez“ mit langer blauer Seidenquaste. Während der Smyrnaer nun mit dem Türken sein Handelsgeschäft in Arabischer Sprache abmachte, besah ich mir das Innere des Schiffes etwas. Die höchste Dürftigkeit herrschte auf demselben; so waren die Theile, welche bei unsern Europäischen Fahrzeugen angemalt sind, hier ohne diesen, sowol nützlichen wie dem Auge wohlgefälligen Anstrich. Zwei kleine eiserne Kanonen, die auf dem Verdeck waren, sahen so verrostet aus, daß ihr Gebrauch für die Abfeuerer gefährlicher, wie für die Gegner sein dürfte. Der Lagerraum für die Mannschaft glich so ziemlich einem Hundestall, so entblößt war derselbe von Geräthschaften. Da es gerade Essenszeit war, so stand eine große thönerne Schüssel mit grauem, in Wasser gekochtem Reis, auf der Mitte des Fußbodens. Ungefähr ein Dutzend der oben beschriebenen Matrosen hockten auf den Absätzen um dieselbe umher, und Einer nach dem Andern griff mit der schmutzigen Hand in den Reis hinein, holte sich eine Portion heraus, und verschlang dieselbe gierig mit dem großen Mund, in dem zwei Reihen der schönsten weißen Zähne blitzten. In der andern Hand hielt jeder Matrose mehrere kleine in der Sonne gedörrte Fische, von denen er von Zeit zu Zeit ein Stücklein zu seinem Reis in den Mund stopfte. In einer Ecke des Raumes lag ein Haufen ganz dünner Strohmatten, ungefähr von der

Digitized by Google

Art, wie wir sie vor unsren Thüren haben, die des Nachts den Leuten zum Schlafen dienen. Weniger Bedürfnisse, als so ein Aegyptischer Matrose, kann nicht leicht ein Mensch besitzen. Ziemlich anständig, ungefähr so, wie auf jedem Italienischen Kauffahrer, sah es dagegen in der Kajüte der beiden Steuerleute aus, die das Schiff commandirten. Beide waren Griechen von der Insel Samos, hübsche schlau aussehende Männer, die auch tüchtige Seeleute zu sein schienen, wie fast alle Griechen. Sie hatten guten Griechischen Wein in ihrer Kajüte, bewirtheten mich reichlich damit, und behaupteten, daß auch der Türkische Eigenthümer denselben, trotz des Verbotes des Korans, im Geheimen recht gern tränke.

Interessant war das Treiben auf den kleinen Griechischen Fahrzeugen, die gewöhnlich in großer Menge im Marseiller Hafen liegen. Es sind gut gebaute, sehr scharf segelnde Schiffe, die besten von allen, die das Mittelmeer befahren, wie auch die Griechen nebst den Genuesen und Dalmatiern weitaus die kühnsten und geschicktesten Seeleute an diesen Gestaden desselben sind. Frische, muntere, keck aussehende Gestalten, denen die dunkeln Augen gar feurig blitzten. Wie die Katzen so gewandt und flink, und doch dabei graziös, klimmen sie in den Tauwerken ihrer Fahrzeuge umher. Es sieht hübsch aus, wenn diese Griechischen Schiffe, die gewöhnlich, im Verhältniß zu ihrer Größe, viel Segelzeug tragen, in den Hafen hinein kreuzen, oder wieder aus demselben dem blauen Meere zueilen. Die Moralität dieser Griechischen Schiffer und Matrosen steht übrigens mit ihrer sonstigen seemännischen Tüchtigkeit lange nicht auf gleicher Stufe. Sie stehn in einem schlechten Ruf, und die Schiffsversicherer zeichnen nicht gern auf Griechische Schiffe hohe Versicherungssummen, da es nur zu häufig vorkommt, daß sie in solchen Fällen geflissentlich Schiffbruch leiden. In einer stillen Mondscheinnacht erhält das Schiff einige Löcher mit scharfem Bohren im untern Boden, daß es sich mit Wasser füllt, und auf den Grund des Meeres sinkt; die Mannschaft fährt mit den werthvollsten Stücken der Ladung an die nahe Küste, um dieselbe dort heimlich zu verkaufen, und schwört dann so viel feierliche Eide, wie der Untersuchungsrichter nur irgend verlangt, das Schiff sei trotz ihrer eifrigsten Bemühungen, es zu retten, verloren gegangen. Die „graeca fides" hat noch keinen guten Klang am Mittelmeer.

Da sind die Spanier, die hier vielfach sich einfinden, andere Kerle. Fauler, sorgloser, abergläubischer, und lange nicht so gewandt und rasch nach Gewinn, aber ehrlich und zuverlässig. Welch edlen, stolzen Anstand bewahren die Matrosen der Spanischen Schiffe. So ein brauner, schwarzhaariger, gluthaugiger Bursche, in seinem groben rothen Hemde, beschmierten Leinwandhosen und Sandalen von geflochtenem Hanfgras an den Füßen, bittet einen andern Kameraden um Feuer für seine Cigarette mit einem Anstand, einer so natürlichen Würde, wie unsre Kammerjunker auf den Hofbällen sie zu erreichen sich vergebens abmühen. Und nun gar, wenn sie tanzen, welche Grazie in allen Bewegungen! Man kann des

Digitized by Google

Abends, besonders auf den Andalusischen Schiffen, häufig die Matrosen unter einander tanzen sehen; die leichten Sandalen an den Füßen, die weiten Leinwandhosen eng um den Leib mit einer breiten rothen Binde, in der das lange Messer steckt, zusammengeschnürt, das bunte Hemd weit offen, so daß die braune Brust hervorschaut, die langen schwarzen Haare hinten mit einem rothen oder grünen Netze, das in einer Troddel endet, bedeckt, so tanzen sie Stunden lang, entweder nach dem Klange einer Art Mandoline, die ein Kamerad spielt, oder nach dem Geklapper der Castagnetten, welche die Tänzer selbst mit den Händen schlagen.

Nicht so graziös sehen unsre Deutschen Matrosen aus, die man in Marseille in Menge findet. Diese guten Jungens aus dem Lande Pommern, oder aus Mecklenburg, oder von der Elbe, Weser und Jahde, kann man schon in weiter Entfernung aus diesen südlichen Seefahrern herauskennen: Ruhig, fest, etwas schwerfällig und plump, aber auch sicher und zuverlässig in ihrem ganzen Thun und Treiben, wie im Gange und allen ihren Bewegungen. Obgleich ein Deutscher jetzt wahrlich keine Ursache hat, vom Heimweh geplagt zu werden, so wie er den Vater Rhein überschritten, that es meinen Ohren doch oft sehr wohl, unter allen diesen „sacristie" und „Frenti de Diau" und „Maledetto" und „Carago" und „allein aleck" („Gott verdamme dich", ein Arabischer Fluch), die immer im Marseiller Hafen das Ohr umschwirren, ein ehrliches, kräftiges „Dat die dat Dunnerweder" zu vernehmen. Oft machte ich mir den Spaß, so Norddeutsche Matrosen ohne Weiteres mit einer echt Plattdeutschen Redensart anzusprechen, wo sie dann im ersten Augenblick gewöhnlich sehr verwunderte Gesichter machten. Uebrigens ward ich selbst gleich bei meinem ersten Besuch des Marseiller Hafens auf ähnliche Weise überrascht. Eine kräftige Hand, der man es anmerkte, daß sie sich gerade nicht mit sehr zierlichen Arbeiten beschäftigte, legte sich plötzlich mit derbem Druck mir auf die Achsel. Wie ich mich rasch umdrehe, vernehme ich die heimischen Töne: „Süh Herr Leutnant ock een beeten hier," und erkenne einen frühern Schleswig-Holsteinischen Soldaten, den ich kurze Zeit in Rendsburg als Ordonnanz gehabt hatte. Jetzt diente er als Matrose auf einem Holsteinischen Schiffe, das unsern im Hafen lag, und schon die rothe Dänische Flagge, in der nur in der einen Ecke ein kleines Holsteinisches Wappen angebracht war, führen mußte. Ich machte mir die Freude, später an einem Sonntag Abend die ganze Mannschaft des Schiffes und noch einige andere Schleswig-Holsteinische Matrosen, die auf andern Fahrzeugen dienten, zu einem großartigen Trinkgelage in einem Cabaret am Hafen einzuladen, wo wir denn „Schleswig-Holstein meerumschlungen" wiederholt mit lautem, kräftigem Chor sangen, und Dänemark, und mehr noch seinen Freunden in Deutschland, einige tüchtige Flüche nachsendeten. Selbst mein alter Pierre Braux, der natürlich mit dabei war, stimmte in die Melodie des Liedes mit ein. Uebrigens hätte dies Fest bald mit einer großartigen Prügelei geendet. In dem Zimmer neben uns war die Mannschaft einer Französischen Brigg versammelt; diese glaubte,

Digitized by Google

wir hätten sie durch unsern Gesang beleidigen wollen, und war schon im Begriff, unser Zimmer zu erstürmen, als Pierre Braux, der fort gewesen war, wieder erschien und seine Landsleute durch eine Rede, in der ich nur die vielen darin angebrachten Fluchwörter heraushören konnte, beruhigte. Friedlich sangen wir nun neben einander, die Franzosen ihre Marseillaise und wir unser „Schleswig-Holstein meerumschlungen," bis in die späte Nacht. Wo übrigens die Schleswig-Holsteinischen, ja nur die Deutschen Matrosen mit den Dänischen zusammentreffen, da entspinnen sich stets blutige Schlägereien. Der Hafenmeister in Marseille sagte mir, daß er Sorge trage, die Deutschen Schiffe stets so weit wie möglich von den Dänischen ab zu legen, damit ja die Matrosen nicht viel mit einander in Berührung kämen. Uebrigens klingt es fast wie ein Spott, wenn man von Deutschen Schiffen spricht. Mecklenburgische, Preußische, Hannoversche, Oldenburgische, Knyphausische Flaggen sieht man wol im Hafen von Marseille, die schwarz-roth-goldenen Farben sind heimathlos. Man muß in der Ferne sein, um so recht die klägliche Rolle, die Deutschland in der Rangordnung der Völker einnimmt, bitter zu empfinden.

Viel Leben und Abwechselung giebt dem Hafen der beständige Verkehr nach Algerien. Große und kleine Kauffahrer segeln fast täglich ab oder kommen zurück, und mehrere gut eingerichtete Dampfer erhalten einen regelmäßigen Dienst dahin. Ist der Wind nicht allzu ungünstig, so legt der Dampfer die Fahrt bis Algier bestimmt in 48 Stunden zurück. Es ist daher fast nur eine Spazierfahrt von hier bis nach Afrika. Unter der todten und lebenden Ladung, welche die Schiffe von Algerien in mannichfacher Auswahl mitbringen, kam während meiner Anwesenheit ein Transport Berberischer Pferde mit 15 Beduinen an, die nach Paris bestimmt waren, dort im großen Circus Schauspiele zu geben. Die Pferde, sehr reich aufgeschirrt, waren feurige, muthvolle Hengste, die, obgleich von der Seereise angegriffen, doch Leben und Kraft in allen ihren Bewegungen zeigten, zwar klein und von feinen Knochen, schienen ihre Muskeln doch wie Stahlfedern zu sein. Einer der Araber, ein schöner, elegant gekleideter Mann, dem der schneeweiße „Haick" (Mantel) von feinem Wollenzeug gut zu dem dunklen, krausen Bart stand, tummelte seinen schwarzen Hengst auf wirklich prächtige Weise herum. Das Thier schien Feuer zu schnauben, so glühten seine rothen weitgeöffneten Nüstern, und die Schaumflocken besternten seine glänzend schwarze feine Haut, unter der die dicken Adern in scharfen Linien hervortraten. Wie ein Vogel flog es über die Reihen der aufgerollt liegenden Reistonnen hinweg und drehte sich dann fast wie ein Kreisel einigemal hoch auf den Hinterfüßen umher, dann wieder wie eine Schwalbe im Fluge fortschießend. Und nun ein Ruck im scharfen Gebiß, und wie aus Stein gehauen stand das eben noch so bewegliche Thier. Mit leichtem Satze schwang sich der Beduine aus dem hohen Sattel, warf unbekümmert dem Hengste die Zügel über den Hals, und mit der Treue eines gutgezogenen Hundes folgte derselbe seinem Herrn auf alle Schritte nach.

Digitized by Google

Araber und Beduinen sieht man übrigens in Menge im Marseiller Hafen, und zwar oft recht schmuzig und ärmlich gekleidet. Sie handeln mit Datteln, Feigen und andern Früchten ihres Vaterlandes.

Es stehen jetzt über 70,000 Mann Französische Truppen in Algerien, und da Marseille, nebst Toulon, der Haupteinschiffungsplatz für Dieselben ist, so geht fast kein Fahrzeug von hier ab, das nicht einige Soldaten mit am Bord hätte, vorzüglich jetzt, wo der Expedition nach Kabylien wegen die Truppen in Algerien noch vermehrt werden. So sah ich noch in diesen Tagen eine leichte Infanteriecompagnie und eine Compagnie Genietruppen dorthin abgehen. Lustig singend und Witze aller Art machend, zogen die Soldaten ihrem Bestimmungsort entgegen. Sie freuten sich, daß sie ins Feld kamen, meinten, es sei besser, gegen die Kabylen zu kämpfen, als Posten zu stehen, und sich wie Polizeidiener gegen seine Mitbürger gebrauchen zu lassen. Kaum stießen die Boote vom Lande, als die Soldaten in den meisten derselben mit lautem Chor die Marseillaise zu singen begannen, was von dem größern Theil des zuschauenden Volkes mit dem lauten freudigen Rufe: „vive la république, vive les braves soldats!“ und Hüteschwenken erwidert wurde. Einige vornehm gekleidete Herren und Damen, auch einige höhere Officiere und Beamte, schienen zwar über diese laute Demonstration etwas verdrießlich zu sein, jedoch was wollten sie machen? In einer Republik kann es unmöglich verboten sein, diese hoch leben zu lassen. Das Französische Heer, besonders unter seinen Soldaten und Unterofficieren, ist im Allgemeinen gut republikanisch gesinnt, wenn auch freilich der jetzige Präsident, schon seines Namens willen, viele persönliche Anhänger unter den Soldaten zählt, die nicht gerade unzufrieden wären, wenn sie „vive l'empereur!“ rufen könnten. Am Gleichgiltigsten von allen Prätendenten, die sich jetzt um das Geschick Frankreichs streiten, ist der großen Mehrheit des Heeres Henri V. Wollte man in seinem Namen eine Proclamation an die Armee erlassen, ein allgemeines Gelächter würde die Antwort darauf sein.

Außer den Soldaten von fast allen Waffengattungen, die von Marseille nach Algerien gehen, oft aber auch als Kranke oder Invaliden bleich, abgezehrt, mit verstümmelten Gliedmaßen von dort zurückkehren, schiffen auch viele sich von hier nach Rom zu dem dort stehenden Französischen Corps ein. Diese Römische Expedition ist gerade nicht sonderlich populair in der Französischen Armee, man kann in Marseille die Soldaten, die an derselben Theil nehmen müssen, oft heftig genug darüber murren hören. Sie hätten viel lieber sich gegen die bitter gehaßten Oestreicher geschlagen, als gleichsam als Bundesgenossen derselben in Italien auftreten zu müssen. Uebrigens glaubt man, daß nächstens die Römische Expeditionsarmee noch eine Verstärkung erhalten werde.

Sehr vermehrt wird das Gewühl des Hafens durch die zahllosen, größern wie kleinern, Fischerbarken, die mit ihrem Fang hier anlegen. So ein gefüllter

Digitized by Google

Fischkasten eines Fischers des Mittelmeeres gewährt einen interessanten Anblick. Fische von wunderlichen Formen und buntem Schuppenglanz, wie wir sie in unserm nordischen Meere gar nicht kennen, springen und krabbeln in Menge darin herum, eben so auch wunderliche Seespinnen, die, trotz ihres unförmlichen Aeußern, von den untern Volksklassen hier gern gegessen werden. So ein Gericht von Fischen des Mittelmeers in frischem Provenceröl recht braun gebraten und dann mit Citronensaft betröpfelt, ist nebst einer Flasche dunkelrothem Wein gar kein übles Mahl. In Begleitung meines guten Pierre, der trefflich die Schenken wußte, wo man solche Fische am Besten bekam, habe ich mich bisweilen an denselben zu meinen Wanderungen gelabt. Der Fremde, der nur in großen Hotels bleibt, bekommt freilich von allen dergleichen Eigenthümlichkeiten eines Landes wenig zu sehen.

Ist der Hafen in Marseille am Tage ein Bild der regsten Thätigkeit, so geht es am Abend in den Straßen, die in der Nähe desselben liegen, nicht viel weniger geräuschvoll zu. Der Seemann liebt wilde, aufregende Genüsse, und Marseille ist gerade ein Ort dazu, sie ihm zu gewähren. Der wohlfeile schwere Wein, der in den zahllosen Cabarets geschenkt wird, erhitzt leicht die Köpfe, und ein furchtbar tosender wilder Jubel, eine Raserei der tollsten Lust bricht los. Die verrufenen Tanzhäuser des „Hamburger Berges", das Hauptlustlager der dortigen Matrosen, sind wahre Salons des Anstandes gegen die derartigen Locale in Marseille. Ein Lärmen, Kreischen, Fluchen, Singen, Jauchzen, Heulen in allen Sprachen Europa's, daß, wer nur einigermaßen Nerven hat, diesen Höllenlärm unmöglich lange aushalten kann. Hunderte von Dirnen, theils halbnackt, theils in allen möglichen Trödelputz abgelegter Theatercostume gekleidet, laufen zwischen diesen Matrosen umher, schwenken sich mit ihnen im wildesten Wirbel des Tanzes, trinken auf den Knien derselben sitzend den purpurrothen Wein, oder schwanken Arm in Arm mit den schon halb Trunkenen durch die engen Straßen. Dazwischen Streit und Zank, und selten vergeht ein Abend, wo nicht die Hafenwachen mit Gewalt einschreiten müssen, die erhitzten Kampfschaaren von einander zu trennen. Die Arbeiter in Marseille haben heißes Blut und sind leicht geneigt, im wilden Jähzorn das Messer rasch zu ziehen, und die Spanischen, Italienischen und Griechischen Matrosen suchen eine Rauferei auch lieber auf, als daß sie derselben aus dem Wege gehen. Ich habe hier im Marseiller Hafen einen derartigen Kampf mit angesehen, wie er nicht wilder und ungestümer sein konnte. Messer blitzten in den Fäusten, Handstöcke sausten auf die Köpfe, schwere Weinkrüge dienten als Wurfgeschosse, Stuhlbeine wurden entzweigeschlagen, ja zuletzten knallten sogar einige Terzerole, bis endlich die Wache mit dem Kolben dazwischen schlagen mußte, um die grimmigen Kämpfer zu trennen. — —

Digitized by Google

Das Preußische Ablösungsgesetz vom 2. März 1850, besonders mit Bezug auf Oberschlesien.

Daß die Resultate der Landwirthschaft in Oberschlesien der natürlichen Ausstattung jener Gegend bis jetzt in keiner Weise entsprochen haben, ist hauptsächlich zwei dort herrschenden Uebelständen zuzuschreiben: dem Vorwiegen des unverhältnißmäßig großen Grundbesitzes und den bis in die jüngste Zeit noch immer ungeordneten gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnissen mit ihrem ganzen Gefolge von unfreier Arbeit (Robot), unsichern Silber- und Natural-Abgaben u. s. w. In den letzten Jahren vor 1848 kam hierzu noch eine unerhörte Güterspeculation, zum Theil wol dadurch hervorgerufen, daß einige Gutsbesitzer durch das Auffinden und geschickte Benutzen reicher Erz- (besonders Galmei-) Lager in kurzer Zeit Namhaftes gewonnen hatten; diese scheinbar leichte Art, Vermögen zu erwerben, lockte eine große Zahl von Glücksrittern, mit sehr geringem, eigenem oder geborgtem Capital in dem südöstlichen Theil Oberschlesiens Güter zu kaufen, um die noch verborgenen unterirdischen Schätze ans Licht zu fördern und vortheilhaft zu verwerthen, oder noch lieber, um den eben erstandenen Besitz in möglichst kurzer Zeit an später kommende Speculanten mit einigem Vortheil wieder zu verkaufen. Der Schwindel stieg so hoch, daß manches Gut in einem Jahre seinen Besitzer mehr als sechsmal wechselte — dabei vielleicht zweimal durch Subhastation und Resubhastation; wie sich dabei die Landwirthschaft befinden mußte, bedarf keiner weitern Ausführung. Einem solchen Uebel ist schwer abzuhelfen oder vorzubeugen, auch erreicht es bald von selbst sein Ende, wenn Niemand mehr Etwas dabei gewinnen kann, als ein Paar Commissionaire, wenn eine genügende Anzahl Speculanten zu Grunde gegangen ist und als „abschreckendes Beispiel" dient. Die beiden ersterwähnten Punkte zu beseitigen, liegt in der Hand der Gesetzgebung, denn es läßt sich wol erwarten, daß die Aufhebung der Majorate den großen Grundbesitz auf ein vernünftiges Maß beschränken werde und die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse — das hat die neueste Zeit gelehrt — sind durch ein vernünftiges Ablösungsgesetz wol zu ordnen. Das Gesetz wegen Aufhebung der Majorate kam im Jahre 1848 fast in allen Deutschen Ständen zur Sprache, zur Vollendung und Ausführung gedieh es nirgend, und für die nächste Zukunft ist wol eher die Wiedereinführung bereits abgeschaffter, als die Aufhebung noch bestehender mittelalterlicher Institute zu erwarten! — Das Ablösungsgesetz wurde zum Glück berathen und ausgegeben, noch ehe Herr v. Manteuffel den entschiedenen Bruch mit der Revolution proclamirte; es athmet den Geist jenes kurzen, vielverlästerten Vorfrühlings, es ist eine „Errungenschaft" im guten Sinne des Wortes, ein wohlthuender Beweis, daß die Bewegungen der letzten Jahre doch etwas mehr waren, als ein wüster Traum; schon deshalb, mehr aber noch um seiner voraussichtlich guten Folgen willen ist es einer nähern Besprechung wol werth.

Digitized by Google

Wir werden uns dabei besonders mit Oberschlesien beschäftigen, weil dort die Robot- ꝛc. Verhältnisse noch im ausgedehntesten Maße herrschen — in manchen Provinzen Preußens, z. B. in Ostpreußen hat man sie längst vergessen — und zugleich weil sie sich dort am Leichtesten übersehen lassen.

Die Leistungen, zu welchen die bäuerlichen Stellenbesitzer Oberschlesiens ihren betreffenden Gutsherren verpflichtet sind, lassen sich in drei bestimmte Klassen theilen: es sind nämlich erstens Hand- und Spanndienste, zweitens fixirte jährliche Geld- oder Naturalzinsungen und drittens Laudemien, d. h. Gelder, welche bei Besitzveränderungsfällen der Gutsherrschaft gezahlt werden; dieselben sind theils fixirt, theils als ein gewisser Procentsatz des jedesmaligen Kaufwerths festgestellt. Die Frage, ob diese oder jene Stelle laudemialpflichtig sei oder nicht, war übrigens Veranlassung zu einer Unsumme langwieriger Processe; in vielen Fällen war die Verpflichtung allerdings zweifellos, indem sie in dem „Urkaufe" (Verleihungsdocument) der Stelle ausdrücklich enthalten war; in eben so vielen aber fand sie sich im Urkaufe nicht, dagegen in irgend einem spätern Erwerbsdocument (Hypothekenschein) über die Stelle; — vielleicht hatten die Bauern nicht immer Unrecht, wenn sie sich dann in Schmähungen über den gutsherrlichen Gerichtshalter ergingen, der das Instrument ausgefertigt hatte; — in manchen Fällen ließ sich gar nichts Urkundliches darüber nachweisen, und der Gutsherr konnte sich nur auf das „Herkommen" berufen. Seltener waren die beiden andern Arten von Leistungen streitig. Von den das menschliche Gefühl empörenden Verpflichtungen, wie sie im Südwesten Deutschlands, auch noch in Westphalen, gelegentlich vorkommen, z. B. Hemdschilling, Busengeld, Aufwarte-Dienste ꝛc., finden sich hier keine Beispiele; die Jagddienste wären allenfalls dahin zu rechnen.

In den meisten Fällen hatten die Gutsherren aber auch Gegenverpflichtungen: sie mußten dem „Unterthanen" an den Arbeitstagen ein Bestimmtes an Lebensmitteln verabreichen, oft ihm bei Bestellung seines kleinen Grundstücks mit Gespann zu Hilfe kommen, fast immer ihm gestatten, sein Vieh im herrschaftlichen Wald zu weiden und sogenanntes „Raff- und Lese-Holz" — ein Begriff von merkwürdiger Dehnbarkeit — daraus zu sammeln u. s. w. Daß bei einem mit solchen Servituten belasteten Walde von einer ordentlichen Forstwirthschaft fast nie die Rede sein konnte, liegt auf der Hand; dagegen verschwand auch der Vortheil des „Unterthanen" in ein Nichts, wenn der Gutsherr, wie oft geschah, seinen Wald ganz oder theilweise niederschlagen und urbar machen ließ.

Ob diese gegenseitige Abhängigkeit, oder, wie die Freunde der Feudalwirthschaft sich ausdrücken, diese patriarchalischen Zustände jemals wohlthätig gewirkt haben, bleibe dahingestellt; die Regierung erkannte sie jedenfalls schon zu Anfang dieses Jahrhunderts als culturhemmend; sie erließ am 14. September 1811 ein Regulirungsedict und am 7. Juli 1821 ein Ablösungsgesetz; als ausführende Behörde wurde in jeder Provinz eine sogenannte Generalcommission errichtet,

Digitized by Google

welche wieder in jedem Kreise einen Special-Commissarius beschäftigte. Schlesien bedurfte gewiß vor allen andern Provinzen einer raschen Abwickelung dieser Geschäfte; leider gelang es aber den großen Gutsbesitzern, gerade für Schlesien Declarationen hervorzurufen, welche die Wirksamkeit des Gesetzes für die kleinern Stellenbesitzer, „Gärtner und Häusler", aufhoben, und die guten Absichten weiser Gesetzgeber zu Schanden machten. Eine große Anzahl spanndienstpflichtiger Bauerstellen wurde allerdings reluirt, aber eine größere Zahl handdienstpflichtiger Gärtner und Häusler blieb in der alten Unselbstständigkeit — mit ihr freilich der Gutsherr, aber Der hatte es ja meistens selbst so gewollt.

Inzwischen trat diese Wirthschaft denn doch immer greller mit den Fortschritten, welche nach allen übrigen Richtungen gemacht wurden, in Widerspruch; das idyllischpatriarchalische Verhältniß zwischen dem Gutsherrn und dem „Unterthanen" wurde ein unerträgliches; ein vollständiger Krieg brach aus, der zwar auf dem Papier geführt wurde, aber auf die großen und kleinen Oekonomien kaum anders wirkte, als etwa eine freundnachbarliche Invasion unsrer östlichen Nachbarn. Der Bauer suchte sich, wo er nur irgend konnte, der Arbeit zu entziehen, und gelang ihm das nicht, so war Das, was er leistete, eine wahre Ironie auf den Begriff „Arbeit". Die fixirten Abgaben mußten fast jedesmal durch Processe und Executionen beigetrieben werden; der Gutsherr kam in den meisten Fällen seinen Verpflichtungen nicht viel besser nach. Die Verordnung vom 31. October 1845 sollte jene nachtheiligen Declarationen wieder beseitigen und die ins Stocken gerathenen Ablösungen wieder in Gang bringen; aber, so wie sie war, kam sie zu spät. Die Verhältnisse, welche jene ältern Gesetze lösen sollten, waren bedeutend verwickelter, die Parteien, zwischen denen sie vermitteln sollten, waren gegen einander erbittert worden; ein äußerst schleppender Geschäftsgang — das Institut der Patrimonialgerichte, welchen das ganze Hypothekenwesen oblag, trug viel dazu bei — machte die Beamten muthlos, und als dann endlich doch wieder ein Anfang gemacht war, traten die Hungerjahre von 1846—47, zum Theil mittelbar durch diese Verhältnisse herbeigeführt — hindernd in den Weg; ihnen folgten auf dem Fuße die Bewegungen von 1848.

Die Erwartungen der Robotpflichtigen steigerten sich natürlich bald bis ins Unsinnige; daß sofort jede Leistung eingestellt wurde, versteht sich von selbst; an eine Entschädigung des Gutsherrn dachte Niemand; ja bereits reluirte Bauern glaubten, sie würden nun die ihnen zur Entschädigung des Gutsherrn abgenommenen Aecker wieder erhalten; sie glaubten ihrer Sache um so sicherer zu sein, als es ihnen ja gelungen war, die berühmtesten Redner ihrer Bauernversammlungen (Gromaden), einen Michel Mros, Gorzolka, Kiolbassa u. s. w. in die Nationalversammlung zu wählen. Hie und da machte sich der langgenährte Haß in den gröbsten Excessen gegen den Gutsherrn oder dessen Eigenthum Luft, denen erst durch militairische Gewalt gesteuert werden konnte. Die Regierung war die-

Digitized by Google

sem Treiben gegenüber im Anfang völlig rathlos; endlich ermannte sie sich doch — etwa im Mai — dazu, wenigstens die Sistirung aller schwebenden Ablösungssachen anzuordnen. In den meisten Provinzen unsres Nachbarstaates Oestreich waren ähnliche Zustände; die Oestreichische Regierung verstand es aber, dieselben auf einen gewissen gesetzlichen Boden zu führen; sie erließ ein Gesetz, wonach in der ganzen Monarchie alle Leistungen der Bauern an den Gutsherrn mit einem Schlage aufhörten, die Normirung der Entschädigung wurde einem spätern Gesetze vorbehalten, welches denn auch nicht später erschienen ist, als unser neues Ablösungsgesetz. Es war das ein sehr gewaltsames Verfahren, aber — in Preußen hatten die Bauern factisch aufgehört, ihren Verpflichtungen nachzukommen; die Regierung versäumte es nicht, gelegentlich zu erklären, dieselben beständen noch fort, an einigen Orten wurden sogar militairische Executionen gegen die Renitenten verhängt — natürlich ohne Erfolg — es ist nicht schwer zu sagen, welche Regierung klüger verfuhr. Gegen Ende des Jahres 1848 entschloß man sich bei uns zu einer neuen, ebenfalls halben Maßregel; das Gesetz vom 20. December 1848 ordnete die Regulirung eines Interimisticums mit Anwendung eines schiedsrichterlichen Verfahrens an. Keine von beiden Parteien hatte eine rechtes Herz dazu; der Bauer leistete ja noch immer Nichts, entschädigte den Gutsherrn auch nicht, er befand sich augenblicklich ganz wohl, warum sollte er eine Aenderung dieses Verhältnisses wünschen? — Die Zukunft kümmerte ihn nicht. Der größte Theil der Gutsherren wartete lieber auf das neue definitive Gesetz; mit jedem Tage glaubte er mehr hoffen zu dürfen, daß es zu seinen Gunsten ausfallen würde; die Artikel der Kreuzzeitung ließen ihn das Beste von der Zukunft erwarten; inzwischen legte er für jeden seiner Bauern gewaltige Schuldbücher an, jede nicht erfüllte Verpflichtung ward sorgfältig notirt, um später bei günstiger Zeit eingeklagt zu werden; ein liebenswürdiges Heer von Processen war zu erwarten — und dabei stand fast die Hälfte der Güter unter Sequestration. Da endlich — am 2. März 1850 — erschien das neue Ablösungsgesetz. —

Daß es den sanguinischen Hoffnungen keiner der beiden Parteien entsprach, war eine große Empfehlung desselben.

Die Punkte, durch welche es sich vorzüglich von den frühern, nun ausdrücklich aufgehobenen Ablösungsgesetzen unterscheidet, sind folgende:

Erstens sind gewisse Leistungen unentgeldlich aufgehoben, und zwar solche, die sich wol jeder Gutsherr zu fordern schämen würde, ohne Weiteres, einige andere unbedeutende, wie z. B. Botenlaufen, Jagddienste, Wächterdienste u. s. w., mit gewissen Vorbehalten.

Zweitens ist dafür gesorgt, daß die abzulösende Stelle auch trotz der ermittelten Ablösungsrente ferner prästationsfähig bleiben kann, ein Punkt, den man früher ganz übersehen hatte. Zu dem Ende wird nach gewissen, im Gesetze ausführlich angegebenen Grundsätzen der jährliche Reinertrag der Stelle ermittelt;

Digitized by Google

von diesem soll dem Besitzer nun nach Abzug der Ablösungsrente wenigstens der dritte Theil bleiben; zeigt sich also, daß die Rente mehr als zwei Drittheile des Reinertrages beträgt, so wird sie ohne Weiteres bis auf diese zwei Drittheile herabgesetzt.

Drittens hört durch das Ablösungsverfahren auch wirklich alles und jedes Abhängigkeitsverhältniß zwischen dem Gutsbesitzer und dem Bauer auf; der Erstere nämlich erhält sofort das Ablösungscapital entweder baar von dem Letztern — in diesem Falle den 18fachen Betrag der Rente — oder in zinstragendem Papier, den Rentenbriefen, vom Staate, welcher nun der Gläubiger der abgelösten Stelle wird, und von ihr mit den Steuern zugleich regelmäßig die Rente einziehen läßt; in diesem Falle beträgt das Capital das 20fache der Rente. Zur Ausgabe und Verzinsung der Rentenbriefe, so wie zur Empfangnahme und weitern Verwaltung der Ablösungsrenten ist in jeder Provinz eine besondere Behörde, die Rentenbank, errichtet. — So vortheilhaft der zweite Punkt für den Bauer ist, so ist es dieser für den Gutsherrn, der nun nicht mehr durch säumige Zahlungen oder zeitweilige Zahlungseinstellungen, wie früher oft, in Verlegenheit kommen kann.

Das Verhältniß zwischen Verzinsung der Rentenbriefe an den jedesmaligen Inhaber und den dafür von den abgelösten Stellen zu zahlenden Renten ist aber derartig, daß der Rentenbankskasse ein Ueberschuß bleibt, der zur Amortisation benutzt wird und zwar so, daß jede abgelöste Stelle bei regelmäßiger Einzahlung der Renten in spätestens 50 Jahren vollkommen frei ist, ein vierter wesentlicher Vorzug des neuen Gesetzes vor dem alten.

Wie schon gesagt, von den beiden zunächst interessirten Parteien wurde das neue Gesetz ziemlich lau aufgenommen; mancher Gutsbesitzer hatte sich wol vorher nach — wie er meinte — billigen Sätzen eine Entschädigungssumme berechnet, die doch mehr seinen Wünschen, als der Billigkeit entsprach, und nun vor den Bestimmungen des neuen Gesetzes zusammenschmolz, wie der Schnee vor der Märzsonne; er erhielt aber doch immer die Aussicht, auf einmal ein größeres Capital in die Hand zu bekommen — wenn nicht etwa das Creditinstitut oder Hypotheken-Gläubiger dazwischentraten — mit welchem der Uebergang in eine neue tüchtige Bewirthschaftungsart gemacht, wovon auch wol noch zu andern Zwekken Etwas erübrigt werden konnte. Allgemein war jedenfalls die Unzufriedenheit bei den Bauern; ihre wunderlichen Hoffnungen vom Frühjahr 1848 waren in keiner Weise realisirt worden. Sehr bedenklich erschien ihnen die Bestimmung, daß sie künftig die Renten regelmäßig wie die Steuern zahlen müßten, — daß im Falle wirklichen Unvermögens der Staat eher Frist gewähren kann, als ein Privatmann, begreifen sie nicht; — der Umstand, daß die Ablösungsrente mit dem Reinertrage ihrer Stelle in einen vernünftigen Einklang gebracht werden sollte, gab auch allerlei Hintergedanken Raum, — mancher Polnische Bauer mochte über den

Digitized by Google

wirklichen Reinertrag seiner Stelle unter seiner Bewirthschaftung geheime Zweifel haben; — die Aussicht, in 50 Jahren ganz frei zu sein, wirkte fast gar nicht; das Kassenmanoeuvre, wodurch das ermöglicht wird, verstand Niemand, man glaubte daher nicht daran, und auch wenn man daran glaubte — was schiert den Polnischen Oberschlesier eine Zukunft, die aller Wahrscheinlichkeit nach doch erst sein Sohn erlebt? —

Damit das Gesetz wirksam werden könne, bedurfte es aber noch einiger Vorarbeiten; namentlich waren für die verschiedenen Arten abzulösender Leistungen, Dienste u. s. w. Normalpreise festzustellen, und zwar für jeden Landkreis besonders und seinen Verhältnissen angemessen. Zu dem Ende traten in jedem Kreise Abgeordnete beider Parteien unter dem Vorsitze eines Mitgliedes der Generalcommission zusammen. Nun schickten die Bauern zwar meistens wieder ihre Gorzolka's und Kiolbassa's, die ihren Committenten goldene Berge versprachen, und vor den Herren in guten Röcken nicht den Mund aufzumachen wagten, auch den größern Theil der Verhandlungen nicht verstanden; trotzdem ist die Festsetzung der Normalpreise fast durchgängig den Rücksichten der Billigkeit entsprechend erfolgt. Dann galt es, über den Ausführungsmodus, über das Verfahren bei den Ablösungsverhandlungen die genauesten, möglichst vereinfachenden und beschleunigenden Bestimmungen zu treffen, und diese Aufgabe hat die Breslauer Generalcommission — sie hatte gerade damals einen neuen kräftigen Director erhalten — mit eben so viel Eifer als Glück gelöst. Daß kurz vorher gerade das unselige Patrimonialgerichtswesen beseitigt und eine gesunde Justizreorganisation durchgeführt war, kam hierbei sehr zu Statten; die Legitimationsberichtigung für die einzelnen Interessenten z. B., welche früher oft mehr als ein halbes Jahr wegnahm und weitläufige und kostbare Schreibereien veranlaßte, ist jetzt in höchstens 8 Tagen erledigt und in zwei, höchstens drei Terminen ist bei einer Ortschaft das ganze Verfahren entweder beendigt, oder, wenn sich doch Streitpunkte gefunden haben, so weit fertig, daß die Acten der Generalcommission zum Spruch vorgelegt werden können. —

Seit dem Herbst des vorigen Jahres sind nun nach diesem Gesetz die Ablösungen in Angriff genommen; es sind bis jetzt entschieden gute Anfänge gemacht; ein Ende des ganzen Verfahrens ist abzusehen; erfreuliche Zustände werden dadurch herbeigeführt werden; die Uebergangsperiode hat ihr Bedenkliches. — Mancher Gutsbesitzer, der sich während der letzten Jahre seinen Gläubigern gegenüber nur durch das geheimnißvolle Dunkel erhielt, welches über den wirklichen Werth seiner nunmehr abgelösten Berechtigungen herrschte, wird fallen, wenn aus der unbekannten Größe nun plötzlich eine bestimmte, benannte Zahl, aber eine zu kleine, wird; manchem wird die Energie, der Scharfblick fehlen, um den Uebergang aus dem alten Schlendrian in eine neue Art der Bewirthschaftung recht zeitig und geschickt zu machen; der größere Theil wird aber voraussichtlich die Krisis gut überstehen. Sorgenerregender steht die nächste Zukunft

Digitized by Google

des andern, unendlich zahlreichern Theils der Interessenten aus. In seinem Abhängigkeitsverhältniß hatte der Bauer doch fast immer so viel vom Gutsherrn erhalten, daß seine rohesten Bedürfnisse nothdürftig dabei ihre Befriedigung fanden; an den Arbeitstagen erhielt er sein Essen, er durfte sein Vieh im herrschaftlichen Walde weiden, von eben da holte er sein Brennholz, meistens mußte ihm der Gutsherr sein Haus unter Dach und Fach erhalten; das Alles hört nun für ihn auf — es ist ihm ja bei Ermittelung seiner Rente zu Gute gerechnet worden, er soll nun selbstständig dastehen, von seiner Scholle oder durch freiwillige Tagelöhnerarbeit sein Brod und baares Geld zur Bezahlung seiner Rente gewinnen; er muß arbeiten lernen — auf dem Felde seines Gutsherrn hatte er das nicht gethan — und speculiren, Arbeit suchen. Das sind Forderungen, welche die moralische Kraft eines großen Theils jenes vernachlässigten und versumpften Volks übersteigen dürften. — Die Regierung hat hier die ernstlichste Aufforderung, durch Beschaffung öffentlicher Arbeiten — an Gelegenheit fehlt es nicht — durch Belebung jeder Gewerblichkeit den sonst sehr schwierigen Uebergang zum Bessern zu erleichtern — sie hat hier alte Sünden gut zu machen. Hoffentlich ist sie darauf bedacht, und nicht etwa darauf, wie auch diesem Gesetze durch nachträgliche Revision die Spitze abzubrechen sei.

Wochenschau.

Der permanente landständische Ausschuß in Kurhessen vor dem Kriegsgerichte. Vertheidigungsschrift mit angehängten Rechtsgutachten der Juristenfacultäten zu Heidelberg und Göttingen nebst weiterer staatsrechtlicher Ausführung. Cassel, Theod. Fischer. — Ein höchst lehrreicher Beitrag für die Kenntniß und juristische Beurtheilung der empörenden Vorgänge in Hessen. — Wir entnehmen aus der Vertheidigungsschrift den kurz angegebenen Thatbestand. — „Nach der Kurhessischen Verfassungs-Urkunde vom 5. Januar 1831 §. 144 erfolgt die landständische Bewilligung des Staatsbedarfs in der Regel für die nächsten drei Jahre. Eine solche Finanzperiode ging mit dem Jahre 1848 zu Ende. Vor dessen Ablauf mußte den Landständen ein neues Finanzgesetz proponirt werden. Die Ausgaben, welche jene Zeit erforderte, waren zu sehr außerordentliche, als daß man den damaligen Bedarf zum Maßstabe eines dreijährigen Budgets glaubte nehmen zu dürfen; auch die Einnahmen schienen augenblicklich zu großen Schwankungen ausgesetzt zu sein, als daß sie für drei Jahre im Voraus festgestellt werden konnten. So einigte sich die Regierung mit den Landständen über ein Finanzgesetz für 1849 als das erste Jahr der siebenten Finanzperiode. Im Laufe jenes Jahres legte die Regierung den Entwurf eines neuen Voranschlags der Einnahmen und Ausgaben für 1850 und 1851 den Landständen vor. Da die Letztern zu einer Beschlußnahme am Ende des Jahres 1849 noch nicht gekommen waren, so verfügte die Regierung einst-

Digitized by Google

weilen die Erhebung der bisherigen Steuern bis zum 30. Juni 1850 auf Grund der Verfassungs-Urkunde §. 147, derzufolge die Auflagen für den ordentlichen Staatsbedarf nach Ablauf der Verwilligungszeit noch sechs Monate forterhoben werden dürfen, wenn die Zusammenkunft der Landstände durch außerordentliche Ereignisse gehindert ist, oder wenn in Hinsicht auf ein neues Finanzgesetz die Beschlußnahme der Landstände sich verzögert. Bald nachher trat ein anderes Ministerium in das Amt. Dieses hielt in dem, den Landständen vorliegenden Entwurfe des Voranschlags für 1850/51 die Einnahmen zu hoch, die Ausgaben zu niedrig veranschlagt, und begehrte von den Landständen die Ermächtigung, die Differentialsumme aus dem Capitalgrundstocke des Staates zu entnehmen, um solche zu den laufenden Ausgaben zu verwenden. Die Landstände verwarfen jedoch den Antrag, als den Gesetzen und der Verfassung widerstreitend, indem sie statt dessen, zur etwa nöthigen Berichtigung des Voranschlags, bei Feststellung des Finanzgesetzes für 1850 und 1851 schreiten zu wollen erklärten. Nun legte das Ministerium den Landständen die Berechnung eines seiner Angabe nach im Jahre 1849 entstandenen Deficits vor, und verlangte, um dieses zu decken, die landständische Zustimmung zur Aufnahme eines Anlehns. Die Stände lehnten solchen Antrag gleichfalls ab, indem sie davon ausgingen, für die Ausgleichung eines, während des ersten Jahres der siebenten Finanzperiode allenfalls entstandenen Deficits in Verbindung mit der Beschaffung des Bedarfes für die beiden andern Jahre der nämlichen Finanzperiode durch ein neues Finanzgesetz sorgen zu wollen. Darauf wurde die Ständeversammlung am 12. Juni 1850 aufgelöst, ohne daß eine neue vor Ende Juni berufen werden konnte, mit welchem Zeitpunkte die Befugniß der Regierung zur Forterhebung der Steuern aufhörte. Doch schlug das Ministerium dem nach der Auflösung gebliebenen landständischen Ausschusse vor, darein zu willigen, daß die in den Gesetzen über die indirecten Abgaben erwähnten Beträge, zwar nicht als Steuern, aber zur Sicherstellung des Staates für den Fall einer Nachbewilligung, in den Monaten Juli und August 1850 zur Erhebung gebracht, jedoch nicht zu den Staatsausgaben verwendet, sondern bis zu eintretender landständischer Bewilligung als Depositum bei der Staatskasse bewahrt werden dürften. Nachdem hierzu der Ausschuß die angesprochene Zustimmung ertheilt hatte, wurde die inmittelst gewählte Ständeversammlung im August 1850 wieder einberufen. Derselben wurde, statt eines Voranschlags der Einnahmen und Ausgaben für irgend einen in die siebente Finanzperiode fallenden Zeitraum, der Entwurf eines Gesetzes wegen Forterhebung der Steuern für September 1850 vorgelegt, den die Landstände mit einigen Aenderungen annahmen. Doch blieb demselben in dieser veränderten Gestalt die Sanction der Regierung vorenthalten. Dagegen erfolgte am 2. September 1850 eine abermalige Auflösung der Ständeversammlung. Hieran knüpft sich seit dem 4. September 1850 eine Reihe von Regierungsanordnungen, welche Beschlüsse, Schreiben und Erklärungen des permanenten landständischen Ausschusses hervorriefen, die dessen Mitgliedern zum Verbrechen angerechnet wurden."

Deutschlands Denker seit Kant. Dessau, Katz. — Einer von den vielen Versuchen, die Geschichte der neuen Philosophie zu popularisiren. Zwar wollen wir nicht den Nutzen verkennen, den für den Laien solche populaire Uebersichten haben mögen, insofern sie einzelne Notizen über das Leben und die Meinungen berühmter Männer daraus entnehmen, aber darauf beschränkt sich auch der Werth eines solchen Buches.

Digitized by Google

Eine wirkliche Würdigung dessen, was jene Männer der Wissenschaft geleistet haben, läßt sich daraus nicht entnehmen, ja nicht einmal eine klare Einsicht in das, was sie eigentlich wollten. Die Philosophie, wie sie seit dem vorigen Jahrhundert bei uns getrieben wurde, hat einmal nichts Populaires. Wenn man zu einem Verständniß derselben gelangen will, darf man den freilich umständlichen Weg einer streng wissenschaftlichen Forschung nicht umgehen.

Aus dem Harze. Skizzen und Sagen von Heinrich Pröhle. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. — Eine kleine Reisebeschreibung mit anmuthigen Episoden und verständigen Bemerkungen, recht gut erzählt und daher zur leichten Lecture bestens zu empfehlen. Namentlich für Diejenigen wird es von Interesse sein, welche den Harz aus eigener Anschauung kennen. —

Aus Italien. Von Ida v. Düringsfeld. Bremen, Schlodtmann. — Ein anmuthiges, ungenirtes Geplauder über alle möglichen Gegenstände, mit eingestreuten kleinen Novellen, die auch hätten wegbleiben können. Wir sind gegen dieses Genre überhaupt; wenn man es aber einmal gelten läßt, so muß man auch der Verfasserin ihre Berechtigung zugestehen, sie hat wirklichen Witz und wirkliche Natur, sie spricht in der Sprache vernünftiger Menschen, obgleich etwas Schlesisch, und nicht in der officiellen Ueberschwenglichkeit des Deutschen Styls. Dieses und ähnliche Bücher der vielschreibenden Verfasserin rangiren ganz gut mit Heine's und Laube's Reisebildern, die freilich den Vorzug der Priorität haben. Wenn die Verfasserin tragisch werden will, was ihr zuweilen begegnet, so wird sie langweilig; wo sie aber ihre gute Laune beibehält und sich nicht gar zu sehr im Neglig producirt, ist sie allerliebst.

Zwei Monate in Paris. Von Adolph Stahr. Zwei Bände. Oldenburg, Schulze. — Es ist mit den Touristen in Paris und Italien eine eigne Sache. Die Stoffe sind so häufig bearbeitet, daß eine nähere Beschreibung kaum verlangt wird, und daß man sich fast überall auf die Entwickelung neuer Empfindungen bei Gelegenheit der altbekannten Gegenstände beschränkt. Wir haben über den Grèveplatz, über den Kirchhof Père la Chaise und ähnliche Gegenstände bereits so viel lyrische Rhapsodien genossen, daß auch ein geistvoller Mann, wie Stahr, uns durch neue Variationen kein großes Interesse abgewinnen kann. Dagegen enthält das Büchlein mehrere Neuigkeiten, namentlich in Beziehung auf das literarische Leben von Paris, für die wir ihm Dank wissen, unter Anderm die Schilderung einer Bearbeitung des Goetheschen Faust durch Herrn Michel Carré, die allerdings eben so verkehrt als charakteristisch für die Französische Auffassung sein muß. Die überschwenglich ideale Sehnsucht des Faust ist ganz ins Sinnliche herabgezogen, er sehnt sich nicht nach geheimem und unendlichem Wissen, sondern nach hübschen Mädchen. Außerdem sind die Proben, die Herr Stahr von der Sprache mittheilt, schlimm genug, so namentlich eine Uebersetzung des Königs von Thule. — Mit gebührendem Lob dagegen berichtet Herr Stahr von der Uebersetzung des Schiller'schen Tell durch Herrn François Sabatier, von der wir nächstens einige Proben mitzutheilen gedenken. Wir erfahren beiläufig, daß dieser geistreiche Mann Fourierist ist. — Interessant ist die Schilderung eines Besuchs bei Heine, der keineswegs, wie man eine Weile in Deutschland behauptete, fromm geworden ist, sondern der nur von Zeit zu Zeit, wie auch in frühern Tagen, unter andern phantastischen An-

Digitized by Google

wandlungen für die poetischen Seiten des Christenthums schwärmt. — Unter den andern literarischen Besuchen, die Herr Stahr in Paris gemacht hat, hat für uns das Gespräch mit Cousin das meiste Interesse. Der alte Herr klagt sehr über den bösen Einfluß der atheistischen Deutsch-Französischen Philosophie, aber man thut ihm doch Unrecht, wenn man annimmt, er sei darum von seinem alten Princip des freien Denkens abgefallen. Er hat noch kürzlich durch einzelne vortreffliche Abhandlungen gezeigt, daß er der Reaction noch eben so entschieden entgegenzutreten weiß, als früher. — Eine fernere Notiz, die wir dem Buch entnehmen, ist das baldige Erscheinen eines Werks von Szarvady: „Paris und die Pariser". —

London im Jahre 1851. Ein praktisches Handbuch für Reisende nach England. Leipzig, Lorck. — Dieses sehr zweckmäßige und brauchbare Handbuch, welches wir bereits früher angeführt haben, ist so eben in zweiter Auflage erschienen und nicht unbedeutend verbessert und vermehrt. — In demselben Verlage ist ein ähnliches Handbuch für Reisende nach Dänemark erschienen: Kopenhagen und seine Umgebungen, welches außer den localen Notizen zur Orientirung des Fremden auch einige brauchbare Bemerkungen über die Dänische Geschichte, Verfassung und Literatur enthält. — Bei dieser Gelegenheit müssen wir noch auf das Verdienst der bei Weber in Leipzig erscheinenden Illustrirten Zeitung aufmerksam machen, welche für die Periode der Londoner Industrie-Ausstellung ihr ohnehin sehr ansehnliches Volumen durch eine Beilage vermehrt, welche fortlaufende Berichte über die einzelnen Merkwürdigkeiten dieses großen Völkercongresses mittheilt, auf authentische Quellen gestützt und übersichtlich geordnet. Zwar scheinen in diesem Bericht im Ganzen die Luxusgegenstände etwas mehr begünstigt zu sein, aber auch für die eigentlich nützliche Industrie findet sich ein reichhaltiges Material.

Eine neue Komödie von Bulwer. Die Komödie heißt: „Nicht so schlimm, als wir scheinen", oder: „Jeder Charakter hat seine verschiedenen Seiten". Sie ist für eine Privataufführung geschrieben, und hat nach den Berichten der Englischen Journalisten wenigstens das Verdienst, geschickten Darstellern Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Talente zu geben. — Wir führen bei der Gelegenheit die so eben erschienenen Gedichte und Versuche von Hartley Coleridge an, dem Sohne des berühmten Dichters, der 1796 geboren und 1849 gestorben ist, und dessen poetische und prosaische Werke sich ziemlich genau an die Manier seines Vaters anschließen.

Die Fortschritte der Reaction. Die Preußische Regierung scheint mehr und mehr von der Kreuzzeitungspartei absorbirt zu werden, trotz der einzelnen kleinen Chicanen, die sie sich gegenseitig in den Weg legen. Zwar hat man die Betstunden der Irvingianer, von denen Hr. v. Radowitz uns erzählt, daß sie es auf eine höhere Einheit der katholischen und der orthodox-protestantischen Kirche abgesehen haben, gestört, und Herr Wagner wird sein Amt eines Vice-Engels im Verborgenen ausüben müssen; dafür erlassen die kirchlichen Behörden, unter dem Vortritt des Hr. v. Raumer, eine Verordnung über die andere, um allen Abtrünnigen von der Landeskirche, denen noch das bekannte Edict vom J. 1847 Religionsfreiheit verhieß, nicht allein die Ausübung der bürgerlichen Rechte in einem Grade zu entziehen, daß sie weder eine rechtsgiltige Ehe eingehen, noch ein gerichtlich glaubhaftes Zeugniß ablegen können, sondern man erforscht

Digitized by Google

auch bei einem etwaigen Rücktritt ihre Gewissen, und legt ihnen Pönitenzen auf, um sie zu prüfen und zur Buße zu führen, bevor sie in den Schooß der christlichen Gemeinschaft wieder aufgenommen werden dürfen. Im Vergleich mit dieser Haltung des geistlichen Ministeriums erscheint die damals so verrufene Eichhornsche Verwaltung als ultraliberal. — Fast eben so ernsthaft sind die neuen Ergänzungen der Regierung. Bis jetzt hatte doch nur die alte Bureaukratie sich bemüht, die liberalen Eindringlinge zu entfernen; jetzt scheint aber die Gesinnung allein maßgebend zu sein; man schiebt die heftigsten Klopffechter der Partei, wie unbedeutend auch ihre bisherige Stellung gewesen sein möge, in die höchsten Posten ein — die Bismark, die Kleist, die Manteuffel II. Unsre Freunde, die mit einem „Bruch mit der Reaction" eben so rasch fertig waren, als Herr v. Manteuffel mit seinem „Bruch mit der Revolution", werden nachgerade einsehen, daß es nicht gleichgiltig ist, wenn alle wichtigen Stellen der kirchlichen und politischen Verwaltung den Ultras in die Hände fallen. Wenn dann die Krisis eintritt, ist Alles demoralisirt. Am Unerhörtesten ist die projectirte Ernennung des Hr. v. Kleist-Retzow zum Oberpräsidenten der Rheinprovinz. Der Pommersche Landrath, der schon im Anfang des J. 1849 die westlichen Provinzen mit einem Einfall der Pommerschen Bauern bedrohte, ein eifriger Beschützer jener Zeitung, die den Rheinländern die tröstliche Aussicht stellte, als Heloten behandelt zu werden, wird das Organ der Regierung in einer Provinz, die noch erst für das Preußische Interesse gewonnen werden soll! Sind wir denn wirklich schon so weit, wie die Oestreicher in Ungarn, daß große Landestheile als eroberte Provinzen betrachtet werden? Da dürften denn doch die Kräfte des Preußischen Staats nicht ausreichen! — Darum scheint man den Anschluß an Oestreich, oder vielmehr die Abhängigkeit vom Fürsten Schwarzenberg immer weiter zu treiben. Immer neue Slovaken und Lombarden werden nach dem Norden Deutschlands geführt, und im höflichen Zuvorkommen überbietet das Preußische Cabinet in Frankfurt seinen mächtigen Nebenbuhler, die Demagogenriecherei des J. 1819, die Ueberwachung der Presse und der ständischen Versammlung zu der alten Blüthe zu bringen. Schritte, wie die des Kurfürsten von Hessen, der mit einer, früher nur dem Papst zugeschriebenen Vollmacht von Eiden entbindet, eine längst bestehende Verfassung willkürlich aufhebt u. s. w., werden nicht allein geduldet, sondern sie geschehen unter dem Schutz des Preußischen Bevollmächtigten.

Das Alles — und man könnte noch mehr, und eben so Schlimmes aufzählen, ist unbestreitbar, und doch bestreiten wir noch den Pessimismus? doch sträuben wir uns gegen ein Aufgehen in die Demokratie! — Allerdings; man möge uns gestatten, auf diese Cardinalfrage unsrer jetzigen Politik noch einmal ausführlicher zurückzukommen.

† †

Verantw. Red. F. W. Grunow. — Mitredact.: G. Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Am 1. Juli hat das **II. Semester** des **X. Jahrgangs** der **Grenzboten** begonnen, auf das alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen annehmen. **Die Verlagshandlung.**

Digitized by Google

Die öffentliche Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am Leibnitztage.

Man muß einer Receptionsfeierlichkeit der Académie Française und einer zu einem ähnlichen Zwecke bestimmten Sitzung einer Deutschen Akademie beigewohnt haben, um den ganzen Unterschied des Französischen und des Deutschen Nationalcharakters zu begreifen. Dort ein förmliches Schaugepränge, ein Schauspiel, ein brillantes, meist aus Damen der höchsten Stände bestehendes Publicum, reiche, glänzende Toiletten, ein Drängen nach Einlaßkarten, die nur durch besondere Gunst zu erhalten sind; in der Rede des neuen Akademikers, in der Beantwortung derselben durch den Vorsitzenden die möglichste rhetorische Eleganz; immer nur Einer zur Zeit ist es, der eingeht in die enge Pforte, die zur Unsterblichkeit auf einem der quarante fauteuils führt; Mehrere zugleich zu recipiren, das erschiene der Würde der erlauchten Körperschaft nicht angemessen, das hieße das Publicum um eine Darstellung betrügen. Eine „Deutsche Akademie" freilich haben wir nicht, aber doch unsre königlich Preußischen und königlich Bairischen, denen sich seit einigen Jahren auch eine kaiserlich königlich Oestreichische, ausschließlich zum wissenschaftlichen Betriebe privilegirte Akademie, deren naturwüchsige Naivetät ihre Kindheit nicht verkennen läßt, eine königlich Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften hinzugesellt hat; diese von Anbegiun fertig und reif, jetzt wenigstens in einem Zweige ihrer Thätigkeit bedroht mit dem voraussichtlichen Verluste von Männern, der durch die Klötze und die Minckwitze, die man ihnen substituiren wird, nur fühlbarer gemacht werden kann. Und wie geht es, wenigstens hier zu Lande, an der Spree, und gewiß nicht viel anders am Isar, der Donau und der Pleiße, bei solchen Feierlichkeiten zu? Statt der académiciens in ihrer bunt gestickten, altmodisch eleganten Kleidung, die mit derselben Scheere geschnitten zu sein scheint, als die Hecken des Gartens von Versailles, der schwarze Frack; selbst die weiße Binde verhältnißmäßig sparsam und fast nur in der vordersten Reihe leuchtend; die grelle Pracht der Ordensbänder allein unterbricht die Monotonie der patriotischen Farben; statt der Fauteuils auf einer Tribune einige Reihen

Digitized by Google

von Rohrstühlen zu ebener Erde; statt der crême der Gesellschaft einige geheime Räthe, Gelehrte, Literaten, gebildete Müßiggänger, ziemlich viele Studenten und drei Damen im bescheidensten Costume von der Welt: eine fremde und zwei, ich weiß nicht, ob Frauen oder sonstige weibliche Verwandte von Akademikern, die ihre Männer, resp. Väter oder Brüder, bei dieser Gelegenheit reden hören oder doch sehen wollen. So wenigstens gestern, Donnerstag den 3. Juli, am Jahrestage der öffentlichen Sitzung zu Ehren von Leibnitz; mit kleinen Variationen aber ist es immer eben so, wenn nicht einmal ein Prinz, oder gar der König einer Sitzung beiwohnt, und dadurch wenigstens eine Anzahl bunter Uniformen ihren Lustre über das Publicum verbreitet. Nicht umsonst wahrlich war heuer diese Sitzung anberaumt: nicht ein neues Mitglied wurde in den Schooß der gelehrten Körperschaft aufgenommen, sondern fünf. Die Secretaire antworteten zwar nicht den Einzelnen, sondern klassenweise: doch aber gab das allein sieben längere oder kürzere Reden; Leibnitz, zu dessen Ehren principaliter die Sitzung gehalten wird, durfte auch nicht ganz leer ausgehen, Preisaufgaben wurden beurtheilt und verkündigt, schließlich Gedächtnißreden auf zwei verstorbene Mitglieder der Akademie gehalten. Als die Sitzung nach dreistündiger Dauer aufgehoben wurde, schwirrte Einem fast der Kopf von dem bunten Durcheinander, und hätte nicht Jacob Grimm's liebenswürdige und ursprüngliche Naivetät, die dieses Panaché akademischer Genüsse während eines obligaten Gewitters mit leuchtenden Blitzen, stark rollenden Donnern, strömenden Regengüssen bei schwebender, schwüler Hitze im Saale beschloß, zuletzt die benommenen Sinne erfrischt und neu belebt, hätte nicht draußen die frische, abgekühlte Abendluft die durch den berauschenden Duft dieses bouquet de mille fleurs abgespannten Nerven beruhigt, man wäre sich wie ein abgehetztes Wild oder Spießruthenläufer nach glücklich überstandener Execution vorgekommen. Und doch hatte man, freilich neben einigem Breiten und Trivialen, geistreiche und bedeutende Dinge, zum Theil von Koryphäen, gehört — aber es war der Akademie gegangen, wie es Concertgebern zu gehen pflegt, die recht viele Stücke auf ihr Programm setzen, um das Publicum anzulocken, zu viele, um es nicht satigurt und endlich der edeln Musica total überdrüßig wieder zu entlassen. — Vor fünf Uhr schon war der größte Theil der Zuhörer beisammen: die Akademiker hielten das herkömmliche „akademische Viertel"; um ein Viertel auf Sechs öffneten sich die Flügelthüren der den Zuhörern gegenüber gelegenen schmalen Wand des Sitzungssaales, und aus einem Nebenzimmer traten ohne sonderliche Ordnung die gelehrten Herren in den für sie reservirten, durch Schranken abgesonderten Raum ein. Die grüne Tafel den Schranken zunächst wurde von den Secretairen, den neuen Mitgliedern, den beiden außerdem für heute zum Worte bestimmten Rednern eingenommen; auf den Stühlen der hinteren Reihen nahmen die andern Mitglieder nach Belieben Platz. Zwar fehlten Humboldt's und Leopold von Buch's ehrwürdige Häupter, auch Savigny blieb der

Digitized by Google

Feier fern, und Böckh hatte am selben Tage seine Badereise angetreten, von der ihn uns die augenbeschützende Minerva — denn auch als solche wurde die Göttin von den Hellenen verehrt — neugestärkt zurückführen möge; aber doch entbehrte die Versammlung nicht wissenschaftlicher Zierden des ersten Ranges: es genügt, Karl Ritter zu nennen und Jacob Grimm, um anzudeuten, welcher wissenschaftliche Maßstab angelegt werden müsse, um der Gemeinschaft solcher Männer würdig befunden zu werden. Und die Namen der dahingeschiedenen Genossen, die der Akademie im letzten Jahre entrissen sind, Lachmann und Neander, Link und Jacobi, bezeichnen sie nicht Jeder einen Geist von eigenthümlichem Gepräge, hatte nicht das wissenschaftliche Leben eines jeden dieser Männer neue Bahnen eröffnet in den Gebieten der Forschung, denen sie sich zugewendet? Statt dieser edeln Quadriga sehen wir vor uns jetzt zu unsrer Linken die beiden neu gewählten Mitglieder der physikalisch-mathematischen Klasse, zu unsrer Rechten das Kleeblatt, durch das die historisch-philosophische Klasse sich zu ergänzen versucht hat; — selten wol mag das Verhältniß der Naturwissenschaften zu der historischen Forschung in der Gegenwart einen so vollständigen Ausdruck gefunden haben als hier. Die Naturwissenschaft, die jung aufstrebende, hat, die gewöhnlichen Schranken durchbrechend, in den Kreis ihrer Auserwählten zwei Männer berufen, die, äußerlich betrachtet, noch im Beginne ihrer Laufbahn sich befinden, zwei Privatdocenten an der Universität; der Eine steht kaum an der Schwelle des Mannesalters, das blonde Haar, die frische, rosige Farbe heben diese Jugendlichkeit besonders hervor; aber er hat vom Anbeginn seiner Beschäftigung mit der Wissenschaft, seit zehn Jahren etwa, mit der ganzen Kraft eines energischen und spannkräftigen Geistes unverrückt einem Ziele zugestrebt. Vor hundert Jahren gerade, so erzählt er es uns mit kräftiger, wohlklingender Stimme, — denn er beginnt die Reihe der Antrittsreden, nachdem Encke als vorsitzender Secretair Leibnitz den gesetzmäßigen Tribut der Verehrung wegen Mangels an Zeit ziemlich karg zugemessen hat — vor hundert Jahren im Juli des Jahres 1751 stellte die Akademie der Wissenschaften eine Preisaufgabe über thierische Elektricität und die Bedeutung, die sie für die Erklärung gewisser Erscheinungen des organischen Lebens in Anspruch nehme; mit Recht erkannte sie damals Demjenigen unter den Bewerbern den Preis zu, der diese Bedeutung, die auf methodischem, streng wissenschaftlichem Wege nicht nachgewiesen werden konnte, in Abrede stellte. Auch ein halbes Jahrhundert darauf, als dieselbe Lehre unter der Aegide Humboldt's wieder in die Schranken trat, vermochte sie sich hier keinen Einlaß zu erringen; jetzt, wieder ein halbes Jahrhundert später, werde nun er, der zuerst in genügender Weise eine Theorie jener merkwürdigen Erscheinungen aufgestellt und ihre Berechtigung auf eine wissenschaftliche Existenz nachgewiesen habe, in den Kreis der Akademie berufen, die mit eben so vielem Rechte, als sie vor einem Jahrhundert jene Lehre abwies, ihr nunmehr den Zugang eröffne, indem sie ihm auf eine so überraschende

Digitized by Google

Weise die Palme des Sieges fast noch am Anfang der Laufbahn reiche, indem sie ihn zum Genossen von Männern mache, deren Hörsäle er noch vor wenigen Jahren mit Ehrfurcht und Bewunderung betreten. Ungekünstelte Bescheidenheit vereinte sich mit wohlanständigem Selbstbewußtsein in dieser Rede des Dr. Dubois Reymond, der vor Kurzem seine Entdeckungen auf diesem Gebiete veröffentlicht, und hier, wie in Paris, die glänzendste Anerkennung seiner Beharrlichkeit, der methodischen Sicherheit seiner Versuche, der überraschenden Resultate seiner Forschungen davon getragen hat. Und wenn er zuletzt mit dem geschickt angebrachten Worte von Leibnitz schloß, daß nicht nur von großen Geistern große Entdeckungen gemacht werden, sondern auch von mäßig begabten zuweilen einige, so darf er sich schon jetzt der letztern Klasse kaum zurechnen.

Weniger Frische, weniger Schwung, aber kernhafte und solide Festigkeit verräth sein hagerer Nachbar, Peters, der bekannte Afrikanische Reisende, der eine Reihe von Jahren hindurch namentlich Madagascar durchforscht und ausgebeutet hat, und, nachdem er einen Theil der Resultate dieser Reise der gelehrten Welt vorgelegt haben wird, neue, große Entwürfe zu einer andern Expedition in jenen Welttheil zur Ausführung zu bringen gedenkt. Von jener Reise, diesen Planen spricht er kurz und bündig, aber präcis und klar. Zwar hat er von dem vorbereiteten Werke über die frühere Expedition noch nicht viel publicirt, aber die Akademie, aber Johannes Müller vor Allem, kennen Umfang und Gründlichkeit der Vorarbeiten, und wenn wir auch hier nicht eine so bahnbrechende Natur vor uns sehen, wie in Dubois, so hat doch auch Peters durch umfassende Entdeckungen die Afrikanische Fauna in vorher kaum geahntem Umfange bezeichnet, so ist es doch auch der mit festem Blicke verfolgte eine Zielpunkt seines wissenschaftlichen Strebens, der ihm einen Anspruch auf einen Sitz in der Akademie verleiht; in seiner Weise in beider Männer Eigenthümlichkeit und in die Richtung ihrer Studien eingehend, antwortet ihnen Ehrenberg, der berühmte Erforscher des kleinsten organischen Lebens allüberall, im Namen der Akademie. Und nun fällt unser Blick zur äußersten Rechten auf die neuen Mitglieder der andern Klasse, die Herren Pinder, Buschmann, Riedel, alle Drei bereits gesetzten Alters, alle Drei fleißige, gründliche Arbeiter auf wissenschaftlichem Gebiete — aber alle Drei der festen geschlossenen Einheit eines leitenden Princips, das ihre ganze Thätigkeit beherrschte, ermangelnd, Keiner heranreichend an Lachmanns Schärfe, an Neanders Tiefe; Dubois kann Jacobi's, Peters mag Link's Ruhm erreichen, Buschmann wird kein Lachmann werden, trotz der Diffusion seines sprachlichen Wissens, das sich über den Ocean nach Amerika und Polynesien erstreckt, Riedel kein Neander, selbst innerhalb der engen Grenzen des engsten Märkischen Vaterlandes. Mit einem Worte, die Naturwissenschaft ist in frischem Aufblühen begriffen, die historische Forschung des Alterthums zumal treibt wenig grüne, frische Zweige, und kaum zeigt sich irgendwo ein begabtes, aufstrebendes Talent, das es verhieße, einst die Hermann und die

Digitized by Google

Lachmann zu ersetzen. Die Naturwissenschaft faßt klaren Auges ihre reichen Aufgaben auf und geht ihnen beharrlich und festen Schrittes entgegen; es wird hier aus einem Gusse gearbeitet, und dem Einzelnen wird es leichter, eine selbstständige, unabhängige Bahn in seinen Bestrebungen zu verfolgen; in Philologie und Historie sinken wir immer mehr zu Epigonen herab, wir erliegen unter der schweren Last Dessen, was vor Jahrtausenden gethan, geschrieben, gedacht, seit Jahrhunderten aber und aber bedacht, beschrieben, aber immer noch nicht abgethan ist. Nicht als ob wir den Reiz solcher Forschung verkennten, nicht als ob wir nicht jenem Wort Chaucers seine volle Geltung ließen, das einer der edelsten Forscher, das Friedrich Gottlieb Welker, als Lebenswort unter sein Bild geschrieben: „Wie aus alten Aeckern neue Saat hervorblüht, so geht aus alten Büchern neue Wissenschaft hervor" — aber „Alles hat seine Zeit", und es ist jetzt einmal nicht die rechte Zeit der Philologie und der Historie, es ist einmal Thatsache, daß die auf die Erkenntniß der Natur gerichtete Forschung, wie die Sachen in diesem Augenblicke stehen, größern Reiz, weil größere Aussicht auf wirklichen Ertrag, auf reiche und neue Erkenntniß darbietet, von dem äußeren Erfolge ganz abgesehen, der nicht eben den Schlechtesten oft auch zum Sporn dient. So hat denn die philologisch-historische Klasse der Akademie, die Böckh und Bekker und Meineke, die Bopp und Schott, die Ranke ihren Mitgliedern zuzählt, sich, da in erster Reihe eine Ergänzung sich nirgend darbot, in zweiter Reihe umsehen müssen, um ihre Lücken auszufüllen. Wir wollen keineswegs behaupten, daß ihre Wahl nicht auf verdienstvolle Männer gefallen sei — aber es ist Keiner darunter, dem das Siegel geistiger Macht Zeus auf die Stirn gedrückt, Keiner, der nicht der ausschließlichen Beschäftigung mit der Wissenschaft durch mannichfache Obliegenheiten äußerlicher Art entzogen würde; hätte Herr Riedel nicht sich auf dem fahlen Pferde zwar zager und zahmer, aber um so mißliebigerer Opposition getummelt, er würde gar wirklicher Runkelrübenfabrikations-Oberinspector sein; Keiner, der nicht Etwas vollbracht hätte, was, an sich nützlich und der Anerkennung werth, nicht auch zehn Andere in ähnlicher Weise hätten vollbringen können, kein geborener Akademiker, wie Dubois. Und während Dubois frischweg von der Wissenschaft und seinem Verhältniß zu ihr, von der ihn ehrenden Wahl der Akademie gesprochen hatte, während Peters, wie es sich ziemte, außerdem der Unterstützung der Regierung für seine wissenschaftlichen Unternehmungen mit dem Ausdrucke schicklicher Dankbarkeit gedacht hatte, schwirrten Einem jetzt die Ohren von „königlicher Huld", von der Wahl, „welche Seine Majestät allergnädigst zu bestätigen geruht hätten", von „allerhöchsten Stiftern" und „Hohenzollern" und „Friedrichen" — vom großen Friedrich NB. wurde nicht gesprochen — kurz, man war von den freien, unabhängigen Männern der Wissenschaft zu den Beamten gekommen, und, wenn Herr Buschmann seinen unterthänigsten Gefühlen als Mitglied des Treubundes, der wol jetzt zum ersten

Digitized by Google

Male der Akademie einen Senkling liefert, Luft zu machen nicht unterlaſſen konnte, ſo ſuchte Herr Riedel bei dieſer Gelegenheit ſeinem glühenden Patriotismus, deſſen Farben man in höheren Regionen ſeit neueſter Zeit für etwas verſchoſſen erachtet, mit inhaltsdürren und wenig bedeutenden, aber wie es dieſer Staatsmann liebt, von dem Lächeln der ſuffiſanteſten Selbſtgenügſamkeit begleiteten Worten, ein ſelbſtgefertigtes Denkmal zu ſetzen. Wenig erquicklich war dabei die unendliche Breite Buſchmanns, der von tauſenderlei Dingen ſprach, die er angefangen, aber unterbrochen habe, und nun wieder aufnehmen werde, von Amerikaniſchen, Aſiatiſchen, Europäiſchen und andern Sprachen — ganz in dem Style der Ankündigung des Ritters — honny soit qui mal y pense — Wollheim da Fonseca in den Lectionskatalogen der Univerſität, in denen er ſeit einiger Zeit, aufs Wärmſte von der Kreuzzeitung protegirt, als Privatdocent figurirt; umſonſt verſpricht Der in einem und demſelben Semeſter die Luſiade des Camoens oder Calderon zu erklären, für Geld Einleitung in die Perſiſche Literaturgeſchichte, Perſiſche Grammatik und die Lecture einer Perſiſchen Chreſtomathie, für mehr Geld (privatissime) ohne Ausnahme alle Orientaliſchen, Romaniſchen und Skandinaviſchen Sprachen nebſt dem Neugriechiſchen zu lehren; eben ſo viele Verheißungen von ſeiner flüchtigen Wirkſamkeit machte Buſchmann der Akademie; von dem Geiſte Wilhelm von Humboldt's, der ihn protegirt und noch durch die Macht ſeines Namens und die Pietät ſeines gleich großen Bruders von jenſeits des Grabes hieher geführt hatte, hat ſich dagegen auf den Herausgeber ſeiner großartigen, ſprachwiſſenſchaftlichen Unterſuchungen, wenn man nach dieſer rhetoriſchen Exhibition ſchließen darf, wenig übertragen. Freilich hat Herr Buſchmann nicht die Uebung des Herrn Riedel, des Profeſſor nicht nur, nein, auch des Deputirten Riedel; aber freilich auch Uebung macht, dem Sprichwort zum Trotz, nicht immer den Meiſter, und Herr Riedel (bei aller Achtung vor dem ämſigen Fleiße, der die vierzehn Quartbände des Codex diplomaticus der Mark Brandenburg zuſammengeſtellt hat, ſei es geſagt,) iſt wirklich kein Meiſter geworden auf dem Felde der Beredtſamkeit. Er iſt eine jener allezeit rührigen, allezeit fertigen Naturen, die ſich zu Allem geſchickt halten, weil ſie in manchen Dingen eine gewiſſe Virtuoſität erreicht haben; ich kann ihn nicht anſehen, den Mann mit dem aalglatten Geſicht, das erſt in neueſter Zeit einige würdevolle Falten ſich angeeignet, mit dem kühn emporſtrebenden, widerſpenſtigen Haarſchopf, ohne der Ehren zu denken, die einſt in den Zeiten ſeiner vielſeitigſten Wirkſamkeit am Johannistage des Jahres 1848 die ewige Lampe auf ſein einzig Haupt häufte. Die ewige Lampe ernannte damals den Profeſſor und Stadtverordneten Riedel zum Volksvertreter des geheimen Archivs, den Stadtverordneten und Deputirten Riedel zum geheimen Archivar der Univerſität, den Deputirten und geheimen Archivar Riedel zum Profeſſor bei der Stadtverordnetenverſammlung, und den geheimen Archivar und Profeſſor Riedel zum Stadtverordneten in der Nationalverſammlung. Heute ſetzt er, jetzt

Digitized by Google

nicht Stadtverordneter mehr, aber immer noch Professor, immer noch geheimer Archivrath und — wenn Cichorien sich Kaffee nennen dürfen, warum nicht auch noch Mitglied der Nationalversammlung, die Bemühungen der, trotz der selbstaffichirten Unsterblichkeit, auch verlöschten Lampe fort; trotz Ranke, des Preußischen, trotz Preuß, des Brandenburgischen Historiographen, ernennt er sich selbst zum vaterländischen Historiographen der Akademie, und umwindet sein Haupt mit frischem Eichenlaube, das, wenn er so fortfährt, noch trotz aller disgrace von seinem Schädel auf seinen Busen herabfallen und dort den kreuzförmigen Lohn seines patriotischen Strebens umziehen wird. Viel wohlthuender als seine und seines Vorgängers Rede war Pinders maiden-speech gewesen, der zuerst das Wort genommen hatte; als liebenswürdiger, allezeit zur Hilfe bereiter, literarisch vielbewanderter Bibliothekar hat er durch Rath und That die Studien Anderer wesentlich gefördert; aber auch selbst hat er in tüchtigen Arbeiten sich als soliden Forscher bewährt, durch Theilnahme an der großartigen Unternehmung Niebuhrs, der Herausgabe der Byzantinischen Geschichtschreiber, durch Publication einer sorgfältigen Recension des Wegeverzeichnisses des Römischen Reichs, das den Namen des Antoninus trägt, in Gemeinschaft mit seinem Freunde Parthey, endlich durch eine Reihe verdienstvoller Arbeiten auf dem Gebiete der Münzkunde. Und namentlich durch seine Thätigkeit auf dem letztern bietet er der Akademie eine willkommene Ergänzung, wie Trendelenburg, der Secretair der Klasse, in seiner eben so urbanen, als andererseits, wenn auch nicht eben auf der Oberfläche, des Salzes nicht ermangelnden Antwortsrede ausführte: die Münzkunde sei, so sagte er ungefähr, als die historische Archäologie zu betrachten, die einen festern Anhalt und gleichsam ein Gegengewicht bilde gegen die labyrinthischen Irrgänge archäologisch-mythologischer Hypothesen — in diesem Sinne vornämlich habe Pinder seine Wahl aufzufassen. Ob sich wol Herr Panofka bei diesen Worten ein Wenig getroffen gefühlt haben mag? — doch, wenn wir recht bemerkt haben, war er nicht einmal zugegen, und wird erst sein Theil zu denken bekommen, wenn er die Rede seines Collegen liest, und den Räthseln ihrer dunkeln Beziehungen und ihrer Verhältnisse zu ihrem Urheber und zu sich selber nachspürt. Wir machen ihn dazu im Voraus auf „den Choriamb der Deutschen Sprache" „den wackern Cimbernsprößling" aufmerksam, mit welchen Epithetis der gelehrte Secretair seiner Klasse einst in dem Gruße an Berlin von Heinrich Stieglitz ist belegt worden, und auf die Form seines Namens Tarantalopyrgos, die sich auf den für die Griechische Gesellschaft bestimmten Dedicationsexemplaren des Bekkerschen Homer befindet — er wird es gewiß nicht daran fehlen lassen, aus diesen willkommenen Daten die geistreichsten, historisch-etymologischen Combinationen zu ziehen, und, daß sind wir sicher, durch irgend einen kühnen salto mortale in ihnen auch die Quelle obbemeldeter, wie es uns bedünken will, etwas schnöder Worte entdecken. Dem sei, wie ihm wolle: daß Herr Pinder nicht zu den Sternen erster

Digitized by Google

Größe gehört, die man gern ausschließlich am akademischen Himmel statt der verblichenen Leuchter sähe, haben wir oben nicht verhehlt; aber daß er mit treufleißiger, solider Gelehrsamkeit seinen Platz so wacker ausfüllen werde, wie mancher Andere, das wollen auch wir keineswegs in Abrede stellen.

Nach all dem Feuerwerk von Phrasenraketen hinüber und herüber fehlte nur noch ein wirkliches; der Himmel zwar hatte schon von Zeit zu Zeit durch blendende Blitze das Halbdunkel auf Augenblicke grell beleuchtet — aber jetzt tritt Herr Encke als Director des akademischen Feuerwerks auf: die heute fällige Preisaufgabe über das Reifen der Früchte hat keine genügende Lösung gefunden, und in hell lodernder Flamme, die auf den gebieterischen Ton seiner Klingel erscheint, werden die versiegelten Zettel, die die Namen der in ihren Hoffnungen getäuschten Bewerber enthalten, feierlich verbrannt.

Schon lange hat unsre Aufmerksamkeit ein großer Mann, zwischen Encke, der die Mitte der Tafel einnimmt, und Trendelenburg, mit spärlichem Haupthaar, hoher Stirn und hellem, klarem Blicke gefesselt, — in dessen Gesicht sich mit gemüthlicher Milde der Ausdruck eines regen und unruhigen Geistes paart; kaum ist die Flamme verlöscht, kaum hat Encke eine neue Preisaufgabe (über hydraulischen Mörtel) verkündigt, so greift er nach einem großen Haufen von Papieren, setzt sich die Brille auf und beginnt prestissimo, mit obligaten Bewegungen des ganzen Körpers, die Lectüre einer Lobrede auf Berzelius, der der Akademie als auswärtiges Mitglied angehört hatte. Berzelius, so hatte schon vorher ein unglückweissagender Augur aus dem Schooße der Academie mir verkündet, scheint Das vor allen andern großen Männern voraus zu haben, daß es unter zwei bis drei Stunden nicht möglich ist, ihn zu loben. Ganz zwar ging die Befürchtung, die diese Worte, die das dicke Manuscript erregt hatten, nicht in Erfüllung: durch eingelegte Papierstreifen, die der Redner während des Vortrags nach und nach herauszog und zerknitterte, hatte er schon im Voraus sich die Flügel beschnitten — auch so war dem Vortrage eine gewisse Länge und Breite geblieben. Aber wie es von Heinrich Rose, dem ausgezeichneten Chemiker, dem treuen Schüler von Berzelius, nicht anders erwartet werden konnte, nicht nur des Meisters Leistungen wurden, selbst dem Laien größtentheils anschaulich, dargelegt, sondern die ganze Darstellung trug einen comparativen Charakter, sie führte fast die ganze Geschichte der Chemie und lebendig gezeichnete Bilder ihrer Koryphäen in bunter Reihe dem geistigen Auge vorüber. Wir sahen von kleinen, bescheidenen Anfängen aus, unter der Ungunst äußerer Umstände, unter der Last einer ausgedehnten ärztlichen Praxis den berühmten Schweden sich zu dem höchsten Gipfel wissenschaftlicher Thätigkeit, wie des Ruhms und der Anerkennung emporheben, wir sahen ihn hellleuchtend am Firmamente noch lange glänzen, als Humphrey Davy's Stern schnell verloschen war, Gay-Lussac nur noch einen schwachen Abglanz ehemaligen Feuers bewahrte — aber, wir sahen auch, je län-

Digitized by Google

ger der Vortrag dauerte, die ehrwürdige Gestalt Jacob Grimms zur andern Seite von Ehrenberg, mit dem weißen, lockigen Haar, dem tiefgefurchten, dunkeln Antlitz, sich unruhiger und unruhiger hin und her auf dem Stuhle bewegen und seiner Ungeduld durch unstete, mannichfach wechselnde Bewegungen der Hand einen Ausweg suchen. Unter dem bunten Ordensbüschel, den gewiß „Dortchen" ihm auch heut wieder angesteckt hatte, wie er es so anmuthig in seiner geist- und gemüthvollen Jubelschrift an Savigny beschreibt, schlug ihm offenbar in unmuthiger Aufwallung das Herz: das Andenken des geliebten Freundes, des treuen Genossen auf dem eigenen Gebiete, um dessen Tod noch frische Trauer herrscht, des Landsmanns, des ordentlichen Mitgliedes der Akademie, sollte, so schien es, beeinträchtigt werden durch die unerschütterliche Beharrlichkeit, mit der Herr Rose „trotz alledem und alledem" doch schon seit mehr als einer Stunde das Andenken des vor drei Jahren verblichenen Schwedischen Freiherrn feierte, der weder ihm, noch der Akademie, noch dem Vaterlande so eng verbunden erschien, als Lachmann, auf dessen Grab er einen frischen Lorbeerkranz legen sollte. Einen Lorbeerkranz? auch Lorbeeren freilich grünten in dem duftigen, farbigen Kranze, den er gewunden hatte — aber unter den Lorbeer war frisches Immergrün eingebunden, und auch Vergißmeinnicht fehlten nicht und bunte Feldblumen, die mit hellleuchtendem, kindlichem Auge hervorguckten aus ernstem Cypressenlaub. Ernste, tiefe Worte, eingehende und eindringende Schilderungen der großartigen wissenschaftlichen Thätigkeit Lachmanns; aber auch dazwischen mancherlei feine und zierliche Rede über Alte und Neue, denen Lachmann seine kritische Thätigkeit zugewendet, mancherlei liebe Erinnerung an muntere, in treuer Gemeinschaft verlebte Stunden — nicht nur an den Gelehrten, auch an den guten Gesellschafter, den treuen Freund, den Menschen von echtem Schrot und Korn, „von nackter und scharfer Wahrhaftigkeit", wie Trendelenburg vorher ihn einfach und würdig bezeichnet hatte, aber auch von tiefem, weichem Gemüthe, das freilich, wer ihm ferner stand, nicht zu erkennen vermochte: das Alles belebt von der naivsten Herzlichkeit, mit frischen, kecken Schlaglichtern und Schlagworten, konnte nirgend seines Eindruckes verfehlen. Das tief gemüthliche Element dieser Rede vor Allem ist es, das den grellsten Gegensatz bildete zu den éloges de Mr. N. par Mr. N., das in dem Schooße des Instituts eine Unmöglichkeit wäre — aber ob wol noch ein einziger Franzose im Saale geblieben wäre, um, nachdem Encke, du Bois, Peters, Ehrenberg, Pinder, Buschmann, Riedel, Trendelenburg und noch einmal Encke gesprochen, nachdem eine voluminöse Lobrede gehalten worden war, noch eine zweite selbst von einem Jacob Grimm zu hören? das ist eine überflüssige Frage; Franzosen muthen das keinem Franzosen zu — aber unsre Deutschen kannten ihr Publicum; kaum Einer hatte den Saal vor dem letzten Worte Grimms verlassen.

Digitized by Google

Schulwesen in Polen.

1.

Die gelehrten Schulen in Polen haben seit dem Jahre 1832 Veränderungen in solcher Art und Zahl erlitten, daß ihr Einfluß auf Bildung und Verhältnisse des Volkes ein durchaus anderer geworden ist. Die Aufhebung der Universität, der „Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften" und anderer hohen Anstalten und Vereine von gleichem oder nahe verwandtem Zwecke, welche sehr bald nach der Revolution stattfand, deutete schon auf Das hin, was die Zukunft den höheren philologischen und pädagogischen Anstalten bringen sollte. Doch schienen die Regierenden Anfangs noch nicht klar in dem Zwecke zu sein, den sie mit diesen Anstalten zu verfolgen hatten, und man bauete mit hastiger Uebereilung an einem gegen die revolutionaire Gesinnung des Volkes berechneten Damme. So ordnete man Gebete an, in denen das Wohl des Herrscherhauses und der von Gott stammende Beruf der Herrschaft jede dritte Zeile füllten. Doch bald wendete man sich von dem pietistischen Wege ab und gegen die Grundlagen des Polnischen Nationalbewußtseins, die Geschichte und die Sprache. Es erschien eines Tages eine geheime Verordnung vom Cultusministerium, dem sogenannten Ministerium der Volkserleuchtung (ministerztwo oswiecenia) an das Polnische Schulprocuratorium, deren Inhalt sich alsbald dadurch kundgab, daß durch das ganze Königreich das Lehrfach der Polnischen Geschichte suspendirt wurde. Natürlich sollte diese Maßregel nur auf die Zeit berechnet sein, welche die Bearbeitung eines neuen Lehrbuchs der Geschichte und dessen Prüfung in Petersburg nöthig machte. Man machte das nöthig erachtete neue Polnische Geschichtswerk nämlich zum Gegenstand einer Preisbewerbung, und an dem zu krönenden Werke Kürze und Wahrheitstreue zur Bedingung. Indeß fanden sich unter allen Polnischen Philologen nur sehr wenige, ich glaube vier, welche in die Schranken traten, und diese konnten kaum für Polen gehalten werden. Ihre Arbeiten waren denn auch viel Russischer, als die der mitwerbenden Russen, ja, so Russisch, daß selbst die Russischen Preisrichter Ekel vor der niedrigen Gesinnung der Autoren empfunden haben sollen. Zwei dieser Arbeiten sind dem Publicum bekannt geworden. Den Preis erhielt ein Russe, und zwar ein Staatsrath, und das war denn auch sehr natürlich, da ein Bewerber dieser Art wol am Genauesten die Absichten der Regierung kennen mußte.

Man hatte nun ein Lehrbuch, und so konnte denn auch das Fach der Nationalgeschichte wieder eröffnet werden. Es war eben eine Geschichte der Art, wie sie sich auf sechs riesenhaften Metalltafeln in der neuen Russischen Kirche des Dörfchens Wola bei Warschau befindet. Ein nicht besonders Interessirter muß,

Digitized by Google

lieſt er die Schrift dieſer koſtbaren überſilberten Tafeln, die, gegen zwanzig Fuß hoch, faſt bis an die Decke reichen, doch mindeſtens lächeln und ſich abwenden, um ſein Wiſſen nicht allzu unartig zum Lügner geſtempelt zu ſehen. Er lieſt da von Siegen, welche die Ruſſiſche Armee in den Jahren 1830 und 1831 über die Polen davon getragen haben ſoll, von denen die Welt durchaus Nichts weiß. Es ſind Schlachtfelder bezeichnet, auf denen nie eine Schlacht ſtattgefunden, oder ſich höchſtens nur einmal ungeſehen ein Paar Koſaken mit einigen Polen gebalgt haben. Von Ruſſiſchen Niederlagen wiſſen dieſe koſtbaren Geſchichtstafeln Nichts. Die ganze Polniſche Revolution ſteht als eine ununterbrochene Reihe von Ruſſiſchen Siegen da, und dem geneigten Leſer bleibt es überlaſſen, zu begreifen, wie es zugegangen, daß die Ruſſen, da ſie ſchon im Februar vor Warſchau ſtanden, bei ihren ununterbrochenen Siegen doch erſt im September hineinkamen. Die Zahl der gefallenen Ruſſen, außer den Officieren, geben ſie auf 1700 an, und überlaſſen es wieder dem Leſer, zu entdecken, wie es gekommen, daß die Ruſſiſche Armee beim Einmarſche in Polen 132000, und am Ende der Revolution, nachdem auch die Garden eingerückt waren, nur noch 119,000 Mann enthielt.

Die Geſchichte der ſechs Wundertafeln iſt nach den Rapporten des Generalquartiermeiſters, eines noch jetzt in Warſchau eine bedeutende Rolle ſpielenden Kurländers verfaßt worden. Man ſieht daraus, welcher Art die Rapporte ſind, welche den Weg nach Petersburg nehmen. Ganz gleicher Art iſt aber auch das Lehrbuch der Polniſchen Geſchichte. Der Urſprung von Halicz und Litthauen hat da Nachweiſe erhalten, daß den Polen der Glaube vergehen müßte, je dieſe Länder rechtmäßig beſeſſen zu haben. So ſind die Theilungen des Polniſchen Reichs, die wichtigſten Wendepunkte der Polniſchen Geſchichte, mit einer wunderbaren Kürze behandelt, und in dieſer wegwerfend kurzen Faſſung findet man neben ganz neuen, außer dem Verfaſſer Niemandem bekannten Thatſachen, Urſachen und Zwecke angegeben, welche gar keinen Zweifel übrig laſſen, daß den Theilungen die ſchönſte religiöſeſte Moral zu Grunde lag, und daß ſie einzig und allein auf das Glück und Gedeihen der Polniſchen Nation hinzielten, „leider aber nicht ſelten falſch gedeutet und beurtheilt worden ſind.“

Der Zweck, den man bei dem höhern Schulweſen verfolgte, war in dieſem Werke ſo deutlich kundgegeben, daß bald nach Einführung deſſelben eine ſehr große Menge Polniſcher Familien ihre Söhne von den Gymnaſien des Landes zurücknahm. Man wollte nicht, daß ſie ihre eigenen Väter, ihre eigene Nationalität falſch kennen lernten. Einige Schulen, wie z. B. die in S. und P., welche vorzugsweiſe von Söhnen adliger Familien beſucht wurden, verwaiſten ſo, daß man ſie nur darum nicht ſchloß, damit der wahre Zuſtand nicht offenkundig wurde, und die Polen nicht veranlaßte, ihr Verhalten bis zu einer Repreſſivmaßregel zu ſteigern. Und um einer ſolchen Möglichkeit ſo ſehr als thunlich entgegen zu arbeiten, ſah ſich das Ruſſiſche Schulprocuratorium gezwungen, Freiſtellen in größter Zahl auszubieten. Der

Digitized by Google

Bürgerstand, zum großen Theil aus Deutschen bestehend, und die Beamten benutzten dies, und so ersetzte sich der Abfall an der Zahl der Zöglinge der gelehrten Schulen einigermaßen wieder, aber die Schulen selbst verloren an ihrem Ansehen, das, wie bei allen Anstalten des Landes, von der Betheiligung des Adels abhängt.

Allein wie sehr sich die Polen spreizten, das Schulprocuratorium fragte darnach durchaus nicht. Die Maßregel war einmal durchgesetzt, und nachdem sie ein Wenig unter neuen Ereignissen verschwunden oder der Vergessenheit anheim gefallen war, glaubte man die Zeit gekommen, den Umbau des Schulwesens fortzusetzen. Es erschienen zugleich eine Menge neue Verordnungen, von denen einige das äußere, andere das innere Wesen der Schulen betrafen. Letztere waren die wichtigsten, und unter diesen waren die wichtigsten die Verordnungen wegen der Russischen Sprache und der obersten beiden Klassen.

Die Russische Sprache wurde zu dem hervorragendsten Lehrzweige gemacht. Nicht blos die früher der Polnischen Sprache gewidmeten Stunden wurden ihr eingeräumt, sondern auch andere wichtige Wissenschaften durch sie theils verdrängt, theils in ihrem Raume sehr beschränkt. Die Polnische Literatur wurde ganz bei Seite geschafft, und das Studium der alten Sprachen und Classiker erlitt in einigen Klassen eine Beschränkung auf acht Stunden wöchentlich. Mit der Russischen Sprache wurde zugleich die Russische Volks- und Russische Literaturgeschichte eingeführt.

Früher schon war die Verordnung erlassen worden, daß Jeder, der sich in einem Staatsamte befinde, sich innerhalb zweier Jahre der Russischen Sprache mächtig gemacht haben, oder seine Stelle aufgeben müsse. Diese Verordnung war unvollziehbar, denn eines Theils waren die alten Beamten nicht mehr im Stande, eine fremde Sprache zu erlernen, andern Theils war es nicht möglich, die Stellen zu besetzen, die durch strenge Handhabung der Maßregel vacant geworden sein würden, da es bei der gänzlichen Zurückziehung des Adels vom Staatswesen an amtsfähigen Personen fehlte. In einigen Gouvernements, z. B. dem Plock'schen, nahm man die Sache nicht ganz leicht, demittirte wirklich die der Russischen Sprache unkundigen Beamten, und schob Russische Officiere in die Stellen. Allein wie uncultivirt das Amtswesen im Lande auch ist, so waren diese Leute doch nur zum allerkleinsten Theile fähig, die ihnen obliegenden Functionen auszuüben, und es entstand eine Babylonische Verwirrung, welche zu tausend Beschwerden und Reclamationen nöthigte. Man sah sich gezwungen, einen Theil der Officiere wieder aus den Aemtern zu entfernen, und die früher demittirten Polnischen Beamten wieder zu berufen. Die Verlegenheit, welche dadurch den Dirigirenden erwuchs, war groß, und mochte eine der stärksten Veranlassungen zu der erwähnten Schulverordnung sein.

Digitized by Google

Dieselbe wurde vor mehrern Jahren noch sehr durch den Erlaß verstärkt, daß nur diejenigen Gymnasiasten Ansprüche auf Staatsämter haben sollen, denen in den drei letzten Jahresexamen vor dem Abgange in Betreff der Russischen Sprache jedes Mal der Censurgrad „ausgezeichnet" zu Theil geworden ist.

Die Einsetzung specialer Russischer Wissenschaften in die Reihe der Lehrfächer scheint aber mit guter Berechnung auf eine neue Veränderung an den Gymnasien berechnet, welche in gewisser Beziehung von großem Erfolg zu sein erwarten läßt. Da man nämlich Russische Geschichtskunde, Geographie und besonders Sprache zu Lehrfächern gemacht, so waren neue Lehrer dieser Wissenschaften nöthig, und da solche sich natürlich unter den Polnischen Philologen nicht fanden, so war die Einsetzung von Russischen Officieren in die Lehrämter vollkommenst gerechtfertiget.

Zum Glück waren die Russischen Officiere fähiger, den Schulämtern, als jenen Staatsämtern vorzustehen. Ihre Einsetzung wurde fast forcirt, und an manchen Gymnasien sah es aus, als ob hinfort das gesammte Lehrercollegium Epaulette tragen solle. Während mancher Professor vier, fünf und mehr Lehrfächer zu verwalten hatte, wurden allein für die Russische Sprache an manchen Gymnasien vier, fünf Officiere als Lehrer eingesetzt. Man ging häufig über die Schranken, und übergab Russischen Officieren andere Wissenschaften, von denen sie keinen Begriff hatten.

Am Eifrigsten, wir möchten sagen, am Wüthendsten oder Unverständigsten, hat sich bei der Durchführung der Maßregel der General S. bewiesen — doch wir dürfen seinen Namen nennen, da er sich gegenwärtig in Ungnade und einer Art von Verbannung befindet. Wir meinen den General Storoženko. Dieser Mann hätte mittels der Maßregel lieber sämmtliche Polnische Lehrer von den Schulen verjagt. Seine Verfahrungsweise bestand in Schreckschüssen, die er bisweilen gleich gegen ein halbes Lehrercollegium losfeuerte. Er eröffnete nämlich den ausersehenen Opfern unwahrheitmäßig, daß sich ihre Namen auf der Liste derjenigen Polnischen Professoren befänden, welche von dem Lehramte entfernt werden sollten, und forderte sie auf, um ihre Demission und eine Pension supplicirend einzukommen. Die Alternative ließ keine Wahl. Eine Menge Polnischer Professoren wurden durch diese und ähnliche Schwindel aus ihren Stellen gebracht, und Herr von Storoženko war der Mann, der immer ganze Haufen von Russischen Epaulettenträgern für die vacanten Stellen in Vorrath hatte. Man sagt, seine Gemahlin habe vorzüglichen Antheil an der Instandhaltung der Candidatenliste ihres Mannes gehabt.

In den letzten Jahren unter Okanieffs Procuratorium hat ein solches Treiben allerdings aufgehört, freilich ist auch gerade dasjenige so ziemlich beseitigt, wogegen das Treiben sammt der zu Grunde liegenden Verordnung gerichtet war. Die tüchtigsten der alten Polnischen Professoren sind in Unthätigkeit versetzt, und

Digitized by Google

in dem Lehrercollegium findet man Russen und Deutsche, die Nichts weniger als Gelehrte sind, massenweise. Die Gymnasien sind durch diese Leute, welche nur in einigen lebenden Sprachen und den gewöhnlichsten Lebenswissenschaften bewandert sind, zu Realschulen herabgesunken.

Die Verordnung, nach welcher die obersten beiden Klassen aufgehoben wurden, und welche ein passender Nachtrag zu der 1832 stattgefundenen Aufhebung der Polnischen Universität war, bezweckte ebenfalls eine höhere wissenschaftliche Bildung im Königreich Polen unmöglich zu machen, und den Eingebornen nur Ansprüche auf das niedrigste Amtswesen zu lassen. Wer eine über der achten Staatsbürgerklasse stehende Charge bekleiden will, muß nicht blos einen vollständigen Schulcursus durchgemacht, sondern auch eine Universität besucht haben. So wären die Polen gezwungen, noch ein Gymnasium und eine Universität in Rußland zu beziehen. Dazu aber entschließt sich nicht leicht der Sprößling einer anständigen Polnischen Familie; die untern Stände dagegen sind nicht in Besitz der Geldmittel. Man kann nicht behaupten, daß die Regierung geradezu die Ausschließung der Polen vom Staatswesen beabsichtige, denn sie sucht den Polen den Besuch der Russischen Universität auf verschiedene Weise zu erleichtern. Allein sie weiß, daß die an jene Universitäten verirrten Polen russificirt in ihr Vaterland zurückkehren, und zur Russificirung des Königreichs dann die geschicktesten Werkzeuge sind. Die Erziehung Polnischer Knaben und Jünglinge in Rußland ist längst als eins der wichtigsten zu jenem Zwecke führenden Mittel betrachtet, und daher mit großem Eifer betrieben worden. Anfangs bemächtigte sich die Regierung der Knaben der Findelhäuser als eines Eigenthums des Kaisers, und führte sie in die Militairschule des innern Rußlands. Später versuchte man, die Maßregel auf alle unehelichen Knaben auszudehnen; bald aber beschränkte man den Anspruch auf diejenigen Knaben, deren Väter unbekannt waren. In der Mitte des vorigen Jahrzehends ist auch diese beschränktere Gewaltanmaßung, da sie häufig von widerlichen Jammerscenen begleitet war, so ziemlich verschwunden; dagegen ist der Knabenkauf, der in Deutschland bisweilen für ein Märchen gehalten worden ist, umfänglicher geworden. Die Zahl der von der Regierung oder ihren Agenten zur Erziehung in Polen angekauften Knaben ist verschieden angegeben worden. Die Aemter natürlich schweigen über derartige Dinge, und was durch einzelne schwatzhafte Beamte bekannt wird, erleidet durch den Gang von Mund zu Mund sehr bald Metamorphosen. In einem Lande, wo die sittliche Bildung in Folge der Vermengung verschiedener Nationalitäten und der aus frühern Zeiten herstammenden gesellschaftlichen Uebelstände auf einer noch weit niedrigern Stufe steht, als die wissenschaftliche, konnte es nicht an Leuten fehlen, die eine Mandel Thaler einem Kinde vorziehen, zumal wenn sie sich in der Noth befanden, die sich bei den Armen an den Kinderreichthum heftet, und von der eben das Anerbieten der Regierung, Geld und Wegnahme der Kinder, befreiete. Uebrigens, wie

Digitized by Google

häßlich auch das Wort Menschen- oder Kinderkauf klingen möge, so muß man doch bekennen, daß derselbe so ganz verdammlich nicht ist. Die Erziehung, welche die Kinder in den meisten armen Familien genießen, ist eine entsetzliche, und gewiß der in der Russischen Militairanstalt nicht vorzuziehen. Vorzugsweise sind es alte Soldaten, die durch die Revolution ihre Löhnung eingebüßt haben, Vagabunden und ähnliche Leute, welche sich die Maßregel zu Nutzen machen.

Mit all diesen Maßregeln steht die Vertheilung der Polnischen Recruten in die im Innern Rußlands stehenden Regimenter in Einklang. Wenn gleich sich mit ihr ein viel directerer politischer Zweck verbindet, so wird doch auf den, durch die russificirten ausgedienten Militairs die Russificirung des Polnischen Volkes zu befördern, kein geringer Werth gelegt, wie deutlich genug daraus hervorgeht, daß den in Rußland ausgedienten Polen die Rückkehr in ihr Vaterland nicht blos sehr erleichtert, sondern sogar zur Pflicht gemacht wird. Die Regierung begünstigt die zurückgekehrten auf jede Weise, sorgt für ihr Unterkommen in kleinen städtischen Gemeinden, und läßt vielen derselben noch auf eine gewisse Zeit nach der Entlassung eine Geldunterstützung zu Theil werden, damit sie sich nicht auf das in Polen sehr beliebte Betteln legen, wodurch sie natürlich der Verachtung anheimfallen würden, und ihr Einfluß verloren ginge. Meist pachten sie Schenkhäuser, wozu ihnen die Mittel mittelbar von der Regierung vorgeschossen oder geschenkt werden. Es gehört zu einer solchen Pachtung eben kein großes Capital. Das Inventarium besteht aus einigen Bänken, Tischen von patriarchalischer Bauart, Töpfen und Messern; eine Erstandssumme einzusetzen ist nicht Sitte, und der Pacht, der sich oftmals auf kaum 10 bis 12 Thaler beläuft, wird halbjährlich postnumerando bezahlt. Ein Leierkasten wegen der Tanzvergnügungen ist freilich ein unentbehrliches Stück, und ob zu Anschaffung dessen von Seiten des Staates gesorgt wird, weiß ich nicht.

Der Zwang zu dem Besuchen der Russischen Gymnasien und Universitäten ist endlich das letzte Glied in der Kette der auf die Russificirung Polens abzielenden Mittel. Es könnte das wirkungsvollste sein, wenn es nicht darum das wirkungsloseste wäre, weil zu wenige Polen geneigt sind, in das Garn zu gehen. Der Beamtenstand wäre der einzige Theil des Volkes, der die Maßregel zu unterstützen, oder sich ihr zu unterwerfen geneigt sein möchte. Allein mit Ausnahme der obersten Schicht, die Russischer Herkunft ist und ihre Söhne ohnehin die Russischen Anstalten frequentiren läßt, ist er sehr arm. Die Gehalte sind unerhört niedrig. Wäre das Leben in Polen nicht sehr einfach, und das durchgängig stattfindende Bestechungswesen nicht so ergiebig, so würden die Leute nicht im Stande sein, sich und ihre Familien zu erhalten. Sechs bis sieben hundert Thaler heißen schon eine glänzende Einnahme, und Obwodschaftscommissaire erfreuen sich keiner stärkern. Ich habe einen Polizeipräsidenten gekannt, dessen Gehalt 400 Thaler betrug. Adjuncten, Controleurs und Actuarien haben verhältnißmäßig weniger,

Digitized by Google

und also sehr wenig. Genug, der tiefere Beamtenstand ist arm, und trotzdem, daß die amtliche Zwangsbettelei oder sogenannte Lapomereiterei wol eben so viel gewährt, als das fixe Gehalt, doch nicht im Stande, Söhne so weit aus dem Hause zu schicken. Die Regierung hat zwar auf diesen Umstand Rücksicht genommen, und gewährt den Söhnen der Beamten an den Russischen Gymnasien und Universitäten Freistellen und Stipendien, diese aber sind nicht so inhaltreich, daß nicht immer noch bedeutende Kosten zu decken blieben.

Die Zahl derjenigen eingeborenen Polen, welche die höhern Studien absolviren, ist unter solchen Verhältnissen sehr gering. Ich hörte sie mit hundert, auch mit hundertundfunfzig bezeichnen. Theologen sind darunter gar nicht, weil diese einen von dem Gymnasialwesen abgesonderten Studienweg zurücklegen haben; Juristen und Cameralisten wenige, weil nur höchstens die Söhne der Beamten Lust haben, sich am Russischen Gerichts- und Verwaltungswesen zu betheiligen; die Mediciner machen etwa den dritten Theil, die Philologen die übrige Mehrzahl aus. So kann man die höhere wissenschaftliche Bildung, von welcher die Bildung der unteren Volksklassen fast ganz abhängt, als den Polen fast vollkommen abgeschnitten betrachten. Die Gymnasien, welche in Polen noch bestehen, sind, ihrer oberen Klassen und mancher wichtigen Zweige der Wissenschaft beraubt, nicht mehr als Realschulen. Die alten Sprachen werden noch getrieben, jedoch in beschränkter Weise und nach der Lehrmethode der neuen Sprache. Man ist bestrebt, sprechen zu lehren, nicht die Schätze der alten classischen Literatur und Geschichte aufzuschließen. Im Sprechen der alten Sprachen bringt man es aber in der That zu einer ansehnlichen Geläufigkeit. Oft hört man noch sehr jugendliche Schüler Griechisch und Lateinisch wie ihre Muttersprache schwatzen.

Jede Gouvernementsstadt besitzt ihr Gymnasium. Warschau hat deren beinahe so viele, als es Polizeicirkel besitzt, doch ist das Lyceum als das eigentliche, die andern Anstalten, welche Obwodschaftsschulen genannt werden, als Filiale zu betrachten. Das Lyceum befindet sich im Mittelpunkte der Stadt auf der sogenannten Krakauer Vorstadt. Seine Gebäude sind sehr elegant. Sie bilden ein großes Quadrat. Einst enthielten sie die Universität, und mochten bei der ziemlichen Reichhaltigkeit der verschiedenen wissenschaftlichen Sammlungen nicht zu geräumig sein. Jetzt, nachdem der größte Theil dieser Schätze nach Petersburg geführt worden, stehen sie zur Hälfte leer. Eine kleine Bibliothek und die zoologische Sammlung, die man gleich im ersten Gebäude rechts findet, sind nur Ueberreste des ehemals vorhanden Gewesenen; doch sind dieselben immer noch recht schätzenswerth und verdienen wegen guter Classification und sorgfältiger Pflege einen Lobspruch. Leider ist dies Alles, was die Stadt noch an wissenschaftlichen Schätzen besitzt.

In einem der Seitengebäude befindet sich das Procuratorium der gesammten Polnischen Schulen. Es befand sich seit der Revolution stets in der Hand eines Russischen Generals.

Digitized by Google

Zum Glück ist der General Okunieff, welchem seit einem Jahrzehend das Procuratorium anvertraut ist, ein Mann, der sich durch Kenntnisse und Humanität vor seinen militairischen Collegen und seinen Vorgängern im Schulamte sehr rühmlich auszeichnet. Mindestens dürfen die Professoren nicht mehr über eine unwürdige Behandlung seufzen. Alle Personen seiner Kanzlei sind Militairs.

Ueberhaupt sieht die Anstalt einer Soldatenschule viel ähnlicher, als einem Gymnasium. So erblickt man die Schüler in Uniformen, grünen Röcken mit rothen Kragen, eben solchen Aufschlägen und gelben blanken Knöpfen, blauen gestreiften Mützen 2c. Sie sind dadurch zu Dienern des Kaisers gestempelt. Ihr Aeußeres ist oft von sehr komischer Wirkung, besonders bei den Gymnasien in den Gouvernementsstädten, wo nicht selten die Dürftigkeit den Farbenreichthum der Uniform durch schlimme Flecken vergrößert.

Die Schüler sind zu Honneurs vor jedem Stabsofficier gezwungen, und diese sind ganz militairisch. Da ein General an der Spitze steht, so herrscht in den Gymnasien natürlich die militairische Sitte. So sieht man die Schüler stets zwei Mann hoch in geordneten Colonnen ihre Säle verlassen. Die Lehrer sind zu militairischer Tracht nicht gezwungen, und diese Inconsequenz verdient bewundert zu werden.

Leider ist mit der militairischen Disciplin die Soldatenfreiheit in die Schulen gerathen. Täglich frequentiren die Gymnasiasten die verrufensten Häuser, ohne sich einer Gefahr auszusetzen, zeigen sich ungenirt auf offener Straße in verdächtigem Verhältniß zu zweideutigen Personen des andern Geschlechts, und feiern die freien Nächte der Galatage trotz den rohen Soldaten in den Häusern des Bachus. Das Schulgesetz scheint daher gegen die Entnervung des jungen Geschlechts nicht gerichtet zu sein, und zu beklagen ist, daß die Lebensregel der Familien, die häusliche Erziehungsweise, dem Mangel desselben nicht mit einem Ersatz begegnet.

Kunstbericht aus Berlin.

1.

Ich glaubte die musikalische Saison für Berlin schon beendet, als sich in den letzten Monaten noch eine Ausbeute zeigte, die fast reicher ausfiel, als Alles, was der verflossene Winter uns darbot. Zunächst ward unser Opernpersonal um eine bedeutende Künstlerin bereichert, Johanna Wagner. Seit dem 1. Mai ist sie die unsrige und hat als Romeo, Klytämnestra, Valentine, Fides und Donna Anna uns Gelegenheit geboten, ihren künstlerischen Werth genau kennen zu lernen. Wir legen an ihre Leistungen einen hohen Maßstab; wir sind daher nicht im Stande sie zu vergöttern, wie es die Berliner Kritik thut, die auf dem besten

Digitized by Google

Wege ist, sie von der Erreichung des höchsten Zieles durch unmäßige Bewunderung zurückzuhalten. Johanna Wagner vereint mit einer imponirenden Gestalt und ausdrucksvollen Gesichtszügen eine Stimme von bedeutendem Umfang, majestätischer Fülle und weichem, lieblichem Schmelz. Was namentlich die Fülle der Stimme betrifft, so soll in Berlin seit Anna Milder etwas Aehnliches nicht gehört worden sein. Zu voller Gleichmäßigkeit ist die Stimme freilich nicht durchgebildet, denn die tiefen Brusttöne haben zwar einen starken, aber keinen eigentlichen Metallklang, die hohen Kopftöne sind etwas scharf und werden oft mit Anstrengung hervorgebracht, die Mittellage, die dem Klang nach am Schönsten ist, bleibt an Kraft hinter den extremen Lagen der Stimme zurück; diesen Mängeln würde Johanna Wagner durch eine vorsichtigere Behandlung der Stimme abhelfen können. Sie besitzt ferner eine höhere Begabung zum dramatischen Gesang, aber sie macht von dieser Begabung bis jetzt noch nicht den wahrhaft künstlerischen und eben so wenig den ihrer Stimme angemessenen Gebrauch. Obschon sie für die Darstellung weicher, inniger, milder Empfindungen nicht unfähig ist, so bemüht sie sich doch, Alles nach der Seite des Leidenschaftlichen, Wilden, Dämonischen hinzuziehen. Die Art und Weise, wie sie das Portament behandelt, beginnt jetzt schon allgemein im Publicum Anstoß zu erregen; bald wird ihre Neigung zu starkem Singen, zu heftigen Accenten u. dgl. eben so unangenehm auffallen. Die höchste Kunstleistung bleibt weder in der ruhigen empfindungslosen Schönheit stehen, noch bewegt sie sich allein in den Extremen, sondern sie stellt in sich die Totalität aller Stimmungen dar. Das Bewußtsein des künstlerischen Maßes, genaue Abwägung der Grade der Leidenschaft, die kluge Berechnung der Gegensätze, die Vertheilung von Licht und Schatten hat Johanna Wagner noch nicht erreicht. Nur eine von innen heraus gestaltende Phantasie und genaues Studium jeder Rolle können sie auf den richtigen Weg führen und ihr den Ruhm einer Künstlerin sichern, zu der sie jetzt nur die Anlage hat. Zu dem Schönsten, was ich von ihr hörte, gehört die letzte Arie der Donna Anna, in der sie uns eben bewies, wie vortrefflich ihr die milden Farben zu Gebote stehen, wenn sie sich ihrer bedienen will. Ihre Klytämnestra bewegte sich fast nur auf den höchsten Gipfeln des Hasses, des Entsetzens, des Schmerzes; und wenn ihr auch der Mythus ein gewisses Recht dazu gab, so gab es ihr doch nicht der Charakter der Gluck'schen Musik. Die Gefahr ist für Johanna Wagner um so größer, als bei der natürlichen Macht ihres Organs alle Uebertreibungen um so stärker hervortreten. Anna Milder sang bekanntlich sehr ausdruckslos und phlegmatisch; sie wirkte nur durch die Macht ihrer Stimme. Aber eben dadurch wurde eine solche Behandlung der Stimme auch zu einer Nothwendigkeit, und wenn die Wagner das Mittlere zwischen ihrer jetzigen Richtung und der Richtung der Milder zu finden weiß, so wird sie das für sie Richtige getroffen haben. — Jedenfalls ist ihr Engagement ein großer Gewinn für die hiesige Bühne, schon darum, weil nun

Digitized by Google

die Erneuerung mancher von unserm Repertoir verschwundenen Opern möglich geworden ist. Bellini's Romeo hätte freilich der Vergessenheit anheimfallen können; aber Gluck's Iphigenia in Aulis verdiente eine Wiederbelebung. Diese Oper steht in dem Ruf, kein besonderes Bühnenglück zu machen; sie ist mehrmals in Berlin gegeben, aber immer nach ein- oder zweimaliger Aufführung wieder zurückgelegt worden. Daß sie auch diesmal nur einmal aufgeführt wurde, lag an der Abreise der Köster, die die Iphigenia gab; hoffentlich wird sie im Winter wieder in Scene gehen, denn selbst bei der in vieler Beziehung mangelhaften Darstellung nahm sie sich auf der Bühne ganz stattlich aus, ja ihre dramatische Wirkung scheint mir größer, als die der Tauriſchen Iphigenia. Der Stoff, obschon loser zusammenhängend, als die andern von Gluck componirten Librettis, ist reicher an ergreifenden und dramatischen Situationen, die zwar einen etwas kurz ausgeführten, aber stets sehr treffenden musikalischen Ausdruck gefunden haben; die Handlung schreitet rasch vorwärts und die vorkommenden Arien u. s. w. sind ausgeführt genug, um sich als besondere Musikstücke geltend zu machen, halten aber die Entwickelung nicht allzu lange auf; der Umkreis der darzustellenden Empfindungen ist viel größer, als in der Tauriſchen Iphigenia, in der das Vorherrschen melancholisch wehmüthiger Stimmungen eine gewisse Monotonie hervorruft; hier herrscht ein frischer, energischer Ton, der den Hintergrund zu den weichen Empfindungen der Liebe, des Schmerzes u. s. w. bildet. Leider kamen bei der diesmaligen Aufführung nur zwei Rollen einigermaßen zur Geltung, die Iphigenia und die Klytämnestra; Agamemnon und Achill, zwei eben so wichtige Träger der Oper, wurden sehr mangelhaft repräsentirt. Krause, der den Agamemnon gab, sang, wie meistens, mit vollendet schönem Klang der Stimme, aber ohne die Gewalt der innern Kämpfe, die des Königs Brust durchwühlen, sinnlich darzustellen; Pfister, ein Tenor, dessen Stimme und Gesang für ein einigermaßen gebildetes Ohr wahrhaft beleidigend ist, sang den Achill. Er ist in diesem Augenblick der Einzige, der große Heldentenorpartien wenigstens in so weit ausführen kann, daß die Aufführung der Oper möglich ist; so mußte er denn auch die schwierige Rolle des Achill übernehmen; doch bildete sein tyrolerartiger Gesang zu der edlen und energischen Haltung des Helden einen traurigen Contrast. An der mangelhaften Ausführung dieser beiden Partien mag auch diesmal vielleicht wieder die dauernde Einbürgerung der Iphigenie in unser Repertoir scheitern.

Jetzt, unmittelbar vor Thoresschluß, erfreuen wir uns noch eines höchst bedeutenden Gastspiels. Roger aus Paris weilt unter uns, unstreitig einer der größten dramatischen Sänger der Gegenwart. Es ist eine schon mehrfach gemachte Erfahrung, daß das weibliche Geschlecht dem männlichen im dramatischen Gesang überlegen ist. Diese Erscheinung kann nur äußere Gründe haben. Denn der Natur der Sache nach müßte es gerade umgekehrt sein; die Ursache kann nur darin liegen, daß unsre Theatersängerinnen im Ganzen einen höhern Grad

Digitized by Google

von Bildung haben und sich mit mehr Ernst ihrem Beruf widmen, als unsre Theatersänger. Das Leben einer bedeutenden Frau wird eher durch bloße Gesangs-Leistungen ausgefüllt, als das eines bedeutenden Mannes. Roger macht eine seltene Ausnahme. In der Art und Weise seines Gesangs und Spiels, das ebenfalls ausgezeichnet ist, erinnert er an die Rachel, aber freilich mit einer gewissen Beschränkung. Denn die Rachel zog Rollen in ihre leidenschaftliche Darstellung hinein, die auch eine andere Auffassungsweise möglich machten; Roger hat sich uns nur in Rollen gezeigt, die eine leidenschaftliche Darstellung unbedingt fordern. Die herkömmlichen Regeln des schönen Gesangs werden durch ihn in einem weit höhern Grade umgestoßen, als etwa bei der Viardot-Garcia, und doch kann man ihn darum nicht tadeln, denn mit Allem, was er macht, und mit der Art, wie er es macht, giebt er vollständig die Situation wieder; ja er thut mehr, er giebt uns in der Art und Weise des Tons, den er durch die ganze Oper festhält, die Grundstimmung des darzustellenden Charakters. Neben ihm erscheinen viele unsrer guten Deutschen Sänger mit ihrem correcten Gesang, mit ihrer monotonen Tonbildung, als reine Maschinen. Aber, um den Unsrigen nicht Unrecht zu thun, füge ich hinzu: so stellt es sich in einer Meyerbeer'schen Oper, die sich von Anfang bis Ende in ekstatischen Stimmungen bewegt, die von Hause aus auf seltsamen, außergewöhnlichen Charakteren beruht. Für Mozart, ja selbst für Gluck würde Roger's Methode ganz unanwendbar sein. Seine Technik kann von einem gewissen Standpunkt aus als eine fast unerreichte gelten. Ich habe noch nie einen Sänger gehört, der eine gleiche Mannichfaltigkeit des Toncolorits besäße, wie er. Die meisten Sänger beherrschen in dieser Hinsicht nur ein kleines Gebiet, und bringen das dramatische Leben durch andere Kunstgriffe, durch das Tragen, Abstoßen der Töne u. dgl. hervor. Das Interessanteste an Roger war mir, daß er diese Mittel in weit geringerem Grade anwendet, als seine übrigen Kunstgenossen, und meistens durch die bloße Färbung des Tones wirkt. Schon darin hat er eine ergiebige Hilfsquelle, daß er eine ganze Quarte der Tonleiter mit Falsett und Bruststimme zu singen im Stande ist. Außerdem aber stehen ihm alle Tonfärbungen von der dunkelsten bis zur hellsten zu Gebot; die tiefsten Schatten und die glänzendsten Lichter stellt er neben einander. Er ist des zartesten, rührendsten Ausdruckes fähig. Wenn er im letzten Act des Propheten seine Mutter bittet, ihn nicht zu verrathen, so liegt darin eine Innigkeit, die kindliche Einfachheit, die im tiefsten Herzensgrunde Johann's schlummert, tritt darin so rein und klar hervor, daß man glauben möchte, ein unschuldiges Kind richte an seine Mutter eine Bitte. Und dann wieder weiß er durch die Macht und den Klang des Tons die erschütterndsten Wirkungen hervorzubringen, so in der Erzählung des Traumes im Propheten, die überhaupt von Anfang bis Ende ein Meisterstück ist. Zuerst drückt sein Spiel und seine Mimik aus, wie er die Erinnerung des Traumes in sich zurückruft; dann beginnt er mit

Digitized by Google

gedämpftem und zitterndem Tone, wie Einer, der ein fernes Bild halb staunend halb bebend anstarrt; nach und nach treten einige glänzendere Farben hervor; den Culminationspunkt aber erreicht er in den Worten: „es dröhnt tief aus der Erde Schooß der Ruf herauf: er sei verflucht, verflucht! Doch zu dem Herrn erhebt sich aus der Tiefe eine Stimme voll Schmerz und fleht mit bangem Laut: Erbarmen!"

Meine Achtung hat sich noch gesteigert bei seinem Auftreten als Georg Brown. Jetzt erst lernte ich die Vielseitigkeit seiner Natur, und vor allen Dingen den bedeutenden Grad von Vollendung, den er auch als bloßer Sänger erreicht hat, kennen. Wir hörten einen Ton, der Nichts als Adel und Wohlklang enthielt. In den kleinen Verzierungen, dem abwechselnden Gebrauch des Falsetts und der Bruststimme entwickelte Roger eine Leichtigkeit und Anmuth, die vielleicht nur einem Franzosen erreichbar ist; die Aussprache ist, wenn man von dem etwas fremartigen Accent absieht, eine musterhafte. In manchen Punkten der Technik wird Roger von unsern Sängern übertroffen, nicht blos in denen, die er der dramatischen Beseelung wegen mit gutem Recht etwas vernachlässigt, sondern auch in einigen andern, mit denen er es ohne tiefern Grund nicht sonderlich genau nimmt; in den wesentlichsten aber überragt er sie bei Weitem; man hört einen Sänger, der von Jugend auf in Paris gelebt und durch das Hören der größten Italienischen und Französischen Sänger sich gebildet, und ohne Zweifel Vieles spielend gelernt hat, was unsre Sänger mit größter Anstrengung sich erwerben müssen. Das Hervortretendste war aber auch diesmal die vollständige Durchdringung von Spiel und Gesang. — Obschon Roger einzelne Gegner findet, so hat er doch bei dem Publicum, wie bei den Kennern einen Erfolg errungen, wie er in Berlin kaum erhört ist. Es wird Mode, ihn nach jedem Act zu rufen: ein Grad des Beifalls, der heut zu Tage, wo in Folge der Claque das Nicht-Applaudiren Tagesordnung geworden ist, sehr viel sagen will. Für den nächsten Sommer ist er zu einem neuen Gastspiel engagirt; wir werden dann den Don Juan von ihm hören, eine Rolle, der er bei dem auch in der Tiefe bedeutenden Umfang der Stimme gewachsen sein wird.

Ein Interesse eigner Art gewährt das noch fortdauernde Gastspiel der Königsberger Oper. Mit der Darstellung solcher Opern freilich, die auf unserm Repertoir heimisch sind, konnte die Gesellschaft kein Glück machen; sie erwarb sich aber ein Verdienst durch die Aufführung einiger von der hiesigen Bühne verschwundenen Opern, von denen Dittersdorf's Doctor und Apotheker, nächst dem der Hieronymus Knicker, von demselben Meister, die allgemeinste Aufmerksamkeit erregte. Es läßt sich denken, daß Dittersdorf's einfache und natürliche Ausdrucksweise durch den Gegensatz, in dem sie zu der modernen Ueberspanntheit steht, heute mehr wirkte, als sie vor etwa zwanzig bis dreißig Jahren wirken mochte; aber ganz abgesehen davon hat sie ihren bleibenden, classischen Werth.

Digitized by Google

Schon das Textbuch zum Doctor und Apotheker ist theils durch den Stoff und die Charaktere interessant, theils verräth die rasch fortschreitende Handlung eine bühnenkundige Hand. Müßige Arien u. dgl. kommen nur in geringem Maße vor; die meisten Musikstücke sind mit der Handlung eng verknüpft; das große Finale des ersten Acts ist reich an den mannichfaltigsten Situationen. Der Styl der Musik erinnert vorzugsweise an Haydn. Wir fühlen uns gleich Anfangs durch den Ton des Ganzen in das einfache Stillleben des vorigen Jahrhunderts, in den gemüthlichen Geist des Deutschen Bürgerstandes versetzt; die komischen oder naiven Situationen drückt Dittersdorf mit den einfachsten Mitteln, aber schlagend aus, so z. B. das Schnarchen des einschlafenden Invaliden durch einen einzigen Ton des Contre-Basses, der aber elektrisch auf die Lachmuskeln wirkt, u. dgl. In richtiger Benutzung der gegebenen Mittel für dramatischen Ausdruck und in dem raschen, lebendigen Fortschreiten der Handlung, so daß Nichts zu gedehnt ausgeführt wird, und doch auch wieder die nothwendige Breite da ist, kann Dittersdorf als Muster gelten. Seine Einfachheit freilich ist ein für uns verlorenes Gut; mit so geringer Modulation, so bescheidener Instrumentation u. dgl. kann unsre Zeit nicht mehr ausreichen; aber dennoch könnte sie auch in diesen Beziehungen von den alten Meistern ein gewisses Maß lernen. — Der Doctor und Apotheker ist bis jetzt sechs Mal aufgeführt worden; möge dieser Erfolg auch die andern Deutschen Bühnen bestimmen, die längst vergessene Oper wieder ins Leben zu rufen. — „Der Seher von Khorassan", eine Oper von Sobolewski, dem tüchtigen Musikdirector der Gesellschaft, entsprach nicht den Erwartungen. Der Text ist ein seltenes Gewebe von Unverständigkeiten; die Musik verräth zwar im Einzelnen Talent, obschon mehr ein reproducirendes, als ein producirendes Talent; aber bei dem gänzlichen Mangel ernster Durcharbeitung und kunstvoller Organisation muß man das Werk als ein unreifes Product bezeichnen. Das Talent, das Sobolewsky wirklich besitzt, wird er für die Kunst nur verwerthen können, wenn er in der Wahl seiner Texte sorgfältiger, und in der Wahl seiner Melodien, in der Anordnung des Ganzen strenger gegen sich selbst ist. Dem Publicum darf man nicht mit abgerissenen Einfällen, man muß ihm mit abgerundeten Leistungen gegenübertreten; und man verzeiht weit eher einen ursprünglichen Mangel an Originalität und Tiefe, als Formlosigkeit und Unfertigkeit.

Schließlich noch einige Worte über das von der Akademie der Künste veranstaltete Rauch-Fest. Zwei von Kopisch gedichtete, und an sich ziemlich unmusikalische Cantaten waren zu dieser Feier von Meyerbeer und Dorn in Musik gesetzt. Meyerbeer's Composition hat die etwas verzerrte Haltung, die allen Schöpfungen dieses Mannes eigenthümlich ist; indeß ist sie ein wohlabgerundetes Ganzes und zeigt mehr Fleiß und Sorgfalt in der Durchführung, als sich von Gelegenheits-Arbeiten erwarten läßt. Dorn's Cantate verschafft dem Laien eine

Digitized by Google

ganz angenehme Unterhaltung, ist aber, musikalisch betrachtet, Nichts weiter als eine Art Quodlibet. Im Ganzen hätte man zu Ehren des Mannes, der das Friedrichs-Denkmal gesetzt hat, eine bessere musikalische Feier wünschen mögen.

2.

Ein anderes Urtheil über Roger.

Eine kleine, aber kräftige und wohlgebaute Gestalt, angenehme, für jeden Ausdruck leicht empfängliche Züge des Antlitzes, ein nicht sehr voller, nicht sehr metallreicher, aber markiger Ton, der bei Anwendung physischer Kraft eine seltene Energie gewinnt, übrigens die erste Frische bereits verlor, machen das Besitzthum aus, mit welchem die Natur ihn ausgestattet. Die obere Hälfte der Stimme ist gepreßt und bedarf einiger Gewalt, um anzuklingen. Bei heftigem Einsatz erreicht sie eine überraschende Ausdehnung, da dem Sänger mehrmals das hohe C mit voller Brust — freilich nicht musikalisch schön — gelang. Wenn dieser Umfang des Brustorgans, der auch nach der Tiefe zu nicht minder bedeutend ist, jede Steigerung heroischer Leidenschaft gestattet, so zwingt dagegen jener gepreßte Charakter der obern Stimmlage, hauptsächlich im piano und im legato, zu häufigem Gebrauche des Falsetts. Die Verbindung beider, dem Klange nach sehr verschiedener Stimmgebiete bildet ein zarter, im Ausdrucke des Gefühls ungemein lieblicher Kehlton, der, sobald er mezza-voce genommen wird, einen sanft verschmelzenden Uebergang vermittelt. Bei Forte-Einsätzen dringt sich der qualitative Contrast der Brustst imme und des Falsetts dem Ohre in einer nicht angenehmen Weise auf.

Ungemeine Sicherheit und Gewandtheit, chevalereske Eleganz der Haltung, ein fein bewegtes Spiel fesselten sogleich bei des Künstlers erstem Erscheinen als Raoul. Sein Vortrag der Romanze im ersten Act ist als ein Non plus ultra gepriesen worden, man nannte ihn schon am zweiten Tage mit kritischem Behagen den Sänger der Romanze par excellence. Nach der weißen Dame hätte man ihn vielleicht mit größerem Recht als den Sänger des Chanson bezeichnen können, aber er ist mehr, als beide Titel besagen, und nur eine schnell fertige Kritik kann sich mit solchen Schlagwörtern befriedigen. Ich weiß nicht, ob er jene Romanze etwa höchst charakteristisch gesungen, schön jedoch fand ich den Vortrag nicht. Die Empfindung war erkünstelt und darum übertrieben. Die Zeit der Troubadours und der Trouvères war im sechzehnten Jahrhundert längst vorüber, und wenn der Liebeshof der Königin Margarethe einen ähnlichen Cultus der Minne in affectirter Romantik zurückzuführen suchte, so mögen wir dieser Affectation an dem Hugenotten Raoul doch wol nur ungern begegnen. Roger dehnte die sentimentalen Stellen noch mehr als Meyerbeer, der darin auch schon des Guten etwas zu viel gethan, und der stete Wechsel von Brustst imme und Falsett

Digitized by Google

trug das Seinige bei, den Ausdruck noch mehr zu versüßeln. Die Töne können der Kehle nicht in freier Folge entströmen, die Cantilene verliert den rein seelischen Hauch der natürlichen Empfindung, die Melodie wird in gefühlvoll accentuirte und ausgemalte Phrasen aufgelöst. Es ist ein Zerschmelzen ohne den musikalischen Schmelz der Italiener. Der ariose Theil der Musik sagt dem Sänger, mit Ausnahme des leicht bewegten und beweglichen Chanson, überhaupt, vorzugsweise jedoch in der tragischen Oper, weniger zu als das Recitativ. Die kurzen Ausrufe des Gefühls, die sanft gezogene Betheurung der Liebe, die schnellen und bestimmten Wendungen der Leidenschaft, des Entschlusses, des Schreckens versteht er mit bewundernswerther Beherrschung der dramatischen Färbung zu durchgeistigen. Alle Nuancen des recitativischen Vortrags, wie der mimischen Darstellung, sind von charakteristischer Bestimmtheit. Hier ist er unübertroffen, oft unerreicht. Nur giebt er durch eine dem Französischen Schauspieler überhaupt eigene Vorliebe, Accent und Bewegung ruck- oder stoßweise vorzutragen, beiden zuweilen etwas erzwungen Gewaltsames. Hierdurch prägt er in seine Kunstweise, bei allem Reichthum des dramatischen Ausdrucks, in Verbindung mit dem häufigen Wechselgebrauch des Falsetts, den er sogar in Momenten heroischer Energie nicht völlig entbehren kann, den Stempel einer besondern Manier.

Im vierten Act hob sich die Darstellung durch den Contrast der nach Entschlossenheit ringenden Grundstimmung der Seele mit den sie bestürmenden Affecten zu tief ergreifender Macht. Hier waren die heftig ausgestoßenen Accente durch die Situation bedingt, die lebhafte Mimik des Antlitzes steigerte den Eindruck des Moments, und sogar die einzelnen gezogenen Empfindungsphrasen halfen die Wirkung durch den Gegensatz des mannichfach modulirten Tons verstärken.

Jene Anerkennung Roger's erfuhr durch seinen Propheten eine wesentliche Steigerung. Im Aeußern trug er sich hier weniger wahr als im Raoul. Weder Haar noch Bart, in der zweiten Rolle genau ebenso coeffirt wie in der ersten, wollten zu dem Niederdeutschen Manne passen. Das innere Leben des Charakters aber ergriff er in einer Tiefe, die bei einem Opernsänger an das Unerhörte streift. Von dem ersten Auftreten an, wo ihn der Traum beschäftigt und in seiner Seele noch wie ein wunderbares Ereigniß nachzittert, ist der Charakter eine ununterbrochene Kette von Gemüthsbewegungen, deren Entstehen und Werden, deren gewaltsamen Ausbruch oder nicht minder gewaltsame Unterdrückung Roger's Spiel in erschütternder Wahrheit an uns vorüberführte. Ich will nur einen Moment, den Höhepunkt der Rolle, hervorheben. Im vierten Acte, wo der eben gekrönte Prophet die Mutter verläugnet, als er sie zu Boden zwingt, um seine Wundermacht öffentlich an ihr zu beweisen, sah ich bisher von allen Darstellern des Johann unter langsamem Heranschreiten die Bewegung des Magnetisirens angewendet, also eine mystische Naturkraft herbeigerufen, um Fides zum Niederknien zu bewegen. Tichatschek spielte den Moment in dieser Auffassung,

Digitized by Google

wobei sein Antlitz wie in Verzückung sich verklärte, durchaus vortrefflich. Ganz anders faßt ihn Roger auf. Er geht aus viel geringerer Entfernung auf die Mutter zu. Dicht an ihr hat er ihren Stolz, den sittlichen Trotz ihrer empörten Seele noch nicht überwunden. Da überfliegt plötzlich, wie aus finsterm Gewölk ein grüßender Sonnenstrahl, der Ausdruck innigster Liebe die Züge des Sohnes, die noch eben nur verläugnende Kälte zeigten, und von Muttergefühl überwältigt sinkt Fides zu Boden. Es ist eine rein menschliche, eine seelische Macht, welche sie niederzwingt: das stets wieder hoffende, stets wieder zu täuschende Mutterherz.

Das Ineinandergreifen von Gesang und Spiel bei höchster Freiheit des mimischen und dramatischen Ausdruckes macht Roger's eigentliche Stärke aus. Wo die reine Melodie schwungvoll getragen werden soll, wie in dem Hymnus am Schluß des dritten Actes („Herr, Dich in den Sternenkreisen" u. s. w.), zeigt sich dagegen seine Schwäche. Der Ton giebt jene Fülle nicht her, auf welcher die Cantilene daherschweben kann, und des Sängers Manier, die getragene Musik kurz abzubrechen, geht mit der Eigenthümlichkeit des Tonmaterials Hand in Hand. Eine eingelegte, sehr lange und sehr geschmacklose Cadenz vermochte die mangelnde Begeisterung nicht zu ersetzen.

Mit dem George Brown betrat Roger das Gebiet, auf dem er zuerst den Beifall der Pariser errang: die komische Oper. Die zwanglos kecke Laune, die muntere und liebenswürdige Natürlichkeit, welche er dem jungen Officier bei ungesucht graziöser Haltung verlieh, gaben der Darstellung einen ungewöhnlichen Reiz. Das Lied „Ha, welche Lust, Soldat zu sein" hörte ich nie mit so fein nuancirtem und doch so gesundem Humor vortragen. Die wahre Jugendlust pulsirte in allen Tönen, und die liedartige Form gestattete alle Wendungen des musikalischen Tempo's und der mannichfaltigsten Schattirung. Was im tragischen Gesang mich immer störte, das häufige Falsettiren, ward hier, wo das Pikante an seiner rechten Stelle war, zu einer heitern Würze des Genusses. Es ist erstaunlich, wie genau Roger seine Mittel kennt, und wie geistvoll er sie zu verwenden versteht.

Ich müßte ziemlich alle einzelnen Musikstücke der Partie aufzählen und zergliedern, wollte ich alles Gelungene und Interessante der Darstellung hervorheben. Nur der Vortrag eines einzigen hat mir nicht gefallen, obgleich er den rauschendsten Beifall des Publicums errang: in der Arie „O komm, holde Dame" zerschnitt mir der Sänger die zarte, einfach graziöse Melodie zu sehr durch mosaikartiges Nuanciren des Details. Die meisten Einzelnheiten waren fein und nett empfunden, zierlich ausgeführt, dem Ganzen fehlte die Einheit. Um so höher stand wieder die geistreiche Durchbildung des Recitativs, und außerordentlich schön sang und spielte der Künstler die Erinnerungsscene des dritten Actes, wo er aus einzelnen Staccato-Tönen die Melodie und in ihr die beseelende Empfindung

Digitized by Google

erbauen kann. Ich war auf das Tiefste ergriffen, als mich ein Paar Schlußtriller, so schön an sich sie waren, aus der Stimmung warfen.

Roger's Tonbildung zeugt von gründlicher Schule. Die große Geschicklichkeit seiner Gesangskunst beweist er in der Art, wie er bei einer nach der Höhe zu gepreßten Stimme die Töne so zu sammeln versteht, daß er zuweilen in der obern Lage die mezza-voce mit leisen Brustklängen hinzuhauchen vermag. Oefter jedoch muß er in solchen Momenten zum Falsett seine Zuflucht nehmen. Die Coloratur singt er fast immer mezza-voce und läßt sie pianissimo verklingen. Nur in diesem Falle bleibt sie schön; sonst wird sie unklar. Für die Cadenz zeigt er wenig Geschmack. Er ist kein Sänger des Portaments, wenigstens nicht für die gebundene Melodie, wenn er es auch für die einzelnen Töne besitzt. Der gepreßte Brustton der Höhe bewegt sich am Ungezwungensten im staccato. Diese Eigenheiten seines Gesanges sind zum Theil durch die Natur seiner Stimme bedingt, zum Theil aber auch durch die Kunstrichtung, in welcher seine Entwickelung sich bewegte, und beide greifen zu gegenseitiger Wirkung in einander. Roger's Kunstrichtung entspricht dem Gestaltungsgange der Französischen Oper mit ihrer Tendenz auf vorzugsweise dramatische und charakteristische Wirkung.

Es ist interessant, Roger mit Rubini zu vergleichen, dem vollendetsten Sänger der durch Rossini begründeten Italienischen Opernrichtung, den ich vor Jahren noch im letzten Stadium seiner Blüthe hörte. Rubini war ein rein musikalischer Sänger. Ein wundervolles Portament, ein herrlich melodischer Vortrag der Cantilene zeichneten ihn aus. Seine eminente Kehlfertigkeit liebte er daneben in einem Brillantfeuerwerk von Trillern und Coloraturen, das zwar überladen, aber in seiner perlenden Klarheit nie geschmacklos wurde, zu entfalten. Darsteller war er gar nicht. Wie Rubini in seiner unübertroffenen technischen Meisterschaft schwelgte, so schwelgt Roger in dem Bewußtsein, das dramatische Colorit seines Tons in den mannichfaltigsten Schattirungen zu beherrschen. Daher neben der bewältigenden Macht seines charaktervollen Spiels und Vortrags das Dehnen der Stimmungen und Gefühle, der schroffe Wechsel und das mitunter die Grenzen der Wahrheit überschreitende Nuanciren, in welchem er zugleich nicht selten unmusikalisch wird. War Rubini der vollendetste Virtuos der Gesangstechnik, der in meiner Erinnerung sich zeigt, so ist Roger der vollendetste Virtuos des dramatischen und charakteristischen Ausdrucks. A. G.

Digitized by Google

Englische Novelliſten.*)

Harriſon Ainsworth.

Die Poeſie hatte ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die gefährliche Neigung, ſich mit einſeitigem Spiritualismus in die Tiefen des Herzens zu verſenken, die Geheimniſſe der Seele zu belauſchen und darüber die Aufmerkſamkeit auf das wirkliche, äußerliche Leben und auf die ſinnliche Natur vollſtändig zu verlieren. Dieſe forcirte Richtung hat auf der einen Seite zu jener ſtoffloſen Empfindſamkeit geführt, die ungefähr wie bei den Pietiſten und Herrnhutern des vorigen Jahrhunderts durch übergroßes Raffinement die Geſundheit und Wahrheit der Empfindung untergrub, auf der andern Seite hat ſie eine Reaction hervorgerufen, die ſich in das entgegengeſetzte Extrem des ſeelenloſen Materialismus verlor. Wenn man auf der einen Seite Nichts weiter erhielt, als Seufzer, Ahnen und Sehnen, zerriſſene Herzen und überſpannte Köpfe, oder, was in dieſelbe Kategorie gehört, Originale, deren Empfinden ſich ſo ganz auf die eigene Individualität concentrirte, daß trotz aller detaillirten Schilderung Niemand ein Verſtändniß dafür haben konnte, ſo iſt auf der andern Seite die Seele in der fieberhaften Bewegung der Natur untergegangen, in dem Menſchen zittert nur der ſinnliche Nerv, und der Anatom tritt an die Stelle des Pſychologen. Der bei Weitem größere Theil der neuern Romantik findet ſeine Erklärung in dieſer materialiſtiſchen Tendenz. Es iſt beiläufig in den andern Künſten der nämliche Fall. Der Sentimentalität in der Malerei, wie ſie z. B. in der Düſſeldorfer Schule herrſchend war, iſt jene Virtuoſität der Landſchaftsmalerei gegenübergetreten, die über dem ſinnlichen Detail das geiſtige Moment der Kunſt allmählich ganz aus den Augen verliert, und in der Muſik iſt die hinſterbende Sehnſucht des Geſanges durch die Maſſenwirkung der modernen Inſtrumentation abgelöſt worden. In der Poeſie bietet natürlich der Roman die beſte Gelegenheit, dieſes Virtuoſenthum des Materialismus auszuüben. Es iſt aber auch im Drama und ſelbſt in der Lyrik verſucht worden. Wenn wir die Charakterbildung bei Victor Hugo und ſeiner Schule näher ins Auge faſſen, ſo iſt die erſte Grundlage derſelben immer das Coſtum und die körperliche Beſchaffenheit, und je detaillirter dieſe Eigenthümlichkeiten ausgeführt werden, deſto weniger Raum bleibt für den eigentlichen Kern des Menſchen, für die Integrität ſeiner Seele übrig; ſobald aber dieſes belebende Element fehlt, verlieren ſich die Charaktere ins Monſtroſe und Fratzenhafte, ja man kann ſagen, daß ſelbſt die äußerliche Phyſiognomie durch übertriebene Farbenmiſchung ihren Sinn verliert. Man vergleiche z. B. irgend ein Portrait bei Balzac oder

*) Vergl. Dickens 1851. I. a. p. 161—172. — W. Scott I. b. p. 41—53. — Bulwer p. 121—130. — Cooper II. a. p. 41—48.

Digitized by Google

bei Sealsfield mit der Gewohnheit unsrer wirklichen Anschauung. Wir sehen dort so ungeheuer viel Einzelheiten hervorgehoben, daß der Gesammteindruck verschwindet, und daß wir nur im Stande sind, die Sonderbarkeiten zu combiniren, woraus natürlich ein groteskes, verzerrtes Gesicht entsteht. Den natürlichen Menschen interessirt in dem Gesicht der Andern, auch, wenn er verliebt ist, nur der Ausdruck; in diesem Virtuosenthum dagegen gehört die Physiognomie nicht der Seele an, sondern sie ist ein integrirender Theil jener allgemeinen Natur, die in glänzenden und schreienden Farben, in einem wunderbaren Labyrinth kabbalistischer Linien uns anschaut. Die umständliche Schilderung von Landschaften, von Ruinen, von Luxusgegenständen, von verborgenen Gängen und dergleichen macht nur den Anfang. Der eigentliche Virtuos wird erst da froh, wo er die gesammte Natur in eine schwindelnde Bewegung setzen kann, wo alle Elemente wie im Wahnsinn mit einander ringen, und wo der Mensch nur noch ein Atom ist, ein recht- und selbstloses Atom in dem fieberhaften Zittern der Naturgewalt. Wie jede Virtuosität, hat auch diese ihr bedingtes Recht. Wenn z. B. Leopold Schefer in einer seiner Novellen einen jungen Mann auf das Kreuz an der Kuppel der Peterskirche steigen, ihn dort vom Schwindel befallen läßt, und diesen Schwindel durch die Angst einer fürchterlichen Nacht hindurch verfolgt, so können wir uns nicht erwehren, in unserm ganzen Nervensystem durch diese Darstellung krampfhaft erschüttert zu werden. Der Künstler erreicht vollständig seinen Zweck, aber wir werden uns nachher sagen müssen, daß unsre Aufregung eine ungesunde war, und daß die Kunst von ihrer wahren Idee abgefallen ist. Genau Dasselbe gilt von solchen Schilderungen, wie sie Sealsfield z. B. in seinem „Süden und Norden" von dem Gewitterregen, von dem Mexicanischen Fieber und dergleichen giebt. Wenn der Geist vollständig den ungeistigen Mächten anheimfällt, so hat eigentlich die Poesie Nichts mehr damit zu thun. Aber hier sehen wir wenigstens noch immer das ängstliche Bemühen des Geistes, sich selbst wiederzufinden. Er kämpft mit einer unschönen Angst wie in einem kranken Traum gegen die dämonischen Gewalten, die ihn vernichten wollen. Bei mehrern der neuen Franzosen dagegen ist auch diese letzte Spur der Seele verloren gegangen; wir haben nur noch das Fleisch, das unter dem Messer und dem Rade des Folterers zuckt und bebt, das von der Pest oder der Cholera stückweise in Fäulniß verwandelt wird, und unsre Theilnahme wird eine blos sinnliche, eine befangene, wir athmen den üblen Geruch des anatomischen Cabinets oder des Hospitals, in dem Pestkranke aufgehäuft liegen. — Am Häßlichsten wird dieser Materialismus, wenn noch die Lüsternheit hinzukommt, wenn die thierische Brunst in ihrer Wildheit ungescheut an das Licht des Tages tritt.

Ainsworth hat dadurch seine Stellung in der Literatur, daß er diesen Materialismus, von allen Nebensachen getrennt, bis zu einer Fertigkeit gebracht hat, die in ihrer Art Anerkennung verdient. Eine solche Verbindung von Nüchtern-

Digitized by Google

heit und von Zügellosigkeit der Phantasie, von Herzlosigkeit und Aberglauben, von Frivolität und Gespensterfurcht hat kein anderer Dichter aufzuweisen. Wenn unser Hoffmann sich in seinen Visionen von Teufeln und Gespenstern ergeht, so ist er selber im Zustand des momentanen Wahnsinns oder der Betrunkenheit. Ainsworth dagegen bleibt auch den wahnsinnigen Erscheinungen gegenüber der trockenste Pragmatiker. Er ist wie der Anatom an seine Leichen gewöhnt, und sie erregen ihm kein Grauen mehr. Von wirklichen Menschen ist bei ihm keine Rede. Abgesehen von einigen komischen Nebenfiguren, die nicht besonders zu rühmen sind, sieht der Eine genau so aus wie der Andere, Alle gleich herzlos, gleich egoistisch, ohne irgend eine jener sittlichen Voraussetzungen, die auch schon zur psychologischen Wahrheit unbedingt nothwendig sind. Während die sinnliche Natur bei ihm mit dem scharfen Licht einer ombre chinoise wiedergegeben wird, macht die eigentliche Geschichte den Eindruck eines Fiebertraums. Im Traume, wo die höhern Functionen des Geistes aufhören, finden wir uns Alle als feig, boshaft, in beständigem Entsetzen, wir jagen mit hexenartiger Geschwindigkeit einem unbekannten Ziele nach, durch Mauern und Wälder, es giebt keine feste Realität, die unsern Flug aufhalten könnte, und doch bewegen wir uns im Kreise, und sehen uns plötzlich an den alten Ort des Grauens zurückversetzt, wo dann das frühere Entsetzen uns von Neuem von dannen peitscht. Wir verwandeln uns willkürlich in andere Personen, der Ermordete in den Mörder, wir verlieren den Begriff des Unterschiedes, weil wir den Kern unsrer Persönlichkeit verloren haben. — Daß diese wüste Welt mit einem wirklichen Talent wiedergegeben ist, und daß sie einen so großen Anklang gefunden hat, daß eine nicht unbedeutende Anzahl von Dichtern sich dieser Richtung angeschlossen haben, bei einem Volk, welches gerade wegen seines gesunden praktischen Sinnes berühmt ist, gehört zu den bedenklichen Zeichen für die Geschmacksverirrung unsrer Zeit.

Ainsworth ist 1805 zu Manchester geboren. Er machte in seiner Jugend allerlei Versuche, trat bei einem Sachwalter ein, schrieb Komödien, ließ sich auf buchhändlerische Speculationen ein und ging dann einige Zeit auf Reisen. Nach seiner Rückkehr schrieb er im Jahre 1834 den ersten Roman, der Glück machte: Rookwood. Der Roman gehört in die Klasse der Schaudergeschichten, wie sie eine ihrer Zeit gefeierte Dichterin, Miß Anna Radcliffe (geboren 1764, gestorben 1823), dem Englischen Publicum erzählt hat. Die Geschichte fängt in einem Grabe an, ein Todtengräber setzt seine Philosophie aus einander, die nicht allein durch einige umherliegende Leichen, sondern auch durch Gespenster, die gegen alle Convenienz gleich in der ersten Scene auftreten, bekräftigt wird. Dieses Gespensterwesen zieht sich durch den ganzen Roman, und die Gespenster bewegen sich so natürlich unter den übrigen Figuren, daß man sie kaum von denselben unterscheiden kann. Es ist das übrigens in der Englischen Literatur nichts Seltenes. Die Engländer haben bei allem gesundem Verstand eine ge-

Digitized by Google

wisse Neigung zum Spleen, der schon in ihren Volksballaden durch allerlei unheimliche Momente ihnen gegenständlich wurde, der bei Shakspeare eine über das dramatische Bedürfniß hinausgehende Rolle spielt, und der auch bei Walter Scott sich von Zeit zu Zeit hervordrängt. Abgesehen von vereinzelten Versuchen, wo es ihm mißglückt ist, weil das Nebelhafte der übersinnlichen Welt mit dem heitern Licht der ganzen Erzählung schlecht übereinstimmt, z. B. im „Kloster" oder im „Woodstock", ist einer seiner berühmtesten Romane „Die Braut von Lammermoor" ganz in dieser düstern Färbung gehalten. Die Leichenweiber, die darin auftreten, sind keine Nebensachen, sie sind der Chorus der Handlung, der den Grundaccord des Stücks angiebt. An andere irrationelle Erscheinungen, die Zigeuner, die Astrologie, die öfters auftretenden Wahnsinnigen, will ich nur beiläufig erinnern. — „Die Braut von Lammermoor" hat auf „Rookwood" einen großen Einfluß geübt. Die Hauptheldin des Letztern, eine stolze, böse Frau, ist Nichts als ein Abklatsch der Lady Ashton, nur daß Walter Scott die harte, kalte und herzlose Entschlossenheit dieses meisterhaft ausgeführten Weibes geistig und mit dramatischer Einheit darstellt, während Ainsworth sie durch eine Masse von Greuelthaten versinnlicht. Sie gehört bei ihm zu einer Familie von Vatermördern, und ihre Umgebungen sind ihrer würdig. Die Mordthaten werden so häufig, daß von Zeit zu Zeit die ermordeten Personen sich als Scheintodte erweisen müssen, damit der Stoff nicht ausgeht, gerade wie bei Eugen Sue und seiner Schule, von der mir hier namentlich ein charakteristisches Product einfällt, die von Gerstäcker übersetzten „Geheimnisse der Quäkerstadt". Bemerkenswerth dabei ist, daß alle diese Greuel, Gespenstererscheinungen u. s. w. nicht in dem Tone des romantischen Grauens, sondern mit einer gewissen grotesken Lustigkeit dargestellt werden. Eine Hauptfigur macht sogar einen durchaus heitern Eindruck, der berühmte Straßenräuber Dick Turpin, dessen Flucht vor seinen Verfolgern mit einer Virtuosität dargestellt wird, die sich Sealsfield an die Seite stellen kann. Es ist auch natürlich, daß unter dieser Masse von Unholden ein einfacher Spitzbube, der, wenn er sich einmal zu einem Todtschlag herbeiläßt, es nur des Geldes wegen thut, einen erfreulichen Contrast macht.

Der folgende Roman, „Crichton" (1837), gehört in die Klasse der historischen, und spielt in einer Zeit, die am Fruchtbarsten für die neuern Novellisten gewesen ist, am Hofe Heinrich des III. von Frankreich und der Katharine von Medici. Bekanntlich hat Alexander Dumas dasselbe Thema behandelt, genau mit der nämlichen Frivolität, was die Sittlichkeit und das Gewissen betrifft, aber mit einer Heiterkeit, die uns wieder versöhnen muß. Bei Crichton tritt neben dem novellistischen Interesse noch ein antiquarisches hinzu. Der Dichter hat eine Masse historischer Curiositäten zusammengehäuft, um ein Gesammtbild der Zeit zu geben, ungefähr wie es Bulwer in seinem Devereux thut. Von einer eigentlich historischen Zeichnung der Personen ist aber keine Rede. Das Thema des

Digitized by Google

Romans ist die Giftmischerei. Der König, die Königin Mutter, Margarethe von Valois versuchen sich in dieser Branche mit so viel Eifer, daß man zuletzt in der Verwirrung nicht mehr unterscheidet, wer das Gift und wer das Gegengift reicht, wer den Helden morden und wer ihn retten will. Daß irgend Einer in dieser Virtuosität etwas Unbilliges sehe, daran ist vollends nicht zu denken. Man verwundert sich nur, wenn irgend ein glänzendes Bankett vorübergeht, ohne daß einige von den Gästen todt zusammensinken. Ich fürchte, diese Manie der Giftmischerei wird in den Romanen seit den neuen Criminalgeschichten überhandnehmen. Man hat seit der Zeit mehrere neue Gifte entdeckt, man hat die Wirkungen derselben beobachtet, und man kann die verschiedenartigen Zerstörungen, die Krämpfe und Schmerzen, die ein jedes erregt, mit größerer Genauigkeit schildern. Bulwer mit seiner Lucrezia ist schon ein schlimmes Beispiel dafür. Man wird jetzt wahrscheinlich die Blausäure aufgeben und sich vorzugsweise auf den Nicotin legen, und die chemischen Präparate der sachverständigen Aerzte, die schon bei den öffentlichen Proceßverhandlungen einen so widerwärtigen Eindruck machen, werden durch die erhitzte Phantasie der Romanschreiber noch um manche interessante Details bereichert werden. Unsre überreizten Nerven werden dann nach immer größerem Alkohol verlangen, bis zuletzt eine Abstumpfung eintreten wird, die auch hier eine Rückkehr vom Materiellen ins Geistige, vom Pathologischen ins Psychologische erforden wird.

Hatten schon diese beiden Romane dem Dichter ein großes Publicum erworben, so errang der folgende, „Jack Sheppard" (1839), einen wahren Beifallssturm. Er wurde für drei Londoner Theater dramatisirt, trotz der Opposition, die sich von Seiten der Puritaner dagegen erhob. Die Veranlassung zu diesem Roman hat eine von den bekannten Reihen der Hogarth'schen Kupferstiche gegeben, „der faule und der fleißige Lehrling". Die grenzenlose Häßlichkeit dieser Stiche, die trotz der eben so großen Naturtreue derselben einen peinlichen Eindruck macht, bis zu dem Schlußbilde, wo der Leichnam des gehängten Faulen in der Anatomie secirt wird, ist sowol in dem Roman selbst, als in den Zeichnungen von Cruikshank, die denselben verzieren, getreu wiedergegeben. Ueberhaupt sind diese Bilder, welche die neuern Englischen Feuilletonromane begleiten, z. B. auch die von Dickens, eigentlich doch sehr häßlich. Sie enthalten mit wenigen Ausnahmen, wo irgend eine glücklich erfundene humoristische Figur auftritt, z. B. Pickwick, Nichts als Fratzen und Monstrositäten, und schließen sich in dieser Weise in mancher Beziehung der Dichtung an. Die Bilder z. B. in Oliver Twist oder Nicolaus Nickleby sind geradezu scheußlich, es ist die reine Häßlichkeit, ohne eine Spur von Komik. Nur Thackeray's Bilder machen eine Ausnahme. — Der Stoff, die Geschichte eines berüchtigten Diebes, war bereits in der Englischen Literatur nichts Neues. Bulwer hatte ihn vor neun Jahren in seinem Paul Clifford behandelt, aber er hatte doch wenigstens das Interesse der Leser an

Digitized by Google

dem psychologischen Hergang zu fesseln gesucht, er hatte sich bemüht, durch eine seltsame Verwickelung von Umständen die Möglichkeit nachzuweisen, wie eine ursprünglich gut geformte Natur allmählich zu Verbrechen kommen könnte. Jack Sheppard dagegen ist ein geborner Dieb, und das Interesse des Romans liegt auch gar nicht in seiner moralischen Zurechnungsfähigkeit, sondern lediglich in der Gewandtheit, mit welcher er seine Einbrüche ausführt, und sich der Verfolgung entzieht. Darin ist das Mögliche geleistet. Von der ersten Scene an, die einen fürchterlichen Sturm auf der Themse, begleitet von mehrern Mordthaten, schildert, bleibt man das ganze Buch hindurch in einer beständigen Aufregung. Jack Sheppard hat einen unversöhnlichen Feind, den berüchtigten Diebesfänger Jonathan Wild, eine der Lieblingsfiguren unsers Dichters, wie sie als Maschinist seiner Stücke fortwährend wiederkehrt. Er treibt ein großartiges Geschäft; ziemlich alle Diebe und Mörder von London stehen in seinem Sold; der Erwerb ihrer Verbrechen fällt in seine Kasse, und wenn er ihrer überdrüßig geworden ist, läßt er sie durch seine Häscher auffangen und hängen. Er begeht noch Verbrechen auf eigene Hand, und verwendet dabei stets so viel Grausamkeit als irgend möglich. Seine Wohnung ist ausgestattet mit einer merkwürdigen Sammlung von Folterwerkzeugen und mit Schädeln und Gebeinen der Gehängten und Gefolterten. Er betrachtet sie zuweilen mit besonderer Lust, und ertheilt Liebhabern Unterricht in der Kunst des Folterns. Dieser Mann hat einen erblichen Haß gegen Jack Sheppard; er hat geschworen, ihn an den Galgen zu bringen, wie er seinen Vater an den Galgen gebracht hat, und läßt sich von diesem Vorhaben weder durch die Gewandtheit seines Gegners, noch durch seine eigene persönliche Gefahr abhalten. Wenn Jack Sheppard sich vollkommen sicher glaubt, so kann man mit Bestimmtheit voraussehen, daß Jonathan Wild mit seinen Häschern bereits in einer Ecke auf ihn lauert. Einmal wird ihm der Hals abgeschnitten, und man glaubt nun seiner los zu sein, aber er hat eine eiserne Natur, sein Hals heilt wieder zu, er wickelt ein dickes Halstuch darum, und im nächsten Augenblick ist der Feind wieder in seiner Gewalt. — Eine Hauptepisode bildet die Flucht Sheppard's aus dem Gefängniß durch zwanzig bis dreißig dicke Mauern, eben so viel eiserne Thüren, durch vergitterte Schornsteine, über Dächer hinaus und dergleichen. So wunderbar das Alles ist, so wird es doch mit so viel Detail und so viel Zuversichtlichkeit erzählt, daß man wenigstens für den Augenblick daran glaubt. Ich darf wol kaum hinzusetzen, daß zu diesem Haupthelden noch eine ganze Reihe von liebenswürdigen Verbrechern gehören, und daß die Atmosphäre des Stücks wenigstens eben so trübe ist, als in den „Mysterien von Paris", aber die Kunst der Beschreibung erregt wirklich Erstaunen.

In dieser Zeit erwarb Ainsworth einige vielgelesene Journale, die ihn zum reichen Mann machten. Er ließ in denselben 1840 seinen neuen Roman „Guy Fawkes" erscheinen, der ihm über 1500 Pfund Sterling eintrug. Die Pulver-

Digitized by Google

verschwörung giebt ihm Gelegenheit zur Schilderung der fürchterlichsten Foltern und Hinrichtungen. Er steht auf Seite der Katholiken, der Verschwörer, und die protestantischen Edelleute erscheinen sammt und sonders als blutgierige Verräther. In dem Helden hat er einen schwärmerischen Menschen zu schildern gesucht, der mehr als eine andere seiner Figuren einen träumerischen Anstrich hat, und der insofern eine seltene Ausnahme unter ihnen macht, daß er zuletzt zu einer Art Erkenntniß seines Unrechtes kommt. Ainsworth ist in diesem Roman übrigens wieder in das Reich der Gespenster zurückgekehrt. Eine große Rolle spielt ein berühmter Geisterbeschwörer, der durch Galvanismus mehrere Leichen zum Leben zurückbringt, der die Zukunft voraussieht, und auch im Uebrigen mit übernatürlichen Gaben ausgestattet ist. Er vertritt diesmal den Maschinisten, und zeigt bei aller Kälte und Apathie eine gewisse Gutmüthigkeit. — Noch in demselben Jahre erschien „der Tower von London", der in seiner Conception sehr lebhaft an Victor Hugo's Notre-dame de Paris erinnert. Der wirkliche Held des Stückes ist der Tower selbst, mit der Aussicht von seinen Zinnen, mit seinen Folterkammern, seinen geheimen Gängen, in denen Jagd auf die Verbrecher gemacht werden kann, seinem alterthümlichen Hof, wo die Schaffote aufgerichtet werden, seinen Fallthüren, durch welche man Leute hinabstürzt, seinen Bärengruben, wo man mit Ungeheuern zu kämpfen hat, u. s. w. Der Tower hat ein wirkliches Leben, wie der alte Dom in Victor Hugo's Roman (der 1831 erschien). Die Figuren dagegen sind, wie bei Victor Hugo, nur die Arabesken, die architektonischen Verzierungen, welche das Leben dieses alterthümlichen Baues versinnlichen, und zwar gehören dazu nicht allein die Quasimodos, die Riesen, Zwerge, Bären u. s. w., sondern auch die historischen Personen, an deren Costum der Dichter zwar mit großer Gewissenhaftigkeit festhält, deren sonstige historische Stellung aber mit einer wunderbaren Leichtfertigkeit behandelt wird, z. B. die blutige Königin Maria und ihre junge unschuldige Feindin Johanna Grey. Die einzig handelnde Person ist der Maschinist, Simon Renard, der kaiserliche Gesandte, der in seiner kalten, energischen und bösen Natur ganz aus Victor Hugo's Maria Tudor (1833) entnommen ist. — Genau in dieselbe Kategorie fällt der im folgenden Jahre (1844) erschienene Roman „die alte St. Paulskirche", der den Brand dieses mächtigen Gebäudes darstellt. Um die Flammen lebhafter zu schildern, müssen eine Menge armer Leute in dem brennenden Gebäude elendiglich umkommen; der Rauch erstickt sie, das Feuer verbrennt ihre Kleider, geschmolzenes Blei versengt ihnen die Hirnschale. Das Alles wird im Einzelnen mit großer Grausamkeit ausgeführt, denn die Steine, die architektonischen Verzierungen, die Gemälde u. s. w., auf die es dem Dichter allein ankommt, haben keine Sprache für ihren Schmerz, das Fleisch der Menschen muß an ihre Stelle treten; und da auch diese Greuel noch nicht genügen, so muß zu gleicher Zeit die Pest in London ausbrechen, und so werden wir in allen Stü-

Digitized by Google

cken lebhaft an Eugen Sue's Novelle „les deux cadavres“ erinnert, wo gleichfalls das Feuer, die Pest und die Folterkammer mit einander abwechseln.

Von den Romanen, die in dem folgenden Jahre (1842) erschienen: „die Tochter des Geizhalses“ und „Windsorschloß“, ist der letzte wieder originell und ein Fortschritt in der Reihe von Ungeheuern, welche Victor Hugo aufgestellt hat. Quasimodo und selbst Han von Island sind Nichts gegen den Helden dieses Stücks, den Jäger Hearne, der zwar in einer historischen Zeit spielt, nämlich unter König Heinrich VIII., von dem man aber bis zum letzten Augenblick nicht erfährt, ob er ein Räuber, ein Teufel oder ein Gespenst ist. Er scheint ein Mittelding von allen dreien zu sein, denn zuweilen wird er verwundet und heult fürchterlich, dann aber fährt er auch durch's Schlüsselloch, steigt plötzlich, wenn man ihn fangen will, in einer hellen Flamme in die Höhe, reitet durch die Luft u. s. w. Dabei ist er im höchsten Grade humoristisch, aber doch im Ganzen vorwiegend bösartig. Unser Hoffmann und ähnliche Teufelsbanner haben uns auch Figuren gezeichnet, von denen man nie recht erfährt, ob sie ein Archivarius oder ein Drachen oder der Geist der Poesie sind, aber das geschieht in einer so verzückten Sprache und von so wilden Phantasien begleitet, daß man sich der Realität dieser Erde ganz entrückt fühlt, und ohne Widerstand Alles mit sich geschehen läßt. Hier dagegen wird Alles mit dem nüchternsten Pragmatismus erzählt. — Es wäre hier der Ort, über die Anwendung des Wunderbaren in der Poesie Etwas zu sagen. Ich beschränke mich auf zwei Bemerkungen. Das Wunderbare, das Grauenvolle, das Entsetzliche hat allerdings seine poetische Seite, aber diese liegt keineswegs in dem Object des Entsetzens, sondern in dem Entsetzen selbst, und in der Seele, in der es erscheint. Das Object nimmt die Farbe und die Gestalt des Grauens an, dem es sich offenbart, oder dem es vielmehr entspringt. Der Dichter darf also grauenvolle Erscheinungen, auch wenn er sie gegenständlich schildert, nur aus der Stimmung hervorgehn lassen, die sie begreiflich macht, und er darf sie nur so weit unserm Gesicht enthüllen, als sich in ihnen die Nachtseite der menschlichen Natur, über die sie nicht hinausgehen dürfen, versinnlicht. Shakspeare und in den meisten Fällen auch Walter Scott haben das sehr gut verstanden. Sobald der grauenvolle Gegenstand ein Leben für sich in Anspruch nimmt, sobald er ohne Vermittelung der Stimmung und des Gemüthszustandes der menschlichen Personen, die uns allein beschäftigen dürfen, eintritt, ist er eine Versündigung an der Kunst. — Zweitens glaube ich, daß in denjenigen Dichtungsformen, die sowol in Bezug auf ihren Gegenstand, als auf die Art ihrer Behandlung, sich der Nachahmung des Wirklichen mehr nähern, als in der Tragödie geschieht, wo die symbolische Seite immer eine gewisse Berechtigung behält, das Wunderbare ganz und gar auszuschließen ist. Die Hexen in Makbeth und der Geist in Hamlet haben wenigstens zum Theil eine symbolische Bedeutung, und sie gehören in den Ton des

Digitized by Google

ganzen Stücks, das unsre Phantasie lebhafter und gewaltiger anspannt, und den Gedanken an die Welt und ihr Naturgesetz fern hält. Wenn wir dagegen in einem modernen Romane Geister- und andere Wundergeschichten anbringen, so ist das ein gemachtes, raffinirtes und ungesundes Wesen, gerade wie das Treiben der Somnambulen, Propheten und Magnetiseurs in der wirklichen Gesellschaft. Es ist ein gemeiner Sinnenkitzel, der sich nicht an die geistigen, sondern an die thierischen Seiten unsrer Natur wendet, und wir haben im höchsten Grade Unrecht, mit dieser Poesie des Irrenhauses schön zu thun. Diese Neigung, unsinnige Probleme pragmatisch aufzulösen, oder mit verschlafener Mystik in ihnen die Spuren einer geheimnißvollen Offenbarung zu suchen, ist ein Rest jener Sentimentalität, die als Bodensatz der einseitigen Aufklärung übrig blieb. Die Poesie soll kein Tummelplatz für Larven sein. — Es ist dies zum Theil der Grund, warum es der Mühe lohnt, Erscheinungen, wie unser Dichter oder Eugen Sue, deren inneren Werth die Kritik wahrlich nicht herausfordert, einer ausführlichen Besprechung zu unterwerfen. Sie haben ein ungeheures Publicum, auch unter den gebildeten Klassen; man schämt sich ihrer, aber man liest sie; und wenn man genauer zusieht, so treten ihre schlechten Seiten nur darum lebhafter hervor, weil sie sich eine größere Mühe geben, deutlich zu sein, sie sind aber an sich nicht schlimmer, als die Spukgeschichten, die uns unsre Deutschen Romantiker aufgetischt haben, und die man uns gelehrt hat, als hohe Poesie zu verehren, weil sie unklarer gehalten waren, und weil man sie ins Symbolische kehren konnte. Sobald man aber das Grundgesetz der Poesie aufgiebt, daß sie das idealisirte, d. h. zu seiner vollen Wahrheit concentrirte Leben sein soll, so kommt es nicht mehr viel darauf an, wie weit man in der Sünde geht.

Jede einseitige Virtuosität führt im Lauf ihrer weitern Ausbildung zu immer größern Thorheiten. Von den spätern Romanen unsres Dichters — wenn wir von dem „St. Jamespalast" (1844) absehen, der die Geschichte von Scribe's „Glas Wasser" ins Romantische übersetzt, nur daß Oxford an Bolingbroke's Stelle tritt, und daß einige Bösewichter hinzugefügt werden, so wie einiges antiquarische Costum — sind die „Hexen von Lancashire" (1848) derjenige, in welchem sich unser Dichter mit der größten Unbefangenheit gehen läßt. Hier tritt das höllische Wesen nicht neben dem weltlichen auf, sondern es absorbirt das ganze Leben. Abgesehen von den einzelnen Hexenriechern des Königs Jakob, die sonderbarer Weise lächerlich gemacht werden, obgleich ihre Verfolgung, wenn die angegebenen Umstände wahr wären, die größte Anerkennung verdiente, denn sie setzen sich jeden Augenblick der Gefahr aus, vom Satan gefressen zu werden, und dem Pöbel, der diese Verfolgungen nur benutzt, um seine bestialische Natur an den Tag zu legen, was mit einer nur den Engländern eigenen Virtuosität geschildert wird, besteht das ganze handelnde Publicum aus Hexen; sie feiern ihre Sabbathe, in denen Kinder dem Bösen geweiht werden, abgesehn von an-

Digitized by Google

dern Greueln, die man dort begeht; sie reiten oder schweben durch die Luft, sie wirken magnetisch oder durch brutalen Zauber, sie schielen schon von Geburt an, denn sie sind meistens zur Hexerei prädestinirt, sie haben alle einen infernalischen Blick, zuweilen, wenn sie alt geworden sind, einen langen, rothen Bart, einen Bärenrachen, triefende und zuweilen feuerspeiende Augen. In der Mitte dieser saubern Brut, die zum Glück am Schluß sammt und sonders verbrannt wird, geht der Teufel um, theils in eigener Person, theils in der Gestalt eines alten Katers, oder als Doppelgänger ehrlicher Spießbürger, wie in Hoffmann's „Teufelselixiren". Zum Ueberfluß erscheinen auch einige Gespenster, die mit dem ersten und zweiten Liebhaber so lange in rasendem Galopp einhertanzen, bis Diese erschöpft zu Boden sinken. Und wenn man fragt, wozu dieser Aufwand von Wundern eigentlich benutzt wird, so ist man nicht wenig erstaunt, daß es sich um weiter Nichts handelt, als um das Hinausrücken einiger Raine, um den Acker einer ehrgeizigen Frau zu vergrößern. Es ist nicht leicht möglich, den Unsinn weiter zu treiben, und man kann daher mit diesem Werk die Laufbahn unsres Dichters als abgeschlossen betrachten.

Sein Einfluß ist aber darum nicht kleiner. Er hat unter den Englischen Romantikern eine förmliche Schule gegründet, und darunter ist ein Dichter, der ihm an Talent bedeutend überlegen ist. Der Name desselben ist nicht bekannt, seine Romane heißen: „Whitefriars", „Whitehall" und „Cäsar Borgia". Die Aehnlichkeit ist so groß, daß man zuweilen versucht wird, sie einem und demselben Dichter zuzuschreiben. Aber es ist hier doch ein größerer Fonds. Die Menschen sind doch nicht blos aus Fleisch und Nerven, nicht blos die Gegenstände, an denen die dämonischen Kräfte ihr Spiel ausüben; man endeckt eine Spur von Seele in ihnen. Im Uebrigen sind aber sowol die Figuren, von Lady Ashton an bis zum Maschinisten und zu Jonathan Wild, hier wiederzufinden; eben so die geheimen unterirdischen Gänge, die Dick Turpin und Jack Sheppard mit ihrer unglaublichen Geschwindigkeit in der Flucht und der Verfolgung, die athemlose Hast der Ereignisse, der plötzliche Umschwung in den Stimmungen und Ansichten, die vollständige Gleichgiltigkeit gegen die sittlichen Bedingungen; es ist dieselbe Masse von Räubern, Mördern, Vagabunden und anderm Pöbel, dieselbe Giftmischerei und Rachsucht, dasselbe verwickelte System der Intrigue; aber man hat, wie gesagt, ein sehr bedeutendes Talent zu bedauern, das an diesen häßlichen Stoffen vergeudet wird. Man hat eben so eine Menge von Studien zu bedauern, die doch zu keiner geschichtlichen Wahrheit führen (ich bemerke beiläufig, daß in dem letzten der genannten Romane der Versuch gemacht ist, die berüchtigte Lucrezia Borgia als ein sittliches Frauenzimmer zu rehabilitiren, wie es in einem neuern Französischen Stück mit der Messaline geschehen ist), und viel Anlage zur Charakteristik, die doch zu keiner vollen Gestalt führt, weil der Dichter sich unsinnige Probleme stellt.

Digitized by Google

Man möge diese Darstellung als eine Warnung betrachten gegen jenes verderbliche Princip der Neufranzösischen Romantik, bei dem alle Kunst zu Grunde gehen muß, jenes Princip, das sich auf den Spruch der Makbeth'schen Hexe zurückführt: Schön ist häßlich, häßlich schön. Was die Schule Victor Hugo's in Frankreich, die Schule Heine's in Deutschland, wenn nicht zum Glaubensartikel, so doch wenigstens zur Gewohnheit gemacht hat, die Vorliebe für Verbrecher, für körperliche und geistige Monstrositäten, für unvereinbare Contraste, ist auch an dem nüchternen Engländer nicht ohne Spur vorübergegangen, und die Kritik aller drei Nationen sollte es sich zur gemeinsamen Aufgabe machen, diesen seelenlosen Materialismus in der Kunst eben so zu bekämpfen, wie im Leben. J. S.

Wochenschau.

Die kleinen Leiden der Reaction. — Es ist ein tragikomisches Schauspiel, daß gerade in dem Augenblicke, wo durch die Ernennung des Herrn v. Bismark zum Bundestagsgesandten, des Herrn v. Kleist zum Oberpräsidenten der Rheinprovinz, die Vollblutreaction auch officiell vom Preußischen Ministerium anerkannt worden ist, die Blätter der verschiedenen Nuancen anfangen, sich mit großer Leidenschaftlichkeit einander zu befehden. Die Kreuzblätter verkündigen auch in diesem von ihm sonst so freundlich protegirten Ministerium eine innere Spaltung, und scheinen geneigt, den allzu liberalen Herrn v. Manteuffel fallen zu lassen. Die officiellen Adlerblätter treten mit großem Zorn gegen diese Anmaßungen des Kreuzes auf, und erklären nicht blos, daß in dem Schooß der Regierung die vollständigste Eintracht herrscht, und daß der Ministerpräsident keineswegs rothrepublikanischen Tendenzen huldigt, sondern sie suchen auch nachzuweisen, daß die Ernennung der beiden Herren, die Anfangs so auffiel, daß man sie für einen schlechten Witz hielt, keineswegs einen Uebertritt des Ministeriums zur Kreuzpartei, sondern einen Uebertritt dieser Herren zur Adlerpartei anzeige. Beinahe sollte man auf die Vermuthung kommen, die Ministeriellen seien über die Angriffe der Kreuzzeitung höchst zufrieden, und suchten dieselben sogar gewissermaßen zu provociren, um eine bête noire zu haben, die man überall aufzeigen könnte, zum Beweis, daß man noch nicht der allerschwärzesten Reaction angehörte. Aber es ist doch in diesen gegenseitigen Liebeserklärungen ein so bittersüßer Ton, daß man an einer gewissen Aufrichtigkeit dieser Empfindungen nicht zweifeln kann. Man muß sich überhaupt hüten, das Ministerium für den Ausdruck eines bestimmten, bewußten Princips anzusehen, welches nach dieser oder jener Seite hin Concessionen machen könnte. Das Ministerium der Umstände wird durch eine höhere Nothwendigkeit bestimmt, der es noch niemals die Energie eines principiellen Willens entgegengesetzt hat; dieselbe Nothwendigkeit, die in der Erfurter Zeit das Ministerium zum Träger der gemäßigten Radowitzischen Union, und den Herrn v. Kleist-Retzow, den ausgesprochenen Feind eben dieser Union, im Staatenhaus zum Vertreter der Ansichten der Krone erhob. Die künftige Geschichtschreibung wird keineswegs geneigt sein, über die gegenwärtige Regierung Preußens jenes Schuldig auszusprechen, welches die Hegelsche Geschichtsphilosophie über Sokrates ausspricht. — Weit

Digitized by Google

lauter, als dieser Familienzwist der Preußischen Kreuzbrüder, erheben sich die Anklagen von Seiten des Ordens der übrigen Nationen, der Sächsischen, der Bayrischen u. s. w., gegen die Preußischen Bundesverwandten. Die Kreuzzeitung, welche eben so wie ihre Partei auf eine anerkennenswerthe Weise die Oestreichischen Interessen innerhalb des Preußischen Staats vertreten hat, wird plötzlich von den speeifisch Oestreichischen Blättern, z. B. der Freimüthigen Sachsenzeitung und dem Norddeutschen Correspondenten, als eine eingefleischte Wühlerin, als eine Erregerin von Unzufriedenheit und Haß gegen Oestreichs erhabenes Kaiserhaus denuncirt; ja das officielle Organ der Sächsischen Regierung, die Leipziger Zeitung, bringt einen höchst interessanten Artikel, in welchem die Kreuzzeitung als ein von allen wahrhaften Anhängern der Monarchie längst verurtheiltes Blatt bezeichnet, und von ihrer Partei erklärt wird: „sie führe die Legitimität im Munde und trage die Verschwörung im Herzen". Majestätsbeleidigung und Landesverrath sind die geringsten Vorwürfe, die ihr gemacht werden. Man sieht also, nicht blos die Gothaner sind Wölfe in Schafskleidern, Revolutionairs in Schlafrock und Pantoffeln, Sansculotten in Glacehandschuhen; es giebt noch andere Trojaner, von denen sich Niemand Etwas hat träumen lassen. — Der Grund dieser Entrüstung ist keineswegs das angeblich specifische Preußenthum der Kreuzzeitung. Zwar erfreuen sich die Ministeriellen in Oestreich keines übertrieben hellen Blickes, aber ganz so weit geht ihre Kurzsichtigkeit denn doch nicht. Der Zorn bezieht sich lediglich auf die Oestreichischen Correspondenzen, den Ausdruck desselben ständischen, sogenannten altconservativen Hallerschen Princips, welches durch die neuesten Octroyirungen in Preußen den Sieg davon getragen hat. Die Oestreichische Loyalität ist naiver, als die Preußische; sie sagt zu ihren Legitimisten: „Meinen denn die Herren, es bedürfe der Kaiser Franz Joseph ihres Rathes, um zu wissen, was den ihm von Gott anvertrauten Ländern und Völkern frommt?" — Sie stellt mit treffendem Instinct den Satz auf: „Oestreich als aus conföderirten Ländern und Völkern bestehend, und ein starker Kaiser sind Begriffe, die mit einander in aufhebendem Widerspruch stehen", und fügt eben so apodiktisch und poetisch hinzu: „Eher dürfte die Donau rückwärts fließen, ehe die alten ständischen Gerechtsame in Oestreich wieder hergestellt werden." — Der Oestreichische Absolutismus ist weniger philosophisch, und hat daher einen richtigern Instinct, als der Preußische; er hält es für überflüssig, die Macht, die er selber in Händen hat, auf Andere zu übertragen, mögen sich Diese auch noch so eifrig als seine Freunde und Beschützer geberden. Herr v. Manteuffel dagegen, der sich in zu großer Bescheidenheit für einen Ignoranten erklärte, ist, wenn nicht ein verkappter Doctrinair, doch ein verkappter Gelehrter, wie er sich schon früher in einem übereilten Ausfall als geheimer Demokrat erwies. Er hat durch seine Wiederaufrichtung der Stände aus Vorliebe für historischen Naturwuchs eine Macht geschaffen, die, so bedeutend oder so unbedeutend sie auch sein mag, dem unmittelbaren Einfluß des Staats und des Königthums einen sehr beträchtlichen Raum entzieht, und von der man noch gar nicht berechnen kann, in welche Hände sie zu fallen bestimmt ist, wenn der Liberalismus nicht thöricht genug ist, seinen Einsatz zurückzuziehen. — Die wahre Legitimität wird erst dann wieder hergestellt sein, wenn sie auf den alten naiven Grundsatz zurückkommt: Communismus ist, was den weisen Absichten Sr. Majestät widerstreitet. — Eine rührende Familienscene ist auch die kleine Fehde, welche die Freimüthige Sachsenzeitung mit einigen weniger vorgeschrittenen Organen führt. In dem loyalen Verein, auf dem sie basirt, war die interessante Entdeckung gemacht worden,

Digitized by Google

daß eine geheime Verschwörung zum Umsturz des Staats und der Gesellschaft bestehe, die vorzugsweise unter den Vornehmen ihre Theilnehmer habe, und die sich bis in die höchsten Sphären des Staatslebens hinauf erstrecke. Die ministeriellen Organe scheinen noch nicht recht zu wissen, was sie von der Sache zu denken haben; sie schütteln zweifelhaft den Kopf. Da wir indessen bald eine zweite Bundescentralcommission zu gewärtigen haben, so wird auch dieser teuflische Verrath der vornehmen Verschwörer sein Gericht finden. — Schließlich wollen wir noch einen interessanten Umstand anregen. Die Kreuzzeitung hatte, wie wir es vorausgesehen, eine Reihe kleiner heftiger Artikel gegen Herrn v. Radowitz gebracht, die in ziemlich gleichförmigem Tact die Melodie modulirten: Wenn Herr Waldheim nicht mehr an die ständische Gliederung glaubt, so ist er ein Republikaner. Dazwischen erschien aber auf einmal ein sehr höflicher Artikel, unterzeichnet vom Professor Leo, in welchem nach vielen Wendungen, die zu fein waren, um deutlich verstanden zu werden, endlich mit der ziemlich unumwundenen Ansicht vorgerückt wurde, Deutschland könne so lange an keine politische Einheit denken, als es der einheitlichen Religion entbehre. Man sieht also, daß man noch auf einem andern Umwege zur Einheit Deutschlands kommen kann, als auf dem Umwege der unbedingten Freiheit, wie ihn die Demokraten vorschlugen. Ob nun jene Erklärung Nichts sein soll, als ein pessimistischer Stoßseufzer, oder ob ein frommer Wunsch darin versteckt liegt, ist schwer zu entscheiden. Zwar hat Herr Gfrörer erklärt, er sei noch nicht zur alleinseligmachenden Kirche übergetreten, zwar ist das Apostelthum der Irvingianer in Conflict mit der Berliner Polizei gerathen, zwar verathmet sich die neue Begeisterung der Gräfin Diogena in salbungsvollen Knittelversen: dafür aber erklärt Herr Waldheim noch immer, er würde die Interessen seiner Kirche im Collisionsfall über die seines Staats setzen (oder wie der casuistische Spruch lautet: Per calcatum patrem perage, et ad vexillum crucis advola), und die allgemeine Sehnsucht der „principiell conservativen" Partei nach einem allgemeinen Symbol ist zu groß, als daß man nicht hoffen dürfe, in der Stunde der Noth werde der Helfer erscheinen.

Die Breslauer Zeitung irrt, wenn sie in dem Ton unsrer letzten Entgegnung ein Attentat auf ihre Gleichberechtigung findet. Es war nur eine Vertheidigung unserer Gleichberechtigung, auf einen groben Angriff grob zu erwidern, verbunden mit dem Bedauern, daß dergleichen unter Blättern derselben Farbe vorkäme. Wir sind es nicht gewesen, die diesen Ton zuerst angeschlagen haben. — Was den Gegenstand selbst betrifft, so kommen wir natürlich noch darauf zurück, aber nicht mehr in der Form einer Debatte, da die Weitläufigkeit derselben zu groß ist, wenn der eine Theil sich in der Lage befindet, die Antworten des Gegners erst 14 Tage nach dem Erscheinen derselben zu Gesicht zu bekommen.

Belletristische Neuigkeiten.

Gegen den Strom. Roman von Louise v. Gall. Zwei Bände. Bremen, Franz Schlodtmann. Der Roman hat manche Vorzüge vor vielen ähnlichen Deutschen. Es wird vor allen Dingen klar und deutlich erzählt, und es finden sich nicht selten geistvolle Bemerkungen, die eine ziemlich scharfe Menschenbeobachtung verrathen. Leider verliert sich zuletzt die Verfasserin in das Gebiet der Politik, sie bringt ihre Helden nach Ungarn, wo ex aequo et bono reflectirt wird. Einzelne Züge, die sie aus diesem Kriege erzählt, wären interessant, im Fall sie auf Anschauung beruhten und nicht auf Conjecturen; namentlich die Schilderung, die von Haynau gegeben wird.

Digitized by Google

Orion. Ein Phantasiestück von Otto Roquette. Bremen, Schlodtmann. — Der Verfasser ist offenbar ein junger Mann. Er macht insofern einen angenehmen Eindruck, als er noch nicht blasirt ist und an Ideale glaubt; ob er aber Talent hat, läßt sich aus diesem Buch nicht schließen, denn die einzelnen guten Einfälle sind im Schwulst erstickt. Daß junge Leute über die Natur, über einzelne Regungen des Menschenherzens, kurz über alles Schöne, was ihnen neu ist, in Schwärmereien ausbrechen, ist unvermeidlich und lobenswerth; wenn sie aber über diese Schwärmereien schreiben wollen, so müssen sie vorher prüfen, ob in ihrem Pathos auch Gehalt ist. Abgesehen von den pathetischen Excursen, die mitunter an Tieck und Jean Paul erinnern, ist auch noch viel Nachtstückromantik darin, verfallene Gemäuer, verhängnißvolle Bilder, Erbfluch und dergleichen, was bereits zu den Antiquitäten gehört. Die Erzählung leidet an dem schlimmsten Fehler der Deutschen, an einer vollständigen Undeutlichkeit. — Herr Roquette ist vor Kurzem mit einem Gedicht aufgetreten, welches gut sein soll. Die lyrischen Proben, die in diesem Buche mitgetheilt sind, leiden noch an einer zu großen Unklarheit, z. B.

Lieb' und Knospen treibt die Zeit,
Daß sie sich entblatten,
Ist das Blühn auch eingeweiht,
Giebt das Licht doch Schatten.

Was soll denn das heißen? —

Traumfahrt in das Land des Aufgangs. Morgenländische Märchen von Bertha Werder. Bremen, Schlodtmann — Diese Sammlung leidet an dem nämlichen Uebelstande, wie das vorhergehende Buch. Die Dichterin strengt sich an, fortwährend in hochpoetischem Styl zu bleiben, außer wenn sie nach Tieck'scher Manier die Gegner ihrer Romantik als lederne Geschöpfe darstellt, und daraus geht denn hervor, daß sie bald schwülstig, bald trivial wird. Diese Art Märchen empfindsamer Natur, die von Wanderengeln, Schmetterlingen und Wasserblumen, von Sphinxen und gefangenen Sonnenstrahlen, von Aegyptischen Palmenwäldern und kalten Herzen und dergleichen mehr handeln, und die keine andere Pointe haben, als die Anwendung ziemlich kühner Bilder, sind bei uns in Deutschland sehr häufig, aber sie sind auch von geschickten Händen bereits so vollständig ausgebeutet worden, daß man, um seine Vorgänger zu überbieten, immer mehr Süßigkeit und immer mehr Wohlgeruch aufwenden muß, so daß Einem zuletzt schlimm und weh dabei wird. Das Beste hat in dieser Art noch immer Andersen geleistet. Wie man übrigens ziemlich alte Unarten der Deutschen Literatur auf Goethe zurückführen kann, so ist es auch im Märchen der Fall. Er hat uns zuerst daran gewöhnt, Gegenstände auftreten zu sehen, von denen wir nicht erfahren, was sie sind, wenn sie auch mit dem Namen Lilie, Schlange und dergleichen bezeichnet werden, einer scheinbaren Erzählung zu folgen, ohne daß in dieser Erzählung Etwas vorkäme, und bedeutungsvolle Anspielungen zu vernehmen, ohne zu wissen, worauf sie sich beziehen. —

Verantw. Red. **F. W. Grunow.** — Mitredact.: **G. Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Am 1. Juli hat das **II. Semester** des **X. Jahrgangs** der **Grenzboten** begonnen, auf das alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen annehmen. **Die Verlagshandlung.**

Digitized by Google

Neue Dramen.

I.

Molière von Georges Sand.

Das neue Stück der berühmten Dichterin ist am 10. Mai d. J. zum ersten Male auf dem Théâtre de la Gaité aufgeführt worden, und hat einen eben so lebhaften Beifall gefunden, als ihre frühern dramatischen Versuche. Dieser Beifall beruht theils auf dem wirklichen Werth dieser Stücke im Einzelnen, theils auf der Pietät der Franzosen für einen großen Namen. Der Hauptgrund ist aber die immer unverkennbarer hervortretende Reaction gegen das äußerliche, grob materialistische Wesen des neuen Theaters, wie es von Victor Hugo, Alexander Dumas und den Mysteriendichtern ins Leben gerufen ist; die Sehnsucht, einmal etwas Anderes zu sehen, als ewigen Mord und Todtschlag, Giftmischerei, Henker und Gefolterte; das Verlangen, statt der Zuckungen des Fleisches einmal die Regungen der Seele zu beobachten. Die eine Form, in welcher diese Reaction auftritt, haben wir bereits charakterisirt. Es ist der wiedererweckte Classicismus, der aber, weil er in seiner Erscheinung eben so äußerlich und materialistisch, in seinen Motiven eben so reflectirt ist, als die von ihm bekämpfte Romantik, als ein wesentlicher Fortschritt der dramatischen Poesie nicht angesehen werden kann. Die andere Form ist der Versuch, das Interesse des Drama's auf die Welt der innern Empfindungen zu concentriren, und die Aufmerksamkeit von dem rein Aeußerlichen, von dem Costum und den Operneffecten abzuleiten. Georges Sand hat in der Vorrede an Alexander Dumas, die nach der Französischen Sitte sehr höflich gehalten ist, ihre Ansicht über die Berechtigung dieser rein innerlichen Poesie offen ausgesprochen, wogegen sie eben so offen die Berechtigung der andern Seite, der materialistischen Poesie, anerkennt. Hören wir sie selbst: „Durch die freiwillige Enthaltung von Verwickelungen und Actionen bildet mein Stück einen entschiedenen Gegensatz gegen die lebhaften und glänzenden Erfindungen, mit denen Sie das moderne Theater geziert haben. Es soll

Digitized by Google

das aber keine systematische Reaction gegen die Schule sein, als deren Haupt ich Sie ansehe. . . . . Zwar gebe ich zu, daß die Action keineswegs die Analyse der Empfindungen und Leidenschaften ausschließt, und daß das Innere des Menschen sich auch mitten in der hastigen Bewegung der äußern Ereignisse enthüllen kann. Sie haben es mehrmals bewiesen. Allein die Thätigkeit der Einbildungskraft, das Fieber des Lebens hat Sie mehrmals hingerissen, die Nuancen und die Entwickelung der Charaktere zu opfern, während ich das Bedürfniß empfinde, die Personen, deren Handlungen ich sehe, genau zu kennen, und das Motiv ihrer Handlungen vollständig zu durchdringen. . . . . Zwar ist es möglich, auch in dem engen Raum der Aufführung die Analyse des menschlichen Herzens und die Ueberraschungen des wirklichen Lebens mit einander zu verbinden, aber es ist sehr schwer. Ich habe mich daher beschränkt, und in diesem Stück nichts Anderes darstellen wollen, als das innere Leben mit seinen geheimen Kämpfen und Leiden. . . . . Wenn diese Form des Drama's die allgemeine würde, so ginge allerdings das Theater darüber unter; aber sie kann mit Nutzen die entgegengesetzte Form ergänzen. Die große Schwierigkeit in unsern Tagen ist, schnell zu analysiren. Unsre Väter waren nicht skeptisch und reflectirt wie wir; ihre Charaktere gehörten mehr als einem Stücke an, denn viele Glaubenssätze und folglich viele Empfindungen und bestimmte Motive waren der Discussion entzogen. Heut zu Tage ist jedes denkende Individuum eine philosophische Welt für sich. Ein moderner Othello müßte sich vollständiger aussprechen, um von Allen verstanden und gebilligt zu werden. Und dennoch verlangt man kurze Scenen und zusammengedrängte Dialoge". — Sehen wir zu, wie die Dichterin versucht hat, ihrer Aufgabe nachzukommen. Ein kurzer Rückblick auf die beiden frühern Stücke: François le Champi und Claudie, muß uns darin zu Hilfe kommen.

Die einfache Anschauung derselben drängt uns die Ueberzeugung auf, daß es mit dem blos Innerlichen dieser Poesie nicht so ernst gemeint ist. Empfindungen und Leidenschaften ohne Ereignisse und ohne Handlungen wären überhaupt etwas Undenkbares; Beides ist daher auch in diesen Dramen vorhanden, freilich einfacher, weniger verwickelt und weniger in die Breite ausgeführt, als bei den Romantikern. Es ist aber noch etwas Anderes nöthig: die sittliche Basis, ohne welche die Empfindungs- und Handlungsweise der dargestellten Personen nicht begreiflich wäre, und die uns fertig gegeben werden muß, so daß wir daran glauben, auch ohne sie zu analysiren. Das ist in jenen beiden Stücken mit einer Schärfe und Bestimmtheit geschehen, die jeden Gedanken an ein allgemeines abstractes Menschheitsideal abweist, und zwar ist diese Basis zum Theil sehr äußerlich gehalten, wie es auch nothwendig ist, wenn wir sie augenblicklich unmittelbar begreifen und mitempfinden sollen. Sie liegt hier vorzugsweise in dem Costum und im Dialekt, welches Beides so meisterhaft in die psychische Charakteristik verwebt ist, daß wir an der Lebendigkeit dieser Personen keinen Augenblick zwei-

Digitized by Google

seln können, wie sehr sie auch in der Art, zu denken und zu empfinden, von uns abweichen. Es sind nicht Geßner'sche, sondern Theokritische Idyllen, und wir müssen sie zuerst in ihrer vollen, überraschenden Naturwahrheit erfassen, in ihrer beschränkten energischen Sittlichkeit, ehe uns die höhere ideale Sittlichkeit des Dichters daraus vermittelt wird. Mit dem Bauerncostüm, den Provinzialismen, dem durchaus naturwüchsigen, einfachen und durchsichtigen Ausdruck und den endlichen Beschäftigungen des kleinen Lebens ist uns bereits eine ganze Welt von Vorstellungen octroyirt, über die wir nicht weiter zu reflectiren brauchen; wir sind in dieser Welt vollständig zu Hause, und können ruhig abwarten, was die Ereignisse daraus machen werden.

Das erste dieser beiden Stücke ist in dramatischer Beziehung als verfehlt zu betrachten. Es war der Versuch, eine kleine liebliche Idylle, die allgemein angesprochen hatte, auf die Bühne zu bringen. Ein solcher Versuch kann nur unter den seltensten Umständen gelingen. In unserm Fall mußte gerade Dasjenige, was den eigentlichen Reiz der Idylle ausgemacht hatte, das bis ins kleinste Detail geschilderte Jugendleben des armen Bauernburschen und die zarte, allmählich aufkeimende Neigung zu einer ältern Frau, weggelassen werden, und es blieb Nichts übrig, als die Katastrophe, die aber nur dann von Interesse sein konnte, wenn wir über die vorausgehenden Umstände genau unterrichtet und mit den Eigenthümlichkeiten der betheiligten Personen vollkommen vertraut waren. Es geht wol an, nachträglich die bedingenden Ereignisse durch Referate in dem Schlußact so anzudeuten, daß, ohne die gegenwärtige Handlung zu stören, das zum Verständniß derselben Nöthige gegeben wird; allein es ist schlechterdings unmöglich, wenn diese Antecedentien sich auf die innere geheime Welt der Empfindung beziehen. Eine zarte, aufkeimende Neigung, ein durch lange Gewohnheit begründetes, durch tausend gemüthliche Verzweigungen befestigtes Verhältniß verlangt eine größere Breite in der Zeit, es gehört daher in die Novelle, nicht auf's Theater. Diese Uebelstände vorausgesetzt, hat Georges Sand das Mögliche geleistet. Die Handlung kann uns zwar nicht fortreißen, aber sie erweckt doch unsre Theilnahme, weil wir uns an den jungfräulich naiven Figuren von der Abgespanntheit und dem wüsten Wesen unsrer gewöhnlichen Theatervorstellungen erholen.

Die „Claudie" dagegen ist ein vollständig ausgearbeitetes kleines bürgerliches oder vielmehr bäuerliches Drama, nach allen Gesetzen der Kunst bearbeitet, wenn man auch in manchen Punkten gegen die Anordnung der Scenen, namentlich in der Exposition, mit der Dichterin rechten möchte. Das Genre selbst ist den nämlichen Bedenken unterworfen, wie das frühere Diderot-Iffland'sche. Es ist die Frage, ob die Rührung überhaupt der Zweck des Drama's sein kann, ob zwischen der Tragödie, welche uns erschüttern, und dem Lustspiel, welches uns erheitern soll, eine Mittelgattung gestattet ist; allein gegen eine vollendete

Digitized by Google

Thatsache darf sich die Kritik nicht sträuben. Zum Theil fand die gerechte Abneigung gegen das bürgerliche Drama ihren Grund darin, daß man seine Theilnahme an triviale Charaktere, seine Rührung an alltägliche Ereignisse verschwenden mußte, daß die Sentimentalität an Stelle der wahren Empfindung trat. Wie es manchem Prediger zu gehen pflegt, wurden in den meisten Iffland'schen Stücken die handelnden Personen und der Autor früher zu Thränen gebracht, als das Publicum. Das ist hier nicht der Fall. Es handelt sich um ein sehr ernstes Problem, um eine sittliche Frage, welche die Möglichkeit eines tragischen Conflicts in der psychologischen, nicht in der criminalistischen Entscheidung herbeiführt, und uns daher durch den günstigen Ausfall erhebt; es handelt sich nicht blos um scheinbaren Widerstand, wie bei unsern Deutschen polternden Alten, nicht blos um die Beseitigung unglückseliger Mißverständnisse, um die Entlarvung eines schurkischen Intriganten und dergleichen, sondern es stehen sich zwei sittliche Weltanschauungen gegenüber, die ihre volle Berechtigung in sich tragen. Kann ein gefallenes Mädchen, welches nur durch zu große Liebe und durch zu großes Vertrauen verführt ist, in der öffentlichen Meinung rehabilitirt werden? und, was unmittelbar damit zusammenhängt: kann es noch einmal eine wirkliche, edle Liebe finden, die von der Achtung nicht zu trennen ist? Die Frage kann vom allgemein menschlichen Standpunkt nicht gelöst werden; sie richtet sich nach den sittlichen Grundbegriffen der Gesellschaft, in welcher sie zum Austrag gebracht wird. Unser persönliches Urtheil kann darüber nicht entscheiden. Vor Gott, vor dem Richterstuhl der uneingeschränkten Vernunft kann die Gefallene rein dastehen wie ein Engel, das hilft ihr Nichts für diese Welt, in welcher die Schuld nicht blos einen geistigen Gehalt hat, sondern sich mit dem Bleigewicht der Thatsache an die Fersen der Unglücklichen heftet. Hier hat es Georges Sand allerdings etwas leicht genommen. Der Widerstand der sittlichen Voraussetzung, welcher bei dem harten, eigensinnigen Bauernvolk viel zäher und viel schwerer zu überwinden ist, als bei den weichern, reflectirten Städtern, wird doch gar zu leicht beseitigt. Der Dichter setzt voraus, was er erst beweisen soll. In einer Welt, die wenigstens annäherungsweise aus vorurtheils- und voraussetzungslosen Menschen besteht, giebt es kein Drama mehr, denn das Wesen des Drama's liegt in dem Conflict zwischen dem göttlichen und dem menschlichen Recht. Aus dieser leichten Behandlung des sittlichen Widerstandes geht es hervor, daß mehrmals das Motiv ein melodramatisches wird. Nicht ein neues psychisches Moment, welches in der Individualität der Betheiligten beruhte, sondern eine Art von erbaulicher Stimmung vermittelt die veränderte Situation. Der alte Bauer Remi, der Prophet des neuen Evangeliums, ist trotz seiner schönen und würdigen Erscheinung eine blos melodramatische Figur, ein deus ex machina, der zwar nicht durch einen blos äußerlichen Machtspruch, wie die Götter der alten Tragödie, aber doch durch eine außerhalb der wirklichen kleinen Welt der Handlung liegende

Digitized by Google

Denkweise die Sache erledigt. — Abgesehen von diesen Ausstellungen, ist das Stück in jeder Weise zu loben. Claudie selbst ist ein starkes Weib, welches nicht blos durch die Passivität ihres Schicksals, sondern durch den starken Willen, den sie demselben entgegenbringt, unsre Theilnahme in Anspruch nimmt, und die Rührung, in welche wir versetzt werden, hat niemals einen weichlichen, weinerlichen Charakter; sie erhebt uns, indem sie uns beugt.

Aus dieser wenigstens der Anlage nach realen Welt ist Georges Sand in ihrem neuesten Stück wieder herausgetreten. Schon in äußerlicher Beziehung hat sie es sich leicht gemacht. „Molière" zerfällt in vier Acte, die jedesmal einen Zwischenraum von etwa zehn Jahren voraussetzen; es sind daher vier getrennte Gemälde, die nicht in ruhiger Continuität fortgehen, sondern nur durch die Hauptpersonen zusammengehalten werden. In dem ersten Act tritt Molière als rüstiger junger Mann auf, im letzten stirbt er. Armande ist im ersten Act ein 15jähriges Mädchen, im letzten ist ihr Kind beinahe in dem gleichen Alter. Diese Leichtfertigkeit in Beziehung auf die dramatische Einheit, die bei den jetzigen Franzosen durch die freien Formen des Vaudeville, des Proverbe und des Mysteriendrama's sehr begünstigt wird, und die Georges Sand auch in ihrem frühern Proverbe: „die Mississippier" angewendet hat, halte ich für unbedingt verwerflich. Das Gesetz der sogenannten Aristotelischen drei Einheiten ist ein vollkommen richtiges, wenn es nur nicht materiell, sondern geistig gefaßt wird. Einen wie großen Zeitraum das Gegenbild der dramatischen Action, die wirkliche Handlung in Anspruch nehmen würde, wenn wir sie mit der Uhr in der Hand verfolgten, das geht weder den Dichter noch das Publicum Etwas an, wenn wir nur nicht daran erinnert werden. So ist z. B. im Othello durch Rechnungen nachzuweisen, daß die Geschichte wenigstens ein Jahr umfassen muß; aber wir merken Nichts davon, wir schweben in der Illusion einer ununterbrochenen Continuität, und das genügt für den dramatischen Zweck vollkommen. Der Bruch dieses Gesetzes führt nicht allein eine unkünstlerische Leichtfertigkeit in der Behandlung der Scenen mit sich, sondern er bringt auch etwas Skizzenhaftes in die Charaktere, die wir nur dann vollständig verstehen, wenn wir sie in ununterbrochener Continuität vor uns haben. In unserm Stück ist jeder folgende Act eine neue Auflage des vorigen. Nicht allein die Menschen sind trotz ihres veränderten Costums, ihrer neuen Schminke und Perrücke, in allen Acten genau die nämlichen, sondern auch ihr Verhältniß zu einander, und man begreift nicht, warum wir die nämliche Spannung, die sich nicht steigert, sondern die nur durch ihre beständige Wiederholung den Helden endlich umbringt, viermal hinter einander mit ansehen sollen. In allen vier Acten ist Armande das kalte, herzlose, frivole und berechnende Weib, Madeleine die hingebende, liebende, aufopfernde Freundin, Molière der Liebende, der durch die Herzlosigkeit seiner Geliebten Gekränkte. Auch die Nebenfiguren sind stereotyp, und gehören übrigens fast blos zum Costum.

Digitized by Google

Von diesem ungesunden Verhältniß zwischen einem Verliebten, der dreißig Jahre hindurch glaubt und anbetet, und einem coquetten Frauenzimmer, welches ohne alle Spur einer tiefern Empfindung ist, sehen wir also eigentlich nur vier Episoden. Wir bedauern zwar den guten Dichter, aber wir können uns doch einer gewissen Geringschätzung nicht erwehren. Dreißig Jahre lang von einer Coquette an der Nase herumgeführt zu werden, und endlich vor Kummer darüber zu sterben, das ist zu stark. Es ist zu raffinirt, um wahr zu sein, und wenn es wahr wäre, zu kläglich, um eine lebendige Theilnahme zu erregen.

Bei der Einförmigkeit des eigentlichen Inhalts verfällt das Stück in die entgegengesetzte Tendenz, als es die Absicht der Dichterin war. Unsre Aufmerksamkeit wendet sich sogleich auf das Materielle, auf das Costum und die äußern Situationen. Gerade dieses ist mit einem unnachahmlichen Zauber dargestellt. Der erste Act, das Frühstück einer herumziehenden Schauspielerbande im Walde, belebt durch die Erscheinung des flüchtigen Prinzen von Condé, dem Molière in der Eile einige moralische Vorlesungen hält, in den folgenden Acten das Schauspielerleben bei Hofe mit obligater Besprechung der verschiedenen Stücke von Molière und des welthistorischen Rufs, den er bereits sich erworben hat, das Alles zerstreut uns mehr, als daß es in Beziehung auf die Hauptsache unser Verständniß und unsre Empfindung aufklärte. Gerade weil im Dichter eine Doppelnatur geschildert werden soll, der Dichter und der Mensch, empfangen wir von Keinem von Beiden einen reinen Eindruck.

Wir haben dieses falsche Streben unsrer neuen Poeten, ihr eigenes Wesen zum Gegenstand des Drama's zu machen, bereits mehrfach berührt, und können uns daher hier mit einigen Andeutungen begnügen. Das Unpassende dieses Versuchs liegt einmal darin, daß die künstlerische, namentlich die dichterische Thätigkeit am Wenigsten zu versinnlichen ist. Uns einen Cäsar, einen Wallenstein, einen großen Churfürsten u. dgl. zu versinnlichen, ist nicht schwer, wenn man überhaupt dramatisches Talent hat, denn theils ist das Wesen des Heldenthums zum Theil ein äußerliches, springt unmittelbar in die Augen, und läßt sich allenfalls auch durch einige kleine Taschenspielerstreiche ergänzen, theils aber, und das ist die Hauptsache, fällt es mit den übrigen menschlichen Eigenschaften zusammen. Der Held als Gegenstand des Drama's kann und soll uns in jedem Augenblick und in jedem Verhältniß als Held erscheinen. Bei dem Dichter ist in beiden Punkten das Entgegengesetzte der Fall. Seine Thätigkeit hat gar nichts Aeußerliches, sie kann uns daher nicht dargestellt, sondern nur durch Referate erläutert werden. Wir sehen seinen Werth nicht unmittelbar, sondern nur in den Augen des auf der Bühne vorhandenen Publicums, welches ihn anschwärmt. Diese Art der Darstellung ist aber undramatisch. Was ferner den zweiten Punkt betrifft, so kommt es zwar häufig genug vor, daß der Dichter auch im Leben in jedem Augenblick nicht blos den Menschen, sondern auch den Dichter geltend macht; wenn das

Digitized by Google

aber schon im Leben höchst widerwärtig ist, so wird es auf der Bühne vollends unerträglich. Zum Wesen der dichterischen Thätigkeit gehört eine gesteigerte Phantasie, ein gesteigerter Beifallstrieb, eine Versenkung in den Schein. Diese Eigenschaften sind im Leben keineswegs erfreulich, wenn sie nicht durch eine vollendete anderweitige Bildung und durch Freiheit des Geistes gehoben werden. Aus der gesteigerten Phantasie wird Reizbarkeit, Argwohn u. dgl.; aus dem Beifallstriebe Eitelkeit und Neid, aus dem Scheinleben Lüge. Die Darstellung verirrt sich also nach zwei Richtungen hin; entweder wird der Dichter in Beziehung auf den Hauptgegenstand wie ein anderer Mensch dargestellt, und nebenbei seine künstlerische Bedeutung referirt, was ein Verstoß ist gegen die Einheit der Handlung und des Charakters; oder die Art und Weise seines Empfindens und Handelns, so wie die Motive desselben, werden aus seiner dichterischen Eigenthümlichkeit abgeleitet, und dann ist es ein ungesundes Treiben, welches nur die Curiosität, nicht die allgemein menschliche Theilnahme erregt, denn es ist ein abnormer, erst durch Reflexion nachzufühlender Zustand. — Uebrigens sind es gerade die Franzosen, welche in neuester Zeit dieses Genre ausgebildet haben. Alfred de Vigny's „Chatterton" wurde im Februar 1835 aufgeführt, und enthielt eigentlich nur ein Fragment aus dem frühern „Stello" desselben Dichters, in welchem eine Reihe leidender Dichter, die von der Mitwelt verkannt wurden, zu einer nachträglichen Apotheose gelangten. Wir kommen ein andermal darauf zurück. Was Molière betrifft, so ist seine dichterische Eigenthümlichkeit eigentlich nur Costum. Sein Verhältniß zu Armande wird nicht durch seine poetische Natur bedingt, sondern nur durch seine äußere Stellung im Leben modificirt. Nur insofern werden wir auf sein Dichten geleitet, als in dem Stück, abgesehen von der historischen Tradition, der Versuch gemacht ist, einen Charakter zu schildern, der bei seiner komischen Richtung ein Stück wie den „Misanthrope" schreiben konnte. Dieses in der That wunderbare Problem ist mit viel Sinnigkeit und Verstand gelöst. Während im „Misanthrope" die Liebe eines tugendhaften Menschen zu einer herzlosen Coquette nur einfach als Erscheinung hingestellt wird, die wir hinnehmen müssen, ohne sie zu begreifen, sucht uns Georges Sand das Verhältniß, wenn nicht zu motiviren, doch wenigstens im Detail auseinanderzusetzen. Sie ist damit auf ein Thema zurückgekommen, welches von den Neufranzosen mit besonderer Vorliebe behandelt wird, das Thema der Manon Lescaut.

Uebrigens enthält das Drama, obgleich es im Ganzen verfehlt ist, einzelne so feine und ansprechende Züge, daß es auch ein Deutsches Lesepublicum interessiren muß, welches sich nicht gerade durch die Einzelnheiten aus dem Leben Molière's getroffen fühlt, und von der Schnelligkeit eines Theatervirtuosen im Costumiren und Schminken nicht gerade besonders erbaut sein wird.

Digitized by Google

II.

Das Weib des Urias. Tragödie in fünf Acten von Alfred Meißner. Leipzig, Herbig.

Wenn es überhaupt schwer ist, aus der Gewohnheit der lyrischen Sprache in die dramatische überzugehen, so steigert sich diese Schwierigkeit in unsrer Zeit noch bedeutend durch die vollständige Herrschaft der Reflexion über unsre lyrische Poesie. Unsre Sänger geben uns die Empfindungen nur noch aus der zweiten Hand; sie geben uns nur die Einfälle und Betrachtungen, die ihnen bei den schon hundertfältig dargestellten Empfindungen aufsteigen. Daraus ist jene Sprache hervorgegangen, in der das Herz, auch indem es empfindet, sich selber zum Gegenstand macht, sich gegen sich selber kritisch verhält. Von allen Deutschen Dichtern sind es wieder die Oestreichischen, welche dieser Reflexionspoesie den meisten Raum verstattet haben, denn ihre Empfindungsweise ist nicht naturwüchsig, sie hat sich an fremdem Feuer genährt. Es giebt aber keinen schlimmern Fehler für die dramatische Sprache, als dieses beständige Heraustreten aus sich selbst, diese Gewohnheit, sich auch im Affect im Spiegel zu betrachten.

Es ist daher kein geringes Verdienst von Herrn Meißner, der als lyrischer Poet von den genannten Fehlern keineswegs frei ist, wenn er sich gleich bei seinem ersten Versuch in den dramatischen Ton glücklich gefunden hat. Seine Sprache ist einfach und im Ganzen edel, wenn auch in dieser Beziehung eine größere Strenge zu wünschen wäre. Nur noch hin und wieder finden sich einzelne lyrische Extravaganzen, z. B. wenn Absalom erklärt, sein Wesen sei weich, aber „fort, weiches Fühlen, ich reiß' Dich aus", oder wenn David über die „Verkörperung seines Glücks" spricht, und ein andermal den „Sturm aufwallender Gefühle vertoben läßt", oder wenn Absalom's Vertrauter zu Demselben sagt, als er sich gerade sehr heftig gegen seinen Vater ausspricht: „Halt' diese Stimmung fest, und Du wirst siegen", oder wenn Urias bemerkt: „Mein Wesen hat nicht zwei Mittelpunkte." Alle diese Ausdrücke sind nicht unrichtig, aber sie sind der conventionellen Reflexion entlehnt und darum undramatisch. Im Drama wollen wir unmittelbar sehen, wie die Helden empfinden, sie sollen es uns nicht erst erzählen.

Was das Colorit betrifft, so hat es der Dichter verschmäht, sich der naheliegenden biblischen Sprache zu bedienen. Im Allgemeinen ist der Grundsatz richtig. In welcher Zeit und in welchem Volke auch der Gegenstand spielt, wir wollen nur unsre eigenen Ideale sehen, nicht fremde. Indessen hätte in diesem Fall ein schonender Gebrauch der Bibel Nichts geschadet, weil ihre Sprache an sich poetisch und weil sie uns vollkommen geläufig ist. Racine hat in seiner Athalie diese Modernisirung der biblischen Sprache mit ziemlichem Glück durchgeführt. Herr Meißner geht in der an sich richtigen Nichtachtung des Colorits

Digitized by Google

zu weit, wenn er z. B. den Urias „General" titulirt. General ist ein historischer Begriff, der in das Zeitalter der Hohenpriester nicht paßt.

Am Meisten ist aber an dem Stück die Energie zu loben, mit welcher der Dichter seinem Stoff treu bleibt. Er hat die Intrigue einfach und geschickt gruppirt, erhält die Spannung in der angemessenen Steigerung, und wendet die Charaktere so an, wie es für die Handlung nothwendig ist. Der Stoff selbst hat freilich etwas Bedenkliches, einmal, weil wir ihn schon so genau kennen, daß die äußerliche Spannung wegfällt, und dann wegen eines gewagten Nebenumstandes Bathseba nämlich, das Weib des Urias, ist von David schwanger. Um dieses zu bemänteln, läßt David den Urias aus dem Lager kommen und will ihn versuchen, bei seinem Weibe zu schlafen. Erst als dies mißlingt, beschließt er die Ermordung. — Allein man ist in neuerer Zeit gegen ähnliche Motive bereits hinlänglich nachsichtig geworden, und in unserm Fall hat der Dichter wenigstens das Verdienst, die sehr naheliegende Lüsternheit vollständig vermieden zu haben. Von dem physischen Sinnenkitzel, der in gewissen modernen Dramen eine große Rolle spielt, ist keine Rede.

Die Charaktere sind richtig gezeichnet in ihrer Anlage, so wie in ihrer weitern Entwickelung. Allein hier fehlt doch noch das Letzte, was den dramatischen Dichter im höhern Sinne macht: es fehlt die Kühnheit. So ist z. B. die Veränderung des biblischen Stoffs, nach welchem die Tugend in der Person des Hohenpriesters der lasterhaften Welt gegenüber steht, in dem Sinne, daß sittliche und weltliche Gedanken nach beiden Seiten hin in ziemlich gleichem Maß vertheilt werden, eine glückliche zu nennen, und schon das erste Auftreten des Hohenpriesters, der zwar heuchelt, allein doch nicht ohne jene Würde ist, die ihm als Vertreter der Religion zukommt, ist sehr geschickt, allein zum Schluß fehlt die Entschlossenheit, den Conflict zu einem tragischen zu steigern. Der Dichter hatte die Wahl, in Bathseba zuletzt entweder die volle Energie des natürlichen Gefühls und das Bewußtsein von der Hohlheit der sittlichen Welt, die sie verurtheilt, hervortreten zu lassen, oder einen eben so energischen Reinigungsproceß mit ihr vorzunehmen. Er hat keines von Beiden gethan; er läßt sie sich blos entschuldigen und das Mitleid anrufen, was zwar natürlich, aber nicht tragisch ist. Wenn dieser Mangel einer tragischen Entwickelung dadurch ersetzt werden soll, daß die ehrgeizigen Absichten des Hohenpriesters scheitern, daß David, den er durch seine Demüthigung brechen und zu einem gefügigen Werkzeuge der Priester machen wollte, nur um so härter und selbstständiger aus dieser Buße hervorgeht, so ist das einmal darum ungenügend, weil David diese Veränderung in seinem Charakter nicht darstellt, sondern sie nur referirt. Hebbel hat in seinem „Herodes" einen ganz ähnlichen Schluß, aber er läßt die neu erworbene Härte wenigstens dadurch augenblicklich in ein Factum übergehen, daß Herodes den Bethlehemitischen Kindermord beschließt, was freilich auch ein sehr äußerliches Mittel ist. Der Fehler liegt zum

Digitized by Google

Theil schon darin, daß das Verhältniß zwischen David und Nathan, welchem durch die Liebesgeschichte nur die Gelegenheit zum Eclat geboten wird, nicht deutlich genug auseinandergesetzt ist. Die Intention dazu ist vorhanden, z. B. ist die Figur des Mephiboseth offenbar nur dazu da, um die gemeinschaftliche Schuld des Priesters und des Königs gegen ein früheres Königsgeschlecht anzudeuten; die Figur des Absalom nur dazu, um uns einen Blick in die innern Conflicte der Königsfamilie zu geben, und dadurch die allgemeinere Grundlage für das einzelne gewaltsame und hinterlistige Verfahren David's zu gewinnen. So wird auch mit Absicht auf die frühern Heldenthaten David's hingedeutet. Aber es fehlt die gewaltigere Ausführung eines Conflicts, zu der die Anlage vorhanden war. David ist ein Werkzeug der Priester gegen Saul gewesen; er ist aber zugleich ein Held, und hat sich von ihrem Einfluß emancipirt. Die Kraft, die zu dieser Befreiung nöthig war, führt ihn zugleich auf Irrwege, er wird ein Tyrann gegen seine Familie, ein Verräther an seinen treuen Vasallen. Diese Frevel geben ihn wieder in die Macht der Priester — deren Einfluß auf das Volk beiläufig mit etwas größerem theatralischem Aufwand hätte dargestellt werden sollen. In dieser Demüthigung geht er aber zugleich in sich, er lernt die Unheiligkeit jener Stütze, die ihn bisher getragen, kennen, und gewinnt dadurch die Fähigkeit, sie zu beherrschen. So ungefähr hätte das Ganze einen größern ethischen Zusammenhang gewonnen, wenn dieser Gang in alle einzelnen Züge verwebt wäre.

Da sich in einzelnen Zügen ein glückliches Talent für Charakteristik zeigt, auch in den Nebenfiguren, z. B. bei Joab, und da sich in dem Ganzen ein ernstes, gewissenhaftes Streben ausspricht, so können wir für Meißner's dramatische Zukunft die besten Hoffnungen hegen.

III.

Drei Schauspiele von Anton Gubitz, Berlin, Vereinsbuchhandlung.

Wir haben es hier mit einem Freunde zu thun, aber das hat natürlich auf unsre Kritik keinen Einfluß. Der Verfasser sagt in der Vorrede selbst, daß er die vorliegenden Dramen nur als Uebergangsstudien betrachtet, und wir müssen diese Ansicht bestätigen, aber es sind ernste, würdige Studien eines Mannes, der sich ein klares Bewußtsein über den Zweck der dramatischen Kunst gebildet hat. Während bei Meißner die Schwierigkeit darin lag, aus der lyrischen Sprache und Anschauungsweise ins dramatische Gebiet überzugehen, hat Gubitz eine andere bedenkliche Voraussetzung zu überwinden. Er ist an philosophisches Denken und Sprechen gewöhnt, und wie schwer es ist, später bei freiern Erzeugnissen den Staub der Reflexion von uns abzuschütteln, den wir bei dem mühsamen, streng eingehaltenen Weg der Schule einsammelten, weiß ein Jeder,

Digitized by Google

der sich einmal ernstlich diesen Studien hingegeben hat. Es liegt das nicht allein in der äußern Form; nicht allein in unsrer Sprache gewöhnen wir uns daran, augenblicklich jede reale Anschauung in Allgemeinheiten, in Abstractionen zu übersetzen, sondern wir sehen auch allmählich nichts Anderes als Allgemeinheiten; in der Weltgeschichte, wie in der Natur, interessirt uns nur Dasjenige, dem wir eine geistige Bedeutung unterlegen können; wir combiniren die Einzelnheiten in der Welt der Erscheinung, bis sie sich nach einer gewissen symbolischen Richtung hin architektonisch gruppiren, und darüber geht oft genug die sinnliche Realität zu Grunde. Und so kommt es denn auch, daß wir den historischen Persönlichkeiten, die uns die Philosophie in einem höhern Sinne auffassen gelehrt hat, diesen höhern Sinn unterlegen, der sie zu einem glänzenden Brennpunkt der welthistorischen Evolution macht, der sie aber auch beinahe vollständig in diese Beziehungen auflöst. Der Lyriker zerbröckelt die Charaktere in einzelne Empfindungen und Reflexionen, der Philosoph zieht ihren Geist aus und versetzt sie in eine Welt der Schatten. — Dies vorausgesetzt, haben wir uns nun an das Einzelne zu halten. Das letzte Stück: „Johu, der Ziegler" (1849), ist sieben Jahre jünger als das erste, und enthält in sofern einen Fortschritt, als die Ereignisse geschickter zusammengedrängt sind und die Intrigue klarer ausgesponnen ist. Allein zu völliger dramatischer Freiheit hat sich auch hier der Dichter noch nicht durchgearbeitet. Die poetischen Charaktere sind noch zu reflectirt gehalten, ihr Denken und Empfinden spannt sich noch zu hoch, und durch eine natürliche Reaction werden die prosaischen Charaktere zu sehr in die Trivialität herabgedrückt. Ueberhaupt sollte man sich, schon um Shakspeare'sche Reminiscenzen zu vermeiden, davor hüten, die idealen und trivialen Charaktere durch den äußern Unterschied des Rhythmus und der Prosa von einander zu trennen; denn namentlich in den Volksscenen drängen sich unsre Shakspeare'schen Erinnerungen so mächtig hervor, daß man sie kaum vermeiden kann. So ist es auch Gubitz gegangen. Noch eine andere auf das Aeußere bezügliche Bemerkung. Wenn man einmal die Prosa verschmäht, so muß man es mit dem Metrum genau nehmen. Wir sind an den fünffüßigen Jambus so gewöhnt, daß wir allmählich ganz das Gefühl eines Verses verlieren. Das ist aber unrecht; auch der fünffüßige Jambus hat sein strenges Gesetz, wenn er den Wohlklang herbeiführen soll, der doch der einzige Zweck des Verses ist. An den Schluß desselben Präpositionen, Conjunctionen oder Artikel zu stellen, ist nicht erlaubt. In diesen Fehler verfällt aber Herr Gubitz gar zu häufig, und er wird ihn nur vermeiden können, wenn er seine Verse nicht mehr blos mit dem Auge, sondern mit dem Ohre prüft. — Der Inhalt des Stücks ist der bekannte Volksaufstand unter König Richard II. Vielleicht wäre es zweckmäßiger gewesen, den Helden dieses Aufstandes nicht ganz so ideal zu halten, als der Verfasser gethan hat. Mit einem solchen Aufstand ist immer einiges Uebermaß der Empfindung und der Leidenschaft verknüpft, und

Digitized by Google

in den Belehrungen, die John Watt dem communistischen Prediger John Bull ertheilt, ist zu sehr das 19. Jahrhundert anticipirt.

Meint Ihr, mit einem einz'gen blut'gen Strich
Hin über die Geschichte eines Volkes
Die hundertjährigen Gewohnheiten
Ihm aus dem Sinn zu löschen? u. s. w.

So empfand das Volk im 14. Jahrhundert noch nicht. Wenn es sich mäßigte, so geschah es aus individuellen Gründen, nicht aus philosophischen Principien. — Daher ist zuweilen in den minder bedeutenden Charakteren, z. B. in der Prinzessin von Wales, mehr Fleisch und Blut, als in diesem gar zu gelassenen Demagogen. Von echter Poesie ist die weitere Entwickelung im Charakter der Tochter Watt's, Anna, die als Opfer des Conflicts zwischen Adel und Volk fallen muß. Im Anfang ist sie gar zu zart und unbestimmt, die Scene aber, in der sie ihrem Verführer die bisherige Liebe aufkündigt, ist in der Empfindung wie im Ausdruck durchaus poetisch. Dagegen ist ihr Ende zu wenig vorbereitet. Es ist das ein allgemeiner Fehler unsrer jüngern Dichter, daß sie gern überraschen. Nichts stört im Drama so sehr, Nichts widerspricht so entschieden der eigentlichen Stimmung, in die das Publicum versetzt sein will, als eine unvorbereitete Ueberraschung. Wir müssen das Zerhauen des Knotens lange vorher nicht nur ahnen, sondern mit Zuversicht voraussehen, wenn der für den Eintritt der Katastrophe nothwendige Schrecken in unserm Gemüth die gehörige Stätte finden soll. — Von den beiden frühern Stücken ist Kaiser Heinrich IV. in der Ausführung zwar schwächer, denn es sind zu viel Personen und Ereignisse darin, von deren innerer Nothwendigkeit wir uns nicht überzeugen, und es wird mit der Geschichte gar zu novellistisch umgesprungen, allein die Anlage ist gut. Daß die eigentliche Hauptperson des Stücks, der nachmalige Heinrich V., zu dem entsetzlichen Frevel gegen seinen Vater gerade durch eine Seite seines Charakters verführt werden muß, die sonst anerkennenswerth ist, durch die Stärke und Härte seines Willens, die nothwendiger Weise gegen die weichen und unbestimmten Personen seiner Umgebung Geringschätzung empfindet, und daß dann die Umkehr bei einer energischen Natur um so schneller und gewaltiger eintritt, ist durchaus dramatisch. — Das zweite Stück: Sophonisbe, ist ein zierliches und sehr hübsch ausgeführtes Genrebildchen aus dem Kunst- und Liebesleben in dem Zeitalter Philipp's II. In Beziehung auf die Sprache möchten wir es den beiden andern vorziehen, denn sie paßt zum Gegenstand am Besten.

IV.

Kain. Dramatisches Gedicht von Franz Hedrich. Leipzig, Herbig.

Hier haben wir die rein lyrische Reflexion ohne eine Spur von dramatischer Gestaltung, obgleich mitunter ein nicht gemeines Talent durchklingt, z. B. in einer,

Digitized by Google

freilich nicht zur Sache gehörigen Schilderung des Samum. Die Wahl des Stoffes ist in mehrfacher Beziehung zu tadeln. Einmal soll ein junger Dichter nicht mit Byron rivalisiren wollen, dessen Genius auch dem unzweckmäßigsten Gegenstand poetische Seiten abzugewinnen wußte. Byron's Kain ist zwar auch nur ein lyrisches Gedicht, aber als solches vom ersten Rang. Sodann soll der dramatische Dichter seine Zeit nicht vor die Sündfluth verlegen. Es ist das zwar ungemein bequem, denn die Erfindung kann sich ohne Schranken in einem endlosen Raum bewegen, aber diese Schrankenlosigkeit ist eben der Tod aller Poesie. Was aus der biblischen Geschichte zu machen ist, hat die Bibel bereits daraus gemacht; wir wissen von den darin auftretenden Personen gerade so viel, als wir nöthig haben, und jedes weitere psychologische Studium kann uns nur verwirren, da das Bemühen, vorsündfluthliche Empfindungen und Anschauungen nach unsrer ästhetischen und sittlichen Convenienz zu moduliren, nothwendiger Weise scheitern muß. Herr Hedrich läßt seinen Kain u. s. w. gerade eben so reden, wie die verliebten Schäfer unsrer Theegesellschaften. Am Tollsten aber macht er es mit einem Jungen, Namens Jubal, der einmal zu seinem Vater Kain sagt:

Nimm gütig auf,
Was aus voreiligem Mund, bedeutungslos,
Was aus besorgter Brust des Kindes kam.

Derselbe Jubal sagt ein anderes Mal:

Die Stimme ist unnennbar süß, die uns
An das Vergang'ne mahnt. Die Jahre fließen
Zurück, es blüht die morsche Herrlichkeit.
Wie liegt in ihr der wunderbarste Klang?
Soll ich der Flöte jetzt das Lied entlocken,
Das Deiner Schwester jungfräulichem Geist,
Der früh Verschied'nen, räthselvoll Verschwund'nen
Mein Schmerz geweiht? Du hast es sonst geliebt —
— — „Und Du ertrügest, was mich bräche, Sanfter?"
— — Mein Herz mag an den Tönen sterben! Mutter;
Ich greife nach der Flöte, Lieder strömend,
Und buhle um den Tod.
— — „Mein Sohn, Du weckst die zaubervollsten Klänge,
Ach sie beseligen und brechen mich."

Gegen diesen Patschuli-Parfum sind ja die Sentimentalitäten Müllner's und Houwald's wahre Haideröslein. Und noch dazu ist es die Altmutter Eva, die so spricht. — Uebrigens ist die Sprache auch nicht einmal immer correct, z. B. „das mannbare Verbrechen", für ein Verbrechen, welches sich weiter zeugt, und Aehnliches. — Der Dichter, dem, wie gesagt, ein gewisser Anflug von Poesie nicht abzusprechen ist, muß sich zunächst beschränken lernen und sein Talent auf bestimmte, endliche, concrete Gegenstände wenden, wenn aus ihm Etwas werden soll.

Digitized by Google

V.

Des Kreuzes Prüfung. Glaubenstragödie von San-Marte. (A. Schulz.) Magdeburg, Heinrichshofen.

Dieser Dichter hat keine philosophischen Reflexionen zu überwinden gehabt. Es ist noch die vollständige Naivetät jener Zeit, in der Calderon ein Evangelium für die Deutschen war, holzschnittartige kleine Genrebilder im allerkleinsten Balladenversmaß, das übrigens glatt genug dahinfließt, wunderbare Wirkungen von Crucifixen, von Einsiedlern u. s. w., unsichtbare Stimmen in der Höhe, die Lateinische Gebete singen, Indisches Colorit und Aehnliches, was wir zu den Zeiten des reflectirten neumodischen Katholicismus, zu den Zeiten der Schütz, der Fouqué, der Werner bereits gehabt. In dieser Zeit würde es als eines der gelungensten jener Producte bezeichnet sein, denn es ist naiv und zierlich genug; für unsre Generation kommt es zu spät.

VI.

Trauerspiele von Hermann Schmid. München, Manuscript.

Das erste dieser Stücke, Bretislaw, ist 1843, das dritte, Straßburg, eine Deutsche Stadt, 1849 zu München aufgeführt; das zweite, Karl Stuart, ist bei seinem ungeheuren Umfang wol kaum für die Bühne berechnet. Wir haben hier die einfache Schiller-Körner'sche Schule, patriotische und humane Empfindungen, Conflicte aus Mißverständniß, eine durchsichtige, etwas breite Sprache, Liebe und Ehrgeiz u. dgl. Der Dichter macht keinen Anspruch darauf, der dramatischen Kunst eine neue Richtung zu geben. Als Exempel der currenten Kunstübung gehen die Stücke mit vielen andern derselben Gattung, welche einen leidlichen Erfolg gehabt haben. Herr Schmid ist übrigens zu gleicher Zeit Redacteur eines seit dem April dieses Jahres in München erscheinenden „Unterhaltungsblattes für alle Stände", welches seiner guten Tendenz wegen eine locale Verbreitung verdient, und auch sonst durch Kunstmittheilungen aus München einiges Interesse beansprucht.

Pariser Botschaften.

Der Präsident hat in seiner Rede von Poitiers seiner ursprünglichen Absicht zuwider einen anständigern Ton angeschlagen. Der Empfang, der ihm auf der ganzen Strecke im republikanischen Departement und in der zum Theil republikanischen, zum Theil legitimistischen Stadt widerfuhr, war nur zu sehr geeignet, der vernünftigen Fürsprache seiner Minister Gehör zu verschaffen. Die Spitze des geträumten Scepters guckt nur noch ein Wenig hervor, aber furchtsam genug, um erst von den Elyseeischen Blättern gezeigt, von den republikanischen denuncirt

Digitized by Google

werden zu müssen. Jedenfalls steht die Ansprache Louis Napoleon's mit dem entmuthigenden Berichte der Durchsichtscommission und mit jenem des Petitionsausschusses in größerem Einklange. Der Bericht des Herrn von Tocqueville bestätigt, was ich Ihnen vor einigen Wochen gesagt: die Bruchtheile der Ordnungspartei können sich nur auf negativem Boden verständigen, und über diesen hinaus müssen sie den Republikanern, die das Gesetz vertreten, wenn gleich schweren Herzens, die Hand reichen.

Dieses welthistorische Actenstück beweist aber zugleich die Thorheit, die vielen Verlegenheiten unsrer gegenwärtigen Situation der Constitution allein in die Schuhe zu schieben. Herr von Tocqueville, dem man tiefes, staatsmännisches Eingehen in das Wesen der Frage, das Streben nach unparteiischer Beurtheilung unsrer verwickelten Verhältnisse nicht absprechen kann, hat doch die Vorwürfe, die seine Freunde und seine noch weiter rechts sitzenden Collegen der Verfassung machten, nicht begründen können. Er hat noch weniger die Ansicht seiner Gegner widerlegen können, daß die Schwierigkeiten des Moments mehr in der Parteispaltung, in dem Egoismus der durch die Republik verlassenen Staatsmänner ihren Grund haben, als in den Mängeln der Verfassung. In der That, was wirft er der Constitution vor? Zunächst die Aufregung, welche die zusammenfallenden Wahlen des Präsidenten und der Kammern im Lande hervorrufen müssen. Nun ist aber erwiesen, daß dieser allerdings Erwägung verdienende Uebelstand wieder nur Schuld der monarchischen Parteien Frankreichs sei, da sie es gewesen, welche das Auseinandergehen der Constituante im Jahre 1849 über Hals und Kopf durchsetzten. Gegründeter ist der Vorwurf, daß der Präsident, durch das allgemeine directe Stimmrecht ernannt, der Nationalversammlung gegenüber eine so unabhängige Stellung einnimmt, als ihm die Verfassung unmöglich anweisen wollen konnte. Ist es aber nicht unvernünftig, diesem Uebelstande dadurch abhelfen zu wollen, daß man die Revision in einem Augenblicke vorschlägt, wo diese geradezu auf Wiedererwählung des gegenwärtigen Präsidenten abzielt, das heißt die egoistischen persönlichen Absichten des Kaisersneffen rechtfertigen oder doch entschuldigen, also das Ansehen der Nationalversammlung noch mehr schwächen würde. Wäre es nicht besser und würdiger gewesen, der Constitution das Wort zu reden, und erst, wenn sie durch eine Neuwahl die gehörige Kraft als über jede Revolution erhabenes Grundgesetz erhalten hätte, an Verbesserung ihrer zahlreichen Mängel zu denken? Der Berichterstatter entschuldigt sich damit, daß die Majorität der gegenwärtigen Kammer die Republik nicht wolle, aber Etwas wolle, was sie nicht durchsetzen könne und darum doch die Republik *wollen müsse*. Beweist das nicht die Nothwendigkeit der Republik, und hätte in diesem Falle der ganze Bericht nicht um diesen Punkt sich drehen müssen? Was heißt es dann weiter, wenn die Commission zu dem Schlusse kommt, die Revision zu verlangen, aber sie nur unter einer Beschränkung zu verlangen, welche sie un-

Digitized by Google

möglich macht, wie die Commission selber zugeben muß. Es ist wahr, diese Schranke ist das Gesetz, die Constitution selber; wenn dem aber so ist, dann hätte die Commission eben wieder die reine Aufrechterhaltung der Constitution verlangen müssen, und zwar einstimmig, indem diese Einstimmigkeit einen solchen moralischen Einfluß auf das Land ausgeübt hätte, daß jeder Staatsstreich von oben, so wie jede Conspiration von unten, ihr Terrain verloren hätte. Von den royalistischen Bruchtheilen wäre das kein großes Opfer gewesen, weil sie ja eben im Berichte selbst zugestehen, daß sie für die nächste Zeit jede Hoffnung auf Durchsetzung ihrer Pläne aufgeben müssen. Eine solche Handlungsweise wäre der Versammlung würdiger gewesen, als zu sagen, wir wollen eine Unmöglichkeit, und erst, wenn wir diese nicht erreicht haben werden, wollen wir uns in Resignation und Geduld in die Möglichkeit fügen. Und diese Möglichkeit ist das Gesetz! Man schwächt also von vorn herein die schützende Kraft des alleinigen Hafens, in dem man doch eingestandener Weise die letzte Zuflucht zu finden hofft. Wie soll man erst die Inconsequenz bezeichnen, mit der sich der Bericht auf die öffentliche Meinung beruft in einem Augenblicke, wo eine Unterabtheilung derselben Commission diesen Ausdruck der öffentlichen Meinung als einen verfälschten, durch den Einfluß der mächtigen interessirten Regierung verfälschten bezeichnet. Von einer Million Unterschriften ist etwa der dritte Theil vielleicht mehr als ungiltig zu betrachten, und wie würde sich erst das Verhältniß gestalten, wenn man in Erwägung zieht, daß unter den Unterzeichnern viele vom Wahlrechte als unwürdig oder unfähig Ausgeschlossene sich befinden? Leute, die nicht die Fähigkeit, das Recht haben, auf ihre Communalangelegenheiten Einfluß zu üben, sollen nun auf einmal das Recht gewinnen, durch ihren Rath die Verfassung, das Grundgesetz des Staates, umzuändern! Der Bericht wimmelt von solchen Widersprüchen, obgleich er unlängbar mit großem Talente und mit anerkennenswerther Ruhe und Sachlichkeit geschrieben ist. Herr von Tocqueville vertheidigt die Revision vorzüglich, weil zu den Massen des directen Stimmrechts nicht leicht ein Name dringt, und daß daher sonst nur Louis Napoleon's Wiedererwählung oder die Wahl eines jener Revolutionairs möglich wäre, die durch ihre Vorspiegelungen dem Volke sich zugänglich zu machen wissen. Wenn dies wirklich der Fall ist und eine so ausgemachte Sache, wie die Commission glaubt, dann hätte die Majorität wenigstens so viel Resignation besitzen sollen, und die Sache des Präsidenten zu der ihrigen machen und mit Hilfe der Regierung die wenn gleich unconstitutionelle, so doch — nach ihrer Ansicht von der Nothwendigkeit gebotene — Durchsicht der Verfassung à tout prix verlangen müssen. Wenn die öffentliche Meinung, auf die man sich beruft, wirklich für die Revision ist, dann wäre diese auszuführen, und die Erschütterung, welche daraus erfolgte, noch immer jenem zufälligen unvorhergesehenen Zusammenstoße vorzuziehen gewesen, dem die Commission durch ihren Beschluß eine weite Thür offen ließ. Die Legislative aber hat nur den Muth

Digitized by Google

zu einer ohnmächtigen Opposition, sie hat nicht den Muth der That und nicht die Resignation der Nothwendigkeit. Der Staatsrath kommt ihr auch nur in so weit zu Hilfe, indem er erklärt, daß Louis Bonaparte in Anklagezustand versetzt werden könne, wenn er zur Aufhebung des §. 45 (Verbot seiner Wiedererwählbarkeit) anspornt, oder diesfällige Kundgebungen beeinflußt. Die politisch-legislative Akademie wird sich aber gleich beeilen, so viele Clauseln hinzuzufügen, daß diese Verantwortlichkeit des Präsidenten wieder chimärisch und zur Parteifrage werden muß.

Wer wagte nun zu entscheiden, was daraus werden soll. Die Kammer wird von Tag zu Tage unpopulairer — das Land ist immer mehr einmal für die Republik, ohne so entschieden gegen Louis Bonaparte zu sein, als es der Fall wäre, wenn die Legislative ihrer Pflicht und Mission gemäß als unbedingte Vertheidigerin des Gesetzes aufträte. Durch die noch immer wahrscheinliche Aufhebung des Gesetzes vom 31. Mai kann die Revisionsfrage in eine neue Phase eintreten, und wenn die Durchsichtsdebatten ohne entscheidendes Resultat zu Ende gehen, wieder eine solche Aufregung über Frankreich kommen, daß die Entscheidung die unerwartetste werden dürfte. Nur wenn die Minorität gegen die Revision eine sehr beträchtliche ist, können die unconstitutionellen Hoffnungen des Elysée mit einem Male niedergeschlagen werden. So lange blos die constitutionelle Minorität, also der vierte Theil der Volksvertretung, dagegen ist, braucht Louis Napoleon nicht abzutreten. Denn da die Constitution selbst in den Augen ihrer natürlichen Vertreter blos ein Nothnagel ist, so wird sich das Landvolk und die anderweitigen Anhänger Louis Napoleon's, vorzüglich wenn der Präsident, dem Beispiele der Candidatenwahl folgend, wieder wie im Jahre 1848 socialische Versprechungen thut, gleichfalls nicht viel Wesen mit der Constitution machen, und die Wiedererwählung des Präsidenten muß zu den Conflicten führen, welche man eben gern vermieden hätte. Diese beträchtliche Minorität steht aber nicht zu erwarten, da die royalistischen Parteien, namentlich jetzt, wo ihre Fusions-Illusionen in Claremont auf eine so empfindliche Weise desavouirt wurden, sich dem Präsidenten als Vertreter der Reaction näher anschließen werden. Das Elysée scheint darauf zu rechnen, so wie es von jeher auf die revolutionaire Gespensterseherei der Majorität speculirte. Louis Bonaparte handelt überhaupt wie ein Mann, der nicht gutwillig von dem einmal eingenommenen Wege weichen will. Er hat seine Aufmerksamkeit auf Alles gerichtet, was in seinen Kram paßt, und während er die innigsten Sympathien für die reactionaire Rechte an den Tag legt, hat er doch seine Absichten auf das allgemeine Stimmrecht nicht aufgegeben, und sogar die Eventualität eines Staatsstreichs scheint nicht ganz aus den Augen gelassen worden zu sein. Wie erklärte man sich sonst die Absetzung des Bonapartistischen Generals Baraguay d'Hilliers von seiner Befehlshaberstelle, und dessen wahrscheinliche Ersetzung durch den ultrabonapartistischen Castellane? Die Armee soll also in noch ergebenere Hände kommen; zu welchem Zwecke? Vernünftiger

Digitized by Google

Weise läßt sich nur die Annahme rechtfertigen, es geschehe, um auf alle Fälle vorbereitet zu sein.

Das Land ist noch immer ruhig, und selbst die Börse weiß nicht, was sie für Miene machen soll. Die Papiere fallen heute ohne Grund, um morgen wieder mit nicht mehr Grund zu steigen — man wartet. Ungeduldig, das heißt vor Neugierde, ist man nur in Paris, weil die nächste Versammlung wieder Frankreichs erste Redner auf die Bresche rufen wird. Die persönliche Eitelkeit, oder, wenn Sie wollen, der Ehrgeiz spielt in allen parlamentarischen Versammlungen eine große Rolle, aber wol nirgend eine so gewaltige, wie bei uns in Frankreich. Es läßt sich auch begreifen, da nirgend der Redner so viel Einfluß auf das Volk ausübt, als eben in Frankreich, wenn gleich die Wirkung nur eine ephemere bleibt, und ein Journalist wie Girardin immmer noch mehr positive Einwirkungen ausübt, als selbst die glänzendsten Redner. Der Journalist wirkt auf die Massen, weil er täglich wieder von vorn anfängt, während der Redner nur zum augenblicklichen Entschluß, zur That des Momentes hinreißt. Diese Gewalt bleibt freilich noch immer groß genug, wie dies Thiers erst unlängst bewiesen. Nie mochte wol eine schlechte Sache glänzender vertheidigt worden sein, als das Protectionssystem von Thiers. Man wurde an die Sophisten Griechenlands erinnert, nur leider war Sainte Beuve nicht Sokrates. Nur ein Franzose und nur Thiers ist im Stande, einen so abstracten Gegenstand als angenehme Plauderei zu behandeln. Zahlen und Thatsachen geberdeten sich unter seinem Worte wie Wachs, aus dem sich Alles bilden läßt, Blumen und Thierstücke, Arabesken und phantastische Figuren. Wie das zusamengestellt ist, und wie die armen Nationalökonomen mit ihren langjährigen Erfahrungen mitgenommen worden! Wer hat auch Zeit zu überlegen, ob Alles Gold ist, was glänzt? Wer kann diesem Geschwader mit glänzendem Küraß und Schild etwas anhaben? unser Auge wird geblendet, und wir müssen es schließen und denken an keine Charge. Wenn dann am andern Tage die Journale mit ihren gelehrten Widerlegungen und statistischen Erörterungen kommen, da lacht sich Mephisto Thiers ins Fäustchen; er schaut in den Moniteur und tröstet sich mit der Abstimmung, die ihm Recht gegeben. Der Mann wird jedenfalls ein hohes Alter erreichen.

Die Revisionsdebatte.

Indem wir den weitern Bericht unsers „Botschafters" abwarten, begnügen wir uns hier mit einigen Bemerkungen. — Das Resultat der Abstimmung ist ungefähr so ausgefallen, wie man es erwartet hat. Nach der Verfassung sind zur Annahme der Revision drei Viertel der Stimmen erforderlich; sie hat noch nicht einmal zwei Drittel für sich gehabt. Unter 724 Stimmenden haben sich 446 für, 278 gegen die Revision entschieden. Außer den Montagnards und den

Digitized by Google

gemäßigten Republikanern (es scheint, daß auch Lamartine sich nicht ausgeschlossen hat), haben die persönlichen Gegner Bonaparte's, welche in der Revision nur den einen Punkt sehen: die Aufhebung der Bestimmung, daß der Präsident für die nächsten vier Jahre nicht wieder wählbar ist: Thiers, Changarnier und ihre Freunde, von den Legitimisten der Marquis von Laroche Jacquelein dagegen gestimmt. Was die Redner betrifft, so ist durch sie über die Sachlage nicht viel neues Material herbei gefördert; von den Gegnern der Revision hat am Verständigsten und Geistreichsten Dufaure gesprochen; von den Vertheidigern hat am Vollständigsten Odilon Barrot die Gründe entwickelt, obgleich seine Rede nicht eben glänzend war. Die Legitimisten haben sich gemäßigter gehalten, als man erwartete; sie sind zwar sehr lebhaft für das Königthum im Allgemeinen in die Schranken getreten, namentlich Berryer und Falloux, aber sie haben ohne Ausnahme das „göttliche Recht" mit großer Leichtfertigkeit behandelt, und im Ganzen sich ziemlich unklar über die Art und Weise ausgesprochen, wie sie sich die Wiederherstellung ihres Königthums eigentlich denken. Herr v. Laroche Jacquelein, mit Recht das enfant terrible der Partei genannt, hat offen erklärt, viele seiner Freunde stimmten nur darum für die Revision, weil sie wüßten, daß sie dennoch verworfen würde. — Die Hauptsache, auf die man bei der Debatte rechnete, da das Resultat selbst außer Frage stand, der Skandal, ist nicht ausgeblieben. Abgesehen von den nachträglich legalisirten Emeutiers Raspail und de Flotte, die doch einmal ein Lebenszeichen von sich geben wollten, war es wieder Victor Hugo, der die Debatte von den Principien auf die Personen leitete. Dieser Mann ist als Redner gerade wie als Dichter: der Glanz der Phrasen, Pointen und Antithesen ersetzt bei ihm den Zusammenhang der Gedanken und die Wärme der Ueberzeugung. Um den großen und den kleinen Napoleon, den Augustus und den Augustulus in seine Poesie des Contrastes zu verweben, kommt es ihm auf Schicklichkeitsrücksichten eben so wenig an als in der Dichtung. Er lernt seine Improvisationen über Christus und Lucifer auswendig, er studirt seine Rede auf Unterbrechungen ein; er verletzt nicht absichtlich, er ist so eitel, daß er gar nicht mehr das Gefühl hat, Andere zu verletzen. Darum beleidigen seine alten, herzlosen, gemachten Sätze viel mehr, als die stürmischen Ausbrüche eines leidenschaftlich bewegten Sprechers. Außerdem hat er sich durch den vollständigen Mangel an einem innern bleibenden Gehalt in Versen wie in Prosa zu viel Blößen gegeben, um den Gegnern jene Scheu abzunöthigen, ohne die man nicht das Recht hat, impertinent zu sein. Er ist nicht schlagfertig, er reißt nicht hin, er hat nicht einmal ein gutes Organ; man sieht in ihm nur die hämische Impotenz. — Aber wenn man ihm persönlich auch einige Züchtigung wol gönnen mag, so muß man auf der andern Seite doch gestehn, daß seine Gegner, und namentlich der Präsident, das Rechts- und Schicklichkeitsgefühl in den Angriffen gegen ihn auf eine Weise aus den Augen setzten, wie man es in Deutschland nur bei Wilhelm Jordan

Digitized by Google

erlebt hat, in dem sich manche Anklänge an V. Hugo finden. — Bis zum September, wo Creton's Vorschlag, die Verbannung der Bourbons aufzuheben, wieder daran kommt, diesmal mit etwas mehr Chance, haben wir jetzt von jener Seite Ruhe.

Der Rechtsboden und die Constitutionellen.

Wenn wir über die höchst wichtige Frage, um welche es sich jetzt für unsre Partei vorzugsweise in Preußen handelt, eine sachgemäße und fördernde Debatte führen wollen, so ist es vor allen Dingen nöthig, das Declamiren zu unterlassen. Die Gewohnheit der letzten drei Jahre, in parlamentarischen Versammlungen entweder zu reden oder zuzuhören, hat neben vielen guten Folgen auch die üble gehabt, daß wir niemals ruhig eine Frage untersuchen können, sondern stets nach einem gewissen oratorischen Feuer streben, wie auf der Tribune. So haben unter andern diejenigen Organe unsrer bisherigen Partei, welche den vollständigen Bruch mit dem jetzt herrschenden Systeme anrathen, sich ziemlich ausführlich über das Rechtsprincip ausgelassen, und die bekannten Worte des Freiherrn v. Vincke, die auf dem ersten Landtage so bedeutenden Effect machten: „Meine Väter haben auf dem Boden des Rechts geackert", mit großer Virtuosität variirt. Sie sind zu dem Resultate gekommen, das Rechtsprincip sei, wo nicht das einzige, doch wenigstens das höchste, welches die Handlungsweise einer Partei bestimmen müsse, und alle Parteien seien auch jetzt darüber einig. Wir sind der entgegengesetzten Ansicht. Wir glauben allerdings, daß das Rechtsprincip nicht nur das höchste, sondern auch das einzige sein muß, welches einen *Gerichtshof* bestimmt; wir glauben aber nicht, daß es einen Maßstab für die Thätigkeit einer *Partei* abgeben kann. Ich möchte wenigstens wissen, auf welche Weise unsre Partei sich die Regeneration Deutschlands denkt, wenn sie das Rechtsprincip ohne Modification beibehalten will. Sie hat wenigstens zu seiner Zeit nicht wenig über die Rechtsbedenken gespottet, welche die Preußische Regierung der Annahme der Kaiserwürde entgegensetzte. Das Recht ist formeller Natur, eine Partei dagegen wird durch ihren materiellen Inhalt bedingt. Allerdings ist es für eine Partei ein großer Vortheil, wenn sie einen Rechtsboden gewinnt, d. h. eine formale Begründung ihrer materiellen Ansprüche; wenn sie das aber nicht kann, so wird sie auch ohne denselben auszukommen suchen müssen, und wenn sie ihn hat, und in Gefahr ist, ihn zu verlieren, so wird nicht die absolute Idee des Rechts ihr Benehmen in diesem Fall zu entscheiden haben, sondern die Erwägung, wieviel der behauptete Rechtsboden werth ist, und wie weit die Kraft ausreicht, ihn zu vertheidigen. Es ist ganz derselbe Fall, wie in einer Feldschlacht. Wenn man als absolute Nothwendigkeit aufstellen wollte, niemals eine Position, die man einmal einnimmt, aufzugeben, so würde es nicht möglich sein, irgend einen Schlacht-

Digitized by Google

plan zu entwerfen. Es ist auch im bürgerlichen Leben nicht anders. Das Gericht muß, wie schon erwähnt ist, ausschließlich den Buchstaben des Rechts befolgen; die Parteien aber werden sich fragen müssen, ob bei der Verfolgung ihrer Rechtsansprüche nicht die Proceßkosten über den Werth des Rechtsobjects hinausgehen.

Eben so irrig scheint es mir, wenn man annimmt, sämmtliche Parteien hätten sich jetzt darin geeinigt, das Recht als höchste Norm ihres Verfahrens anzuerkennen. Allerdings spricht die Reaction von dem wohlerworbenen Recht der Provinzialstände, der Kreistage, der Rittergüter u. s. w., und die Demokratie spricht von dem unveräußerlichen Recht der Urwahlen; allein es ist doch Niemand in Zweifel, daß diese Rechtsansprüche nur Mittel sein sollen, um den eigentlichen Zweck, Dasjenige, was man für sich oder für den Staat für gut und für nützlich hält, ins Werk zu setzen, und daß derjenige Gerichtshof, um den es sich hier handelt, nämlich die Weltgeschichte, sein Urtheil nicht nach dem abstracten Buchstaben der Rechtsbegründung, sondern nach dem materiellen und positiven Inhalt dessen, was die Parteien wollen, sprechen wird.

Diese allgemeinen Betrachtungen allein reichen freilich nicht aus, die Sache zu erledigen; sie sollen aber auch nur dazu dienen, die eben so allgemein gehaltenen und darum unfruchtbaren Gegengründe zu beseitigen. Bei der Beurtheilung der vorliegenden Frage kommt es lediglich auf zweierlei an. Einmal auf die Untersuchung darüber, was wir durch das Aufgeben unsrer bisherigen Position unmittelbar verlieren, d. h. theils auf das Verhältniß zwischen der projectirten Gemeindeordnung und dem von der Regierung octroyirten Provisorium, theils, und das ist hier wol das Wichtigere, auf den Einfluß, den ein solcher Schritt in Beziehung auf die allgemeine Landesverfassung haben würde. — Sodann müssen wir untersuchen, in welche Stellung unsre Partei durch einen entschiedenen und rücksichtslosen Bruch mit dem jetzt herrschenden Staatsleben sowol zu den Demokraten, als zu den conservativen Kreisen gebracht wird. — Es ist charakteristisch, daß die letzte Frage bei allen Debatten darüber in den Vordergrund gestellt ist. Nur daraus ist die große Theilnahme der Liberalen in den übrigen Bundesländern an einer Frage zu erklären, die eigentlich zunächst doch nur Preußen angeht. Es ist in diesem Fall mit einem richtigen Instinct das Wesentliche getroffen worden, denn die Haltung der meisten liberalen Organe in dieser speciellen Frage ist nur ein Symptom von dem allgemeinen Zersetzungsproceß, der sich in den Mittelparteien überhaupt vorbereitet. Auch wir wollen daher zuerst diese Seite ins Auge fassen.

Man sucht den passiven Widerstand gegen die ministeriellen Ordonanzen als einen Act der Partei darzustellen. Dem widerspricht aber zunächst die Unbestimmtheit Derer, die ihn rathen, in Beziehung auf die weitere Haltung. Einige dieser Blätter, z. B. die Kölnische und die Breslauer Zeitung, protestiren in sehr bestimmten Worten gegen den voreiligen Wunsch einiger „Hitzköpfe" in der

Digitized by Google

Partei, sich mit den Demokraten zu verbinden; die Partei soll auch nach diesem Schritt für sich allein bleiben. Andere, z. B. der Rheinische Correspondent der Reichszeitung, halten ein entschiedenes Aufgehen in die Demokratie für unvermeidlich. Noch Andere, z. B. der Sächsische Correspondent derselben Zeitung, wollen durch ein Verschmelzen der gemäßigten Demokraten und der weiter vorgeschrittenen Constitutionellen eine neue Partei bilden, in welche die beiden Elemente mit gleicher Berechtigung eintreten sollen.

Die letzte Ansicht hat unter allen die geringste Wahrscheinlichkeit eines Erfolgs. Der Werth einer übertretenden Partei wird theils nach dem materiellen Gewicht, welches sie mitbringt, theils nach ihrem moralischen abgeschätzt. Was das Erste betrifft, so dürfte die Masse desjenigen Theils der conservativen Partei, welcher bisher der Leitung der liberalen Parlamentsglieder folgte, und entschlossen sein sollte, auf alle Consequenzen hin sich auch diesem neuen Schritt anzuschließen, nicht groß sein. Man ist überhaupt viel zu sehr geneigt gewesen, die Partei mit den parlamentarischen Führern zu identificiren. Das eigentliche Gewicht der Partei liegt aber in den liberalen Beamten, den liberalen Gutsbesitzern und den intelligenten Kaufleuten und Fabrikanten. Es würde von allen Diesen nur ein sehr geringer Theil geneigt sein, so lange nicht die äußerste Noth dazu treibt, sich der Gefahr einer Revolution auszusetzen. Daß dieses Aeußerste aber noch nicht eingetreten ist, davon später. — Der materielle Vortheil, den die Demokraten von einem solchen Uebertritt hätten, wäre also nicht groß, und würde keineswegs geeignet sein, die gemachte oder wirkliche Geringschätzung, die sie offen genug gegen die Gothaner aussprechen, aufzuwiegen. Diese Geringschätzung wird im Gegentheil verstärkt durch die mehr als befremdenden Bekenntnisse, zu denen sich die liberalen Organe herbeilassen, und die wir nur aus der Hitze des Augenblicks zu erklären im Stande sind. Man spricht von dem „Rest der Ehre", der uns geblieben sei; man stimmt ziemlich unzweideutig in die Vorwürfe ein, welche die beredten Organe der Demokratie, namentlich der Kladderadatsch, gegen alle bedeutendern Schritte unsrer Partei erhoben haben, gegen die Weidenbuschbeschlüsse, gegen die Versammlung zu Gotha, gegen die Theilnahme an den Preußischen Wahlen, gegen die Haltung in Erfurt. Diese Selbstanklagen dürften nicht geeignet sein, der Demokratie eine bessere Meinung von ihren neuen Verbündeten beizubringen, als sie bis jetzt gehabt hat. Schon früher hat sie es ausgesprochen, daß sie die reuigen Sünder wol in ihren Schooß aufnehmen wolle, aber nur als gemeine Soldaten, die ihre frühern Sünden durch einen freiwilligen Opfertod zu sühnen haben, nicht etwa als Führer. Und von ihrem Standpunkt ist dagegen auch Nichts einzuwenden.

Indessen der moralische Erfolg dieser revue rétrospective möge sein, welcher er wolle, wenn sie wahr ist und den Kern der Sache trifft, so soll uns keine Selbstüberhebung hindern, uns ihr zu entziehen. Allein sie ist nicht wahr. Die

Digitized by Google

Blätter unsrer Partei, die seit dem verunglückten Versuche, das Ministerium zu stürzen, in einer permanenten Aufregung geblieben sind, haben sich durch die Witzblätter ihrer Gegner zu sehr verwirren lassen. Freilich hat der Ausgang gegen uns entschieden; allein nicht jede verlorene Schlacht untergräbt die Ehre des Feldherrn. Im Weidenbusch, in Gotha und in der letzten Berliner Versammlung haben wir auf ein sehr positives und sehr mächtiges Gefühl speculirt, auf das Selbstgefühl des Preußischen Volks, und daß die Berechnung nicht ganz falsch war, zeigt der Ausgang der beiden Krisen, der nur an einem Haar hing. Es war sowol im April 1849 als im November 1850 die sehr große Möglichkeit vorhanden, rein durch parlamentarischen Kampf und durch moralischen Einfluß das feindliche System zu stürzen. Ein solcher Erfolg wäre aber wol der Opfer werth gewesen, welche unser persönlicher Stolz ihm bringen mußte, und welche außerdem die Schrecken einer Revolution vermieden hätten.

Dieselben Bedingungen aber, die damals unsre Handlungsweise bestimmten, bestehen noch jetzt in voller Kraft. Noch immer haben wir jenen Preußischen Geist zu schonen, zu hüten und zu pflegen, aus dem allein unsre Zukunft erblühen kann. Möchte das namentlich die Kölnische Zeitung bedenken, die bisher mit anerkennenswerthem Eifer und verständiger Beharrlichkeit für diesen Preußischen Geist unter sehr widerstrebenden Elementen Propaganda gemacht hat. Die Gefahr, daß diese Provinzen dem Preußischen Staatswesen entfremdet werden, ist jetzt größer als je, und erfordert eine um so größere Behutsamkeit. Mit dem Aufgeben Preußens geben wir uns selbst auf; mit dem Aufgehen in die Demokratie geben wir aber, so viel an uns ist, Preußen auf. Es kann also nicht in Frage kommen.

Ein unabhängiges Fortbestehen unsrer Partei, wenn wir unsern staatlichen Boden aufgeben, ist, wo nicht gänzlich unmöglich, doch wenigstens sehr unwahrscheinlich. Eine isolirte Stellung der Partei außerhalb des pays légal würde ihr zunächst alle diejenigen Elemente entfremden, gegen die sie in der letzten Zeit überhaupt allzuspröde gewesen ist, und die doch im Wesentlichen zu ihr gehören: jene liberalen Beamten und Gutsbesitzer, für deren augenblickliche Rathlosigkeit das Centrum der letzten Kammer der ungefähre Ausdruck war. Hier scheint uns das Feld zu liegen, wo wir Eroberungen zu machen haben, nicht links.

Fassen wir noch einmal die augenblickliche Situation ins Auge. Enthalten wir uns der Theilnahme an den Kreistagen u. s. w., so geben wir unsern Gegnern eine sehr bedeutende positive Macht in die Hände, welche Dieselben eben so auszubeuten wissen werden, als es in Sachsen der Fall gewesen ist. Das Beispiel des passiven Widerstandes, der in diesem Lande geleistet worden ist, sollte überhaupt warnend für uns sein. Nehmen wir Theil an jenen Versammlungen, so geben wir damit die Giltigkeit unsrer Ansichten von der Verfassung noch keineswegs auf, eben so wenig wie die Reaction ihre Ansichten aufgegeben hat, als sie an den Urwahlen des Jahres 1849 Theil nahm. Sie hat durch diese Theilnahme keinen

Digitized by Google

Fuß breit Terrain verloren, sie hat im Gegentheil gewonnen. Die Landtage sind nicht ein Recht, dem wir uns gefangen geben, sondern ein Factum, innerhalb dessen wir unsre Rechts- und sonstigen Ansprüche eben so zu vertheidigen haben, als wir es in der Kammer thun müssen. Die Verfassung selbst hütet noch immer vor einem gewaltsamen Umsturz der Eid. Die Einrichtung der Landtage kann nicht als ein Attentat gegen die Existenz der Verfassung betrachtet werden, sondern nur als ein Versuch, zu entsprechenden gesetzlichen Modificationen derselben zu verlocken; in wie weit wir auf dieselben eingehen, wird von dem Werth abhängen, den wir auf den materiellen Inhalt der bezüglichen Stellen legen müssen. Jedenfalls stellen wir uns jetzt noch kein Präjudiz.

Man möge dabei nur immer Eins im Auge halten. Wenn wir wirklich so weit gekommen sind, daß uns die Zustände unerträglich erscheinen, so wird nicht eine passive Resignation, sondern eine Activität erfordert, deren Umfang wir doch erst berechnen müssen, ehe wir uns darauf einlassen. Worin aber diese Activität bestehen müßte, wenn wir allen Boden, innerhalb der bestehenden Institutionen zu kämpfen, aufgeben, ist wol nicht schwer zu sagen. Jene passive Resignation würde zu sehr an die Kinderspiele erinnern, wo man auch sagt, man spielt nicht mit, wenn die Spielgesetze nicht gehalten werden. Im wirklichen Leben ist das doch anders.

Wir müssen schließlich noch auf einen Punkt aufmerksam machen. Unsre Blätter haben sich in der Hitze der beständigen Entrüstung seit dem Anfang dieses Jahres — wenigstens scheint uns das so — verleiten lassen, ihre Empfindungen gewaltsam zu steigern; es würden sonst Ansichten wie die, daß unser jetziger Preßzustand wenigstens eben so schlimm sei, als der frühere unter der Censur, absolut unverständlich sein. Wenn man sich aber daran gewöhnt, das Pathos nie ausgehen zu lassen, wenn man einen Tag um den andern verkündigt, das Vaterland sei so eben im Begriff, unterzugehn, so macht man nicht nur das Publicum ungeduldig, sondern man macht sich selbst abhängig von den Einfällen der Gegner, denen man mit unermüdlicher sittlicher Entrüstung folgt. Dabei ist kein selbstständiges Handeln möglich. Es scheint uns die richtige Taktik einer Partei darin zu liegen, daß sie ihre Energie nicht in täglichen Scharmützeln erschöpft, sondern sie auf bestimmte Haupttreffen concentrirt, und daß sie für diese den möglichst günstigen Zeitpunkt wählt, einen Zeitpunkt, wie es der April 49 und der November 50 war. Dieser Augenblick scheint uns der allerungünstigste Zeitpunkt zu sein. Wir können jetzt nicht daran denken, zu siegen, sondern nur daran, die vollständige Auflösung zu vermeiden, bis wir unsre Kräfte wieder gesammelt haben. Wer darin anderer Ansicht ist, möge seinen Weg gehen, aber er möge es vermeiden, durch leidenschaftliche Angriffe, wo nur über die Mittel, nicht über den Zweck Meinungsverschiedenheit vorliegt, die künftige Reorganisation der Partei zu erschweren, deren Elemente sich über kurz oder lang doch wieder zusammenfinden müssen, weil sie von Natur zu einander gehören. † †.

Digitized by Google

Wochenschau.

Jeremias Gotthelf und die innere Mission. — Es wird für unsre Leser von Interesse sein, von einem Mann, der dem Anschein nach auf einem entgegengesetzten Standpunkte steht, als der unsrige ist, von einem echten Christen, über einen vielbesprochenen Versuch des neumodischen Christenthums, durch äußere Hilfsmittel den Unglauben zu bekämpfen, eine Ansicht ausgesprochen zu hören, die in vielen Punkten mit der unsrigen übereinstimmt. — Jeremias Gotthelf hatte vor elf Jahren ein Büchlein geschrieben: Die Armennoth, in welchem er mit einem der Sache angemessenen Ernst die schreckliche Gefahr bespricht, welche die Gesellschaft durch den immer schroffer hervortretenden Gegensatz zwischen Arm und Reich bedroht: einen Gegensatz, der zwar in den Thatsachen stets bestanden hat, der aber jetzt auch in das Bewußtsein übergetreten ist, da man mit dem Gefühl der Entbehrung zugleich das Gefühl von der Berechtigung des Menschen zum Genuß verbindet. Er hat sich bemüht, für diese unabweisbare Thatsache Heilmittel aufzufinden, und er hat dabei, wie billig, vorzugsweise die Zustände seiner nächsten Umgebung ins Auge gefaßt, ja, er hat eigentlich nur an diese gedacht, denn die allgemeinen Betrachtungen, die sich daran knüpfen, sind das weniger Bedeutende an diesem Buch. Wenn also zunächst an seinen Vorschlägen nur die Schweizer ein unmittelbares Interesse nehmen können, da die Mehrzahl der Einrichtungen, die er der Kritik unterwirft und für die er Reformen angiebt, uns fremd sind, so können wir doch aus einem aufmerksamen Studium derselben großen Nutzen ziehen, denn die klare, detaillirte Besprechung eines bestimmten Falles ist unendlich viel lehrreicher, als die umfassendsten Ideen, die ins Blaue hinausgehen. Wir machen hier nur auf zwei Umstände aufmerksam, einmal, daß er vollkommen richtig die Noth nicht von Oben aus, nicht durch eine centralisirende Staats- (oder Kirchen-) Gewalt, sondern in den kleinen Kreisen, namentlich in der Familie und in der Gemeinde, bekämpfen will, und zweitens, daß er eben so richtig die Verwilderung der nothleidenden Klassen nicht unmittelbar durch geistige Mittel, sondern durch die Vermittelung materieller Hilfe, durch die Anregung ihres Thätigkeitstriebes und durch die verständige Richtung aufs Praktische abzustellen hofft. Man wird sich noch an eine Besprechung erinnern, die wir vor einiger Zeit über eine Schrift von Heinrich Merz gaben: Armuth und Christenthum. Nur um den wesentlichen Gegensatz zwischen der praktischen, klaren und tüchtigen Auffassung unsers Verfassers zu der ätherischen, verhimmelnden des Schwäbischen Geistlichen anzudeuten, theilen wir hier eine Probe mit, über einen Gegenstand, der auch Merz besonders beschäftigt: — „Ganz besonders ist der Beruf des Weibes verrückt worden. Gott hat das Weib nicht geschaffen zur Sclavin, daß es den Mann nähre, während er auf der faulen Haut liegt, tabaket und Feuerwasser trinkt: aber sicher eben so wenig, daß es den Bündel vorstelle, den der Mann schleppen muß; daß es sich nur nähre durch ihn, nur durch ihn zu Freuden und Genüssen komme, oder daß es sich mit seinem Eingebrachten von allen Pflichten loskaufe und daneben mit andern Weibern wetteifere, wer die Haare am Schönsten flechten, am Anständigsten Nichts thun, am Geläufigsten über Nichts reden, am Graziösesten vor andern Leuten les honneurs machen, en famille aber die Abgespannte, Unbefriedigte, Angegriffene, Capriciöse am Besten spielen könne. Das Weib soll die Gefährtin des Mannes sein in Treue und Liebe in jeder Lage;

Digitized by Google

es soll mit ihm theilen die Arbeit, oder ihn unbeschwert erhalten zur Arbeit; es soll die Mutter der Kinder sein, und nicht tanzen, während der Mann und die Kindermagd sie zur Ruhe legen und wiegen; es soll sorgen und walten im Hause, während der Mann seiner Arbeit nachgeht; es soll nicht Hemden und Strümpfe, Kinder und Küche über Novellen oder Visiten vergessen; es soll nicht die Nase rümpfen, wenn von zerrissenen Strümpfen die Rede ist, und sich kreuzigen, wenn die Wäsche naht. Wie da doch bei nahender Wäsche, als ob sie die Hundstage wäre, Donnerwetter streichen über viele Weibergesichter; wie der Mann kusch machen möchte, und sich doch nicht klein genug machen kann; wie da die Gesichter wachsen bis in den Boden hinab, und die Seufzer steigen bis zum Himmel auf, und nicht einmal mehr die Katze laut miauen darf, geschweige denn die Kinder Etwas fragen — es ist wirklich gräßlich, es ist gräßlich, wenn eine immer wiederkehrende Hausarbeit so zum Berge wird, eine solche Stimmung in die Häuser bringt, den Kindern auf ihr Lebenlang einprägt, wie gräßlich es sei, wenn man einige Tage sich etwas mehr anstrengen, zu Hause bleiben muß; wenn man ihre Phantasie von Jugend auf so vergiftet, daß sie sich bei vieler Arbeit unglücklich denken müssen. Das Weib ist so wenig zum Reden allein geschaffen, als der Mann. Frage man, was gebildete Weiber vorstellen in ihren Häusern, deren Bildung man nur beim Schwatzen merkt; frage man nach den gebildeten Männern in den Rathsstuben, was ihre langen Reden nützen, wenn sie nur der Deckmantel der Faulheit sind. Frage man doch, was einst Kinder für Weiber werden, die man von Jugend auf dem Hause entfremdet, aller Theilnahme an den häuslichen Freuden und Leiden entzieht, und deren Körper man in Anstrengungen zerrüttet, daß er zu jeder Anstrengung untüchtig wird, in Anstrengungen, die oft eben so unsinnig als nutzlos sind für den eigentlichen Ernst des Lebens und des Weibes Beruf, der in höhern und niedern Ständen nicht so verschieden ist, als man meint." — Wir fügen noch eine Probe von der plastischen Kunst hinzu, mit welcher Gotthelf bekannte Geschichten, die eine allgemeine Regel enthalten, durch die Localfärbung zu populasiren versteht, nämlich jene bekannte Anekdote von der Unfähigkeit der höhern Stände, die Noth der ärmern Klassen auch nur zu verstehen. — „In den theuern Jahren kam eine arme Frau zu einer Frau Landvögtin, klagte ihr gar nöthlich ihre Noth: „und nicht einmal mehr Erdäpfel haben wir, denket doch, Frau Junker Landvögtin!" sagte sie. „Aber, meine gute Frau," sagte die Frau Junker Landvögtin mit weisem Gesicht: „Eh, eh, ich wollte doch nicht so jammern! Wir sind auch schon manchmal ausgekommen mit den Erdäpfeln, aber man muß sich immer zu helfen wissen, meine gute Frau. Wenn ihr keine Erdäpfel habt, so macht öppe ein Apfelmüßli, oder einen Eiertätsch, oder esset es Bitzli kalts Bratis aus dem Kuchischäftli. Mi muß nit so meisterlosig sy und meine, mi müßt geng Erdäpfel ha; mi muß si öppe lere i d' Sach z'schicke und z'esse, was da ist!" —

Jeremias Gotthelf hat so eben bei Springer in Berlin eine neue Ausgabe seines Buchs veranstaltet und ein Nachwort hinzugefügt, in dem er seine Ansichten über die neuen Bestrebungen zur Abhilfe der Noth und zu gleicher Zeit zur Bekehrung der Ungläubigen ausspricht. Wir theilen einige Stellen daraus mit. — „In der neuern Zeit hat man sich auch mehr und mehr der verwahrlosten Familien im Proletariat angenommen, geistlich und leiblich, hat dieses Werk innere Mission benamset, d. h. Sorge für die Heiden im Lande. Je lebendiger man von dem Schaffen in diesem Felde ergriffen wird, desto mehr muß gewarnt werden vor unzeitigem Eifer, ungeschicktem

Digitized by Google

Treiben. Man muß sich sehr wahren, daß, während man Andere arznen will, man nicht selbst pestkrank wird, oder, wie Paulus sagt, daß man nicht selbst verwerflich wird, während man Andern predigt. Man sei ja sehr vorsichtig, daß man nicht Heuchelei fördere und Falschheit pflanze und mit reichen Gaben beide lohne als wahrhaftige Früchte echter Buße und Bekehrung. Es treiben dieses schöne Werk eine Masse von Menschen und Damen mit einem Unverstand, daß Einem die Haare zu Berge stehen. Sie mahnen viel an die ehemaligen Weihnachts- oder Neujahrkinder, welche in den Häusern umgingen, sich von den Kindern beschauen und begrüßen ließen als wunderbare Wesen von Oben, und den gläubigen Kindern Geschenke spendeten mit vollen Händen. Die jetzigen Neujahrkindlein tragen eine selbstgemachte Puppe in den Häusern herum, nennen sie Christus, lassen sie küssen und anbeten, und wer es thut, der kriegt Allerlei als Lohn für seine Gläubigkeit. Es machen solche Leute zuweilen ein recht unanständiges Aufsehen mit ihrer Theilnahme und Sorge für die Armen, stellen ihre eigenen Persönchen in den Vordergrund, wie keine Tänzerin es besser machen kann. Und hinter dieser Zudringlichkeit oder Vordringlichkeit steckt oft keine Barmherzigkeit, sie schröpfen Andere, geben selbsten Nichts, ziehen beim Sammeln oder Vertheilen fremder Gaben Glacéhandschuhe an, weiße wo möglich, legen dabei ihren Arm gerne in den eines ritterlichen Jünglings, bekommen nach vollbrachtem Werk Herzklopfen, fallen in Ohnmacht, wie man auf keinem Theater so schön es zu sehen kriegt, und das Alles um des Heilands und seiner Armen willen. Man hüte sich doch ja, Christus lächerlich zu machen, damit verdirbt man Alles. — Die innere Mission befaßt sich mit den untern Ständen, nimmt die untersten Schichten des sogenannten Proletariats in Angriff, als ob nur da Heiden im Lande seien, als ob daher das Uebel gekommen, darum auch von daher das Heil kommen müsse. Das ist nun nicht so, sondern umgekehrt: das Uebel, Abfall und Unglauben sind von Oben gekommen..... Hier muß die Bekehrung beginnen, hier ist der Hauptacker der innern Mission und nicht das Proletariat. Das ist Nichts, einem armen Mannli die Hölle heizen, oder ihn einsalben mit Verheißungen von Gnade und einer wöchentlichen Unterstützung, wenn er sich bekehre. Aber einem Regenten oder Regentlein, es kömmt auf eins heraus, die Wahrheit sagen wie Nathan dem David, und zwar ohne Hoffnung, es werde in die Zeitungen gethan, in Zeiten, wo solche Artikel weder Zweckessen, weder Ehrenbecher, noch derartige Demonstrationen eintragen, das ist ganz was Anderes. Aber wir haben große Ahnungen, es gebe auch Solche, welche ein stark Wort gegenüber dem armen Mannli haben, ein ordentlich schweißtreibend Wort, und die hätten wiederum einen sehr starken Scharwenzel gegenüber von Regenten und absonderlich von hohen Damen, welche gewöhnlich Theil am Regieren haben, wenn auch nicht einen constitutionellen, so doch einen unabtreiblichen, nicht zu nehmenden. Da muß alle Tage gepredigt werden, daß wenn wir ein christlich Volk bleiben wollen, Schafe seiner Heerde, die Regenten christlich regieren müßten und einen christlichen Wandel führen, daß aller Weisheit und also auch aller Staatsweisheit Anfang sein müsse: Gott fürchten und seine Gebote halten. Da oben also beginnt zu predigen und zu missioniren, aber nicht mit Puppen und Kinderspiel, sondern in der Würdigkeit der alten Kirchenhelden und mit den Worten, die da Kraft haben, wie zweischneidende Schwerter, durch die alte Verstockung gehen, Ströme der Buße quellen lassen über die durch die Winde der Welt ausgetrockneten Felder Gottes, die Schranken brechen, welche zwischen den Ständen sich aufgethürmt, der Bruderliebe den Weg versperrt. — Gott

Digitized by Google

macht keine Ausnahmen, und wer das tägliche Brod ohne Arbeit hat, soll, wie der Apostel Paulus sagt, arbeiten, damit er habe für den Dürftigen in seiner Noth, und wer nicht arbeitet, soll gar nicht essen. Es ist Nichts, welches so scharf einen Stand vom andern scheidet, als wenn Einer arbeitet, der Andere nicht. Einer begreift den Andern nicht mehr, die Theilnahme verglimmt, es entsteht Haß und Neid auf der einen, Geringschätzung auf der andern Seite. Es ist sehr merkwürdig, wie der Arme vor dem Reichen, der arbeitet, immer noch eine Art von Respect behält, ihn wenigstens nicht hasset, wie Den, der gar Nichts thut; Dieser hauptsächlich ist's, dem der Arme Genuß und Besitz nicht gönnt. Wer nicht arbeitet, kann kein ehrbar Leben führen. —"

Das Alles sollen keine Angriffe auf die Idee der innern Mission sein, sondern nur eine Abwehr gegen die unreinen Elemente, die sich darin mischen. Wir benutzen diese Gelegenheit, um wieder einmal auf einen Gegensatz zurückzukommen, der uns schon vielfältig beschäftigt hat. Enthielte das Christenthum nichts Anderes, als jene Lehren der Demuth, des Glaubens und der Liebe, die unser wackere Prediger verkündet: nämlich jener Demuth, die wohl einsieht, daß der einzelne Mensch nicht der Mittelpunkt des Universums sein kann, daß er mit seinen Schmerzen, mit seinen getäuschten Wünschen, Hoffnungen und Idealen sich bescheiden muß durch den Gedanken der allgemeinen Nothwendigkeit und seiner individuellen Beschränktheit; daß auch der edelste, tugendhafteste Wille irren kann, und daß er sich nicht vermessen darf, in voreiliger Selbstgerechtigkeit an das Scheitern seiner Ideen den Untergang der Welt und aller Sittlichkeit zu knüpfen; — jenes Glaubens, daß das Gute wirklich ist und sich beständig verwirklichen muß, auch wenn der Einzelne zu Grunde geht; — und jener Liebe, die mit zuversichtlicher Freudigkeit in die Welt blickt, die aber ihre Freude nur dann vollkommen erachtet, wenn sie getheilt wird, und die daher in hingebender Thätigkeit, so weit sie es kann, die Freude und das Wohl Anderer vermehrt: — wäre dies der wesentliche Inhalt des Christenthums, so würde Niemand christlicher gesinnt sein, als wir, und wir würden auch gern Einiges von dem historischen Christus und von der Jungfrau Maria mit in den Kauf nehmen.

Aber was sich heut zu Tage als Christenthum breit macht, trägt in der Regel gerade den entgegengesetzten Charakter. Es zeigt nicht Demuth, sondern Hochmuth, jenes pharisäische Selbstbewußtsein einer höhern Berufung, welche die Welt verachtet, und wenn sie sich scheinbar vor Gott demüthigt, dieses mit dem geheimen Uebermuthe eines Lakaien thut, der in dem Glanz seiner Livrée geringschätzig auf den freien Bauer herabblickt. Es zeigt nicht Glauben, sondern vermessene Trostlosigkeit; es rechtet mit dem Lauf der Welt mit eben so bitterer Eitelkeit, als der Jungdeutsche Weltschmerz, und unterscheidet sich von demselben nur dadurch, daß es die trübe Empfindung dieses Jammerthals durch die Aussicht auf ein Jenseits, in welchem die Gottseligen unendliche Wonne genießen, und die Gottlosen unendliche Qualen erdulden werden, einigermaßen versüßt. Diese tröstliche Aussicht ist aber keineswegs geeignet, eine kleine, boshafte und feige Seele zu veredeln. Es zeigt endlich nicht Liebe, sondern Haß, offenen Haß gegen Alle, die seinen Glauben nicht theilen, und geheimen Haß gegen Alle, die im Glauben mit ihm rivalisiren.

Wir sind weit entfernt, diese Schilderung auf alle Diejenigen ausdehnen zu wollen, welche mit Eifer das Christenthum bekennen, so wenig wir die Anklage gegen das

Digitized by Google

Wesen der katholischen Kirche auf die Angehörigen derselben übertragen. Die Schilderung gilt dem neumodischen romantischen Christenthum, welches sich als Vorfechter für Thron und Altar in den Vordergrund drängt und mit seinem Christenthum ungefähr eben so coquettirt, wie die Schwarzweißen mit ihrem angeblichen Preußenthum. — Um ferner die Schilderung vollständig zu machen, fügen wir noch hinzu, daß auf unsrer Seite sich eben so ungesunde Erscheinungen vorfinden, und daß jene Coquetterie mit dem armseligen eitlen Ich, jene Lust am Gefühl der mangelnden Befriedigung, jener Hochmuth der Subjectivität, die sich für den Mittelpunkt der Welt hält und die Gegenstände mit Gleichgiltigkeit betrachtet, uns eben so widerlich ist, als der Jesuitismus der ecclesia militans.

Wir zeigen zum Schluß noch eine zweite Schrift von Jeremias Gotthelf an, die in demselben Verlag erschienen ist: Hans Jacob und Heiri, oder die beiden Seidenweber. Es ist diese kleine Erzählung eine individuelle Auseinandersetzung desselben Thema's, welches die „Armennoth" ideell behandelt, daß der Mensch seines Glückes Schmied ist. Zwei Familien werden einander gegenübergestellt, die durch die Verschiedenheit ihres praktischen Verhaltens und ihres Verstandes auch zu einer Verschiedenheit im Geist und Gemüth geführt werden. Auch diese Erzählung, wie alle übrigen von Gotthelf, zeichnet eben sowol die plastische sichere Kraft in der Zeichnung der Figuren, die Gesundheit und der Ernst der Moral, und die durch Humor vermittelte Nachsicht gegen die von allem Menschlichen untrennbaren Schwächen aus. Auch in dieser Schrift wird der Grundsatz, der sich wie ein rother Faden durch die Predigten über die Armennoth zieht, versinnlicht: Was die Menschen selbst vollbringen können, das thut der Herr nicht. —

Noch einige Notizen über das Leben des Verfassers. — Albert Bitzius, geb. 1797 im Städtchen Murten, Sohn eines Pfarrers, wurde 1820 Candidat der Theologie und Vicar, ging noch ein Jahr nach Göttingen, um zu studiren, reiste im Frühling 1822 über Leipzig und Dresden nach Hause, blieb bis 1832 Vicar, wurde dann Pfarrer zu Lützelflüh, verheirathete sich 1833, und gab 1836, im 39. Lebensjahre, den „Bauernspiegel", sein erstes Buch, heraus, dessen neue Auflage wir in einem der frühern Hefte besprochen haben.

Aus meinem Leben. Von Freiherrn v. Müffling. Berlin, Mittler. — Ein höchst interessanter Beitrag für die Kenntniß der Freiheitskriege. Der Verfasser, bekanntlich einer der ausgezeichnetsten Strategen des Preußischen Heeres, hat in demselben Verlag bereits früher mehrere Beiträge dazu geliefert, die sich namentlich mit den Feldzügen der Schlesischen Armee beschäftigen. Die gegenwärtigen Memoiren dienen zur Ergänzung und Berichtigung dieser frühern Arbeiten. Abgesehen von dem militairischen Interesse, welches natürlich vorwaltet, finden wir auch einzelne Charakteristiken der bedeutendern Persönlichkeiten jener Zeit von einem geistreichen Mann mit großer Schärfe, und doch wieder mit Discretion entworfen. Müffling gehört zu diesen besonnenen Officieren, denen die Regel, die Umsicht und die Berechnung im Dienst für nothwendiger gilt, als die augenblickliche, wenn auch glückliche Inspiration. Unter allen Feldherren, mit denen er in Berührung kommt, steht ihm daher der Herzog von Wellington am Höchsten; unter den Preußischen Generalen Scharnhorst. Mit Gneisenau und den übrigen Officieren, die sich zu den Tendenzen des Tugendbundes hinneigten, ist

Digitized by Google

er nicht so ganz einverstanden, obgleich er auch ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. — Besonders interessant ist seine Darstellung der Pariser Zustände nach der zweiten Einnahme, wo er auf den Vorschlag des Herzogs von Wellington zum Gouverneur ernannt war. Der zweite Theil des Buches enthält den Bericht über seine Gesandtschaft nach Constantinopel im Jahre 1829, wo er auf Befehl des Königs zwischen Rußland und der Pforte vermitteln mußte. Der Preußische Hof war in dieser Affaire in der günstigen Lage, eben weil seine Betheiligung an den Orientalischen Angelegenheiten kaum erwähnenswerth war, diese Unterhandlungen mit einem starrköpfigen und eingebildeten Volke einzuleiten, ohne sich oder seine Committenten zu compromittiren, was bei der Einmischung einer größern Macht schwer zu v rmeiden gewesen sein würde. — Der ausgezeichnete Ruf des General Müffling wird durch dieses Buch, in welchem sich eine sehr energische Bestimmtheit mit großer Bescheidenheit verbindet, nur noch erhöht. — Das Wichtigste aber in demselben ist die authentische Erklärung über die Mission des General Knesebeck nach Rußland. Bereits durch das „Leben York's" wurden wir auf diese Mission aufmerksam gemacht, durch welche in die Planlosigkeit und Verwirrung des Feldzuges von 1812 plötzlich ein überraschendes Licht fällt. Wir erfahren daraus, daß doch nicht blos der Zufall in jenen verhängnißvollen Zeiten gewaltet hat. Als im Jahre 1844 in Hormayr's Archiv der officielle Bericht, den Knesebeck von seiner Mission abgestattet hatte, gedruckt wurde, wandte sich Müffling um nähere Auskunft an seinen alten Freund. Wir theilen die Antwort auszugsweise mit.

„Du weißt, ich hatte 1806 den Winter-Feldzug mit den Russen und im Hauptquartier theils von Benningsen, theils von Tolstoy mehrere kleine Gefechte, besonders aber die Schlacht von Pultusk mitgemacht, und, ich darf sagen, die letztere geleitet, und dadurch das Vertrauen der Heerführer erworben. Als nun im Frühjahr 1807 der Kaiser Alexander zur Armee kam, hatte Tolstoy, der damals General-Adjutant war, mich besonders dem Kaiser empfohlen, und ich ward nach Bartenstein zu ihm berufen. Hier war es, wo ich das großartige Herz kennen lernte, das in seiner Brust schlug, das nur das Wohl der Menschheit wollte, und es gründete sich eine Art von wechselseitigem Vertrauen unter uns, auf welches ich im Jahre 1812 meine Sendung nach Petersburg unternahm, um ihm meinen in der Einsamkeit von Carwe ausgedachten Feldzugsplan vorzulegen, der im Ganzen denn auch befolgt worden ist. Diese meine Ideen, wie der Krieg zu führen sei und geführt werden müsse, wenn die Freiheit Europa's bewirkt werden solle, dem Kaiser Alexander vorzutragen, war nun mein geheimer Auftrag, von dem selbst der Staats-Kanzler nie ganz in Kenntniß gekommen ist, und blos der König allein unterrichtet war.

Um nach Petersburg hinzukommen, und dort beglaubigt zu erscheinen, bedurfte es aber eines officiellen und ostensiblen Auftrages, und dieser bestand darin, daß ich noch einmal versuchen sollte, den Frieden zwischen beiden Parteien zu vermitteln, und Alles anzuwenden, daß es nicht zum Ausbruche des Krieges kommen möge. Hiervon wurde nun St. Marsan, und durch ihn Napoleon unterrichtet, und ich ging mit Französischer Bewilligung und Französischen Pässen und Empfehlungen an Lauriston versehen nach Petersburg ab, froh, nur einen Vorwand zu haben, dorthin zum Kaiser Alexander zu kommen und ihm meine Ideen vorzulegen, und taub gegen alle Verwünschungen, die mir folgten, da es verlautet hatte, daß ich nicht dafür gestimmt, die Russen in unser Land bis zur Weichsel vorrücken, und den Kampf auf des Vaterlandes Boden ausfech-

Digitized by Google

ten zu lassen, welches damals die herrschende, ganz allgemeine Meinung war, um mit den Russen gegen die Franzosen sich baldigst zu vereinen. Nur der König, der mir eine Conferenz ohne weitere Zeugen gewährt hatte, in der er mich ruhig über zwei Stunden anhörte, stimmte mir bei, sagte mir aber: „Hier ist Alles anderer Meinung, und der Kaiser Alexander wird sich schön bedanken, die Franzosen in sein Land kommen zu lassen!" — Ich erwiderte, daß bei dem großartigen Herzen, welches ich von dem Kaiser kenne, es doch wol möglich wäre, wenn er sich überzeuge, daß nur auf diese Weise der Sieg ihm gewiß werden würde.

„So werde ich Sie hinschicken; — Sie werden aber schön ankommen, und ihm dann nur sagen, es bliebe bei unsrer alten Freundschaft, — ich könne aber jetzt nicht ändern, gegen ihn zu marschiren, alles Land sonst ja verlöre, — hoffte aber, würde sich Alles bald ändern!" —

Dies war meine Instruction zur geheimen Mission, und da ich durch Scharnhorst's und Liewen's fallengelassene Worte ahnte, daß Beide dahin wirkten, die Russen um so schneller nur gleich vorrücken zu lassen, um uns zum Beitritt zu zwingen, so versäumte ich keinen Augenblick, mit dem Staats-Kanzler nur die feste Abrede nehmend, auf keinen Fall Napoleon noch eine Festung mehr einzuräumen. In Königsberg fand ich bei meinem Durchfluge schon einige Russische General-Stabs-Officiere, und York eröffnete mir, er habe geheime Ordre, sich mit ihnen in Communication zu setzen; — ich bat, nur so lange zu warten, bis ich wieder von Petersburg zurückkäme; er antwortete: „Ich verstehe, und werde laviren." —

Den Wagen auf Schlitten gesetzt, jagte ich weiter, und war den achten Tag nach meiner Abreise von Berlin — (damals eine ungeheure Schnelligkeit) — in Petersburg.

Dort waren nun drei Ansichten; ein Theil, wozu Bagration gehörte, wollte so weit vordringen als möglich; — Barclay de Tolly nur bis zur Weichsel; — Phull sah Nichts, wie sein Lager bei Drissa; — der Kaiser endlich wollte auf Russischer Grenze den Kampf annehmen, selbige aber in keinem Fall überschreiten.

Alle hielten sich mit ihren 300,000 Mann, die unter den Waffen waren, für unüberwindlich, und Keiner wollte glauben, wenn ich davon sprach, daß Napoleon wol mit der doppelten Stärke kommen würde, ja der Kaiser wurde sehr aufgebracht, als ich ihm einmal bemerkte, 300,000 Mann schienen mir viel zu wenig. „Comment," rief er aus, „Vous comptez 300,000 Russes pour rien? Vous qui avez fait la campagne avec mes troupes?"

Ich erwiderte, ich hätte gesehen, wie tapfer sie föchten, er habe aber noch zwei andere Alliirte, auf welche ich eben so rechnete. — Dies wären Raum und Zeit; — beide habe er für sich, wenn er Feld gäbe und nicht Friede machte, — und gegen diese werde und könne Napoleons Genie (für welches der Kaiser einen ungeheuren Respect hatte) so wenig, als Napoleons Uebermacht Etwas ausrichten, seine Uebermacht im Gegentheil ihm nur mehr Hindernisse in den Weg legen. Von allen Mächten Europa's habe nur Rußland diese Vortheile seinem Gegner entgegenzustellen, und, selbige gehörig benutzt, müßten Napoleons Untergang bewirken. Mir schiene Er (der Kaiser Alexander) also von der Vorsehung berufen, der Welt die Freiheit wiederzugeben, und sie aus den Fesseln zu erlösen, in welchen sie schmachte. Dies wäre ja auch eigentlich sein Ziel und sein Zweck, und so auch dies der Vorsatz des Königs meines Herrn, der seinem Herzen dazu das schwere Opfer auferlegen wolle, eine Zeitlang gegen ihn, seinen

Digitized by Google

besten Freund auf Erden, zu kämpfen. — Um diesen großen Zweck zu erreichen, käme es aber gar nicht darauf an, ob 20,000 Preußen mehr gegen ihn stritten; wol aber darauf, daß es richtig angefangen würde, den Gegner zu bekämpfen, und darüber meine Gedanken seiner Weisheit vorzulegen, hätte ich die ihm bewußte officielle Sendung übernommen, und schickte mich der König, mein Herr! — ich aber vertraue auf die großartigen Gefühle und Gesinnungen in seiner Brust, und hoffte, er würde die Gnade haben, mich zu hören! —

Eh bien, Vous me développerez vos idées, je Vous donnerai des audiences privées.

Und so bestimmte er mir eine Stunde gegen Mitternacht, und bezeichnete mir eine geheime Thür in dem Winter-Palais, wo, wenn dort ein Kosak stehen würde, ich jeden Abend zu ihm kommen könne und der Kosak mich führen würde. Während ich nun des Morgens mit Romanzow eigentlich nichtssagende leere Gespräche über den Mann im Mond führte; — den Mittag vielfältig bei Lauriston, dem damaligen Französischen Gesandten in Petersburg, zubrachte, und mir sein Mittagbrod gut schmecken ließ, — fand ich zwischen 11 und 12 des Nachts sehr oft den mir bezeichneten Kosaken, der mich zum Arbeitssaal des Kaisers hinaufbrachte, wo Er selbst mich sowol über die Stärke seines Heeres, als über die verschiedenen Kriegspläne, die ihm gemacht worden, vollständig orientirte, und mit großer Aufmerksamkeit meine Bemerkungen, Einwendungen und eigenen Ideen anhörte, und mir sein gnädiges Vertrauen im allerhöchsten Grade bezeigte. — So war ich wol ein Dutzend Mal dort, und machte ihn vertraut mit dem Gedanken, fechtend immer Feld zu geben, indeß die Streitkräfte nie ganz zu opfern, und die Linie nach Moskau als die Operations-Basis anzusehen, welche Napoleon gewiß wählen würde.

Dies Letztere gab viele Discussionen, da damals Alexander fest glaubte, Napoleon würde Petersburg zum Ziel seiner Operationen wählen. — Als ich indeß von Ihm mich beurlaubte, sagte er, mir fest die Hand gebend:

„Dites au roi, que si je venais à Kazan, je ne ferais pas la paix."

Ich hielt die Hand lange fest; er drückte mich mit Innigkeit an seine Brust, war sehr bewegt, als ich ihm sagte, ich für meine Person würde nie gegen ihn fechten, und wenn er höre, daß ich wieder in den Dienst meines Königs getreten sei, so könne er dies als ein Zeichen ansehen, daß der König den Zeitpunkt gekommen glaube, öffentlich wieder die Russische Partei zu ergreifen.

So schied ich von Petersburg, ich glaube den 7. März. Daß mein Vortrag einen großen Eindruck auf den Kaiser Alexander gemacht hatte, davon hatte ich mich überzeugt; das Uebrige hoffte ich von Napoleons Vordringen selbst. Bei Riga oder Dorpat begegnete ich in einer Nacht noch Czernitschef, der von Paris gejagt kam, wo er sich, wie bekannt, vieler wichtiger Papiere bemächtigt hatte.

Die Postillone wollten Pferde wechseln, — wir erkannten uns wechselseitig an der Stimme; als ich frug, was er brächte, rief er mir zu: „la nouvelle que 600,000 hommes marchent contre nous!" — und ich bat ihn, dem Kaiser zu sagen, ob ich nicht Recht gehabt habe! —

In Berlin angekommen, galt es nun, einen ostensiblen Bericht über meine officielle Sendung zu machen, der St. Marsan und Napoleon mitgetheilt werden könne.

Digitized by Google

Ich hatte mir die Sache unterwegs überlegt, hatte schon in Petersburg daran gearbeitet, und fand, daß ich — da der officielle Zweck der Sendung doch eigentlich war, beide Theile vom Kriege abzuhalten, sehr gut alle Schwierigkeiten eines Krieges mit Rußland, die der Angreifer vorfinden würde, als Warnung, und zu meiner Genugthuung gewissermaßen als Prophezeihung hineinlegen könne; — und so entstand, was Du im Hormayr gelesen hast. — Als der Staatskanzler St. Marsan den Bericht mitgetheilt hatte, war dieser ganz entzückt davon, bat mich, zu ihm zu kommen, und sagte mir, wenn Etwas im Stande sein könne, Napoleon von diesem Kriege abzuhalten, so würde es meine am Ende gemachte militairische Bemerkung sein. Der Bericht selbst sei für Napoleon zu lang. Die Bemerkung am Ende würde er ihm aber gleich per Courier zuschicken; und es ist mir, als habe ich auf Wunsch des Kanzlers darauf noch gleich denselben Vormittag meine Bemerkung noch durch eine kurze Hinzufügung verstärkt, wie das größte Genie die Schwierigkeiten nicht überwinden könne, die Raum und Zeit dem Angreifer entgegenstellten, der in Rußland eindringen wolle. —

Als ich im Jahre 1814 St. Marsan in Paris wiedersah, sagte er mir, er wolle mir doch eine Sache mittheilen, die mir Freude machen würde, und erzählte mir nun Folgendes: Als er im Frühjahr 1813, nachdem wir uns gegen Frankreich erklärt hatten, von Breslau weggegangen sei, habe er Napoleon in Mainz getroffen, und ihn dort nur auf flüchtige Augenblicke gesehen und seinen Rapport abgestattet. Nun solle ich einmal rathen, welches eine der ersten Fragen gewesen sei, die Napoleon an ihn gerichtet? — Er habe ihn gefragt, ob St. Marsan sich wol noch eines Berichts erinnere, den er ihm im vorigen Jahre vor Ausbruch des Russischen Krieges von einem Preußischen Officier geschickt habe, und wie Derselbe hieße?

St. Marsan habe ihm darauf meinen Namen genannt, und Napoleon gleich hinter einander geäußert:

„Cet homme a très-bien jugé les affaires et la situation des choses; il ne faut pas le perdre de vue. Est-ce qu'il est employé?"

St. Marsan habe ihm darauf gesagt, er glaube wol, denn er habe mich in Breslau gesehen (wohin ich nämlich schon wieder von einer geheimen Mission nach Wien zurückgekehrt, und zwei Tage vor St. Marsan's Abreise angekommen war, um gleich wieder von dort zum Kaiser Alexander abzugehen, den ich in Plocks traf; von meiner Wiener Mission wußte aber St. Marsan Nichts); — Napoleon habe nun ein etwas nachdenkliches „hem" gemacht, und mit ihm über den Russischen Feldzug gesprochen.

Daß Napoleon ein Jahr nachher, als nun Alles so eingetroffen war, wie ich es vorausgesagt hatte, noch an jenen Bericht gedacht hat, ist nun allerdings merkwürdig genug, und mir die größte Genugthuung gewesen, die ich darüber erhalten konnte."—

Schriften aus und über Ungarn.

1.

Ungarns politische Charaktere, gezeichnet von F. R. Mainz J. G. Wirth Sohn. 1851. — Bei vorliegendem Buche brauchte man nur Titel und Einleitung zu lesen, und man könnte es genügend beurtheilen; aber ich that mehr, ich las 32 Seiten, das Uebrige — noch 190 Seiten — war, nach der neuen buchhändlerischen Erfindung, mit einem Querstreifen unzugänglich gemacht, und da ich dem Publicum mit einem guten Beispiel vorangehen wollte, so ließ ich diesen ungeschnitten. Es kann uns auch

Digitized by Google

gar nicht einfallen, eine Kritik über ein Ding zu schreiben, welches unter aller Kritik steht, und das wir, wenn uns nicht zufällig der Name des Verfassers bekannt wäre, einem Handwerkslehrling zuschreiben müßten; wir wollen aus den offenen 32 Seiten nur einige Stellen mittheilen, um das Publicum vor dem Eintritt in das Innere des Querbandes zu warnen.

Die „Einleitung" beginnt mit den „Launen der Natur", und kommt darauf hinaus, daß „das Wort die Mutter der That ist", und „daß nur die That schaffen kann." Zur Argumentirung dieser Sätze fügt der Verfasser hinzu: „Wir haben viele Mißgeburten kennen gelernt"; „sie waren aber dennoch nicht ohne Werth,*) so wie jede Action eine Reaction erzeugt: so hat schon eine gesunde Mutter ein krankes Kind geboren. Und die Reaction ist ein krankgebornes Kind; sie ist oft durch einen schlechten Erfolg der Liebe unreif zur Welt gekommen. Es kann aber darum Niemand behaupten, daß dieses kranke Kind, wenn es auch eine ansteckende Krankheit mit sich brachte, ohne Nutzen gewesen sei! Nein! Die ansteckende Krankheit gab uns die Ursache in die Hand, um zu lernen; sie hat uns zum Denken und zum Schaffen gebildet und bestimmt. Der Mensch soll schaffen. Dadurch daß er schafft, gründet sich seine That" u. s. w. bis Herr F. R. mit „Georg Apponyi" die „Gallerie berühmter und berüchtigter Männer in Ungarn" eröffnet, um „künftigen Geschichtsforschern ein gutes Material zur Vervollkommung einer großen Weltgeschichte zu liefern". (S. 1—2.)

Da Herr F. R. der „politische Freund" Kossuths, Batthyányi's u. s. w. ist, so kann es uns nicht wundern, daß er uns Apponyi als einen „leidenschaftlichen Absolutisten" aufführt (S. 3); aber die große weltgeschichtliche Auffassung des Herrn F. R. tritt uns erst bei der Administratorenangelegenheit in vollem Lichte entgegen. Die Administratoren, welche „größtentheils Personen vom Adel waren"**), mußten „als Polizeispitzeln darauf sehen, daß Alles, was im Comitatssaale und in den Privatgesellschaften geäußert, der Regierung berichtet wurde." Auf diese Weise konnte Apponyi „sicher auf den gewissenhaftesten Verrath kommen, der sich nicht verrätherisch hie und da entwickelt haben mochte". Aber die Hauptleidenschaft Apponyis war „die Tabakmonopolfrage, die er mit glühendem Fanatismus ins Leben zu rufen trachtete", bis er endlich beim Ausbruch der Französischen Februarrevolution „am Rande der Verzweiflung stand", und in seiner großen Angst den „furchtlosen Kossuth" fragte „was er thun wolle wenn die Sache nicht durchginge," worauf ihm Kossuth „kurz antwortete: Ich würde eher abdanken als mein Vaterland verrathen". (S. 3—6.)

Folgt „Zsedényi", der „in seinen nationalen Gesinnungen einer der verächtlichsten Menschen der Nation ward, und „dessen thätiger Geist im Bureau der ungar. Hofkanzlei dahinstrebte, die Seele Apponyis zu werden", dem er mit seinen „psychologischen Landeskenntnissen" diente; ja selbst nach der Revolution hatte er „die Frechheit, dem Reichstag einen Verrathscartel zuzusenden" (das bekannte königl. Reskript vom 28. März), und „gegenwärtig scheint er im geheimen Cabinet des Ministers Bach an der Centralsationspolitik zu arbeiten." (S. 6—7.)

*) Wir bitten den Corrector, die Interpunction unangetastet zu lassen, sie ist Eigenthum des Verfassers von „Ungarns" u. s. w.

**) Wir gewöhnlichen Menschenkinder können versichern, daß sie alle vom Adel waren, da bekanntlich erst im Landtage 1844 das Amt eines Stuhlrichters den Nichtadeligen zugänglich gemacht wurde.

Digitized by Google

„Emil Dessewffy". Nachdem Aurel Dessewffy, unter dem sich „der Budapest Hiradó entwickelte, der die feinste Opposition gegen die Regierung verfolgte", gestorben war, trat sein Bruder Emil als sein Nachfolger in der Politik auf, übernahm die Redaction des genannten Organs, „welches das schmeichelhafteste Blatt der Regierung war." Emil „hatte den Zorn und die schäumende Wuth der Conservativen allein auf sich genommen", und nachdem sein Blatt „unter die Todten des Zeitgeistes von 1848, gekommen, läßt er auch heute noch nicht nach, Kossuth's geniale Größe, und die Reinheit seines Charakters unbefleckt zu lassen." (S. 8—10.)

„Graf Stefan Széchényi". Dieser ist natürlich ein Apostat, der später vor dem von ihm selbst heraufbeschworenen Gespenst erschrak, sich der Regierung für „viele Orden" hingab, und endlich „bewirkte, daß Kossuth, Vesselényi und Lukács" (vermuthlich Lovassy) „in den Kerker geworfen wurden." — Nun dies ist wirklich ganz neu — „Aber der duftende Graf irrte sich gewaltig. Er hatte keine Ruhe; seine drei politischen Opfer verfolgten seine Seele durch zwei volle Jahre, endlich war er des Leidens müde, und suchte die Regierung zu bewegen, daß sie eine Amnestie an Kossuth u. s. w. ergehen ließ". Nun glaubte Széchényi, Kossuth werde sich bei ihm bedanken, da aber dies nicht geschah, so „schrieb er fort und fort die lächerlichsten Artikel." So kam der Reichstag 1840, der nach Herrn F. R. „nur drei Wochen dauerte" (das ganze nicht „großweltgeschichtliche" Volk von Ungarn giebt die Dauer dieses Reichstags auf 8 Monate an). Dann der Reichstag 1843 und 1844, in welchem der Graf durch eine Rede, die er bei Gelegenheit der Bauernfrage hielt, und „die eines Robespierre würdig war", sich wieder die Gunst des Volkes zu erwerben suchte; aber „die Opposition, klug genug, erkannte die Schlange" und ließ sich nicht ködern. Hierauf folgte die Gründung des „Schutzvereins", welchem „sich der Graf anschließen wollte", aber auch hier stieß ihn die Opposition zurück. „Széchényi war verloren" u. s. w. (S. 10—22.) — Auf den Schutzverein kommt Herr F. R. bei der Biographie Kossuth's — deren zweite Hälfte uns durch das grausame Querband verschlossen ist — noch einmal zurück, und hier schildert er die Verblüfftheit der Regierung über die großen Erfolge dieser Kossuth'schen Schöpfung mit folgender etwas übelriechender Ekstase: „Gedankenlos starrten die kaiserlichen Zollwächter wie aus Dreck und Kälte geformt nach dem rüstigen Ungarn, das sich stolz in dem Gewande seiner Industrie auf Promenaden uud Bällen zeigte". (S. 26.)

Die halbe Anonymität des Verfassers ist gewiß nur für Deutschland berechnet, denn der Deutschungar wird aus jeder Zeile den — um in der Ausdrucksweise des Herrn F. R. zu sprechen — berüchtigten Redacteur des „Mephisto" und den Verfasser der „Politischen Bilder aus Ungarns Neuzeit" herausfinden.

Wir erlauben uns hier noch eine wohlgemeinte Bemerkung für den Deutschen Buchhändler. Es konnte uns durchaus nicht wundern, daß während und unmittelbar nach Beendigung der Ungarischen Revolution, wo sich im Publicum eine Heißgier nach Allem, was die Verhältnisse und geschichtlichen Daten des nur wenig oder gar nicht gekannten Ungarns besprach, kund gab, sich viele Buchhändler fanden, die theils, um ein „Geschäft" zu machen, theils, um wirklich dem gefühlten Bedürfniß abzuhelfen, in Betreff der Autoren nicht sehr wählerisch waren, und Leute, wie Arthur Frei (Bussenius), Julian Chownitz, Franz Reisiger, Dr. Schütte und Consorten Verleger — und zwar manch' sehr respectable Firmen, wie Hoffmann und Campe, Schäfer u. s. w. — finden

Digitized by Google

konnten. Jetzt ist der Markt mit mehr als hundert Büchern über Ungarn versehen; viele Verleger dürften sich in Hinsicht des „Geschäfts" sehr getäuscht haben; die Kritik hat das Ihrige gethan, um gewisse Autoren für die Zukunft — wie man glaubte — unschädlich zu machen, und dennoch ..... Aber die Sache hat noch eine andere Seite. Wir haben es in diesen Blättern oft erwähnt, und können es jetzt nur bestätigen, daß mehrere Notabilitäten der Ungarischen Emigration, die theils durch ihre Stellung während der Ungarischen Bewegung im Stande sind, getreue und interessante Daten aus dieser wichtigen Periode mitzutheilen, theils aber durch mehrere vor- und selbst nachmärzliche Arbeiten — die aber leider unter dem großen Wust von Machwerken kaum herauszufinden sind — auch ihre Befähigung in der Publicistik und Historiographie bekundet haben, mit größern und gesichteten Werken über Ungarns Geschichte, Statistik und politische Zustände sich beschäftigen. Die Verleger, wie das Publicum, welche durch so vielen Schund so oft getäuscht werden, dürften dann schwer die Perle aus dem Sandhaufen herausfinden, und, wie es gewöhnlich zu sein pflegt, ihre Theilnahme diesem Fach der Literatur ganz entziehen: und aus den bisherigen Werken ist nur wenig Wahrheit und viele Lüge zu Tage gefördert worden.

2.

Losonczi phönix sat. szerkeszti és kiadja Vahot Imre I. k. Pest 1851.

(Losonczer Phönix, ein historisch-belletristisches Erinnerungsbuch zur Unterstützung u. s. w. herausgegeben und redigirt von Emerich Vahot, Pest 1851.)

Die Schauder erregende Geschichte der unglücklichen Stadt Losonc während des Russisch-Oestreichischen Feldzuges im Sommer 1849 ist dem Deutschen Publicum wol bekannt. Herr Emerich Vahot (früher Redacteur des „Divatlap") setzte die Herausgabe des genannten Buches zur Unterstützung der hartbedrängten Stadt mit einem Eifer und einer Ausdauer ins Werk, die nur Patriotismus und Menschenliebe gepaart erzeugen können. Auch hat der Erfolg sein edles Streben in hohem Maße belohnt: das 230 Seiten starke Buch hat bereits mehrere tausend Gulden C. M. eingebracht, und der zweite Band, der vermuthlich noch dieses Jahr erscheinen wird, verspricht eine gewiß nicht mindere Einnahme.

Die Kritik pflegt gegen solche Werke mit einer gewissen Pietät zu verfahren; aber Herr Vahot hat uns auch diese kleine Verlegenheit erspart, und es freut uns, das Deutsche Publicum mit einem Werke bekannt machen zu können, um welches die Ungarische Literatur reicher geworden ist.

Nach einer in Versen von Tompa und in Prosa nach Lactanz von Bárý-Szabó gegebenen Erzählung der Fabel vom Phönix folgt die Geschichte der Stadt Losonc von Daniel Jeßenöi. Die augenscheinlich gezwungene Mäßigung in Styl und Behandlung giebt dieser Skizze einen gewissen Reiz, der uns zur Verzweiflung bringen könnte; und dennoch hätte sie gewiß nicht das Licht der Welt erblickt, wenn Oestreich nicht die Sympathien — sit venia verbo — welche sich die Russen in ihrer Totalerscheinung in Ungarn erworben, trotz aller aufgefrischten Alliancen und officiellen allerhöchsten Umarmungen zu untergraben bemüht wäre.*) In literarischer Hinsicht ver-

*) Wir wollen in einer der folgenden Nummern dieser Blätter diese Skizze im Auszug mittheilen.

Digitized by Google

missen wir in diesem Artikel jene dem geübten Chronisten eigene Sicherheit und pragmatische Aneinanderreihung der Ereignisse, welche zur Totalauffassung eines historischen Bildes unumgänglich nöthig sind.

Die hierauf folgende „Regényes kronika" — Romantische Chronik aus dem goldenen Zeitalter unsrer Nation — vom Herrn Herausgeber ist eine in ihrer Art fast ganz neue und gewiß sehr willkommene Erscheinung in der Ungarischen Literatur, und dürfte unsre befähigten jungen Schriftsteller zur fernern Bearbeitung dieses großen Gebietes aneifern. Herr Vahot behandelt hier den Auszug der Magyaren von Asien nach Europa — „von ihrer Wiege vielleicht in ihr Grab" — mit einem glänzenden Aufwand von patriotischer Begeisterung und poetischem Talent, indem er mehrere historisch-mythische Sagen zu einem höchst anmuthigen Ganzen vereinigt.

Um das Jahr 800 n. Chr. bewohnten unsre Vorfahren das schöne Land zwischen dem Don und der Volga, welches damals „Dontö magyarország" — Magyarenland am Donflusse — genannt wurde, in 7 Stämme und 108 Geschlechter getheilt, die sich aber gegen äußere Angriffe und bei größern allgemeinen Unternehmungen zu einem Ganzen vereinigten. Um obige Zeit giebt sich unter den Stämmen und Geschlechtern des friedlichen, aber tapfern Nomadenvolkes eine außergewöhnliche Bewegung kund. Versammlungen und Berathung finden in größern und kleinern Kreisen statt, Waffen werden geschliffen, Vorräthe gesammelt, bis sich endlich die ganze Nation erst zum gemeinschaftlichen Gottesdienst auf dem siebenhügeligen „Sorberek" versammelt, wo die Götter, nicht wie bei andern heidnischen Völkern in geschnitzten Fratzen und ekelhaften Thieren, sondern im reinen, lichten Strahl der Sonne und in den segenbringenden Elementen angebetet, und ihnen mehrere weiße Pferde, junge Rinder und Früchte geopfert werden; worauf dann das ganze Volk — lauter Freie — nach der Nationalfeste „Magyarvár" zieht, wo die Reichsinsignien: der mit sieben Löwen prangende Schild von Gold als Reichswappen, das mächtige mit den Bildern der großen Ahnen ausgestickte Reichspanier, die Reichskronik, das mächtige, welterobernde Schwert Attila's und das Testament seines Sohnes Csaba aufbewahrt sind. Almos, der älteste unter den sieben Feldherren und ein Nachkömmling Attila's, betritt die Tribune, und verliest das in der Volkssage lebende Vermächtniß Csaba's, in welchem den Nachkommen zur Pflicht gelegt wird: einst nach Pannonien zu ziehen und das Erbe ihrer Väter zurückzuerobern. Die Versammlung, welche zum großen Theil bereits ihren Entschluß gefaßt hatte, bestimmt jetzt, mit Ausnahme zweier Geschlechter, dem Testamente Folge zu leisten. Die Häuptlinge der zwei renitenten Geschlechter, Boár und Ompold, suchen vergebens ihre Partei zu vergrößern, indem sie der ganzen Nation Unheil verkünden, wenn sie diesen Wohnort verläßt, wo die heimischen Götter hausen und die Asche der Väter ruht. Alle Anstalten zur Auswanderung werden ins Werk gesetzt. Aber noch bevor diese stattfindet, bildet sich ein tragisches Motiv, welches seine Wirkung bis auf unsre Zeit erstreckt, und jene noch heute im Munde des Ungarischen Volkes lebende und von der Poesie mannichfach ausgebeutete Wehklage begründet: „nehez átok sujtja a magyart" — der Ungar wird von einem schweren Fluch gedrückt. — Boár hat eine einzige Tochter, die „goldhaarige Delinke" — Amoena —, welche dem „schwarzäugigen, ritterlichen Arßlán" — Leo — verlobt ist. Arßlán, der zur großen Majorität der Auswandernden zählt, will seine ihm angelobte Braut mit sich nehmen, was der Vater schon aus Oppositionsgeist, aber noch mehr aus Anhänglichkeit gegen sein einziges Kind, nicht zugeben will. Sie er-

Digitized by Google

scheinen vor dem neuerwählten obersten Feldherrn Almos, der den Boár zur Erfüllung seines Gelöbnisses an Arßlán verurtheilt. Der erzürnte Vater dringt mit seinem Schwerte auf seine ebenfalls vor dem Gerichte anwesende Tochter ein, Arßlán vertheidigt sie, kann aber seinen eigenen und den Tod seiner Geliebten nicht anders abwehren, als durch einen Lanzenstoß in das Herz seines Schwiegervaters. Der Geist des gemordeten Vaters verfolgt wie ein böser Schatten die wandernde Nation, welche nach mehrern mühevollen Tagereisen nach dem zum Russischen Reiche gehörenden Fürstenthum Kiew gelangt, wo sie den Fürsten durch eine Deputation um freien Durchzug ersuchen läßt, was Dieser aber verweigert, nachdem er sich mit den benachbarten Kunen vereinigt hatte, um der gefürchteten Macht der Magyaren zu widerstehen. Allein die Sache nimmt nun eine neue Wendung. Die Abgesandten der Magyaren werden bei ihrer Rückkehr von einigen Kunen verhöhnt, ja drei von ihnen getödtet; unter Letztern ist auch Arßlán, der angebetete Gatte Delinke's — der Mörder ihres Vaters. Die ergrimmten Magyaren rüsten sich zur Rache gegen den Völkerrecht verhöhnenden Feind, greifen mit ihrem gewohnten Ungestüm und Kriegslist die überlegene Macht der vereinigten Gegner an, besiegen sie und belagern Kiew. Die Stadt, ohne Hoffnung auf Entsatz, steht am Rande der Verzweiflung, denn die Magyaren drohen die an ihren Abgesandten begangene Schmach an der gesammten Einwohnerschaft zu rächen, und versucht den mit Recht erbitterten Feind durch eine aus Weibern, schwachen Greisen und Kindern bestehende Deputation zum Mitleid zu bewegen, was ihr auch vollkommen gelingt, nachdem sich die Magyaren von der Unschuld der Einwohner an dem begangenen Frevel überzeugt. Delinke aber, die den Tod ihres geliebten Mannes ungerächt sieht, giebt sich am Grabe Desselben selbst den Tod, wiederholt sterbend den Fluch, welchen bereits ihr Vater der Nation nachgerufen hatte, und fügt hinzu: „Mögt Ihr durch Jene zu Grunde gehen, denen Ihr in diesem Friedensschluß Gnade, ein Vaterland und neues Leben geschenkt habt!"

„Im Sommer des Jahres 1849" — so endigt die schöne Erzählung — „war das Aechzen der herumirrenden Geister Boár's, Arßlán's und Delinke's in jenem düster sausenden Winde zu hören, welcher über die in der Mitte des sanften und hochgebildeten 19. Jahrhunderts an Losonez verübte und wahrlich unverschuldete Verwüstung und die Waffenstreckung von Vilagos heulend dahinzog." —

An der Behandlung, die übrigens eine vollkommen gelungene zu nennen ist, haben wir nur im ersten Capitel bei der Schilderung der Eigenschaften und Lebensweise der Urmagyaren und im sechsten Capitel bei der Aufzählung der Reize Delinke's jene Ueberhäufung der Bilder und Gleichnisse zu tadeln, welche den Gesammteindruck stört, und leider vielen unsrer Prosaiker noch in sehr hohem Maße eigen ist.

Die „Üneplések" — Feier — von Ignácz Nagy stellt uns in einigen recht anschaulichen Bildern den Gegensatz des gemüthlichen und besonders in protestantischen Ländern mit so viel Freuden und auch manchen Leiden gefeierten Christabends bei den verschiedenen Klassen der Gesellschaft dar. Herr Nagy, jetzt Redacteur des Modeblattes „Futár", versuchte in seinen „Magyar titkok" — Ungarische Geheimnisse — dem Ungarischen Publicum den Eugen Sue in Paprikabrühe vorzulegen, und vergaß nur den kleinen Umstand, daß die Ungarn keine Franzosen und Pesth nicht Paris ist. In seinen übrigen belletristischen Arbeiten führte er eine wahre Manie zu gezwungenen Sarkasmen und unverdaulichen Witzen ein, die uns stets unheimlich berührten, und dem

Digitized by Google

Geiste der Ungarischen Sprache ganz fremd sind. In den „üneplések" erblicken wir den Autor mit Vergnügen auf dem Wege zur Besserung; nur müssen wir die Art und Weise, wie er in gewissen Gesellschaften von dem Ungarischen Theater sprechen läßt, wenigstens für heute, als unwahr bezeichnen.

„A' láthatlan csillag" — der unsichtbare Stern — von Moritz Jokay ist in Styl und Anschaulichkeit der Gegenstände und Situationen, wie alle Werke des beliebten Novellisten, sehr gelungen. Nur müssen wir hier gegen dieses Genre überhaupt eine Bemerkung hinzufügen. Bei Nationen, deren überreiche Literatur das innere Leben des Volkes bis zu einem gewissen Grade erschöpft hat, können wir es dem Schriftsteller verzeihen, wenn er — wie gewisse Ehemänner kleine Reisen unternehmen, um dann im Hause lieber gesehen zu werden — manchmal nach den Pyramiden, nach West- und Ostindien, oder gar in die Feenreiche wandert, um dem Publicum von dort etwas Neues zu bringen. Auch hat dies bei Völkern, die mit den entferntesten Völkern der Erde durch Handel und Colonienwesen verkehren, und wo die Schriftsteller selbst Gelegenheit haben, sich eine eigene Anschauung von den Zuständen, Sitten, Lebensweisen u. s. w. dieser Völker zu erwerben, gewiß seinen Nutzen; allein in Ungarn, wo das deutlich ausgesprochene eigenthümliche Volksleben und die ereignißreiche Geschichte und Sagenwelt noch so reichliche Ausbeute geben, und fast keiner unsrer Schriftsteller sich eine eigene Anschauung von dem Leben entfernter Völker erworben hat, muß uns jede derartige Abschweifung, und besonders bei Schriftstellern, die das heimische Volksleben so genau kennen, wie Herr Jokay — gelinde gesagt — als eine unverzeihliche Nachahmungssucht erscheinen.

Mit diesen Gedanken beschäftigt las ich die darauf folgende Dorfgeschichte: „Egy falu két bakter": — Ein Dorf, zwei Nachtwächter — von dem rühmlich bekannten, volksthümlichen „Vas Gereben". —, Die Anekdote ist in Ungarn landeskundig, und wird in allen Schenkstuben, Werkstellen und Bauernhochzeiten erzählt. Der Wächter eines kleinen Dorfes bläst die eilfte Stunde, und sucht, da ihm die „nassen Flammen" die Augenlieder etwas schwer gemacht hatten, ein Lager auf einem vor dem Wirthshause stehenden, mit Heu und Stroh reichlich versehenen Wagen, vor dem die abgezäumten Pferde sich das Futter wohl schmecken lassen, während der Fuhrmann in der Schenke einige Erfrischung einnimmt. Nach der Abfütterung zäumt der Fuhrmann wieder auf, fährt eine Station weiter, bleibt in einem einige Stunden weit entfernten Dorfe wieder vor dem Wirthshause stehen, um den Pferden „Etwas vorzulegen", und kehrt wieder in der Schenke ein; der Nachtwächter erwacht, steigt vom Wagen, und glaubt in der dunkeln Nacht, in seinem Dorfe zu sein. Da er nun zum letzten Male eilf geblasen hatte, und sein „Schläfchen" nur auf eine Stunde berechnet, so ruft und bläst er jetzt zwölf; aber kaum hat er beendet, als von dem andern Ende des Dorfes eine unbekannte Stimme „drei Uhr" ruft; die armen Wächter glauben jeder ihr eigenes Gespenst zu hören, gehen mit dem Rufe: „Wer bist Du!" auf einander los, und schleppen sich gegenseitig zum Dorfrichter, wo sich dann das Räthsel, versteht sich nicht sehr angenehm für den transportirten Sicherheitsmann, der nun seinen Weg zu Fuße zurückmachen muß, löst. — Herr Vas hat diese Anekdote mit viel Geschick und einer fast nur ihm eigenen Art, die Volkssprache nachzuahmen, zu einer lieblichen Dorfnovelle bearbeitet, die uns Nichts zu wünschen übrig läßt.

„Nemzetmozgalom." — Nationale Bewegung zur Zeit der Wahl Mathias Hunyi-

Digitized by Google

adiß (Corvinus) zum König von Ungarn — eine historische Skizze von Paul Vasváry, hat uns im Ganzen wenig befriedigt, was wir bei dem anerkannten Talent des zu früh verblichenen Jünglings nur in dem Umstande suchen müssen, daß die Skizze, welche aus seinem Nachlaß genommen ist, eine Vorarbeit zu einem größern, gesichteten Werke sei, das aber durch den Tod des Verfassers nicht zu Stande kam. — Der Verfasser erwarb sich in Pesth, in den Märztagen, durch sein wirklich bedeutendes rednerisches Talent eine außerordentliche Popularität, und es wurde keine Volksversammlung abgehalten, bei der der liebenswürdige Jüngling nicht mit allgemeinem Applaus und großem Erfolg gesprochen hätte. Später, als er wegen seiner Minderjährigkeit — er war noch nicht 24 Jahr alt — von der Wahl zum Reichstags-Deputirten ausgeschlossen blieb, bestieg er die Katheder, und tradirte vor einer zahlreichen Zuhörerschaft Geschichte. Als der offene Krieg ausbrach, bildete er ein Freicorps, zu dessen Major er ernannt wurde, und fiel an der Spitze desselben bei einem unglücklichen Gefecht der Ungarn mit den Gebirgswalachen in Siebenbürgen.

„A szép ráczleány" — Das schöne Raitzenmädchen — ist ein anmuthig erzähltes tragisches Hondebabenteuer von Obernyik, und das darauf folgende historische Charakterbild: „Az ifju csaszár" — Der junge Kaiser — welches den großen Sultan Muhamed II. während der Belagerung und Einnahme Constantinopels und sein Verhältniß zu der schönen Griechischen Fürstin Irene schildert, zeigt uns den jungen Fürsten in seinen seltenen schönen Augenblicken „menschlicher Schwäche", wie in seiner urwüchsigen Grausamkeit. Er müht sich selbst umsonst den Namen des „Grausamen" Lügen zu strafen. Ein gewisses Fatum drängt ihn, auf der betretenen Bahn fortzufahren, obwol ihm eine unbekannte Stimme unaufhörlich die verhaßten Worte zuflüstert: „Du bist grausam". — „Und die unerbittliche Geschichte ruft es nach: grausam!" —

An den Gedichten ist die Furcht vor der Säbelcensur — das Buch ist, trotz seines jetzigen unschuldigen Inhalts, mehr als zwei Monate bei der Polizei gelegen, bis die Erlaubniß zur Versendung erfolgte — deutlicher zu sehen; doch lassen uns einige epische Fragmente von Arany und Garay, wie das Bruchstück eines Drama's von Vörösmarty, bald einige werthvoll Novitäten dieser Dichter hoffen. Unter den lyrischen Gedichten sind: „die Winterabende" von Petöfy, „das Märchen vom Seidenwurm" von Tompa und „die Losonczer Waise" von Toth unzweifelhaft die gelungensten. V.

Die Judenfrage in England. Zum zweiten Mal haben die Lords die vom Unterhaus beschlossene Emancipation der Juden verworfen. Die tragikomische Scene mit Rothschild hat sich mit dem Alderman Salomon noch etwas pikanter erneuert. — Die Engländer gerathen über Dergleichen nicht außer Fassung, sie haben Geduld; sie wissen, daß eine unabweisbare Forderung des Rechts und der Humanität sich bei ihnen durchsetzen muß, in der nächsten Zeit durchsetzen, wie sehr auch der Pietismus und der aristokratische Hochmuth sich dagegen sträuben möge. — Dabei sind sie nicht so romantisch wie die Deutschen; sie halten es nicht für den einzigen Zweck ihres Liberalismus, die Juden zu emancipiren. Uns ging es mit den Juden wie mit den Polen; es sah ganz so aus, als ob jede Sorge für uns selbst gemeine Selbstsucht wäre, wenn wir nicht vorher Jene zu unserm Niveau erhoben hätten. — Wie dem auch sei, die Emancipation der Juden ist nicht nur eine rechtliche Nothwendigkeit, sondern auch das beste Mittel, was uns an diesem Volk noch fatal ist, allmählich zu heben.

Verantw. Red. F. W. Grunow. — Mitredact.: G. Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Digitized by Google

Arnold Ruge.

Ruge verdient in mehrfacher Beziehung eine Charakteristik. Er hat eine Zeit lang einen wirklichen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der Deutschen Literatur, oder vielmehr auf die Anschauungs- und Empfindungsweise der Deutschen Jugend ausgeübt, er kann als ein Typus des gebildeten Theils der Demokratie betrachtet werden, und er wird in diesem Augenblick von der Reaction ausgebeutet, gleichsam als Vogelscheuche gegen die Freiheitsbestrebungen des Volkes. Bisher ist über ihn nur von leidenschaftlichen Verehrern oder von erbitterten Gegnern geschrieben worden; eine unbefangene, ruhige Untersuchung dürfte daher am Orte sein. Zwar bin ich selbst in den aufgeregten Zeiten von 1848 in der Reihe seiner Gegner gewesen, und es sind ziemlich harte Worte zwischen uns gefallen, allein was seit der Zeit geschehen, ist so ernsthafter Natur, daß man sich kaum mehr versucht fühlen dürfte, sich noch an kleine persönliche Reibungen zu erinnern, um so weniger, da durch dieselben das Bild des gemüthlichen bon homme, wie wir ihn im Privatleben gekannt haben, niemals ganz verwischt ist. Ich glaube daher mit gutem Gewissen die Versicherung geben zu können, daß ich sine ira et studio schreibe.

Man pflegt sich gern von einer literarischen Persönlichkeit, die uns einen bestimmten Eindruck gemacht hat, in Gedanken ein entsprechendes Bild zu entwerfen. In der Regel täuscht man sich darin, wenn man auch später im persönlichen Umgang den Zusammenhang zwischen dem Charakter und den schriftstellerischen Leistungen wohl begreift. Bei Ruge dürfte das den Meisten so gegangen sein. Er stand wenigstens in den Jahren 1844 und 1845 allgemein im Ruf eines händelsüchtigen Klopffechters, eines herzlosen Spötters und eines schwarzsichtigen Malcontenten. Schon der erste Anblick war geeignet, diese Vorstellung aufzuheben. Ein gutmüthiges, joviales Gesicht mit blonden Pommerschen Haaren, graublauen Augen, ein unerschöpfliches, vergnügtes Gelächter, ein bequemes Sichgehenlassen, welches eine gewisse Trägheit und wieder die Empfänglichkeit für jeden beliebigen Eindruck andeutete, das Alles waren Züge, die mit den Vorstellungen von Zerrissenheit und Weltschmerz nicht im Mindesten übereinstimmten.

Digitized by Google

Beim nähern Umgang wurde man noch weiter enttäuscht. Man erwartete unausgesetzte philosophische Deductionen und ein scharfes, eifriges, aigrirtes Eingehen auf jede Richtung, die mit seinem Princip irgend im Zusammenhang stand. Nun sprach er zwar zuweilen von der Dialektik der Ideen, vom Sein und Nichtsein und dergleichen, aber nur, wenn er zu träge war, um irgend einen bestimmten Gedanken zu verfolgen. Jene Redensarten waren ihm so geläufig, daß er sie lediglich benutzte, um die Lücken des Gesprächs auszufüllen, und daß er keinen größern Inhalt hineinlegte, als in die viel bequemern Kategorien „Pferde, Verräther, Unmenschen" u. s. w., mit denen er sehr freigebig war. Zwar hatte er allerlei von einzelnen interessanten Richtungen in der Wissenschaft und im Leben gehört, aber nur, wenn sie ihm durch persönliche Berührung nahe gerückt, oder ihm auch geradezu von seinen Freunden zurecht gemacht waren. Im Ganzen herrschte bei ihm auch über die bekanntesten Dinge eine Unwissenheit, wie sie bei einem literarisch Gebildeten vielleicht nicht wieder anzutreffen sein würde. Er machte daraus auch gar kein Hehl, war vollkommen zufrieden mit dem geringen Vorrath von Kenntnissen, die sich fast alle aus der Zeit herschrieben, wo er auf der Festung saß, zeigte nicht die geringste Lust, sich zu weitern Studien herzugeben, und staunte mit halber Ehrfurcht, mit halbem Lächeln einen Jeden an, der ihm durch positive Facta imponirte, so lange ihm diese Empfindung der Ueberlegenheit nicht unbequem wurde. Am Liebsten ging er daher mit jungen Leuten um, denen er einige Detailstudien gern verzeihen konnte, da sie in ihm doch im Ganzen den Patriarchen der Philosophie verehrten; auch mit Frauen und Geschäftsleuten, denen er sich zuweilen durch eingestreute Hegel'sche Reminiscenzen als Philosophen documentirte, die er aber am Liebsten durch humoristisch vorgetragene Anekdoten, pikante Charakteristiken und Witze unterhielt. Die Witze waren meistens gut und sein Humor um so eindringlicher, da er durchaus nichts Gemachtes hatte, da überall die herzliche Freude durchblickte, die er selber darüber empfand. Nichts kann falscher sein, als die Vorstellung, die Viele von ihm haben: er mache den Eindruck eines Deutschen Gelehrten. Wie er sich bei den meisten Büchern langweilte, so war ihm dagegen der Umgang, wo man peripatetisch über allerlei interessante Gegenstände discutirte, sehr angenehm, namentlich wenn man schlagfertig war, rasch die Pointen fand und Spaß verstand und ausübte. Freilich hat er bei solchen Gelegenheiten die Eitelkeit Vieler verletzt, weil er sowol in der Hitze wie im Scherze es mit seinem Ausdruck nicht genau nahm, für den Unbefangenen aber ließ sich ein bequemerer Umgang nicht denken. Wenn er auch im Anfange durch die schiefsten Urtheile über Kunst, Literatur, Politik in Erstaunen setzte, so kam man bald dahinter, daß die Verkehrtheit derselben nur auf vollständiger Unkenntniß beruhte; im Allgemeinen aber erfreute er sich eines sehr gesunden Menschenverstandes und einer schnellen Beweglichkeit des Geistes, die leicht auffaßte, die sich freilich auch vor jeder Mühe des Auffassens scheute. Was

Digitized by Google

ihm nicht in einer Pointe überliefert wurde, fand bei ihm keinen Eingang. Eine solche Pointe, die in der Regel den sinnlichen Eindruck eines argumentum ad hominem machen mußte, verwahrte er dann in seinem Gedächtniß, verallgemeinerte sie, gab ihr eine abstracte philosophische Form, und trat dann damit wie mit einem Glaubensartikel auf. Nur auf diese Weise ist die Reihe von Manifesten zu erklären, die mit fabelhafter Schnelligkeit auf einander folgten: sie lassen sich ohne Unterschied auf solche einzelne Pointen zurückführen, die ihm imponirt oder Freude gemacht hatten. Darüber weiter nachzudenken, den einzelnen Satz in Beziehung auf einzelne concrete Fälle zu untersuchen und seinen Umfang zu prüfen, diese Mühe hat er sich nie genommen. Er war darin eigentlich wie ein Kind. Kam ihm ein Fall vor, der in sein Axiom nicht paßte, so wurde er zuerst verwirrt, gerieth in Hitze und witterte Verrath, bis er durch eine neue Pointe, die er in einen neuen Lehrsatz verwandelte, über den Widerspruch hinaus kam. Mit den Personen ging es ihm in dieser Beziehung gerade so, wie mit den Gegenständen. Er schloß sich sehr leicht an, und kam einem Jeden, der ihm entweder wegen seines Aeußern, oder wegen seiner Bestimmtheit, Klarheit und dergleichen gefiel, mit herzlicher Zuneigung entgegen; ja, es trat sehr bald eine Vertraulichkeit ein, die zwar in keiner Weise gemacht war, die vielmehr auf wirklichem Wohlwollen basirte, die aber doch ihr Bedenkliches hatte, denn er gab sich eben so wenig die Mühe, den Charakter und die Anschauungsweise der Personen, die mit ihm in Berührung kamen, zu studiren, als er es auf dem wissenschaftlichen Gebiete that. Er hielt sich an die einzelnen Seiten, die ihm gefielen, an einzelne Ansichten und Ideen, mit denen er sympathisirte, und wenn dann im Gespräch sich ergab, daß in vielen Fragen der wesentlichste Widerspruch stattfand, so hielt er das für eine bloße Caprice, für eine Consequenzmacherei, die auf den eigentlichen Parteistandpunkt keinen Einfluß habe, und diese gute Meinung dauerte so lange, bis die Disputation ins Gebiet der Presse überging; alsdann gerieth er außer sich, klagte über Verrath, und wurde in der Regel so persönlich, daß ein Eclat nicht zu vermeiden war. So ist es ihm ohne Unterschied mit allen Menschen gegangen, mit denen er in seinem vielfach bewegten Leben in Berührung gekommen ist, mit den Tübingern, den Hallensern, den Berlinern, den Parisern u. s. w., aber alle diese Erfahrungen sind ohne Frucht an ihm vorübergegangen, und so ist denn vorauszusehen, daß sie sich noch vielfach genug erneuern werden. Da alle seine Ideen aus persönlichen Beziehungen entsprungen sind und sich an Persönlichkeiten knüpfen, und da er seine sogenannte Partei mit dem Kreise der Leute identificirt, denen er gut ist, so spielt jeder Bruch bei ihm ins Gebiet des Gemüthlichen, und er hält die gleichgeartete Bonhommie für ausreichend, in bewegten Zeiten ein dauerhaftes Band zu bilden. Ein gefährlicher Irrthum, nicht nur des Verstandes, sondern auch des Herzens, denn er verleitet zu den schwersten Ungerechtigkeiten. Die Weichheit des Gefühls ist keine solide

Digitized by Google

Basis, weder für das Urtheil, noch für den Charakter. Ruge empfand sehr lebhaft. Eine Erzählung von Eugen Sue, oder ein Drama von Felix Pyat konnte ihn zu Thränen bringen — ein Einfluß, den ein wirkliches Kunstwerk nie auf ihn ausübte; — aber wenn er dann gereizt wurde, oder wenn der Strom seines vergnügten Enthusiasmus auf irgend ein Hinderniß stieß, so hatte sein Gefühlsausbruch fast immer einen kleinlichen und gehässigen Anstrich, wie das bei weichen Menschen immer der Fall ist. So wird man sich auch seine Haltung in der spätern Zeit der Revolution erklären. Er war so außer sich vor Entzücken über die Februaremeute gewesen, er war so fest davon überzeugt, daß nun durch einen Zauberschlag die Menschheit in eine neue Haut gefahren sei, und daß fortan auf der Welt nur Tugend, Freiheit und Glückseligkeit zu finden wären, daß ihm jeder Zweifel an dieser plötzlichen Wiedergeburt als eine Todsünde gegen den heiligen Geist der Menschheit erschien, und daß er von der Guillotine oder von einem allgemeinen Blutbad gegen die Verräther fabelte, er, der weiche Mensch, der kein Thier konnte leiden sehen.

Nach diesen allgemeinen Voraussetzungen verfolgen wir seine Entwickelung durch die einzelnen Phasen seiner literarischen und politischen Laufbahn.

Sein Ausgang ist die Deutsche Burschenschaft. Er ist im Jahre 1802 geboren, und gehört daher in die burschenschaftliche Generation der ersten zwanziger Jahre. Bei der Jagd, die damals auf Demagogen gemacht wurde, ergriff man auch Ruge; er wurde nach langer Untersuchung zu zwanzig Jahren Festung verurtheilt, und kam endlich mit sechs Jahren davon. Ein hartes Schicksal, wenn man bedenkt, daß damals eigentlich schon alle Welt davon überzeugt war, daß man es nur mit Kindereien zu thun hatte. Es ist ein rühmliches Zeugniß für die ursprüngliche Gesundheit und Elasticität seines Geistes, daß weder die Erbitterung, noch der materielle Druck seiner langen Haft einen schädlichen Einfluß auf ihn ausgeübt hat. Als man ihn zur Untersuchung zog, war er bereits vollständig im Klaren, daß die gesammte Burschenschaft Nichts weiter gewesen war, als ein thörichtes Spiel. Er betrachtete sich daher nicht als den Märtyrer für eine große Sache, sondern nur als das Opfer einer verkehrten Gesetzgebung, und er war billig genug, in seinen Richtern die Person von dem Amt zu scheiden. Er hat während des Gefängnisses sich unverdrossene Bewegung gemacht, fleißig gearbeitet und den guten Humor bewahrt. Bis auf einzelne nachtheilige Einflüsse auf seine Gesundheit ist also die Zeit für ihn eine günstige gewesen. Kurze Zeit, nachdem er aus der Festung entlassen war, verheirathete er sich, kam dadurch in eine günstige pecuniaire Lage, machte eine Reise nach Italien, und siedelte sich dann in Halle als Privatdocent an. Seine Frau war, wenn ich nicht irre, schon in Italien gestorben, er verheirathete sich einige Zeit darauf zum zweiten Mal, und lebt seit der Zeit in einer recht glücklichen Ehe, die nur durch die äußern Verhältnisse getrübt wurde. Er hat mehrere Kinder, auf welche das unstäte

Digitized by Google

Leben des Vaters in den letzten Jahren nicht ohne nachtheiligen Einfluß bleiben kann.

Wenn wir von dem Einfluß dieser ersten Periode seines Lebens auf sein späteres Denken und Empfinden reden wollen, so werden wir ihn einen ziemlich negativen nennen müssen. Die burschenschaftliche Phantastik wurde, gerade weil er sie selber durchgemacht hatte, der Hauptgegenstand seiner spätern kritischen Thätigkeit, und gab derselben mit dem Inhalt auch die Richtung. Es wurde ihm schwer, den wesentlichen und positiven Inhalt, der in diesen unklaren Bestrebungen vorhanden gewesen war, von der romantischen Form zu sondern, und daraus ist manche Ungerechtigkeit zu erklären. In dieser Beziehung müssen wir das Wesen der Burschenschaft kurz ins Auge fassen.

Die Deutschthümliche Richtung, welche in der Burschenschaft vorherrschte, war weder in ihrer Form, noch in ihrem Inhalt aus dem realen Boden der Nationaleigenthümlichkeit, aus der realen Bildung der Zeit hervorgegangen, ganz abgesehen von der ungesunden Selbstüberschätzung, die sie der Jugend einflößte, und die beinahe die einzelnen Vortheile aufwog, welche man bei der sittlichen Strenge und bei dem Interesse für ernste Gegenstände, das sie erweckte, nicht verkennen konnte.

Was die Form betrifft, so braucht man heut zu Tage nur ein beliebiges Buch von Jähn aufzuschlagen, um sich zu überzeugen, daß hier von einem eigentlich Deutschen Geiste nicht die Rede sein kann. Es ist eine Sprache, die zu keiner Zeit und an keinem Orte geredet worden, die buntscheckig aus Altdeutschen Reminiscenzen und neuen Einfällen zusammengestickt ist. Bei Görres war es derselbe Fall, nur daß hier noch etwas Indischer Somnambulismus und Orientalisch-nordische Mythologie dazu kam. So arg wie diese Beiden haben es die Andern nicht getrieben, aber dieser permanente leutselig pathetische Schwulst, der auch in ihnen vorherrscht, macht doch jetzt einen wunderlichen Eindruck. Nimmt man hinzu, daß damals das Philosophiren in der vollsten Blüthe war, daß jeder Philosoph sich eine eigene unverständliche Sprache erfand, wie ein eigenes unverständliches Denken, so wird man begreifen, daß das Chaos, welches an die Stelle der geläuterten und kräftigen Sprache trat, die von Lessing und Goethe geschaffen war, die alte Französische Durchsichtigkeit, gegen die man sich vom Standpunkt patriotischer Naturwüchsigkeit empörte, schmerzlich vermissen ließ. Von der Verworrenheit im Sprechen ist Unklarheit im Denken und Empfinden unzertrennlich; der Inhalt dieser neuen Richtung mußte daher der Form entsprechen.

Zwar nahm man sich mit Ungestüm der von der Französischen Aufklärung verlästerten Religion und des Vaterlandes an; aber es stand jedem Einzelnen frei, sich darunter zu denken, was ihm beliebte, wenn er es nur mit dem nöthigen Eifer that. Der springende Punkt der nationalen Reaction war der Haß gegen die Französische Unterdrückung und gegen Napoleon. Dieser Haß übertrug

Digitized by Google

sich auf den ganzen Organismus des Französischen Staats und auf die politische und religiöse Bildung, aus welcher derselbe hervorgegangen war. Denn Napoleon war ein Kind der Revolution, die Revolution war durch die Aufklärung vermittelt. Der burschenschaftliche Geist wirkte also demagogisch gegen die politische Aufklärung, welche wenigstens bis zu einem gewissen Grade auch noch in den restaurirten Staaten sich erhielt, und wäre gern zu der Rohheit der Rousseau'schen Naturzustände zurückgekehrt, um nur den Uebeln der centralisirenden Universalmonarchie und des aufgeklärten Despotismus zu entfliehen.

Zwar muß man hier verschiedene Grade der Reaction unterscheiden. Ein guter Theil der Burschenschafter blieb im Wesentlichen dem Nationalismus treu, wenn sie auch mit ihren Klopstock'schen Oden, ihrer ungeberdigen Turnerei und ihrer patriotischen Hochbrust etwas zu redselig umgingen. Andere dagegen gingen in ihren Consequenzen weiter; sie gruben den Wurzeln der Aufklärung nach, und eine schülerhafte Geschichtskenntniß fand sie sehr bald in der Reformation; denn da die Aufklärung dem Glauben entgegengesetzt war, so fiel die Schuld der Aufklärung, der Fluch eines doppelten Königsmords, auf das Haupt Desjenigen, der zuerst den historischen Glauben erschütterte. Der burschenschaftliche Geist fiel in dieser Apologie verschollener Mysterien mit den Tendenzen der romantischen Schule zusammen, welche damals die Deutsche Literatur beherrschte. In der Zeit der Aufklärung hatte man die currenten Empfindungen und die currenten Begriffe erschöpft. Da man nun immer weiter analysirte, so mußte man sich endlich aus Mangel an Stoff zu den unbegreiflichsten Begriffen, zu den unaussprechlichsten Empfindungen wenden. Die Poesie concentrirte sich so intensiv in das Heiligthum des Gefühls, daß zuletzt nur das Gefühl des Gefühls eines überschwänglichen Gefühls übrig blieb, ohne Inhalt, ohne Ziel, ohne Veranlassung. Die Seele summte für sich im Stillen, und wurde taub für die Gewitterschläge der Welt. Eben so löste die Philosophie alle Realität so lange in Abstractionen auf, bis von einem Unterschied nicht mehr die Rede war. Man verstand Gott, die Dreieinigkeit, die Magie, den Somnambulismus, die Gespenster u. s. w.; je widersprechender dem gesunden Menschenverstand, für desto tiefer galt eine Idee, und es wurde ein Kennzeichen des Genies, anders zu denken und zu fühlen, als andere Menschen, denn das allgemein Menschliche kann Jeder fühlen, das Unsagbare nur auserwählte Herzen; das Vernünftige kann Jeder fassen, das Unvernünftige nur auserwählte Geister. Dieser Cultus der Genialität, diese Heiligung des Besondern wurde zuerst in einzelnen Paradoxien, dann in einem vollständigen System vorgetragen und namentlich auf den Staat angewendet, für den die historische Schule eine ganz neue Form der Organisation erfand, eine Organisation ohne Mitwirkung des Bewußtseins, die mit geheimnißvoller Nothwendigkeit, wie die Pflanze, sich entfaltet, und durch das vermessene Treiben des Gedankens nur verwirrt und entstellt werden kann.

Digitized by Google

Die historische Schule wirkte um so schädlicher, da sie in einzelnen Punkten unzweifelhaft Recht hatte, da der Mechanismus des aufgeklärten Staates zuletzt zu einer Pulverisirung der historischen Eigenthümlichkeiten führen mußte, die jeden fruchtbaren Keim zerwühlte. Selbst in den auffallend gedankenlosen Capuzinaden Haller's finden sich einzelne richtige Einfälle. Es war nur zu natürlich, daß bei der Reaction, die eine so wüste Richtung nothwendig hervorrufen mußte, auch das Gute und Positive verkannt wurde, und dieses Verkennen ist die Schuld jenes erneuten Rationalismus, als dessen Hauptträger man Ruge bezeichnen kann.

Seine Stellung in Halle war geeignet, ihm die Gegensätze der Zeit in lebendiger persönlicher Berührung zu vermitteln.

Der erste Einfluß, den dieselbe auf seine Bildung hatte, war die Bekehrung zur Hegel'schen Philosophie. Sie war damals in Preußen Staatsphilosophie, denn man hatte es gern gesehen, daß von einem scharfen Denker die bisher mit großer Geringschätzung angesehene Wirklichkeit, daß die Kirche mit ihren Dogmen und der Staat mit seinen Einrichtungen als vernünftig rehabilitirt wurde, und daß man die Gotteslästerer und Demagogen, die man bisher nur als schlechte Menschen verfolgt hatte, nun auch als flache Köpfe verspotten konnte. Aber schon damals merkte man, daß diese Philosophie ein zweischneidiges Schwert sei. Nicht allein, daß Hegel in seinem polyhistorischen System neben der legitimen Wirklichkeit auch die vom Staat und von der Kirche nicht anerkannte Wirklichkeit mit aufgenommen hatte, er war beiden vorzugsweise dadurch schädlich geworden, daß er ihren Gegnern ein leichtes Mittel an die Hand gegeben hatte, was in ihnen „vernünftig" war, mit leichter Mühe zu erfassen, und es gegen sie selber anzuwenden. Die junge Schule wußte, daß dies und jenes in der Kirche vernünftig war, was die Kirche selbst nicht wußte, und darum war sie der letztern überlegen; sie konnte sie belehren, ihr Rath ertheilen, und zwar mit größerm Selbstgefühl, als die frühere Aufklärung, die sich trotz ihrer heftigen Angriffe mit einer gewissen Bescheidenheit draußen gehalten hatte. Der neue Liberalismus trat als Eingeweihter auf, er sprach gegen den bestehenden Staat und die bestehende Kirche im Namen des wirklichen Staats und der wirklichen Kirche; er widerlegte den historischen Christus durch den wirklichen historischen Christus; er griff Preußen im Namen Preußens an. Diese bisher ungeahnte Seite der Hegel'schen Philosophie wurde bald populair, durch Gans in den Berliner Salons, durch Strauß im allgemeinen Deutschen Publicum.

Von dieser Seite ist Ruge die Philosophie zugänglich geworden. Sie gab dem Liberalismus einen gewissen Inhalt, und blieb doch so im Allgemeinen, daß man sich das ermüdende Detailstudium ersparen konnte. Die Philosophie wurde die Waffe, durch welche er seinen frühern Inhalt, die burschenschaftliche Romantik, bei sich und Andern widerlegte. Die alten Burschenschafter hatten sich damals zum großen Theil in das Bestehende gefügt. Schon fand man sie in höhern

Digitized by Google

Staatsämtern, und sie traten als eine geschlossene legitimistische Opposition der noch immer viel zu rationalistischen und aufgeklärten Preußischen Bureaukratie gegenüber. Das „Berliner politische Wochenblatt" war ihr Organ, und sie hofften, daß mit der Thronbesteigung des damaligen Kronprinzen ihr Reich gekommen sein würde.

Es zeigte sich also, daß der Widerspruch zwischen den Principien innerhalb des bestehenden Staatslebens eingedrungen sei. Die Kölner Wirren gaben zuerst Gelegenheit, diesen Widerspruch ans Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen. Es war das die Zeit, wo Ruge mit Echtermeyer die Hallischen Jahrbücher gegründet hatte (1838), ein Organ, welches eine innere Nothwendigkeit in sich trug, weil die Philosophie, die sich als liberal begriffen hatte, das Bestreben fühlen mußte, sich von ihren alten Voraussetzungen zu scheiden. In den Berliner Jahrbüchern war dieser Liberalismus noch latent gewesen. Sie hatten sich, wie Hegel selbst, eben so gegen die Flachheit des alten Rationalismus, als gegen die Capricen der pietistisch-aristokratischen Romantik gewendet. In den Hallischen Jahrbüchern kam die Philosophie zum Bewußtsein, daß sie im Wesentlichen eine Erneuerung des alten Rationalismus sei, nur daß sie mit einem größern Inhalt, weil sie den von der Aufklärung nur negirten Aberglauben begriffen und überwunden hatte, und daher mit größerer Energie und Bestimmtheit auftreten konnte. Die blos äußerliche Accommodation der frühern Schule wurde vollständig aufgegeben. Aus dem bekannten Hegel'schen Satz: Das Wirkliche ist vernünftig, wurde nun: Die Vernunft ist das Wirkliche, und was ihr nicht entspricht, ist unwirklich, Schein, Romantik, und muß aufgehoben werden, aufgehoben dadurch, daß man es in seiner Nichtigkeit begreift.

Die Romantik war also der Gegenstand der Jahrbücher, und ihre Entwickelung mußte sich an die Entwickelung ihres Gegensatzes anschließen. Da aber die Romantik, wie jede Caprice, maß- und gesetzlos ist, so wurde die Entwickelung aus endlichen Beziehungen genommen. Dazu war in Halle die beste Veranlassung, da Heinrich Leo, der zuerst, als genialer Mann und als Verächter der flachen Aufklärung, mit der jungen Schule fraternisirte, in seiner Reaction gegen den Geist derselben immer weiter ging, und so die Jahrbücher gleichsam durch unmittelbare persönliche Beleidigungen zu immer neuen Angriffen trieb.

Leo ist eine zu interessante Erscheinung und heut zu Tage wieder viel zu sehr in den Vordergrund getreten, als daß wir ihn hier nebenbei abmachen könnten. Wir kommen auf ihn noch zurück. Er mischte sich damals auch in den Conflict zwischen Staat und Kirche, dem Anschein nach zu Gunsten des erstern, aber mit so viel Reservationen und so eigenthümlichen Motiven, daß diese Apologie auf einen Angriff gegen die Uebergriffe des rationalistischen Ministeriums Altenstein herauskam. Die Kirche erkaufte sich damals ein wohlfeiles Martyrium, und fand als mater dolorosa viel Interesse bei angeblich unparteiischen Gemüthern. Die

Digitized by Google

Jahrbücher entschlugen sich dieser Gemüthlichkeit, und adoptirten den Protestantismus mit seinen Consequenzen, adoptirten den absoluten Staat, der alle Functionen des öffentlichen Geistes in sich vereinigen sollte, gegen die Idee der Trennung der Gewalten, gegen die Idee des Particulairen und Naturwüchsigen, und weil der Preußische Staat zuerst in einen principiellen Conflict mit der Reaction gekommen war, so stellte man die Idee des Preußischen Staats als diejenige auf, in welcher der Protestantismus und die Aufklärung ihren wahren Ausdruck finden müßten, und machte für Preußen in Deutschland Propaganda. Der wirkliche Staat stand dem idealisirten Liberalismus näher, als das träumerisch unbestimmte Vaterland der Burschenschafter, Friedrich der Große näher, als Klopstock, Luther näher, als die Hohenstaufen. Ich muß dabei bemerken, daß diese Deduction wesentlich durch die Mitwirkung des Gefühls unterstützt wurde. Ueberhaupt mag man gegen das specifische Preußenthum einwenden, so viel man will, die Macht, die es auch auf den Geist solcher Männer, die von Preußen verfolgt wurden, ausübt, ist deutlich genug, um es in seiner historischen Berechtigung zu legitimiren.

Im Uebrigen waren die Jahrbücher in jener Zeit noch immer sehr gemäßigt. Von Radicalismus war noch keine Rede, überhaupt kaum von einer durchgreifenden Richtung. Die Hauptmitarbeiter waren die Tübinger, Strauß, Vischer, Schwegler u. s. w., ferner Rosenkranz, kurz das später sogenannte rechte und linke Centrum der Schule. Der Charakter der Zeitschrift war im Wesentlichen literarisch, aber es war in vielen dieser Aufsätze eine jugendliche Frische, die mit Recht die Deutsche Jugend mit sich fortriß. Vielleicht der interessanteste Aufsatz dieser Periode ist der von Ruge: Der Protestantismus und die Romantik. Das Material dazu hatte Echtermeyer geliefert, der überhaupt in kleinen Beobachtungen unerschöpflich war; die Redaction gehört Ruge allein an. Hier wurde zum ersten Male eine literarische Richtung, gegen die man bisher gerade von Seite der Geistreichen und Gebildeten übermäßig tolerant gewesen war, im Zusammenhange als eine bewußte und verwerfliche Reaction gegen den Geist der Freiheit und Aufklärung aufgefaßt, den man damals noch mit dem Protestantismus identificirte. Der Zweck des Aufsatzes ging keineswegs dahin, die Schule erschöpfend zu charakterisiren, denn dazu fehlten einmal Ruge die Kenntnisse, und dann hätte man, wenigstens bis zu einem gewissen Grad, etwas Positives in ihr finden müssen; der Zweck lag vielmehr darin, in schlagenden Pointen ihre Verkehrtheit nachzuweisen und zu verspotten. Ein sehr verdienstliches Unternehmen, wenn man in Anschlag bringt, daß der Aufsatz eine rein polemische Tendenz hatte. Später hat Ruge diese Charakteristiken umgearbeitet und sie als eine Art Literaturgeschichte zusammengestellt. In dieser Form nehmen sie sich viel schlechter aus, denn zu einer Geschichte gehört Vollständigkeit, was bei der Polemik nicht erforderlich ist. Ich bemerke dabei, daß schon in diesem Aufsatz sich ein wesentlicher Fortschritt im „Princip" findet. Ungefähr ein Jahr vorher hatten die Jahrbücher einen

Digitized by Google

längern Aufsatz von Rosenkranz über dasselbe Thema gebracht, in welchem noch eine sehr weitgetriebene Toleranz vorwaltete. Uebrigens ist bekanntlich durch jenen Aufsatz die Gewohnheit eingeführt worden, den Ausdruck „Romantik" im Begriff zu verengern, in der historischen Evolution zu erweitern, was im Princip vollkommen richtig ist, für die literarhistorische Darstellung aber große Nachtheile mit sich führt, denn es verleitet leicht zu einem systematischen Spioniren nach Spuren dieser Richtung, die in den einzelnen literarischen Persönlichkeiten doch immer nur bis zu einem gewissen Grade vorhanden ist, und sie erschwert die objective abgerundete Charakteristik concreter Erscheinungen, weil sie der Abstraction einen zu großen Raum läßt.

Aus der Unschuld dieser vorwiegend literarischen Tendenz wurden die Jahrbücher bald herausgetrieben.

Das historische Recht trug in Preußen den Sieg davon. Man fing an, auch auf die halbwissenschaftlichen Journale ein strengeres Augenmerk zu richten. Bisher waren die Jahrbücher in Leipzig gedruckt worden, welches sich damals einer gelindern Censur erfreute, als die Preußischen Städte. Man verlangte nun von Ruge, er solle den Druck nach Halle verlegen; er zog es vor, sich nach Sachsen überzusiedeln, und so wurden aus den „Hallischen Jahrbüchern" die „Deutschen Jahrbücher".

Der Charakter der Zeitschrift wurde bald ein anderer. Mit der immer wachsenden Verbreitung derselben verschärften sich auch die Instructionen, die man den Censoren ertheilte, und die Erbitterung dieses kleinen Krieges ging auf den Ton der Aufsätze über. Allmählich zog sich der größere Theil der bisherigen Mitarbeiter zurück; sie konnten der Vehemenz, mit welcher die Jahrbücher einen Standpunkt nach dem andern überwanden, nicht mehr folgen. Es folgten sehr bald Manifeste gegen die bisherigen Glaubensartikel. Unter der Maske eines Würtembergers sagte sich Ruge von der Idee des Preußenthums los, weil das erscheinende Preußen mit dem ideellen Preußen in keine Uebereinstimmung gebracht werden konnte, und die kleinen Deutschen Staaten mit ihren Duodezconstitutionen, die der Preußische Philosoph bisher von oben herab angesehen hatte, erhielten plötzlich eine größere Wichtigkeit. Der Grund war auch hier wieder ein endlicher. Als Docent in Halle hatte Ruge kein Glück gemacht, dagegen erwarb er sich als Stadtverordneter in Dresden eine Art von Position, die ihm einen unmittelbaren Einblick in das Wesen des Constitutionalismus verstattete. Ueberhaupt wäre bei seiner Neigung, alle allgemeinen Ideen aus unmittelbaren Beziehungen zu entlehnen, für ihn eine dauerhafte Stellung im realen Staatsleben ein unendlicher Gewinn gewesen.

Eben so wie mit dem Preußenthum, wurde auch mit dem Protestantismus gebrochen. Es erfolgte ein Manifest, worin der Unterschied zwischen dem erscheinenden und dem ideellen Protestantismus auseinandergesetzt und der erste

Digitized by Google

vollständig in das Gebiet der Romantik verlegt wurde. Romantik und Christenthum wurden jetzt identificirt. — Die eigentlich schöpferische Thätigkeit in diesen eilfertigen Fortschritten gehört nicht Ruge an. Es war zuerst Ludwig Feuerbach, dann Bruno Bauer, die durch ihre brillanten Einfälle den Jahrbüchern die neue Richtung gaben. Feuerbach hatte durch seinen ersten Aufsatz in den Jahrbüchern, über das Verhältniß der Religionsphilosophie zur Theologie, einen wirklich principiellen Fortschritt in der Hegel'schen Schule veranlaßt, nämlich die Erkenntniß, daß der angeblich nur formale Unterschied zwischen den philosophischen Begriffen von Gott und den theologischen Vorstellungen von Gott auch ein materieller sei. Leider ist er über diesen Gedanken nicht hinausgegangen. Seine weitere Thätigkeit hat sich immer darauf beschränkt, einmal zu zeigen, daß sämmtliche Dogmen des Christenthums nur darin bestänben, die positiven Eigenschaften der Menschheit auf das eingebildete Wesen Gottes zu übertragen, sodann, daß durch diese Uebertragung der Mensch einen unendlichen Verlust erlitten habe, da er, um sich von Gott zu unterscheiden, sich als das Gegentheil aller seiner positiven Eigenschaften, d. h. als einen armen Sünder betrachten mußte. Dieser bis zu einem gewissen Grad richtige Gedanke, der nur, wie alle ähnlichen in der Hegel'schen Philosophie, an dem Mangel litt, daß man das Bewußtsein des Menschen von seinem Wesen, oder, wie wir uns ausdrücken würden, von seinem Ideal, nicht nach den verschiedenen Zeiten sonderte, wobei auch in der christlichen Entwickelung die wesentlichsten Unterschiede sich herausgestellt haben würden, wurde im eigentlichsten Sinne des Worts zu Tode gehetzt. Ohne Ruge wäre Feuerbach nie zu dieser Geltung gekommen, deren er sich jetzt bei der Deutschen Jugend erfreut. In Feuerbach war immer ein großer Fonds von sinniger beschaulicher Mystik, die mit dem schroffen, rationalistischen Grundprincip nicht recht im Einklang stand. Ruge dagegen verstand es, diese mystischen Elemente fallen zu lassen und die Hauptsätze der neuen Lehre, die man, weil die Idee der Menschheit an die Stelle Gottes trat, Humanismus nannte, in leicht übersichtlichen und eindringlichen Pointen dem Gedächtniß einzuschärfen. Darin bestand überhaupt sein Talent. Er fand schnell die Pointe und wußte sie übersichtlich zu redigiren.

Noch einen größern Einfluß auf die Jahrbücher erwarb sich Bruno Bauer. Feuerbach's Wesen war bald erschöpft, aber Bauer's leicht bewegliche Natur war unermüdlich, immer neue Schalen von sich abzustreifen, immer neue Voraussetzungen in das Gebiet der Romantik zu verweisen. Man kann sagen, daß ihm Ruge halb mit Freude, halb mit Schrecken folgte. Die Pointen blendeten ihn, aber er hatte einen zu großen Fonds von natürlichem Gefühl und gesundem Menschenverstand, um nicht über diese Manier, jede Sache von einem einzelnen, wenn auch angeblich principiellen Gesichtspunkt anzusehen, einiges Bedenken zu empfinden. Er machte viele von den Wendungen mit, z. B. das Aufgeben des constitutionellen Staats, weil ihn dieser nicht vor den Censorstrichen des Professor

Digitized by Google

Wachsmuth beschützte, die Verwerfung der Judenemancipation, weil er einen natürlichen Widerwillen gegen das jüdische Wesen hatte u. s. w. Als nun aber auch die Vorkämpfer des entschiedenen Liberalismus, z. B. Jacobi, als verbrauchte Philister bei Seite geworfen werden sollten, da empörte er sich, und es erfolgte ein Bruch mit den Berlinern. Er schrieb noch zuletzt ein Manifest zu Anfang des Jahres 1843, worin er die Demokratie als die leitende Idee der neuen Zeit darstellte, dann erfolgte das Verbot der Jahrbücher.

In mancher Beziehung war dieses Verbot ein Glück für den Radicalismus. Er hatte sich ausgeschrieben, er konnte nichts Neues mehr geben. Die leidenschaftlichen und in der Regel ziemlich groben Angriffe gegen Staat und Kirche wurden ihm gestrichen, und wir müssen hinzusetzen, daß ihre abgesonderte Ausgabe in der Schweiz uns zeigt, daß für die Philosophie nicht viel daran verloren war; und was übrig blieb, zehrte kümmerlich von der damaligen Begeisterung für Herwegh und die übrigen politischen Lyriker. Die Jahrbücher konnten jetzt mit dem Bewußtsein des Martyriums von der Bühne abtreten. Die Sächsische Kammer ließ sie fallen, und Ruge verließ Deutschland, um sich zuerst nach der Schweiz, dann nach Paris zu begeben.

Aus dem letzten demokratischen Manifest darf man keineswegs schließen, daß Ruge ein Demokrat im heutigen Sinne des Worts gewesen sei. Sein Radicalismus erstreckte sich nie auf das Privatrecht, er war immer ein bourgeois im vollsten Sinne des Worts. In Halle ging er mit dem Bewußtsein eines Pfänners umher (Miteigenthümers von Salinen), und äußerte mit einem gewissen Behagen, Attisches Salz könne man ihm absprechen, aber sein Hallisches Salz könne man ihm nicht nehmen. In Dresden nahm er eifrig Theil an den Communalangelegenheiten, und was seinen Umgang betrifft, so hatte er eine entschiedene Abneigung gegen Demokraten von echtem Schrot und Korn. Auch sein Aufenthalt in der Schweiz änderte diese Stellung nicht wesentlich. Er hatte sich mit Julius Fröbel in eine buchhändlerische Speculation eingelassen, die ihm den Ernst privatrechtlicher Verhältnisse unmittelbarer vor die Augen rückte. Der Umgang mit Fröbel, einer weichen, träumerischen Natur, mit Herwegh und Freiligrath konnte ihm keinen wesentlich neuen Inhalt geben. Er beschäftigte sich lediglich damit, seinen Humanismus immer eleganter zu redigiren. Dagegen machte der Aufenthalt in Paris einen großen Eindruck auf ihn. Um in seiner principiellen Entwickelung keine Lücke zu lassen, wollte er jetzt aus der Idee des Deutschthums in die Idee des Weltbürgerthums übertreten, wie er früher das Preußenthum zu Gunsten des Deutschthums aufgegeben hatte. Er gab die „Deutschfranzösischen Jahrbücher" heraus, welche die Brücke zur Einigung dieser beiden Culturvölker auf dem Boden der Demokratie bilden sollten. Diese Jahrbücher erregten mit Recht in Deutschland eine ziemlich allgemeine Entrüstung. Dem Anschein nach bezog sich dieselbe auf einen Ausdruck, den Ruge vom Deutschen Volk gebrauchte,

Digitized by Google

daß es nämlich nicht blos in seiner Erscheinung, sondern auch in seinem Wesen ein niederträchtiges sei. Es war das ein Gefühlsausbruch, den Bauer ganz richtig dadurch erläuterte: „Weil sich Deutschland nicht in Ruge's Sinn entwickelte, so sah er für Deutschland keine andere Entwickelung, als die Postpferde, die ihn über die Französische Grenze führten.“ Außerdem waren den Deutschen schon häufig, auch von Paris aus, z. B. von Heine und Börne, ähnliche Schmeicheleien gesagt worden, allein diese Ausfälle entschuldigte man als die Uebereilungen eines verletzten Herzens, während er bei Ruge durch den Schein philosophischer Kälte das Ansehen einer prämeditirten, herzlosen Impertinenz annahm. Dieser Eindruck wurde noch dadurch verstärkt, daß ein unbedeutendes Subject, Herr Bernays, eine Masse pöbelhafter Schimpfwörter gegen Deutschland hinzufügte, und daß Heine und Herwegh mit kindisch-coquettem Gefasel das Ihrige dazu thaten. Uebrigens hätte man auch das allmählich vergessen, aber Ruge suchte nach seiner gewöhnlichen Manier die Grobheit vor dem philosophischen Publicum dadurch zu legitimiren, daß er das ursprünglich empirische Urtheil in ein logisches verwandelte. Theils sollte das niederträchtige Deutschland nur die Deutschnationale Partei bedeuten, eine Partei, die Ruge erfunden hatte, und mit der er seine alten Burschenschaften meinte, die Antihegelianisch und Antifranzösisch waren. Die Pointe lautete nun: Der Patriotismus ist ein Feind der Freiheit. Wenn er unter Patriotismus die ausschließliche Berücksichtigung der Nationalität verstand, welche ohne staatliche Basis nothwendig zu Phantastereien führt und zu einer romantischen Vorliebe für culturfeindliche Eigenthümlichkeiten verleitet, so war an sich gegen diesen Satz nicht viel einzuwenden; aber einmal war es die Aufgabe des Publicisten, ihn durch verständige Anwendung auf concrete Fälle fruchtbar zu machen, während Ruge sich damit begnügte, ihn mit blindem Dogmatismus fortwährend zu wiederholen und seine Gegner durch schlechte und gute Witze, oder durch Hochverrathsanklagen abzufertigen; sodann mußte es mit Recht empören, die viel auffallendere Engherzigkeit des Französischen Patriotismus von dieser Beschuldigung ausgenommen zu sehen. Kein Franzose hat an den Deutsch-französischen Jahrbüchern Theil genommen, so sehr sich Ruge auch in den republikanischen und socialistischen Kreisen, mit denen er in Berührung kam, darum bemühte. Man sah Ruge als ein auffallendes Exemplar der wunderlichen Deutschen an, von denen man seit der Zeit der Frau von Staël die mystischsten Vorstellungen hegte. Weil aber die Redacteure des National, der Réforme, der Démocratie pacifique und Andere in persönlich gute Verhältnisse zu ihm traten, und sich von ihm über Deutsches Wesen belehren ließen, so war er fest davon überzeugt, eine große Deutschfranzösische Partei gegründet zu haben, in deren Händen die Zukunft liege. Am Auffallendsten war der Einfluß, den die Französische Sprach- und Denkweise auf ihn ausübte. Er lernte, wie Heine sich ausdrückte, in Paris Deutsch schreiben, er entledigte sich der Gothischen Formen der Schulsprache, und

Digitized by Google

gewann die Ueberzeugung, daß auch in dem Styl der Humanismus, d. h. die Eleganz, das allein maßgebende Princip sein dürfe. Eigentlich war ihm die philosophische Sprache immer nur etwas Aeußerliches gewesen, und seine Neigung zu Antitheſen, zu Pointen, zu überraschenden Parallelen u. s. w. fand er in der Französischen Sprache in vollem Maße wieder. Die gesammte Französische Literatur, so äußerst wenig er auch von ihr kannte, wurde ihm ein Ideal, und er fühlte die größte Neigung, auch den Urtheilen Voltaire's über die Shakespeare'sche Barbarei beizupflichten, welchen Letztern er nie besonders geliebt hatte.

Diese Vergötterung des Französischen Wesens war eben so eine Ungerechtigkeit gegen die Sache der Freiheit und der Vernunft, die er so unfrei war, in den Franzosen verkörpert zu sehen, wie gegen das Französische Volk, dessen glänzende Individualität mit seinen großen Leidenschaften und seiner tragischen Schuld er zu einer wesenlosen Tendenzfigur, zu dem schattenhaften Träger einer abstracten Idee herabsetzte. *) Die Franzosen würden das auch sehr wohl erkannt haben, wenn sie etwas mehr von ihm gewußt hätten, als die ganz allgemeinen Ansichten.

Ruge war mit seinen Deutschfranzösischen Jahrbüchern auf die Theilnahme der Communisten eingeschränkt, Marx, Heß u. s. w., die in ihrer gekniffenen Dialektik viel Aehnlichkeit mit der Bauer'schen Schule hatten. Das Band konnte nur ein äußerliches sein, und darum dauerten die Jahrbücher nicht über das erste Heft fort, denn der Communismus war dem wohlhabenden Bourgeois außer allem Spaß. Es erfolgte ein vollständiger Bruch, und als Ruge über die Schweiz nach Deutschland zurückkehrte, war er im Grunde seines Herzens reactionairer gesinnt, als zu der Zeit, wo er es verlassen hatte.

Er etablirte in Leipzig die Fröbel'sche Buchhandlung, deren Compagnon er geworden war, und die sich in Zürich nicht länger halten konnte, weil Fröbel zu unstät und unruhig war, um bei einer Sache, die Ernst und Hingebung erfordert, lange auszudauern. Diese praktische Beschäftigung wäre für Ruge sehr segensreich gewesen, wenn nicht auch ihn seine Unruhe und sein Leichtsinn bald zu den übereiltesten Speculationen verleitet, bald zu einem eben so übereilten Aufgeben derselben getrieben hätte. Indeß können wir von dieser Seite seiner Thätigkeit, die man sich ohnehin zur Genüge vorstellen kann, hier gänzlich schweigen.

Seine literarische und politische Stellung war in mancher Beziehung mißlich geworden. So ziemlich mit allen Vorfechtern des philosophischen Radicalismus von den verschiedensten Nuancen hatte er gebrochen. Die Epigonen dieser Richtung, die gerade damals in Leipzig in ziemlicher Menge vereinigt waren, die Julius, Jordan u. s. w., hatten etwas träumerisch Abgespanntes, das ihm widerstand,

*) Ich erinnere bei dieser Gelegenheit an die vortreffliche Antwort, welche unser Freund Jakob Kaufmann zur Zeit der Märztage in den Grenzboten auf einen wunderlichen Angriff Ruge's ertheilte.

Digitized by Google

und waren in ihrer sophistischen Dialektik zu einer Art Blasirtheit gekommen, die schon durch den Titel ihrer Zeitschrift: „Epigonen" treffend bezeichnet wurde. Sie verhielten sich zu den Radicalen von 1842, wie Immermann's Epigonen zu Goethe's Wilhelm Meister. Von den eigentlich politischen Parteien hatte er mit den Radicalen gar zu wenig Anknüpfungspunkte, die Honoratioren traten ihm mit Mißtrauen entgegen; dagegen sammelte sich eine Schaar jüngerer strebsamer Geister um ihn, die ihn mit den Neuigkeiten der literarischen und politischen Welt in Verbindung erhielten. Abgesehen von seiner buchhändlerischen Thätigkeit, und was damit zusammenhing, z. B. der Uebersetzung der Junius-briefe, die ihm eine vollkommen neue Welt eröffneten, und deren Einfluß auf die Gegenwart er überschätzte, da er sich beinahe einredete, er hätte sie entdeckt, seinen Revolutionsnovellen, die ziemlich mittelmäßig waren, u. s. w., trat er mit einzelnen Aufsätzen hervor, die meistens eine sehr endliche Beziehung und zuweilen eine ganz zufällige Veranlassung hatten. Seine Polemik gegen die Berliner Sophisten, seine frühern Freunde, war höchst lobenswerth. Unter andern Umständen griff er wieder fehl, weil ihm alles Neue imponirte. So legte er auf die Bewegung der Deutschkatholiken und der Lichtfreunde ein großes Gewicht, und wenn ihm ein Windbeutel wie Dowiat mit einzelnen Phrasen von Transcendenz und Immanenz entgegenkam, so war er überzeugt, der Deutschkatholicismus sei die volle Erfüllung der in der humanen Philosophie ausgesprochenen Principien. Er hörte, wie auch später zur Zeit der Revolution, nur auf die Stichwörter, nur auf die Symbole. Namentlich aber in den freien Gemeinden erkannte er die Grundlage des neuen Staats, wie sie ihm Fröbel vorgeträumt hatte. Die Gemeinde sollte in demselben Local ihre Erbauungsstunden halten, die von ihr selbst gedichteten Stücke aufführen, die gleichfalls von der Gemeinde verfertigten plastischen Kunstwerke aufstellen, über ihre politischen Angelegenheiten debattiren u. s. w. Es war das eine Gedankenlosigkeit, die eigentlich dadurch nicht besonders gebessert wird, daß man sie als eine unschädliche bezeichnen muß. An sich war das beständige Hervorheben von der Nothwendigkeit eines neuen Glaubens, einer neuen purificirten, auf menschliche Verhältnisse zurückgeführten Religion, namentlich im Gegensatz zu den Sophisten, welche die Gesinnungslosigkeit und den Unglauben als das erste Erforderniß eines freien Menschen aufstellten, vollkommen berechtigt; es war theoretisch zu billigen, wenn man nur an dem Grundsatz festgehalten hätte, daß der Glaube erst da anfangen darf, wo das Wissen aufhört, daß er sich also nie auf speculative oder empirische Wahrheiten, sondern nur auf sittliche beziehen kann; es war zu billigen, in sofern die ethischen Ueberzeugungen, wenn man sie auch mit Hilfe der Reflexion und des Zweifels begründet, erweitert u. s. w., doch endlich zu einem Abschluß im Geist, zu einem Ruhepunkt kommen müssen, möge man diesen Gesinnung oder Grundsatz oder Religion nennen, wenn überhaupt von einem sittlichen Charakter, einem sittlichen Handeln die Rede sein soll;

Digitized by Google

weil ferner die erkannten sittlichen Ideen erst dann fruchtbar werden, wenn wir sie ins Herz, ins Gemüth aufnehmen, wenn wir mit Liebe hegen, was wir begriffen haben. In dieser Beziehung sagt Büchner ganz mit Recht: „Das Volk wird sich erheben, wenn man ihm ein Kreuz giebt". — Sobald der Glaube sich aber auf empirische Thatsachen bezieht, wird er zum Fanatismus, macht den Verstand blind gegen alles Wirkliche, und verleitet eben so zum Haß, als der düstere Glaube des Mittelalters.

Ruge war auf dem besten Wege, sich durch allmähliches beiläufiges Studium in die Verhältnisse der Wirklichkeit einzuleben; wir hatten ihn so weit gebracht, daß er dem Preußischen Landtag eine feurige Lobrede hielt, was seine radicalen Glaubensbrüder mit Entsetzen erfüllte — als die Nachricht von der Februarrevolution kam. Man ist heut zu Tage viel klüger geworden, als damals, aber die Berechtigung des Gefühls, das uns damals ziemlich Alle ergriff, wird doch dadurch nicht widerlegt. Es war das erste freie Aufathmen einer von unerträglicher Schwüle beklemmten Brust nach dem ersten furchtbaren Gewitterschlag. In Ruge's Entzücken war nichts Gemachtes, es war durchaus spontan; er liebte alle Menschen, nahm seine Injurien gegen das Deutsche Volk zurück, und umarmte seine bisherigen Feinde, wo er sie auf der Straße fand; außerdem behielt er immer noch so viel Besonnenheit, für Deutschland weiter Nichts zu verlangen, als den Schritt ins wahrhaft constitutionelle Leben. Er wollte sein Augenmerk vor allen Dingen auf Preußen richten, und kämpfte lebhaft gegen die Vorschläge der Radicalen, durch ein Nationalparlament, welches über den Königen stehen sollte, die Sache ins Unbestimmte und Romantische zu ziehen, ja, bei dem Reformbankett, welches er veranlaßt hatte und dem er präsidirte, suchte er vor Allem die Bourgeoisie zu gewinnen, und ließ einen jungen Doctor herauswerfen, der socialistische Ideen vortragen wollte.

Indessen bald änderte sich die Sache. Es wurden damals große Versammlungen gehalten, von denen sich leider gleich von Anfang an die Verständigern ausschlossen. In diesen Versammlungen wurde Ruge bald ein Gott. Seine drolligen Einfälle amusirten das Publicum, und die eingestreuten philosophischen Floskeln erregten in ihm das Gefühl einer geheimnißvollen Inspiration. Ruge kam auf das beliebte Thema seiner neuen Religion; er setzte dem Publicum aus einander, daß Louis Philipp nur darum gestürzt sei, weil er als Atheist keinen Glauben gehabt habe, und meinte dann mit vieler Bonhommie, Metternich und die Andern hätten gezeigt, daß sie das Regieren nicht verständen, man wolle daher die Regierung selber in die Hand nehmen. Das Publicum war natürlich mit diesem Antrag vollkommen einverstanden, und Ruge war überzeugt, die Geschicke Deutschlands ruhten in seiner Hand. Die Radicalen benutzten ihn, weil sie sonst keinen bedeutenden Namen unter ihren Reihen zählten, und obgleich er sie im Stillen sehr gering schätzte, verstanden sie ihn doch zu leiten, denn sie

Digitized by Google

hatten doch immer mehr politischen Inhalt, als der Philosoph der uneingeschränkten Vernunft. Außerdem hatte er eine Zeitung gegründet, die das Organ der absoluten Freiheit werden sollte, die er durch einige sehr hübsch geschriebene, aber inhaltlose Manifeste im alten Style eröffnete, deren Richtung zu bestimmen er aber dann den Ersten Besten überließ, wenn sie sich nur durch Barricaden oder eine ähnliche Symbolik als Männer der Freiheit legitimirten: den Polen, den Czechen, oder wer es sonst war. Jetzt hätte er die beste Gelegenheit gehabt, sein früher nur abstract gehaltenes Princip von der Nichtigkeit der bloßen Nationalität auf concrete Fälle fruchtbar anzuwenden, denn fast der ganze Schwindel der damaligen Zeit drehte sich um diesen einseitigen Begriff; aber das war ihm theils zu unbequem, theils hätte er dadurch den Beifall der Menge eingebüßt, von dem er im strengsten Sinne des Worts berauscht war, und den er nicht mehr entbehren konnte. Sein Blatt wurde daher eine radicale Posaune wie die andern.

Außerdem verblendet der Fanatismus nicht nur den Verstand, er corrumpirt auch das Herz. Ruge erklärte zu wiederholten Malen: wer nicht daran glaubt, daß *jetzt* die Idee der Freiheit sich erfüllt, der glaubt überhaupt an die Freiheit nicht, der ist ein Atheist und ein Verräther und — il faut faire peur aux traîtres. Die Phrase verträgt kein weiteres Raisonnement. Wie das Ideal beschaffen ist, darauf kommt es gar nicht an. Niemand hat sich sein Reich Gottes liebenswürdiger, heiterer, humaner, unschuldiger, engelhafter, kindlicher, rosenfarbener ausgemalt, als St. Just und Robespierre. Diese Kindlichkeit wird aber sehr böse, wenn sie nicht befriedigt wird. Wer sollte an dieses schöne Reich nicht glauben, als die Gottlosen! Weg mit ihnen, und wir haben den Himmel auf Erden, und nun rasch die Guillotine aufgezogen, und so lange damit gespielt, bis die Wirklichkeit wieder Glauben an sich selbst gewinnt, sich empört und den ungeduldigen Idealisten mit sammt seinem Spielzeuge zerbricht. Die eigenen Anhänger empören sich zuerst gegen den Propheten, wenn aus dem Straßenpflaster nicht Milch und Honig fließt, wie er es verheißen.

So weit ist es mit Ruge nicht gekommen. Die Reaction trat diesmal früher ein, als sonst gewöhnlich, weil sie vom alten Liberalismus gestützt wurde. Ruge's parlamentarische Laufbahn hat nicht lange gedauert, und er hat dort keinen Einfluß ausgeübt. Selbst Robert Blum und Aehnliche waren ihm weit überlegen. Sie hielten sich mit einem gewissen Instinct ans Concrete, während sich Ruge lediglich in Abstractionen und Antithesen bewegte. Obgleich er sich als Chef der äußersten Linken gerirte, hat er bei den Conservativen lange nicht den Haß erregt, den die eigentliche Linke hervorrief, weil seine Anträge zu allgemein gehalten und zu weitaussehend waren, um für Ernst genommen zu werden. Die Radicalen selbst konnten ihn nicht leiden, sie intrigairten sogar zum Theil gegen ihn, wie sich das aus den Enthüllungen der Freimüthigen Sachsenzeitung ergiebt, angeblich, weil er sie compromittirte, eigentlich aber, weil sie nie recht wußten, was sie aus

Digitized by Google

ihm machen sollten. Seine Thätigkeit in Berlin, wohin er sich seiner Zeitung wegen begab, war noch unfruchtbarer und unerquicklicher. Er kam in den Octobertagen so weit, zwischen Karbe und Lindenmüller das Volk haranguiren zu wollen, worin ihm Jene bedeutend überlegen waren, denn eigentlich ist er Nichts weniger als ein Volksführer; er ist wol im Stande, vor einer Menge, die ungefähr seine Richtung theilt, anmuthig darüber zu plaudern, aber er besitzt weder die Festigkeit des Willens, ihr eine Richtung zu geben, noch auch den Muth, im entscheidenden Augenblick rücksichtslos zu handeln, was übrigens hier nicht tadelnd gemeint sein soll, denn es ist das ein Muth, wie er mit dem Muth des Verbrechens verwandt ist. Wenn er später in Leipzig während der Maiereignisse scheinbar eine Ausnahme machte, aber auch nur scheinbar, denn er hat auch nur gesprochen, so ist das nur aus dem exaltirten Zustand zu erklären, in den damals alle Welt versetzt war.

Ruge lebt gegenwärtig als Verbannter in England. Er hat seit der Zeit eine Anzahl ziemlich unnützer Schriften veröffentlicht, und sich auch leider der schlechten Gesellschaft nicht erwehren können, die sich in London als Centralcomité der Demokratie gerirt. Bei der vollständigen Einflußlosigkeit dieses angeblichen Ausschusses müssen wir es um so mehr bedauern, daß er in unfruchtbarer Unstätigkeit seine schönen Talente verschleudert und vollständig corrumpirt, und nicht freiwillig; da Deutschland es noch immer für gefährlich hält, einen harmlosen, wenn auch radicalen Philosophen mehr in seiner Mitte zu haben. Alle seine Fehler sind aus dem ersten hervorgegangen, den ich zu Anfang charakterisirt habe, aus seiner geistigen Trägheit, aus seiner Scheu vor concreten Studien und aus seiner Neigung, sich durch endliche, zufällige Beziehungen bestimmen zu lassen, und diese Beziehungen dann in Abstractionen zu übersetzen, denen er sich nicht wieder zu entwinden im Stande ist. Dagegen hat er ein großes Verdienst gehabt, und dies müssen wir um so mehr hervorheben, da es die moderne Reaction mit den alten mystischen Floskeln aufs Neue in Frage stellt, nämlich das Princip des Rationalismus, des gesunden Menschenverstandes und des natürlichen Gefühls gegen die Sophistereien angeblicher Philosophen und gegen die überschwänglichen Capricen halbgebildeter Poeten kräftig vertheidigt zu haben. Nur in der halben, ungenauen und ungebildeten Anwendung dieses richtigen Princips liegt seine Schuld; er hat sie schwer genug gebüßt, und wir können hoffen, daß er in bessern Zeiten in der Mitte seines Vaterlandes, dem er trotz seiner Anfechtungen mit Leib und Seele angehört, zu einer halb beschämenden, halb freudigen Enttäuschung von seinen neuesten Illusionen gebracht werden wird. Daß wir es nur hoffen können, ist schlimm genug für uns und ein sehr wesentliches Moment, seine Verirrungen zu entschuldigen.

J. S.

Digitized by Google

Pariser Botschaften.

Die Höllenmaschine des Elysée, welche die Republik in die Luft sprengen sollte, hat versagt — die Revisionsdebatte ist schon in der ersten Woche ihrer Geburt beendigt worden, ohne daß das Land sich anders dabei betheiligt hätte, als durch das Interesse, welches der Kampf von so vielen mächtigen Talenten nothwendiger Weise erregen muß. Es ist das eben eine — vielleicht die einzige — Errungenschaft der letzten Revolution, daß dieses leicht bewegliche Volk sich an die Idee gewöhnt hat, die Wahlurne als oberstes Forum zu betrachten. Das suffrage universel ist möglich, weil man daran glaubt, und eben darum ist die Monarchie unmöglich geworden, an die Niemand mehr glaubt. 278 : 446 Stimmen sind nicht genug, um dem Elysée zu imponiren, aber genug, um den Präsidenten auf das Terrain der Republik und des allgemeinen Stimmrechtes zu zwängen. Die Haltung der Opposition und die gezwungenen Betheuerungen der Revisionsvertheidiger, in jedem Falle für die Gesetzlichkeit in die Schranken treten zu wollen, kann viel dazu beitragen, die Pläne des Elysée scheitern zu machen. Endlich darf auch nicht unberücksichtigt bleiben, daß, da nur zwei Fälle möglich scheinen, Louis Bonaparte's Wiedererwählung oder eine Revolution, gerade keiner von beiden eintreffen, sondern irgend ein Unvorhergesehenes, ein Unerwartetes, eine Unmöglichkeit, wie der 10. December 1848 oder die Mäßigung der heftigen Montagne während der eben zu Ende gebrachten Verhandlung. Diese Behauptung wird nur Dem paradox scheinen, der die Geschichte Frankreichs während der letzten drei Jahre nicht mit Aufmerksamkeit verfolgte.

Die Verhandlung selber war eine großartige — nicht blos darum, weil ein Volk anscheinend ohne äußere und innere Veranlassung seine eigene Existenz in Frage stellte, ein parlamentarisches to be or not to be in so und so viele mehr oder minder gehaltreiche Reden brachte, sondern vorzüglich darum, weil diese Lebensfrage fast immer auf derjenigen Höhe gehalten wurde, die uns bei unsern parteidurchwühlten Zuständen geradezu für unerreichbar schien. Der geistreiche Präsident der Rechten, welcher in seiner Einleitungsrede sich einmal auch als Vorsitzender der ganzen Versammlung geberdete, hatte ganz Recht — die Parteien mußten dem Lande diesmal blos durch ihre guten Eigenschaften sich aufführen, und, zur Ehre Frankreichs sei es gestanden, sie haben es, wenige Ausnahmen ungerechnet, gethan. Das philosophische Regime der Alles discutirenden Republik, der Protestantismus der modernen Anschauungsweise hat gesiegt, und die Orthodoxie eines ihrer Jünger, des Generals Cavaignac, eben so wie das Lichtlöschen und Maulkorbführen der ängstlichen Vergangenheit zu Schanden gemacht. Luther, der die Discussion der Bibel freigegeben, hat das Papstthum zu Grunde gerichtet, indem er den philosophischen Zweifel, wie Simson die Heerde Füchse mit

Digitized by Google

brennenden Fackeln an den Schwänzen in die Saaten der Philister, in die geistigen Saaten der Obscuranten jagte. So hat auch die gegenwärtige Verhandlung dem monarchischen Wesen ein Ei ins Nest gelegt, das früher ausgebrütet werden dürfte, als die Restauration selber; sie hat eine Antecedenz aufgestellt, vor welcher das argumentscheue System der Vergangenheit zu Grunde gehen muß.

Gilt es nun, den Geist dieser welthistorischen Verhandlung näher zu bezeichnen, so drängt sich uns vor Allem die Wahrnehmung auf, daß die neue Zeit trotz aller anscheinenden Rückfälle denn doch in allen Gemüthern und in allen Ueberzeugungen festen Fuß gefaßt hat. Selbst die Vertreter der Ultrareaction gingen von dem Gesichtspunkte aus, daß die Errungenschaften der ersten Revolution als Gemeingut, als allgemeine Grundlage anerkannt werden müssen. Sie geberdeten sich Alle wie wetteifernde Bewerber, die eine und dieselbe Braut, die Freiheit, heimführen wollen, und es handelte sich bei dem Kampfe nur darum, darzuthun, in wessen Haus sie sich besser befinden würde. Es ist einleuchtend, welcher Gewinn für die Sache der Freiheit darin liege, daß die Frage so aufgefaßt würde, und es bleibt sich ganz gleich, in wiefern es von den Wortführern der verschiedenen Parteien dabei aufrichtig gemeint war oder nicht. Die Thatsache bleibt festgestellt, daß man über das Schicksal eines Landes heut zu Tage nur im Sinne und im Namen der Freiheit verfügen könne. Alle Redner für die Revision, selbst Falloux, Berryer und sogar der ganz ergebene Odilon Barrot, sie sprachen von dem Präsidenten mit einer Scheu, mit einer nebenbei berührenden Aengstlichkeit, welche bewies, wie klein und zufällig der Theil ist, den dieser winzige Geist im Grunde hat an den großen Ereignissen, die sich vor unsrem Blicke entrollen und noch entrollen werden. Sie Alle sprachen von andern Dingen, und ließen wie Diplomaten nur zwischen den Zeilen ihre eigentliche Meinung herauslesen; man schämte sich, im Angesicht Europa's den Vertheidiger eines Mannes zu machen, der kein Verdienst aufzuweisen hat, als einen Namen, dessen Bedeutung er selber am Wenigsten zu würdigen versteht. Die Legitimisten traten für die Monarchie in die Schranken, um deutlich genug darzuthun, daß sie sich für Louis Bonaparte nur darum entschieden, weil er der Republik am Wenigsten zur Ehre gereichte, und weil er am Wenigsten die Republik bedeute. Sie handeln wie Leute, welche durch eine sonderbare Fügung dazu berufen sind, dem feindlichen Heere einen Führer zu ernennen, und nur so ist ihre Wahl gerechtfertigt. Wir wollen die Monarchie, aber, wie Ludwig XIV. sagte, man muß abzuwarten verstehen, und unsre Wartezeit wird bei Louis Bonaparte's Wiedererwählung kürzer sein, als unter allen Verhältnissen.

So sprach Falloux, der talentvollste unter den Legitimisten. Und sie hatten Alle einen schweren Stand, dies läßt sich nicht läugnen; sie mußten auf dem Boden der Revolution die Stabilität der Ideen und Grundsätze vertheidigen, und ehe sie sich es versahen, sahen sie sich auf dem Punkte, Ludwig XVI. als eigent-

Digitized by Google

lichen Vertreter der Revolution von 1789 hinstellen zu müssen. Wenn man in den Fall gesetzt ist, der Geschichte und der Wahrheit auf eine so ostensible Weise ins Gesicht schlagen zu müssen, dann kann man es wol zu einem erklecklichen Stück Beredtsamkeit bringen, aber eine so wichtige Frage endgiltig zu entscheiden, ist auch dem gewaltigsten Talente nicht möglich. Berryer's Rede hatte auch in der That Blitze einer großen Beredtsamkeit, aber diese verlöschten nur zu bald, und man sah im Allgemeinen den künstlichen Faden an dem fein-mühsam zusammengebrachten Argumente nur zu deutlich durch. Die Zugeständnisse, welche er dem Geiste der Zeit machen mußte, und die Allem zuwider waren, was seine Partei bisher in ihren Journalen und Frohsdorfer oder Wiesbadner Kreisschreiben als ihre obersten Grundsätze aufgestellt hatten, hingen wie schweres Bleigewicht an seiner Rede und hinderten jeden Schwung. Wie ein zu Tode verwundeter Aar versuchte er nochmals den gewohnten Flug nach oben, aber die Flügel versagten den Dienst, und er schleppte sich mühsam auf dem Boden des status quo hin. Die Maske war legitimistisch, aber der Bonapartist blickte durch, und Niemand war getäuscht. Victor Hugo konnte daher mit Recht ausrufen: je ne sais pas s'il y a des masques ici, mais je sais qu'il n'y aura pas de dupes.

Es konnte der Opposition darum auch leichter werden, ihrem Vorsatze getreu die Gegner ruhig über die Republik den Stab brechen zu hören. Diese sprachen ihr eigenes Todesurtheil aus. Die Legitimisten mußten es von Belgravesquare her wissen, daß sie unter der Julimonarchie mit dem bestehenden Regime nicht so umgehen durften; die Orleanisten haben Carl's X. Zeiten noch nicht vergessen, und alle Royalisten zusammengenommen müssen es im Gedächtniß haben, was im Kaiserreiche das Schicksal solcher Redner gewesen wäre. Je hastiger sie waren, um so größer machten sie die Republik, abgesehen davon, daß sie die große Revolution adoptirten, wie Heinrich V. den Grafen von Paris an Kindesstatt anzunehmen bereit wäre, und sie nahmen sich albern genug aus, indem sie die Republik verdammten, während sie ihren Grundsätzen eine Apologie hielten.

Aber auch in der Verhandlung war die Republik diesmal Siegerin, und die Regierung fühlte dies nur zu gut, als sie durchzusetzen suchte, daß nach Odilon Barrot Niemand mehr die Tribune besteigen dürfe. Sie konnte nicht das beste, so wollte sie wenigstens das letzte Wort erhalten.

Michel von Bourges wußte das Banner der Republik hoch empor zu halten, und es gelang ihm, was die Gegner nur versuchten. Er nahm den Handschuh auf, welchen die Reaction der Republik hingeworfen, er stellte sich zum Zweikampf, bei dem Argumente und viele leidenschaftliche Phrasen als Waffen dienten. Seine Rede war von einem Geiste der Versöhnung durchweht, welcher darthat, daß die Demokratie nicht in der Guillotine und nicht in Alles über den Haufen werfenden Utopien ihren Ausdruck finde. Er betrachtete die sociale Seite der letzten Umwälzung, wie sie ein Staatsmann betrachten muß, und wies nach, daß diese nicht

Digitized by Google

in Auflösung der gesellschaftlichen Bande und nicht in Zerrüttung der Eigenthumsverhältnisse bestehe. Er setzte philosophisch die Probleme aus einander, welche die Zeit uns zur Auflösung gegeben, und welche weder die monarchischen, noch die Bonapartistischen Parteigänger zu desavouiren wagen, wenn sie in der Lage sind, zum Volke zu sprechen. Er hat gezeigt, daß es in Frankreich nur noch Republikaner gebe, wenn es sich um das Wesen handle, und daß die Monarchie, eben weil sie selbst von ihren Anhängern nur als Form betrachtet wird, keine Zukunft und keinen Boden mehr daselbst habe. Sein Vorredner, Fallour, und sein Nachredner, Berryer, erhärteten die Wahrheit seiner Behauptung, indem sie dieselbe zu bekämpfen suchten.

Wenn Michel von Bourges der Vertheidiger der Republik gewesen, oder, wenn Sie wollen, der Secundant, so war Victor Hugo ihr Rächer an den Schmähungen, welche sie seit ihrer Geburt von den Royalisten zu ertragen hatte. Wenn man jeden Tag liest und hört, was sich die reactionairen Journale und Redner gegen die Republik erlauben, bei deren Erscheinen sie doch eben so feig und kleinlaut gewesen, als sie jetzt übermüthig und vorlaut sind, muß man zugestehen, daß die Versuchung zu einer Repressalie zu lockend gewesen, als daß ein Mann von Victor Hugo's Caliber ihr widerstehen sollte. Michel von Bourges machte der Monarchie den Krieg, Victor Hugo den monarchischen Parteien. Mit grausamer Schadenfreude entrollte er das lange Sündenregister seiner Gegner vor den Augen der gefesselten Versammlung — er faßte die Feinde da, wo sie sich am Siegreichsten glauben. Und wahrlich in Frankreich, die Zeit des großen Ludwig, des XV. Ludwig, die Zeit Carls IX. läßt Vieles sagen, was die Vertreter dieser Grundsätze nachsichtiger mit den Fehlern ihrer Gegner machen müßte. Die Emeuten, Geldverschleuderungen, Grausamkeiten und Blutvergießen aller Art, die Annalen der Französischen Monarchie sind wahrlich nicht sparsam mit solchen Aufzeichnungen, und wenn unsre Royalisten durch Hinweisung auf die Verirrungen der Republik Etwas beweisen zu können glauben, muß ihnen durch einen historischen Vergleich gezeigt werden, daß auch die Monarchie in Frankreich nicht den Stein gegen die Sünden einer ausnahmsweisen Zeit aufzuheben berechtigt sei. Und wenn die Monarchie in Frankreich gestürzt wurde, so liegt die Schuld an ihren Anhängern und nicht an ihren Feinden. Am Beredtsten aber war Victor Hugo in seiner Charakteristik der Männer, welche sich heute berufen glauben, zu Gerichte zu sitzen über die Geschichte, die sie so klein und feige gefunden, als sie ihre donnernde Stimme erhoben.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Chef des gegenwärtigen Cabinets, übernahm die undankbare Aufgabe, dem Redner der Linken zu antworten. Es gelang ihm, selbst die Rechte noch mehr zu erbittern, als Victor Hugo, und das mag für die Stellung der Regierung und für das Wesen unsrer Zustände gehörig beachtet werden. Der Minister der Republik, der Consti-

Digitized by Google

tuant von 1848, griff den Ursprung, die rechtliche Grundlage seines eigenen Mandats an in demselben Augenblicke, wo er an den Volkswillen appellirte, um Frankreichs Schicksal von Neuem zu entscheiden. Die Wirkung, welche diese unbezeichenbare Tactlosigkeit hervorbrachte, war so groß, daß der Minister fast die ganze Zeit auf der Tribune damit zubrachte, diesen maßlosen Uebergriff wieder gut zu machen. Er versuchte die Rechte dadurch zu beschwichtigen, daß er daran erinnerte, wie des Präsidenten von Victor Hugo vergebens gesuchter Napoleon'scher Ruhm darin bestehe, ein Werkzeug der Reaction gewesen zu sein, was er zugleich als Vorsprache für die Zukunft und als Empfehlung für seinen Candidaten hinstellte. Baroche hat sich wahrscheinlich um sein Portefeuille geredet, und er ist heute, wie im Jahre 1848, „der Gerechtigkeit des Volkes vorausgeeilt".

Dufaure und Odilon Barrot beschlossen die Verhandlung in so ruhiger und würdiger Weise, als sie begonnen wurde. Dufaure vertheidigte die Verfassung und Odilon Barrot griff sie an. Jener schadete den Revisionsplänen ungemein, denn bei seiner Stellung fiel jedes seiner Worte wie ein centnerschwerer Stein auf das Haupt der betäubten Rechten; was Michel von Bourges vom revolutionairen Standpunkte aus gethan, dies wiederholte Dufaure vom conservativen aus. Er sprach von Anfang bis zu Ende mit der kalten Ironie geistiger Ueberlegenheit, und blies die kleinen Intrigen der Bonapartisten wie eine Seifenblase in die Luft. Odilon Barrot setzte die Schattenseiten der Constitution mit vielem Scharfsinne aus einander, und die oppositionellen Journale ließen ihm nicht Gerechtigkeit genug widerfahren. Er sprach am Gewandtesten von allen Freunden des Elysée, und hatte das Verdienst, die eigentliche Frage der Revision auch keinen Augenblick zu verlassen. Er führte die Sache des Präsidenten mit großer Geschicklichkeit, und ohne sich selber sehr zu compromittiren, was keine Kleinigkeit gewesen. Aber er vergaß, daß die Schwächen der Constitution eben nur durch die Politik der verfassungsfeindlichen Parteien ein so unheilvolles Gewicht erhalten, und daß die Revisionsfrage, wie er sie auffaßte, schon von vorn herein verdammt gewesen. Er mag das Portefeuille, das Baroche's Händen entfallen ist, immerhin aufheben, die Revision wird bei einem zweiten Versuche eben so schwer durchzusetzen sein, und jetzt mag selbst das allgemeine Stimmrecht nicht mehr Kraft genug besitzen, Louis Bonaparte zu retten. Doch dieses ist das einzige Mittel, das ihm noch übrig bleibt — nur so kann die Linke getheilt und schwankend gemacht werden. Jedenfalls muß es der Präsident jetzt nur auf gut Glück versuchen; daß es gelingen werde, kann Niemand mehr verbürgen. Es läßt sich auch für den Augenblick noch weniger Etwas bestimmen, als vor der Debatte, und wir müssen den Eindruck abwarten, den diese auf das Land hervorgebracht hat.

Digitized by Google

Die Zukunft der Republik.

Nach Beendigung der Reviſionsdebatte iſt in dem parlamentariſchen Leben Frankreichs noch ein kleines Intermezzo gefolgt, welches zwar keine unmittelbaren Folgen gehabt hat, aber doch zu einigen intereſſanten Beobachtungen Veranlaſſung giebt. Die Majorität, welche in Beziehung auf die Reviſion der gegenwärtigen Regierung ihre Unterſtützung nicht verſagen zu dürfen glaubte, zum Theil vielleicht gerade deshalb, weil ſie die Erfolgloſigkeit dieſer Unterſtützung vorausſah, hat zum Schluß dem Miniſterium noch eine Lection geben wollen. Sie hat den zum Theil vom Miniſterium angeregten Petitionsſturm einer ſcharfen Kritik unterworfen, und endlich dem Cabinet mit dürren Worten erklärt, daß es ſeine Pflicht und ſeine Vollmacht überſchritten habe. Sie will in ihrer Anſicht von der Nothwendigkeit einer Verfaſſungsreviſion nicht durch eine Maſſenbewegung gedrängt und getrieben ſein. Das Miniſterium, wie es in ſolchen Fällen in einer parlamentariſchen Regierung üblich iſt, hat ſeine Entlaſſung angeboten, es iſt aber alsbald davon zurückgekommen, als der Präſident ihm bemerkte, nicht ſeinen Dienern, ſondern ihm ſelbſt gelte das Mißtrauensvotum der Nationalverſammlung, und da er nach dem Wortlaut der Conſtitution für ſeine Handlungen verantwortlich ſei, ſo dürfe er ſich durch dergleichen Abſtimmungen nicht beſtimmen laſſen; er werde thun, was ihm beliebe, fände man dann, daß er Unrecht gethan, ſo möge man ihn verklagen. — Eine wunderliche Theorie für eine Republik, die noch dadurch merkwürdiger wird, daß die nämliche Majorität, welche jenes Mißtrauensvotum abgegeben, ſich wenigſtens ſtillſchweigend damit einverſtanden erklärt hat. Man ſieht daraus, daß die Frage über das Verhältniß der executiven und legislativen Gewalt durch die Einführung der Republik noch nicht ohne Weiteres erledigt wird.

Um noch einmal auf die Reviſion ſelbſt zurückzukommen, ſo ſtellt in dem voranſtehenden Aufſatz der geehrte Pariſer Botſchafter die Anſicht auf, die Monarchie habe allen Glauben verloren, darum müſſe die Republik nothwendig den Sieg davontragen. Dieſe Anſicht ſcheint mir einiger Beſchränkungen zu bedürfen. Was den royaliſtiſchen Aberglauben betrifft, die Idee von dem ſogenannten göttlichen Recht der Könige, ſo iſt das eine zu moderne Erfindung, als daß man ſagen könnte, die Legitimiſten hätten mit dem Aufgeben dieſer Phraſe auch die Baſis ihrer Partei aufgegeben. In frühern Zeiten war die königliche Majeſtät etwas ſehr Handgreifliches und hatte durchaus keine myſtiſche Färbung; ſie beruhte theils auf dem guten Willen der Vaſallen, theils auf den raffinirten Folterwerkzeugen, welche jede Majeſtätsbeleidigung erwarteten. Erſt ſpäter, als die Nationen ſich bildeten, hat das Königthum einen ſittlich-gemüthlichen Inhalt erhalten. Die Nationen ſahen in ihm ihren Ausdruck, oder, wenn man will, ihr Symbol.

Digitized by Google

Die Theorie vom göttlichen Recht gehörte den protestantischen Theologen an, und hatte zum Theil, wie alle Theorien, eine sehr äußerliche Begründung. Sie bezog sich nicht allein auf Kaiser und Könige, sondern auf die Obrigkeit überhaupt, auf die Magistrate der Reichsstädte u. s. w., und sie war nicht sowol gegen die Unterthanen, als gegen die Kirchengewalt gerichtet.

Wenn aber die Monarchie in Frankreich diesen mystischen Nimbus jetzt verloren hat, so kann man deshalb doch nicht sagen, daß der Glaube an sie geschwunden ist; der Glaube tritt in einer andern Form auf, in der Idee von der Nothwendigkeit des Königthums zur Herstellung eines geordneten Staatslebens. Dieser Gedanke, der den bei Weitem größten Theil der Bourgeoisie beherrscht, ist darum nicht weniger mächtig, weil er ein blos negativer ist. Man hat gesehen, daß selbst die Herstellung der hierarchischen Einrichtungen, für die sich wahrlich weder in dem Herzen noch in dem Verstande des bei Weitem größten Theils der Franzosen die geringste Sympathie erheben würde, durch diesen Glauben der Furcht ins Werk gesetzt ist. Zwar hat die Monarchie in Frankreich noch andere Grundlagen. Ein großer Theil der alten Familien, hin und wieder auch vielleicht noch die Bauern hängen persönlich an dem alten Herrscherhaus; ein Theil der clericalischen Partei findet in der Legitimität den besten Verbündeten für seine Bestrebungen; ein Theil des Heeres und des Landvolkes schwelgt in den Erinnerungen der Napoleonischen Lorbeeren, und auch die Orleans sind nicht ohne Freunde. Indessen dieser positive Royalismus ist einerseits zu sehr in widersprechende Tendenzen verstrickt, andererseits so wenig durch die Gewohnheit der Treue getragen, daß er allein nicht ausreichen würde, eine monarchische Organisation möglich zu machen; er kann zu Emeuten führen, aber nicht zu einer gesetzlichen Revision der bestehenden Staatsform. Die specifischen Royalisten und die Monarchisten aus Reflexion gehen daher keineswegs auf das nämliche Ziel aus, obgleich die Abneigung gegen die Republik beiden gemein ist.

Die Bourgeoisie, welche die Wiederherstellung der Monarchie um ihrer Selbsterhaltung willen erstrebt, muß sich überzeugen, daß für den gegenwärtigen Augenblick eine Restauration ihrem Hauptzweck widersprechen müßte. Selbst wenn es möglich wäre, daß es zwischen den verschiedenen royalistischen Fractionen, so wie zwischen den Familien, deren Interesse sie vertreten, zu einer Fusion auf der Basis der Legitimität käme (eine andere ist nicht möglich), so bliebe noch die Abneigung der gesammten Mittelklasse gegen das von der Restauration unzertrennliche Gefolge von Priestern und Aristokraten zu überwinden, und das ist eine Aufgabe, die nicht gelöst werden kann. In dem Interesse der reflectirten Monarchisten liegt es daher, die endliche Erledigung der Frage zwischen Republik und Königthum zu vertagen und vorläufig die Republik zu erhalten, bis die Monarchie eine bessere Basis gewonnen hat. Wenn diese also eine Revision der Verfassung verlangen, so ist nicht die Monarchie ihr nächster Zweck, sondern die

Digitized by Google

Feststellung der Herrschaft der Mittelklasse in dem parlamentarischen Wesen, wie in der Verwaltung und den Communalangelegenheiten, und zugleich die Sicherstellung gegen Collisionen mit der ausübenden Staatsgewalt.

Warum sind die gemäßigten, die sogenannten honnetten Republikaner gegen diese Revision? Wie mir scheint, nicht aus übertriebener Vorliebe für die Massenherrschaft und deren Ausdruck, das allgemeine Stimmrecht, denn diese wären bei Männern wie Cavaignac und selbst Lamartine eine etwas junge Ueberzeugung, sondern aus der Unsicherheit in ihrem Glauben an die Republik. Sie trauen der Revision nicht, weil sie dem Volk nicht trauen: dem Volk, welches sowol in der Präsidentenwahl, wie in den Wahlen zur letzten Nationalversammlung, nicht übertrieben demokratische Ansichten an den Tag gelegt hat. So lange man noch eines Prinzen zum Präsidenten bedarf, um der Menge zu imponiren, und so lange man den persönlichen Absichten dieses Prinzen mißtrauen muß, weil dieselben mit andern persönlichen Absichten collidiren, so lange wird von einem reinen Glauben weder an die Monarchie, noch an die Republik die Rede sein können.

Wol aber könnte es geschehen, daß bei einer mehrmaligen Verlängerung des Provisoriums die Bourgeoisie zu der Einsicht gelangte, sie könnte die Massenherrschaft und den persönlichen Ehrgeiz innerhalb der Republik auch auf die Dauer mit dem nämlichen Erfolg bekämpfen, wie in der Monarchie; es könnte geschehen, daß die Nothwendigkeit einer unausgesetzten thätigen Aufmerksamkeit auf die öffentlichen Angelegenheiten, die ihr bis jetzt noch im höchsten Grade unbequem und schrecklich ist, ihr endlich zur Gewohnheit und zur Lust würde. Es könnte geschehn, obgleich ich stark daran zweifle, denn das Französische Naturell stimmt zu wenig zu der Zähigkeit und Ausdauer, die eine solche Aufmerksamkeit verlangt.

Wenn das möglich wäre, so wäre das für uns Deutsche das glücklichste Ereigniß. Die Existenz einer mächtigen und conservativen Republik neben uns, einer Republik, in der die Bourgeoisie herrschte, würde unsern Regierungen ein beliebtes und bequemes Vehikel entziehen, auf die Furcht des Volkes zu speculiren; sie würden sich genöthigt sehen, dem Liberalismus Concessionen zu machen, um nicht den republikanischen Hoffnungen die Thüre zu öffnen. Für uns Liberale ist also eine Vertagung der Krisis in Frankreich ein unberechenbarer Gewinn.

In unsern Reihen ist in der letzten Zeit eine sehr starke Wendung nach links hin eingetreten. Dem Anschein nach hat es sich zwar überall nur um einzelne Fragen gehandelt, in der That aber gilt es ein Aussprechen der allgemeinen Principien. In dem Bemühen, sich der Demokratie zu nähern, liegt nicht eine Hinneigung zu den Ideen der Massenherrschaft, sondern zu den Ideen der Republik, und es ist gut, wenn wir dies scharf von einander scheiden.

Eine nicht geringe Zahl der Mitglieder unsrer bisherigen Partei ging ursprünglich von dem Gedanken aus, daß die Republik die beste Regierungsform

Digitized by Google

sei. Es war daher eine Concession, die sie uns, den (Preußischen, progressistischen) Royalisten machten, wenn sie in den Tagen der Krisis die Aufpflanzung des republikanischen Banners hintertrieben, und wenn sie sich später mit uns zur Herstellung der Preußischen Hegemonie in der Form eines Deutschen Kaiserthums verbanden. Es ist natürlich, daß mit dem Scheitern dieses Plans die alten Sympathien wieder hervortraten.

Aber viel ernsthafter ist die Stimmung Derjenigen unter uns, die entweder gegen diese Doctrin gleichgiltig sind, oder die sogar an der Idee einer Monarchie für Deutschland festhalten, und die dennoch an der friedlichen Entwickelung der Deutschen Verhältnisse so vollkommen verzweifeln, daß sie die Republik als einen nothwendigen Durchgangspunkt betrachten, und zwar nicht die honnette Republik der sogenannten gemäßigten Demokraten, sondern die rothe Republik mit allen ihren Schrecken, um mit dem Bestehenden reinen Tisch zu machen.

So sehr ich es für Pflicht halte, diese Gesinnung, die um so schlimmer ist, wenn sie nicht von dem unbedingten Glauben an den glücklichen Ausgang getragen wird, in allen ihren Metamorphosen entschieden zu bekämpfen, so kann ich meine Augen doch nicht vor der vollendeten Thatsache verschließen. Diese Gesinnung ist in Kreisen, die selbst im Jahre 1847 noch leidenschaftlich conservativ, die nicht blos mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen Royalisten waren, jetzt in einer Energie vorhanden, welche die Machthaber in Schrecken setzen würde, wenn sie je an etwas Anderes dächten, als an die polizeiliche Ueberwachung von Verschwörungen. Verschwörungen können sie mit leichter Mühe unterdrücken, aber gegen die Gesinnung nutzt ihnen kein Polizeispion.

Was mich betrifft, so halte ich die Republik für Deutschland sowol als Durchgang wie als Zielpunkt für verkehrt. Wir brauchen eine energische Staatsgewalt, die uns im Innern zu einer einigen Nation macht, die uns nach Außen hin wenigstens vor brutalen Eroberungen bewahrt. Ich gebe zu, daß Beides unter der Fortdauer der gegenwärtigen Verfassung sehr schwer ist, aber es ist nicht unmöglich, denn man vergesse nicht, daß trotz der Verfolgungen von oben her der Deutsche nationale Geist in den Jahren von 1814—1848 Progresse gemacht hat, was wir von den drei letzten Jahren nicht sagen können. Deutschland in republikanischer Form zu einer einigen Nation zu machen, wäre nur durch den Terrorismus möglich, und abgesehen davon, daß man den Terrorismus, auch wenn man ihn vom historischen Standpunkt aus erklärt und entschuldigt, doch niemals als reales, sittliches Individuum befördern kann, so ist mir wenigstens absolut unbegreiflich, auf welche Weise er bei uns in Deutschland anders möglich sein sollte, als durch Militairgewalt, und eben so unbegreiflich, wie sich die Demokratie bei uns der Militairgewalt bemächtigen wollte. Bei einer fertigen Nation, wie es die Französische im Jahre 1793 war, ist der Terrorismus nicht allein möglich, sondern er ist auch zu ertragen, ohne daß die Lebenskraft des Volkes untergeht,

Digitized by Google

wir aber würden uns einander ſo lange anfeinden, bis der weiße Czar den wohlmeinenden Friedensſtab über uns ſchwingen würde. Für poetiſche Gemüther mag die Ruſſiſche Knute reizender ſein, als die kleinen Tracaſſerien, denen wir jetzt ausgeſetzt ſind, wenn wir uns überhaupt um Politik bekümmern, weil ſie wenigſtens rothe Striemen macht und ſich zu romantiſchen Bildern verwerthen läßt; es mag für ſie bequemer ſein, einen langwierigen Proceß, wo das klare Recht durch den Einfluß eines überlegenen Gegners verſchleppt wird, durch einen coup de désespération zu erledigen, ſtatt mit unermüdlicher langweiliger Arbeit Schritt für Schritt weiter zu dringen: eine proſaiſche Natur urtheilt anders, und die wirkliche Freiheit iſt noch nie durch Poeſie, ſondern immer durch Proſa errungen worden. † †

Schulweſen in Polen.

II.

Wenn man durch die mehr als viertauſend Dörfer des Landes wandert, hat man das Vergnügen, etwa ſiebzig Mal auf eine Schule, oder wenigſtens den Namen Schule, zu ſtoßen. Von jenen Schulen, die einſt auf Napoleons Veranlaſſung im Herzogthum Warſchau errichtet worden, deren Zahl aber keineswegs umfänglich war, finden ſich nur noch an 9 Orten Rudera, denn der Adel, welcher in keiner Meinung ſo mit der Ruſſiſchen Herrſchaft harmonirte, als in der von der Bildung der untern Volksſchichten, untergrub wieder, was unter den Fittigen der Franzöſiſchen Adler Segensreiches erſproſſen war. Dieſe Conceſſion war die einzige, die ihm das Ruſſiſche Scepter vergönnte.

In Rußland iſt der Bauer leibeigen, in Polen perſönlich frei; aber Beide ſind, Nichts beſitzend, von einem Herrn abhängig. Den Ruſſiſchen Leibeigenen betrachtet der Herr als ein ſchätzenswerthes Vermögenstheil, der ihm deſto nützlicher und lieber iſt, je beſſer der Zuſtand, in dem er ſich befindet. Der Polniſche Herr dagegen kann ſeine perſönlich freien Bauern nur als ein ſehr zweifelhaftes, unſicheres Beſitzthum, an welches Etwas zu wenden ein Riſico iſt, betrachten. Um ihn aber in ſeinem Beſitze feſtzuhalten, bedrückt er ihn ſo ſehr als möglich, damit er ſich vor Hülfsbedürftigkeit und Gemüthsſchwere nicht von ſeinem Pfahle loszureißen im Stande ſei.

Unter ſolchen Verhältniſſen iſt der Polniſche Bauer geiſtig wie körperlich noch weit unregſamer, als der Ruſſiſche. Der Bildungstrieb iſt in ihm gänzlich erſtorben, ſein Geiſt iſt der Inſtinct des Thieres, er iſt gelehrig, denn es fehlen ihm geſunde Kräfte nicht, aber es fehlt ihm der von der Freudigkeit der Seele abhängende Drang, mehr zu erfahren, als er weiß, und etwas Anderes zu werden, als er iſt.

Digitized by Google

Es wird kaum glaublich erscheinen, wenn ich sage, daß in den meisten Polnischen Dörfern kein gedrucktes Buch, nicht einmal ein beschriebenes Blatt zu finden ist. Man fragt, wie steht es dann um die landwirthschaftliche Buchhaltung auf den Edelhöfen? In denjenigen Dörfern, die von Grundherren bewohnt sind, findet man allerdings einen Schreiber. Er ist in der Regel aber auch außer dem Edelmann die einzige lese- und schreibkundige Person auf der Grundherrschaft. In den Nebendörfern führen sogenannte Karbowy die Wirthschaft. Sie sind in der Regel dem Bauernstand entnommen, und ihre Bildung ist die der Bauern. Ihr Titel schon rückdeutet auf ihre Schulbildung, und bezeichnet die patriarchalische Weise, welche in den Polnischen Dörfern waltet. Karb nämlich heißt die Kerbe, der Einschnitt. Das Wort Karbowy aber bezeichnet Denjenigen, welcher durch Kerben, die er in ein Stück Holz schneidet, die Frohndienste aufzeichnet, welche die Bauern geleistet haben.

Darin besteht denn auch die Buchführung auf den grundherrschaftlichen Beigütern. Alles, was dem Gedächtniß nicht anvertrauet werden kann, wird mittelst des Messers einem Scheite eingeprägt. Jeder Bauer hat auf dem Scheite sein Conto und sein Zeichen. Ein besonderer Schnitt ist für den Speicher vorhanden, und jede Getreideart hat ihren Platz und ihre Berechnung durch Einschneiden von Kerben und Wiederwegschneiden derselben. In der Stube des Karbowy befindet sich in der Regel eine Nische, in welcher die Kerbscheite in bestimmter Ordnung aufgestellt werden. Diese Nische führt den stolzen Namen Buchhalteria. Ein eigenthümliches Schauspiel ist es, wenn am Sonnabend Abend die Karbowen der verschiedenen Dörfer auf dem Hof des Grundherrn, auf kleinen Kleppern sitzend, Bündel von Kerbscheiten unter dem Arme, einziehen.

Seit die Regierung den Bauernstand etwas näher an sich zu ziehen suchte, verkehren die Aemter öfter direct, d. h. ohne Vermittelung der Grundherren, mit ihm. Man wendet sich jeder Zeit an den Woyt, den Dorfschulzen. Aber auch Dieser, ein gemeiner Bauer, kann weder lesen noch schreiben. In der ersten Zeit dieses directen Verkehrs ließen die Aemter ihre Befragungen, Anzeigen, Verordnungen ꝛc. schriftlich an die Woyts ergehen, und unterrichteten die Boten, welche die Schriften überbrachten, nicht weiter. Das setzte die armen Teufel von Woyts natürlich in bittere Verlegenheit, aus der sie sich nur durch Hilfe des Edelmanns retten zu können meinten. Da nun aber der Edelmann in der amtlichen Angelegenheit häufig das Object war, so kamen Anekdoten zu Tage, die den Aemtern sehr ärgerlich waren. Man ließ daher den Befehl mündlich an die Woyts ergehen, zum Verständniß amtlicher Erlasse weder die Hilfe des Edelmanns, noch des Pfarrers in Anspruch zu nehmen, sondern sich an den Bürger- oder Postmeister der nächsten Stadt, oder auch den Befehlshaber einer Militairwache zu wenden, wenn sich eine solche in der Nähe befände. Da diese Verordnung aber nur zu oft verkehrt ausgeführt wurde, und wunderliche Con-

Digitized by Google

fusionen entstanden, so fing man an, mündlich mit den Woyts zu verkehren, und verwendete nicht mehr Kosaken — die auch nicht lesen können — im Botendienste, sondern schriftkundige Polizeiknechte. Endlich hat man den Woyts zwei Gehilfen aus der Gemeinde beigesellt, und läßt nun diese drei Personen, so oft Etwas zu eröffnen ist, mit einander in das Amt kommen.

Demungeachtet haßt die Regierung den Gedanken an die Schulbildung der untern Volksschicht. Ich erinnere mich, Augenzeuge einer kleinen Anekdote gewesen zu sein, welche die Russische Meinung bezeichnet. In Warschau wanderte ein Bauer durch die Massurenstraße, welcher eine Brille trug. In der That war dieser Mann in langem weißem Kittel mit hoher Schafpelzmütze und Brille eine sehr komische und in Polen gewiß noch nicht dagewesene Erscheinung. Zufällig begegnet ihm der General Tolstoy. Er fragt: „Bauer, woher hast Du Deine Brille?" „Gnädigster Herr, auf dem Ablaßjahrmarkte in Czerniakow gekauft." „Wozu?" „Weil der Händler sagte, man könne durch solche Gläser besser sehen, ich aber habe in Folge von Krankheiten sehr trübe Augen." „So? Und was kostet das Ding?" „Zwei Polnische Gulden." „So? Nun will ich Dir aber sagen, daß sich ein solches Ding, von dem Du wol den Namen nicht einmal kennst, für einen dummen Bauer nicht schickt. Das gebührt nur Leuten, die auf Schulen gewesen sind." Hiermit nahm der General dem Bauer die Brille von der Nase und warf sie über die nahe Gartenmauer, war aber rechtschaffen genug, Jenem die dafür ausgegebenen zwei Gulden zu erstatten. In der nächsten Woche war der Bauer mit der Brille an den Bilderläden der Methstraße abgebildet zu sehen.

Bei der Errichtung von Schulen würde das erste ernstliche Hinderniß der Mangel an Lehrern sein. Und wenn sich auch, da das Amtswesen den Polen ziemlich abgeschnitten ist, Personen genug für das Schulwesen fänden, so würde wieder der Mangel an Bildungsanstalten, Seminarien, ein Hinderniß sein. In Warschau befindet sich zwar eine Schullehrerbildungsanstalt, allein sie ist die einzige des Landes und in ihrem Raume ungeheuer beschränkt. Sie enthält nie über sechzig Zöglinge, und ist in ihrer scholarchischen Einrichtung ganz auf städtische Schulen berechnet. Sie bildet noch nicht den sechsten Theil der zum Ersatz der alten durch den Tod abgehenden Lehrer nöthigen Zöglinge, daher in die Lehrerstellen immer Gerichtsschreiber und ähnliche Individuen eingeschoben werden müssen.

Aber wären auch Individuen genug vorhanden, welche sich dem Schulwesen zu widmen bereit fühlten, so würden diese doch natürlich die Frage zu stellen nicht unterlassen: unter welchen Bedingungen soll der Lehrer sein Amt ausüben? Die Regierung sagt: „Ich kann Dir keine Versprechung machen, denn der Edelmann ist Grundherr und verpflichtet, Alles zu schaffen und in Stand zu setzen, was auf seinem Gebiete nöthig ist. Verpflichtet ihn daher das Gesetz, eine Schule zu

Digitized by Google

halten, so genügt es eben, daß er einen Lehrer anstellt. Unter welchen Bedingungen er es thut, ist seine Sache."

So wäre der Lehrer genöthigt, sich wie ein Oekonomieverwalter oder Dienstbote unter vielleicht jämmerlicher Condition zu verdingen. Gewiß aber würde er sich noch zu besondern Diensten verpflichten müssen. Der Lehrer in O. bei Plousk ist bei 20 Thlr. Gehalt zugleich Waldaufseher; der Lehrer in B. bei Paltusk ist zugleich herrschaftlicher Gärtner und Fischnetzstricker; der Lehrer in dem kleinen adeligen Landstädtchen W. an der Straße nach Tykoszyn ist Brunnenmacher und herrschaftlicher Bierbrauer; die drei angedeuteten Schulen sind Ueberreste des Herzogthums Warschau.

Unter solchen Verhältnissen ist ein allgemeines Landschulwesen eine Unmöglichkeit; der Vorwurf aber gebührt allein der Regierung. Der Polnische Adel kann ihr kein Hinderniß sein, und ist es ihr nicht, denn der Zwang, den sie ihm hier anthun müßte, wäre nicht ihre erste und schlimmste Gewaltthat gegen denselben. Die Verhältnisse im Großherzogthum Posen waren durchaus keine andern, und doch machte die viel rücksichtsvollere Preußische Regierung den ganzen Bauernstand dieses Landes unabhängig vom Edelmann, und errichtete über 1100 Dorfschulen trotz dem Geschrei des Adels. Allein die Russische Regierung mag das Polnische niedere Volk gegen das Russische keinen Vorzug gewinnen lassen.

Doch würden auch die Schulen unter den gegenwärtigen socialen Verhältnissen des Bauernstandes die fruchtlosesten Anstalten sein, die es nur geben kann. Erst muß diese Volksklasse mit ihrem Besitzthum unabhängig sein. Gegenwärtig, wo Bauer und Bäuerin von Montag bis Sonnabend mit Frohndiensten zu thun haben, sind die Kinder vom größten bis zum kleinsten dermaßen mit Kochen, Melken, Viehhüten, Sammeln des wilden Obstes, der Pilze ꝛc. und andern zur Erhaltung der Wirthschaft nothwendigen Geschäften beladen, daß ihnen keine Stunde für die Schule übrig bliebe.

Wo jetzt Dorfschulen bestehen, bestehen sie auch nur zur Zeit des Winters. Im Sommer ist für sie keine Zeit vorhanden. Und selbst der Lehrer gehört zu den von Geschäften Abgehaltenen. Sein Gehalt übersteigt den Lohn eines Knechtes nicht sehr. Der Knecht bekommt 40 Gulden, oder 6 Thlr. 16 Gr., der Lehrer 12 bis 20 Thlr. Ich habe einen Landschullehrer, der noch dazu bei einer Deutschen Colonie angestellt war, gekannt, dessen Gehalt in 10 Thalern bestand. Daraus geht hervor, daß der arme Schulmann auf den Segen eines Stückleins Landwirthschaft angewiesen ist.

Der Gottesdienst auf dem Lande ist das wunderlichste Ding, was es nur geben kann. Er besteht aus Altargebeten in Lateinischer Sprache, Predigt und Gesang mit Orgelbegleitung. Die Lateinischen Gebete hält der Bauer für Zauberformeln gegen schlimme Schicksale, die er, sein Vieh und seine Felder zu fürchten haben. Die Predigt besteht in kirchlichen Befehlen, meist das Fasten betreffend,

Digitized by Google

Drohungen, Beschreibungen des Himmels und der Hölle, wo hinein dann bisweilen ein Paar Worte aus der Bibel fallen. Die Hauptsache ist der vom Himmel stammende Anspruch des Pfarrers auf Eierkörbe, Speckseiten und Roggensäcke der Gläubigen. Der Gesang endlich ist das Komischste. Die Kehlen stimmen so ziemlich in die Accorde der kleinen Orgel, aber in der ganzen Kirche sind der Pfarrer und der Organist die beiden einzigen Menschen, welche Gesangbücher besitzen und den richtigen Text singen. Alle Uebrigen singen theils bloße Töne, theils eine stabile immer wiederholte Heiligenanrufung, theils auch beliebige Lieder, sogar gesellschaftliche Volkslieder. Freilich verlieren die guten Leute an den Liedern nicht viel, denn sie sind das Gräßlichste, was es in dieser Art giebt. Einer meiner Bekannten gab dem Pfarrer von Babice den Rath, er solle doch der Gemeinde während des Gesangs die Lieder Zeilenweise vorsagen lassen, damit ihnen doch auch der Segen des Textes zu Theil würde. Dieser Rath fand eine freundliche Aufnahme. Der brave Pfarrer glaubte sich vielleicht den Namen eines kirchlichen Erfinders erwerben zu können. Genug, er exercirte den Schreiber des Edelmanns ein, und ließ Diesen von der Orgel herab den Text vorsagen. Er versicherte später seinem Rathgeber, daß die Idee sich ganz herrlich bewähre, und gewiß die weiteste Ausbreitung im Lande finden werde, zumal er entschlossen sei, über diese Einrichtung des Kirchengesangs ein Schriftchen beim Bischof einzureichen und sodann zu veröffentlichen.

Uebrigens sind die Polnischen Geistlichen keineswegs Freunde eines schriftkundigen Volks. Sie führen, wie auch ihre Collegen anderwärts, nur zu gern falsche Karte, und lassen sich daher ungern hineinsehen. Kommt der Bauer, um den Herrn Pfarrer um die Aufgebote zu bitten, so ist das Erste, daß ihm der Pfarrer einen zwei- bis dreifach über das Landesgesetz emporragenden Preis angiebt, und die Gebühr voraus fordert. Der Bauer weiß aber — denn von Seite der Aemter ist es irgend einmal zur allgemeinen Kenntniß gebracht worden — daß die drei Aufgebote nur drei Gulden kosten. Er wischt sich also mit den Aermeln seines Kittels einige Mal die Nase, kratzt sich in den langen Haaren, und giebt durch andere geistreiche Geberden zu erkennen, daß er die Forderung des Herrn Pfarrers für eine ungesetzliche halte. Dieser aber holt gleich das erste beste Buch aus dem Regal, schlägt es auf: „Da, hier ist es, hier lies das Gesetz — also anders finden die Aufgebote nicht statt, als wenn Du das Geforderte zahlst.“ Dasselbe Spiel wiederholt sich bei Trauung, Leichenbegängniß, Taufe und allen ähnlichen Vorkommnissen. Die Geistlichen scheuen sich dabei nicht, sich wie die erbärmlichsten Schacherjuden mit ihren Gläubigen herumzubalgen. Sie sind dermaßen an ihre Schwindel, die sich stets um Gebühren drehen, gewöhnt, daß sie durchaus auf den Stand der Personen keine Rücksicht nehmen. Steht ein Edelmann vor ihnen, so sprechen sie vom katholischen Kirchengesetz, und legen Lateinische Bücher vor; ist der Gegner ein Deutscher, so sprechen sie vom Landes-

Digitized by Google

geſetz, und legen Polniſche oder Ruſſiſche Bücher vor. Ereignet ſich der Fall, daß der Andere die fremde Sprache verſteht, ſo will ſich der Herr Pfarrer über die Enthüllung ſeines Betrugs todt lachen, beharrt aber doch auf ſeiner Forderung.

Die Bauern kommen am Schlimmſten weg. Selbſt die Juden ſetzen ſich an dieſe wunde Stelle als Blutegel. In dem Dorfe Kr. unfern der Preußiſchen Grenze ereignete ſich folgende ſchnurrige Geſchichte. Einem Bauer, Namens Woyczak, wurde ſein Rindvieh, eine Kuh und einige Ochſen, geſtohlen. Der grundherrſchaftliche Inſpector nahm ſich des unglücklichen Bauers an, und machte den Diebſtahl nebſt Signalement des geſtohlenen Gutes und der Warnung vor dem Ankauf deſſelben in der Warſchauer Zeitung bekannt. Dadurch erfuhr ein Jude das Ereigniß. Dieſer erſchien eines Tages in dem Schenkhauſe zu Kr., und ließ den Beſtohlenen zu einer Zuſammenkunft in dem nahen Walde auffordern. Die Eröffnung, daß ihm ein Rath in Betreff ſeines Rindviehes gegeben werden ſolle, läßt den Bauer nicht zögern. Er ſtellt ſich ein, und der Jude bietet ihm nun ein „heiliges Buch" zum Kaufe an, aus dem er angeblich nicht blos erfahren kann, wohin ſein Rindvieh gekommen, ſondern welches ihn auch aus widerlichen Schickſalen aller Art zu retten vermag. Der Bauer ſchwebt zwar zwiſchen Staunen und betäubender Freude, iſt aber noch bei ſo nüchternem Verſtande, daß er den Einwurf macht, er könne nicht leſen. „Ei, das werde ich Dich ſogleich lehren, ſobald Du das Buch gekauft haſt", entgegnet der Jude; „zu beachten iſt nur Folgendes: kein Menſch darf jetzt erfahren, daß Du dieſes heilige Buch kaufſt, und nachmals, daß Du es beſitzeſt. Schweigend und heimlich betend mußt Du es heimtragen. Unter der Schwelle der Hüttenthür gräbſt du ein Loch, legſt es hinein, deckſt es mit Werg und Erde zu, und bekreuzeſt Dich drei Tage lang, ſo oft Du über die Schwelle ſchreiteſt. Bei Sonnenuntergang des dritten Tages nimmſt Du es wieder hervor, und es wird Dir ſofort Aufſchluß über Dein Rindvieh geben". Der Jude verſäumte nicht, den Bauer in das Buch blicken zu laſſen, ihm die Namen einiger Buchſtaben zu nennen und verſchiedene Gaukeleien vorzumachen. Am Stärkſten aber wirkten wahrſcheinlich die Kreuze auf dem Umſchlage. Genug, der Bauer rennt in das Dorf, nimmt alle Nachbarn und Gevattern in Anſpruch, und bringt wirklich die Summe von hundert Gulden zuſammen, die der Jude für das Buch fordert. Dieſer lehrt ihn nun noch die Buchſtaben B, B und א, und befiehlt ihm, beim Gebrauch des Buches die Laute, ſo oft ſie auf einer Seite vorkommen, recht laut auszurufen, woraus ſich alsbald das Verſtändniß des Ganzen bilde, und der Bauer trägt nun den Schatz heim. Nach drei Tagen findet er, daß er mit dem Buche gar Nichts anzufangen im Stande iſt, und ſieht ſich nach langem Kampfe gezwungen, den freundlichen Wirthſchaftsinſpector in ſein heiliges Geheimniß zu ziehen, der in dem Buche — eine Polniſche Ueberſetzung des Oberon von Wieland erkennt.

Die Deutſchen Colonien ſind in Betreff des Schulweſens ſo verwahrloſt

Digitized by Google

nicht, als die Polnischen Dörfer. Hier gebührt aber das Lob keineswegs der Regierung oder dem adeligen Urbesitzer des Grund und Bodens, vielmehr allein den Colonisten, welche entweder dem Edelmann gegenüber die Herstellung einer Schule im Kaufcontracte zur Bedingung gemacht, oder sie aus eigenen Kräften erschaffen haben. Es ist ein ehrenvolles Zeugniß für die Colonisten, daß sich unter den 39 Deutschen Colonien nicht eine befindet, welche nicht eine Schule besäße. So verschieden, als die Uebereinkünfte mit den Grundherren, sind freilich auch die Schulen geworden. Die besten sind die, welche die Colonisten selbst eingerichtet haben. Einige haben Lehrer aus Deutschland kommen, andere einige von ihren Jünglingen zu Lehrern bilden lassen. So haben z. B. die großen Colonien an der Zabieska und bei Zagrodi in ihre Grundgesetze den Beschluß aufgenommen, alle funfzehn Jahre zwei ihrer Jünglinge auf Gemeindekosten in dem 1840 in Kurland errichteten Seminare zu Lehrern bilden zu lassen.

Kleine und arme Colonien, welche die Mittel nicht besitzen, Lehrer bilden zu lassen und zu erhalten, sind freilich übel daran. Allein sie wissen sich mit Ehren zu helfen. In einem der früheren Sommer kam ich Abends spät in die kleine Colonie Frohheim. In einem der nächsten Häuser sah ich helles Licht, und hörte sehr laut sprechen. Ich ging hinein, und fand in einer großen bäurischen Wirthschaftsstube 22 Kinder um einen alten Colonisten, den Besitzer des Hauses, versammelt, und die kleinern mit Tafelschreiben, die größern mit Kopfrechnen beschäftigt. Hier hatte man die Einrichtung getroffen, daß alljährlich wechselnd zwei Bauern die Functionen des Lehrers ausüben mußten. Da diese Lehrer nun aber am Tage mit ihrer Wirthschaft zu thun hatten, so wurde die Schule des Abends, im Sommer von 8 bis 10 Uhr, im Winter von 6 bis 9 Uhr gehalten. „Wir", sagte der Bauer zu mir, „lehren die Kinder, was wir in Deutschland gelernt haben, und Diejenigen, welche eigenen Trieb haben, werden bisweilen klüger, als wir es sind. Das kommt aber von den Büchern, die von Jahr zu Jahr besser und lehrreicher werden. Wir legen alle Jahre nach der Wollschur 20 und nach dem Decemberdrusch 10 Thaler zusammen; für diese 30 Thaler beziehen wir von Sennewald in Warschau gute Deutsche Lehrbücher, Naturgeschichten, Kinderfreunde, Sittenlehren, biblische Geschichten, Erdbeschreibungen und Rechenbücher. Mehr aber können wir an die Schule nicht wenden. Ein Schulhaus kann nicht gebaut werden, und das Schulamt muß nothwendig von uns selbst und unentgeldlich verwaltet werden."

In vielen Colonien ruht die Verpflichtung, die Schule zu erhalten, auf dem ehemaligen Grundbesitzer, dem Edelmann. Da, wo im Kaufcontracte eine genaue Stipulation vorhanden, die Summe, welche an die Anstalt gewendet, das Gehalt, die Holz-, Getreide-, Kartoffelmasse ꝛc. genau bezeichnet sind, welche alljährlich dem Lehrer zu Theil werden müssen, da steht es so ganz übel nicht; desto übler, wo die Colonisten die Verpflichtung des Grundbesitzers gegen die

Digitized by Google

Schulen mit allgemeinen Ausdrücken bezeichnet, und sich auf die Ehrenhaftigkeit Desselben verlassen haben.

So in einer Colonie sieben Stunden von Warschau. Die Colonie, aus Professionisten bestehend, welche die landwirthschaftlichen Rohstoffe des ehemaligen Grundherrn contractmäßig für einen geringen Lohn verarbeiten, sind äußerst arme Leute. Sie besitzen Feldgrundstücke, aber man hat sie theils mit unfruchtbarem Sand-, theils mit unheilbarem Bruchboden betrogen. Der ehemalige Grundherr ist verpflichtet, einen Lehrer anzustellen und zu erhalten. Das thut er. Er hat nämlich einen alten, dem Bettelstabe nahen Leinweber mit 10 Thlr. Gehalt und einem gewissen Holzdeputat, welches sich Derselbe auf dem eigenen Rücken aus dem Walde holen muß, in das Schulamt gesetzt. Der Patron hat also nach dem Laute des Contractes seine Pflicht erfüllt, den Colonisten aber ist es überlassen, sich vor dem Jammer zu bewahren, den alten braven Mann vor ihren Augen Hungers sterben zu sehen, d. h. sie sind indirect gezwungen, den Lehrer selbst zu erhalten. So sind sie denn auch dahin übereingekommen, daß ihm jeder Colonist alljährlich ein Brod und einen halben Scheffel Kartoffeln giebt. Es ist vielleicht Alles, was die armen Leute vermögen; aber es ist noch nicht hinreichend, einen Mann mit Frau und einigen Kindern nur dürftig zu erhalten. So sah sich der unglückliche Mensch gezwungen, noch durch seine bereits von Noth und Krankheit gelähmten Hände Etwas zu verdienen. Da er das eine Auge verloren, so war er unfähig für seine Profession, die Leinweberei. Er legte sich also auf das Verfertigen von Drahtbürsten, welche die Ciselire und Gelbgießer gebrauchen. Mit diesem Fabrikat kam er monatlich mehrere Male nach Warschau; allein sein bettelhafter Aufzug verdarb ihm das Geschäft, welches ihm ohnehin nur einen sehr geringen Gewinn hätte gewähren können.

Es ist in Polen das Sprichwort: der Stadt gebührt eine Schule, dem Dorfe der Pflug. Wollte man aber daraus schließen, daß in den Städten die Volksbildung sich einer energischen Pflege zu erfreuen habe, so würde man sich sehr täuschen. Es besteht aus frühern Zeiten ein Gesetz, nach welchem jede Stadt eine Elementarschule haben soll. Doch findet man unter den kleinern Städten viele, in denen vergebens nach einer Schule gesucht wird. Die kleinen Städte sind allermeist adeliges Eigenthum, und die Edelleute mögen für sie, da sie weniger Nutzen aus ihnen ziehen, noch weniger Etwas thun, als für die Dörfer. Die Regierung aber ist ganz zufrieden, wenn der Edelmann nur seine auf Brücken, Posthäuser und dergleichen bezüglichen Verpflichtungen erfüllt; um das Schulwesen kümmert sie sich nicht. Und wenn sie ja einmal im Anflug einer ungewöhnlichen Laune jenem auf die Stadtschulen bezüglichen Gesetz ein Wenig Geltung beilegt, so weiß der Edelmann, daß es eben nicht sehr ernst gemeint ist. Kommt er seiner Verpflichtung nach, so thut er es wenigstens in sehr beschränkter Weise. Das Gesetz sagt: der Herr der Stadt ist verpflichtet, eine Schule zu

Digitized by Google

errichten, und dafür verantwortlich, daß sie bestehe. Nähere Bestimmungen giebt es nicht. Der Edelmann thut also so wenig als möglich, d. h. er bezeichnet ein Individuum als tüchtig zum Lehramt und gewährt freies Holz. Die Last fällt also auf die Schulter der Bürger. Nun ist aber die Wahl des Lehrers Sache des Edelmanns, und wol im seltensten Falle ist Diesem darum zu thun, daß Jener Etwas verstehe. Für Warschau ist die Verordnung in Kraft, daß jeder anzustellende Lehrer bei der Schulprüfungscommission ein Examen gemacht habe und darüber ein Zeugniß besitze. Aber diese Verordnung verschwindet hinter den Thoren von Warschau, und man findet in den kleinen Städten Lehrer der wunderlichsten Art. Es giebt Städtchen, in welchen der Bürgermeister zugleich das Schulamt besorgt. In No. am Wierzfluß ist der Verwalter des herrschaftlichen Schenkhauses Schullehrer, und sehr nahe bei Warschau befindet sich ein Städtchen, in welchem der bei der militairischen Standwache befindliche Feldscheerer die Functionen des Lehrers für einen Lohn von 10 Rubeln und freies Futter für 2 Pferde ausübt. Hier und da findet man das Unterrichtswesen in den Händen eines speculativen Juden als Privatgeschäft; gewöhnlich aber ziehen es in den kleinen Städten die Organisten als ein Nebengeschäft an sich. —

Die Aeltern sind nicht verpflichtet, die Kinder in die Schulen zu schicken, und für die Gegenstände des Unterrichts besteht keine Verordnung. Trotz diesen schlechten Verhältnissen lernen die meisten Bewohner der kleinen Städte ein Wenig lesen und schreiben, aber auch nicht mehr. Ihr Bürgerehrgeiz, in welchem sie den Bauern gegenüber oft die komischste Rolle spielen, drängt sie dazu, sich diese geringen Fertigkeiten zu erwerben.

In den Gouvernementsstädten, so wie in den größern Landstädten, welche Eigenthum des Staates sind, sind die Verhältnisse allerdings besser. Die Lehrer müssen eine Prüfung bestanden haben, werden vom Municipalgericht eingesetzt, und beziehen von ihm einen kleinen Gehalt. Den größern Theil ihrer Einnahme bilden die Geschenke, welche ihnen von Seiten der Aeltern der Schüler zu Theil werden. Die Schulgelder fließen in die Municipalamtskasse, und gehen aus ihr weiter in die Staatskasse. Ein Schulzwang ist aber auch in diesen Städten nicht vorhanden, und da die ärmern Familien die Kosten scheuen, so ist die Benutzung der Schule eine sehr schwache. In Städten, wie Raden, Siedece, welche an fünftausend Einwohner enthalten, findet man oft nicht einmal ein besonderes Schulgebäude, sondern die Anstalt in der Wohnung des Lehrers, in der sie sich nicht anders ausnimmt, als eine dürftige Deutsche Winkelschule.

Warschau ist der einzige Ort, in welchem ein organisirtes und mit einiger Strenge gepflegtes Elementarschulwesen gefunden wird; hier drängt die große Menge gebildeter Familien dazu. Die meisten Anstalten (außer den klösterlichen) sind Privatunternehmungen, stehen aber unter der Aufsicht der Regierung. Ihre Lehrfächer sind Lesen, Schreiben, Rechnen, Stylübung, Erdkunde, Andachts-

Digitized by Google

übungen (jedoch nicht Religionsunterricht). In den Staatsanstalten gehört auch die Russische Sprache dazu, die Polnische Geschichtskunde ist ausgeschlossen.

Sich mit dem Unterrichtswesen zu befassen, ist Jedem frei gestellt, und wird keine Rücksicht darauf genommen, ob er dafür gebildet worden sei, und was er früher getrieben habe; nur muß er eine Prüfung bei der Schulcommission, welche aus mehrern Professoren des Lyceums unter dem Vorsitze des Procurators zusammengesetzt ist, bestehen. Mit dieser Prüfung hat es aber nicht viel auf sich, und ein Mensch, der den Cursus einer Deutschen Bürgerschule durchgemacht, besteht sie mit leichter Mühe. Auch selbst das kleine Stückchen Elementarschulwesen Polens, das nämlich in Warschau, hat die Regierung mit ihren politischen Plänen in Verbindung zu bringen gesucht. Seit langer Zeit hat sie es sich angelegen sein lassen, ausgediente Spione in die Lehrerstellen zu setzen, und es ist das die Ursache, daß die Staatsanstalten äußerst schwach frequentirt werden, und so ungeheuer viele Privatschulen entstanden sind. Denn Warschau zählt über siebzig Elementarschulen, wovon 11 Deutsche sind, und nur 16 dem Staate angehören. Ein Mann, der sich dem Procurator als ein Russisch gesinnter Mann beweist, kann mit Gewißheit darauf rechnen, daß er seine Anstellung als Schullehrer findet, und hat oftmals nicht einmal das Examen zu fürchten, denn will es der Procurator, so überhebt er ihn desselben. Man erzählte sich in Warschau vor etlichen Jahren folgende Geschichte. Ein gewisser W. hatte seine Schreiberstelle in einer Consulatskanzlei wegen Unfähigkeit sowol, als wegen Unehrlichkeit verloren. Von der Noth gedrängt, beschließt er, um eine Schullehrerstelle sich zu bemühen. Er geht zum Procurator des Schulwesens, bringt seine Bitte vor, und glaubt sich, wahrscheinlich aus wohlbegründeter Besorgniß, von der Fähigkeitsprüfung dadurch zu befreien, daß er ein altes Zeitungsblatt vorlegt, auf welchem er als Redacteur bezeichnet ist, oder wenigstens der Name des Redacteurs mit dem seinigen übereinstimmt. Allein trotz diesem Respect einflößenden Beweise von hohen Wissenschaften erscheint dem General das Individuum äußerlich zu reducirt; genug, der arme Mensch wird ohne viele Complimente abgewiesen. In der höchsten Noth wird er erfinderisch. Er weiß, welches die schwache Seite der Russen in Polen ist, und von Natur dummdreist, beschließt er den Procurator daran zu fassen. Er begiebt sich also nochmals zu Demselben, und hält vor ihm eine klägliche, jedoch höchst pathetische Deutsche Rede, in der er die Russischen Worte o, kak bog mi miluy (o wie Gott mir lieb ist) alle Augenblicke wiederkehren läßt. Dieser Russische Ausruf in der Deutschen Rede wirkte beim Procurator Wunder; er wendete sich beim Schluß jener Elegie freudigst zufrieden gegen den kleinen buckligen Professor T., der eben anwesend war, mit der Aeußerung hin: „Ein sehr beachtenswerther Mann", und noch an demselben Tage erhielt W. das Fähigkeitszeugniß.

Derartige Anekdoten sind nicht immer zu verbürgen und oftmals Erfindungen

Digitized by Google

witziger Polnischer Köpfe, allein sie spiegeln die Zustände ab, und eben die Schärfe, mit der sie die Wahrheit treffen, ist ihr Witz, durch den sie den Werth wirklicher Begebenheiten und das schöne Loos gewinnen, von Munde zu Munde getragen zu werden.

Literaturblatt.

Wilhelm Tell in Frankreich. Wir haben unsern Lesern versprochen, ihnen einige Fragmente von der Uebersetzung des Schillerschen Wilhelm Tell durch Herrn **Sabathier** mitzutheilen, welche mit Recht in den literarischen Kreisen von Paris Aufsehn gemacht hat, vorzüglich der Treue wegen, mit welcher nicht nur der Wortlaut, sondern auch die ganze Färbung der Sprache festgehalten ist. Bei den großen Schwierigkeiten, welche die Französische Sprache in dieser Beziehung darbietet, ist das Verdienst des Uebersetzers höchst anerkennenswerth. Außerdem ist von Interesse der Versuch, in ungereimten Alexandrinern eine poetische Haltung zu beobachten.

Wir geben den Monolog Tell's, welcher wol unsern Lesern ohne Ausnahme geläufig genug sein wird.

Tell (entre tenant son arbalète).

C'est par ce chemin creux qu'il doit passer; nul autre
Ne conduit du côté de Kussnacht. — C'est ici
Que j'accomplirai tout. — L'occasion est propice,
Là bas ce grand sureau me dérobe à ses yeux
Ma flèche de là haut peut sûrement l'atteindre;
Toute poursuite est vaine en cet étroit sentier. —
Finis ton compte avec le ciel, vicaire!
Tu dois partir, ton sable est écoulé.

Moi, je vivais tranquille et sans souci. — Ma flèche
N'allait jamais chercher que les fauves des bois,
Mes pensers étaient purs et de sang et de meurtre,
Tu m'es venu chasser du milieu de ma paix
A force de terreur; en poison de vipère
Tu m'as changé le lait de mes pensers pieux,
Tu m'as habitué aux choses monstrueuses —
Celui qui prit pour but la tête de son fils
Peut bien atteindre aussi le coeur d'un ennemi.

Mes deux pauvres enfants, innocents petits êtres,
Et ma fidèle femme, il faut de ta fureur
Les protéger, vicaire! — ah! de mon arbalète
Quand je bandais la corde, — et que ma main tremblait —
Quand ton diabolique et féroce caprice
Me forçait à tirer sur la tête d'un fils
Quand j'étais devant toi, suppliant et sans vie:
Alors je me jurai dans le fond de mon coeur
Ce terrible serment que Dieu seul peut entendre
Que pour mon premier coup le but que je prendrais
Devait être ton coeur. — Cette promesse faite
Au milieu des tourments de cette heure d'enfer
Est une dette sainte: et je paierai, Gessler.

Digitized by Google

Tu es mon seigneur, oui, le vicaire d'empire,
Mais jamais l'empereur ne se serait permis
Ce que tu fais — chez nous il t'envoya pour juge, —
Juge sévère et dur, — car il est irrité —
Mais non pas pour qu'ici dans ta rage meurtrière
A tout impunément tu oses t'enhardir: —
Il est un Dieu pour venger et punir.

Viens, toi qui m'apportas tant d'amères douleurs,
Mon précieux joyau, mon trésor le plus rare,
Viens, je te veux donner un but qui, jusqu'ici,
A la douce prière était impénétrable —
Mais il ne pourra pas te résister. — Et toi,
Ma bonne corde, toi, qui m'as souvent, à l'heure
De la joie et des jeux fidèlement servi,
Ne m'abandonne pas en ce moment terrible!
Aujourd'hui seulement encore, oh! tiens bon,
Toi, qui donnais une aile à ma flèche mortelle —
Si de mes mains sans force elle allait s'échapper
Je n'en ai plus, hélas! d'autre à lancer.

(Des voyageurs traversent la scène.)

Je veux aller m'asseoir, là, sur ce banc de pierre,
Mis pour que le passant y trouve un court repos —
Ici nul n'est chez soi. — L'un se croise avec l'autre,
S'en va rapidement et comme un étranger,
Et ne s'informe pas de ses maux. — Ici passe
Le marchand soucieux avec le pélerin
Lestement ceinturé, — le dévotieux moine,
Le voleur morne et sombre et le gai ménétrier,
Le muletier avec ses bêtes bien chargées,
Qui vient de loin des lieux qu'habitent les humains,
Car chaque route enfin vous mène au bout du monde.
Tous suivent leur chemin pour s'en aller trouver
Leurs affaires — et moi — la mienne est de tuer.

(Il s'assoit.)

Autrefois, chers enfants, quand s'éloignait le père,
Ah! c'était une joie alors qu'il revenait;
Il ne rentrait jamais chez lui sans quelque chose,
Soit une belle fleur des alpes, soit encore
Un oiseau rare, ou bien quelqu'une de ces cornes
De bélier qu'en passant l'on trouve sur les monts. —
Et maintenant il part, mais pour une autre chasse;
Plein de pensers de meurtre il veille en ce chemin,
La vie d'un ennemi c'est ici ce qu'il guette.
Et pourtant, chers enfants, il ne pense qu'à vous,
Pour vous défendre, vous, pour que votre innocence
Soit tenue à l'abri des fureurs du tyran
Il veut bander son arc pour tuer à présent.

(Il se lève.)

C'est une noble proie que je guette. — Un chasseur
Ne se rebute pas, des journées tout entières,
D'errer de tous côtés, dans le fort de l'hiver,
De faire de grands sauts d'un rocher jusqu'à l'autre,

Digitized by Google

De gravir en rampant ces grands murs tout unis
Où c'est avec son sang qu'il s'attache et se colle, —
Pour atteindre à la fin quelque maigre chamois.
Mais il s'agit ici d'un prix plus magnifique,
Le coeur de l'ennemi mortel qui veut me perdre.

(On entend dans le lointain une musique joyeuse qui se rapproche.)

Je manie cet arc pendant toute ma vie,
Je me suis exercé dans les règles de l'art;
J'ai touché bien souvent dans le noir de la cible,
Et rapporté du tir, en retournant chez moi,
Maint beau prix — mais je veux aujourd'hui même faire
Ici mon coup de maître, et gagner pour moi seul
Ce qu'il y a de meilleur dans toute la montagne.

Zur Wochenschau. Die Nationalzeitung wundert sich über unsre Ansicht, eine neue Revolution gefährde die bestehende Cultur, und citirt, um uns eines Bessern zu überführen, eines der einfältigsten unter den reactionairen Blättern, in welchem mit dem gewöhnlichen dummstolzen Ton ungebildeter Junker über die Deutsche Gelehrsamkeit gefaselt wird. Sie scheint uns damit beweisen zu wollen, daß die Reaction der Wissenschaft eben so feindlich sei als die Demokratie. — Wir haben das auch nicht einmal von der Letztern behauptet. Was überhaupt einzelne Menschen der Cultur direct schaden können, ist nicht erheblich. Unsre Meinung ist folgende: Es wird nicht zum zweiten Mal vorkommen, daß die Regierungen durch einen panischen Schreck, wie in den Märztagen, sich werden aus einander treiben lassen. Wenn man sie angreifen wird, so werden sie kämpfen, und sie werden siegen, wenn nicht bei den Gegnern der Grimm so groß ist, daß er Unmöglichkeiten überwindet. Im letztern Fall wird man versuchen, den Terrorismus einzuführen, man wird aber damit scheitern, weil das Deutsche Volk sich nicht so leicht disciplinirn läßt; es wird daher die eine Hand sich gegen die andere aufheben, bis man sich in der Noth nach einem deus ex machina umsehen wird, möge dieser auch in Rußland sein. Da bei uns die Organisation nicht lange währen darf, weil uns sonst die Fremden überfallen, und da unsre Natur einer schnellen Organisation widerstrebt, so ist bei jeder Revolution, ganz abgesehen von der Noth der Gegenwart, die Zukunft einer Revolution für Deutschland eine ganz unberechenbare Größe. — Die Nationalzeitung hat die Bemühungen einzelner Gothaer „Hitzköpfe", sich ihr anzuschließen, mit der kalten Verachtung des Türkischen Padischah abgewiesen, der sich bei den Streitigkeiten der Europäer als unbetheiligt ansieht. An sich haben wir Nichts dagegen, wir sind vielmehr eben so wie die Nationalzeitung der Ansicht, daß eine solche Allianz eine monstrose sein würde. Allein zum allgemeinen Nutzen und Frommen sollte sich die Demokratie doch einmal darüber aussprechen, wie sie sich eigentlich die weitere Entwickelung denkt, und wie sie sich dabei zu verhalten Willens ist. Daß in der Demokratie die Männer der Zukunft schlummern, wissen wir aus mehrern gedruckten Büchern, z. B. aus Rogge, der sie in diesem Licht geschildert hat; aber wie sie sich den Uebergang in dieses bessere Sein aus diesem Jammerthal denken, darüber haben sie uns noch Nichts verrathen. Bei näherem Nachdenken werden sie leicht finden, daß sie selber in diesem Fall eine eben so undankbare Rolle spielen werden, als wir. — Sie hat uns neulich belehrt, daß die Demokratie eine Klasse bezeichnet, nicht eine Partei; ist dem so, so wird sie wenigstens bei der Verwaltung der „günstiger gestellten Minorität" nicht entbehren können, und es wäre daher gut, wenn sie sich vorher schon bemühte, dieselbe aufzuklären.

Verantw. Red. **F. W. Grunow.** — Mitredact.: **G. Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Digitized by Google

Skizzen aus Algerien.

I.

Ein Beſuch im Cantonnement der Fremdenlegion.

Viele Tage lang hatte ich keinen Deutſchen Laut vernommen, die tiefen Kehltöne der Araber, das gellende Gekreiſch der zahlreichen Juden, mit dem ſie ihr ſchlechtes Franzöſiſch, oder mehr noch ihre „lingua franca“ hervorſprudeln, auch verſchiedene Spaniſche und Italieniſche Dialekte, hatten vereint mit dem Franzöſiſchen allein mein Ohr erreicht. In Algier ſelbſt und den größern Garniſonsorten kann man zwar ziemlich viel Deutſch hören, wenn man darauf ausgeht, denn zahlreiche Deutſche ſind dort in den verſchiedenſten Lebensverhältniſſen; in Conſtantine verſchwindet es gänzlich. Die zahlreichen Elſäſſer, die man in allen Graden des Franzöſiſchen Heeres findet, ſprechen auch unter einander faſt immer Franzöſiſch. Um mich einmal wieder an den Deutſchen Klängen zu ergötzen, nahm ich das freundliche Anerbieten eines Franzöſiſchen Diviſions-Adjutanten an, ihn auf einem Ritte nach einem Cantonnementslager der Fremdenlegion, das 5 Meilen von Conſtantine entfernt war, zu begleiten. Der Zufall hatte gewollt, daß ich von der Fremdenlegion bisher nur einzelne Soldaten geſehen hatte, und Algerien zu verlaſſen, ohne dies Corps wenigſtens theilweiſe beſichtigt zu haben, ſchien mir eine Sünde gegen die Pflicht eines militairiſchen Touriſten.

Ein röthlicher Schein im Oſten des tief dunkeln ſüdlichen Sternenhimmels brach kaum hervor, da wieherte ſchon der kleine Fuchshengſt echt Mauriſcher Zucht, den ich mir in Algier von einem ſchwer erkrankten Unteroffizier der „Spahis“ für die ganze Dauer meines Aufenthaltes in Algerien gemiethet hatte, vor meiner Thür. Raſch ſchwang ich mich in den tief ausgehöhlten Sattel deſſelben, um den Adjutanten von deſſen entferntem Quartier abzuholen. Auch hier war ſchon Leben und Thätigkeit. In ihre weißen Burnouſſe gehüllt, hielten die 6 Spahis, die uns zur Escorte dienen ſollten, vor dem Hauſe, und wiehernd be-

Digitized by Google

grüßten die Hengste, die sie, wie fast die gesammte Cavalerie in Algerien, ritten, mein Roß. Noch beim Adjutanten eine Tasse guten schwarzen Kaffee, stark und heiß nach Türkischem Gebrauch, getrunken, und dann rasch in den Sattel und im Galopp, an den das Maurische Pferd vorzugsweise gewöhnt ist, fort in das Freie. Der Morgen war kühl und frisch, und man hätte nach der Temperatur nicht vermuthen können, daß die Wüste „Sahara" in nicht zu großer Entfernung von uns läge. So erfrischend diese kühlen Nächte sind, so schädlichen Einfluß üben sie auf die Gesundheit. Die großen Verluste, welche die neu angekommenen Regimenter, deren Soldaten noch nicht an die Eigenthümlichkeiten des Klima's gewöhnt sind, erleiden müssen, werden besonders durch diesen schnellen Wechsel zwischen Tageshitze und nächtlicher Kälte, und durch den unmäßigen Genuß der Südfrüchte und des wohlfeilen Provençalischen Weines herbeigeführt. Uns kam bei unsrem heutigen raschen Morgenritt diese Kühle trefflich zu Statten. Die Pferde galoppirten fort, daß es eine Lust war, und wir mußten ihren feurigen Muth eher zügeln, als anspornen. Das bessere Pferd Berberischer Race, wenn auch nicht so schön und harmonisch in allen Theilen seiner Gestalt ausgebildet, wie der echte Araber, besitzt fast alle trefflichen Eigenschaften desselben für den Gebrauch. Muthig und feurig, wie die Phantasie des Dichters ein edles Roß sich nur denken kann, ist es dabei äußerst selten bösartig und zu Tücken geneigt. Nur derartige Pferde, die schon lange in dem Gebrauch von Franzosen sind, gewöhnen sich durch die rüde Behandlung, die sie von diesen erdulden müssen, — denn der Franzose ist und bleibt nun einmal in der Mehrzahl ein äußerst schlechter Pferdewärter, — allerlei Untugenden an. Die Mehrzahl der höhern Officiere sucht daher Eingeborne für die Bedienung ihrer Pferde zu bekommen. Eine große Sicherheit des Ganges, der auch beim schnellsten Ritt auf dem unebensten Terrain fast nie straucheln wird, zeichnet das Berberpferd aus. Ich habe später einmal in den Felsenschluchten des kleinen Atlas einen Haufen feindlicher Kabylen in vollem Galopp einen so steilen, mit losen Steinen bedeckten Abhang, daß ich früher kaum geglaubt hätte, ein Maulesel, geschweige denn ein Pferd, könne hier gehen, ohne wiederholt zu stürzen, hinunter galoppiren sehen. Auch bei dem heutigen Morgenritt konnte ich diese erstaunliche Sicherheit erproben. Der Boden war ziemlich uneben, denn wir hatten die neu angelegte Straße verlassen, aber wir ritten trotzdem im schlanken Galopp fort, ohne daß ein Pferd strauchelte, trotz der Dämmerung; dabei konnte ich meinem Hengst die Zügel fast frei auf dem Halse liegen lassen, und ein ganz kleiner Ruck in dem freilich sehr scharfen Stangengebiß genügte, um ihn aus dem Galopp sogleich auf der Stelle zu pariren. Leider werden diese edlen Thiere nur zu sehr angestrengt, so daß sie nach 4—6jährigem Gebrauch meist so steif und krumm auf den Vorderbeinen werden, daß man sie nicht gut mehr benutzen kann. Man wird selten in Algerien einen Hengst im Gebrauch als Reitpferd sowol bei den

Digitized by Google

Eingebornen, als bei den Franzosen sehen, der älter als 10 — 12 Jahre ist. Der Preis dieser Pferde ist sehr verschieden und hängt vom Zufall ab. Der Durchschnittspreis der Hengste, welche die Spahis reiten, soll zwischen 800—1500 Francs betragen. Sehr schöne Hengste kommen wol auf 2500 bis 3000 Francs, welch letzterer Preis aber schon zu den Ausnahmen gehört.

Wir hatten den 5 Deutsche Meilen betragenden Weg bis zu dem Cantonnementsplatz des Bataillons der Fremdenlegion, welches wir besuchen wollten, ungefähr in 3 Stunden zurückgelegt, und es mochte gegen 7 Uhr Morgens sein, als wir bei dem ersten Vorposten ankamen. Schon das „qui vive", womit uns der Soldat anrief, kam aus keiner Französischen Kehle, und der Korporal der Feldwache, der uns die Losung abnahm, sprach ein unheimliches Französisch. Es war ein Preuße aus Posen, wie er uns erzählte, der vor mehrern Jahren die Preußischen Fahnen mit den Französischen vertauscht hatte, aber mit dem Wechsel nicht sonderlich zufrieden zu sein schien. Das Hüttenlager des Bataillons selbst war ungefähr eine Deutsche Viertelmeile von der Feldwache entfernt, und in wenigen Minuten durchflogen unsre Renner diese kurze Strecke, und wir sprengten vor die Hütte des Bataillonscommandanten. Ein Franzose wird, wenn irgend möglich, nicht leicht anders als im Galopp an dem Ort seiner Bestimmung ankommen. Einen reizendern Fleck auf Gottes Erde, wie diese Thalschlucht, in der das Lager der Fremdenlegion war, wird man nicht leicht finden. Sanft ansteigende Hügel, über und über mit dem üppigsten Pflanzenwuchs des Südens bedeckt, begrenzten das ungefähr 3000 Schritt breite Thal von 3 Seiten, während die vierte, allmählich sich abflachend, gegen die Ebene sich öffnete; die gezackten Kuppen des höhern Gebirges schlossen rückwärts im Süden den Horizont, während das Auge vorwärts sich auf der unermeßlichen grünen Fläche verlor. Mitten durch das Thal schlängelte sich ein ziemlich tiefer, rascher Gebirgsfluß, dessen klare Gewässer eine angenehme, kühle Frische ringsherum verbreiteten. Größere und kleinere Gruppen von Dattelpalmen, dieses edeln, stolzen Baumes, der den Orientalischen Landschaften einen so eigenthümlichen Reiz verleiht, waren rings im ganzen Thale zerstreut, untermischt mit hochstämmigen Tamarinden, Limonien, Aloen und Granatgebüschen. Der Boden des Thales selbst, wo er nicht von den Fußstapfen der Menschen oder den Hufen der Rosse zertreten war, erschien über und über mit dichtem üppigem Gras, untermischt mit vielfarbigen, süßduftenden Blumen aller Art, bedeckt. Nach Compagnien abgesondert, lagen die Hütten des Bataillons möglichst nahe an dem Ufer des Baches unter dem Schatten der hohen Bäume. Die Bauart derselben war kunstlos und einfach, aber dem Klima sehr angemessen, und zeugte von dem praktischen Geschick, das der Soldat im Felde so leicht sich erwirbt. Man hatte einen länglichen Raum, in dem 16—20 Mann an beiden Seiten bequem liegen konnten, so daß in der Mitte doch noch ein Gang von 5—6 Fuß breit frei blieb, ungefähr 4 Fuß tief

Digitized by Google

in den Boden eingegraben, und die auf solche Weise gewonnene Erde gleich einem Wall ebenfalls in der Höhe von 4 Fuß rings um den Rand der Vertiefung aufgeworfen. Auf diesen Erdrand hatte man Stangen von einer Seite zur andern gelegt, diese mit Rasen bedeckt, und so ein plattes Dach erhalten. Auch alle Außen- und Binnenwände der Erdhütten waren mit Rasenstücken bekleidet, so daß dieselben, von Außen gesehen, niedrigen Erhöhungen des Bodens glichen. An den beiden schmalen Seiten der Hütte waren Oeffnungen angebracht, die als Thüren dienten, und mit einem dichten Geflechte von Zweigen zum Schutz gegen Wind und Wetter verschlossen werden konnten. In der Mitte des Daches war ein großes viereckiges Loch, welches dem innern Raum Helle gab, und zugleich als Schornstein zum Abziehen des Rauches dienen mußte, wenn etwa in der Hütte selbst gekocht werden sollte. Nur in außergewöhnlichen Fällen, bei sehr schlechtem Wetter geschah dies, sonst befanden sich die Kochstellen der Compagnien außerhalb im Freien, nahe an den Ufern des Baches. Das Innere der Hütten war ziemlich geräumig, hoch, luftig und bot einen kühlen Aufenthalt dar. Das Lager der Soldaten bestand aus getrocknetem Grase, zum Kopfkissen dienten geflochtene Grasbündel, zum Zudecken eine wollene Decke für Jeden. Der Tornister, die Patrontasche und das Gewehr eines Jeden stand unmittelbar hinter seiner Schlafstätte, so daß er im Fall einer nächtlichen Alarmirung alles Nöthige gleich mit dem ersten Griffe bekommen konnte. Auf ähnliche Weise, nur etwas zierlicher erbaut, waren die Hütten der Compagnieofficiere, von denen die beiden Lieutenants der Compagnie eine gemeinschaftlich besaßen, der Hauptmann aber eine für sich allein hatte. Auch der Commandant des Bataillons wohnte in einer solchen geräumigen Erdhütte, doch waren der Boden und die Wände derselben mit Strohmatten bedeckt, eine Art Divan aus Kissen gebildet, wie auch Feldtische und Stühle vorhanden waren. Für Militair im Felde konnte man sich gar keine bessern und bequemern Wohnungen wünschen. Da das Lager zum wahrscheinlichen Gebrauch mehrerer Monate errichtet war, so hatte man Alles solid und tüchtig eingerichtet, aber die äußere Zierlichkeit und die vielfältigen Ausschmückungen, welche die Französischen Regimenter ihren Lagern zu geben wissen, vermißte man gänzlich. Die Franzosen hätten bei nur einigem Aufenthalt in einem solchen Lager sich gleich kleine Gärten angelegt, Lauben gemacht, Monumente aus Rasen aufgebaut, auf denen eine Gyps- oder Holzstatue des Kaisers Napoleon aufgestellt wäre, kurz, für die äußere Zierlichkeit viel gethan.

Das Bataillon war, als wir auf dem Lagerplatz ankamen, theils beim Exerciren, theils bei den Arbeiten an einer Militairstraße beschäftigt. Nur die nöthigen Wachen, die Köche und einige andere Soldaten waren zurückgeblieben, und das Lager bot einen ziemlich öden Anblick dar. Bald jedoch kehrten die Exercirenden mit lautem Trommelklang zurück. Die Uniformirung ist ganz wie die der Fran-

Digitized by Google

zösischen Linieninfanterie, und nur das Fehlen der Regimentsnummern auf den Knöpfen und den Kappis unterscheidet sie von dieser. Weite, lange Pantalons von krapprothem Tuch, kurze Kamaschen von weißer Leinwand, ein Waffenrock, der bis nahe an das Knie reicht, von dunkelblauem Tuch, mit dunkelblauem Stehkragen, alle Vorstöße roth passepoilirt, ein Kappi von pulverblauem Tuch, oben am Rand mit rother Tuchborde, vorn als Schild den Gallischen Hahn aus Messing, und ein langer, guter Tuchmantel von müllergrauem Tuch. Die Grenadiercompagnie jeden Bataillons trägt rothwollene Epauletten mit rothen Fransen, und eine rothe Granate im Kragen; die Voltigeurscompagnie gelbwollene Epauletten und ein gelbes Jägerhorn im Kragen, die „sechs Compagnien du centre" blauwollene, roth eingefaßte Epauletten ohne Fransen. Die Bewaffnung besteht in einem sehr guten, leichten Percussionsgewehr mit Bayonnet, und bei den Grenadieren und Voltigeurs noch in einem geraden Faschinenmesser. Die Patrontasche wird an einem schwarzen Lederriemen um den Leib getragen. An demselben Riemen hängt auch die Bayonnetscheide und das Faschinenmesser. Die vier Compagnien, welche ich vom Exerciren einrücken sah, hatten jetzt Pantalons von grauem Segeltuch und ihre kurzen blauen Spencer ohne weitere Abzeichen an. Diese waren aufgeknöpft, so daß man die buntfarbigen oder grauleinenen Hemden sehen konnte, auch die Halsbinden abgeschnallt und Alles möglichst bequem gemacht, dagegen ein stets bei den Franzosen gepackter Tornister auf der Schulter. Große, wilde Bärte umsäumten die braungebrannten Gesichter fast aller Soldaten, die ungezwungen und in nachlässiger Haltung dahermarschirten, so daß das Ganze gerade keinen sonderlich militairischen Anblick gewährte, und ein Officier, der nur an die Paraden der Potsdamer Garden gewöhnt wäre, den ganzen Trupp eher für eine Freischaar, als für regulaires Militair gehalten hätte. Und doch konnte ein kundiger Blick den meisten Soldaten wohl ansehen, daß sie eine lange Dienstzeit, eine strenge Schule durchgemacht hatten, und daß ihre scheinbar nachlässige Haltung nur aus Sorglosigkeit, nicht aus Ungeschicklichkeit hervorgehe. Gar den Grenadieren und Voltigeurs sah man es an, daß größtentheils alte, erprobte, durchwetterte Krieger in ihren Reihen marschirten. Feste Gestalten waren darunter, Kerle mit so wilden, trotzigen Blicken, so vernarbten Gesichtern, wie nur eine langjährige Dienstzeit im Kriege sie hervorbringen kann. In finsterem Schweigen marschirten die Compagnien daher; der oft etwas zu lebendige Frohsinn, den man so häufig unter den nationalfranzösischen Truppen findet, fehlte gänzlich. Bald nach der Rückkehr der Exercirenden kehrten auch die Compagnien, die auf Arbeit gewesen waren, mit ihrem Arbeitsgeräth in geordneter Reihe zurück. Man konnte den Leuten ansehen, daß die Arbeit bei der jetzt schon ziemlich starken Hitze eine sehr mühselige gewesen sein mußte. Besonders manche Legionaire, deren feinere Hände oder zartere Gestalten es augenscheinlich zeigten, daß sie in ihrer Jugend nicht an derlei Arbeiten mit Schaufeln und Karren gewöhnt gewesen wären, sahen

Digitized by Google

sehr angegriffen aus. Gar manche mühevolle Arbeit bei der Anlegung von Wegen, Befestigungen, öffentlichen Gebäuden u. s. w. hat die Fremdenlegion schon in Algerien verrichten müssen, und viele Soldaten sind den ungewohnten Anstrengungen erlegen.

Im Lager ward es jetzt lebendig, und es zeigten sich die verschiedenartigsten Gruppen. Viele Soldaten saßen auf dem Rasen umher und putzten ihre Waffen, oder ließen die Nähnadeln geschäftig fliegen, kleine wie größere Schäden an Uniformen wie Wäsche auszubessern. Manche wuschen am Bache mit der Schnelligkeit gewandter Wäscherinnen ihre schmuzige Wäsche, oder hingen dieselbe zum Trocknen auf die blühenden Büsche auf. Die Kochfeuer, die überall in den gegrabenen Kochlöchern aufloderten, schienen Viele zu beschäftigen, und man sah ganze Haufen um dieselben herumhocken; Viele saßen oder lagen auch vor den kleinen Erdhütten der Marketenderinnen, von denen bei jeder Compagnie eine sich befand, und ließen sich den dunkelrothen feurigen Wein aus der Provence, den man in Algerien sehr wohlfeil hat, trefflich schmecken. Ein unbezähmbarer Hang zur Trunkenheit ist ein großer Fehler, an dem ein guter Theil der Legionssoldaten leidet. Was sie an Geld zusammenbringen können, wird sobald als möglich für Wein oder Branntwein ausgegeben. Gruppen von Spielern, die mit vor Schmuz fast unkennbar gewordenen Karten unter lauten Flüchen aller Sprachen des Weltalls spielten, oder die Würfel auf einem ausgebreiteten Mantel tüchtig rollen ließen, konnte man auch nicht selten sehen. Das Spielen um Geld ist zwar den Soldaten eigentlich verboten, geschieht aber dennoch unter allerlei verschiedenen Umgehungen des Verbotes sehr häufig. Eine große Zahl von Soldaten lag im Schatten der Bäume auf dem üppig schwellenden Rasen lang ausgestreckt, und schlief den festen Schlaf der Ermüdung.

Das bunte Durcheinander aller nur möglichen Sprachen erinnerte an den Babylonischen Thurmbau. Die Mehrzahl der Soldaten des Bataillons bestand aus Deutschen; man hörte das breite, unbiegsame Platdeutsch der Pommern, Mecklenburger, Schleswig-Holsteiner, Hannoveraner, das Verschlucken der Endconsonanten der Badenser, das Schwäbische in allen seinen Nuancen, das kaum verständliche Allemannische, die hartnäckige Verwandlung des g in ein j der Brandenburger. Süddeutsche sind übrigens im Allgemeinen mehr wie Norddeutsche in der Fremdenlegion zu finden, und besonders Baden, Bayern und Rheinpreußen liefern ein ansehnliches Contingent. Einen sehr schmerzlichen Eindruck machte es mir, wie einige frühere Schleswig-Holsteinische Soldaten, die mich hier als ihren ehemaligen Officier wiedererkannten, mich anredeten. So viel ich nur irgend an Geld entbehren konnte, gab ich diesen armen Schleswigern, die ich auch später besonders der Berücksichtigung des Bataillons-Commandanten empfahl. Wohin der Reisende übrigens jetzt seinen Fuß setzen mag, überall wird er leider versprengte Officiere und Soldaten der aus einander gerissenen Schleswig-Holsteinischen

Digitized by Google

Armee finden, die größtentheils hart gegen die Ungunst des Schicksals anzukämpfen haben. — Außer der Deutschen Sprache hörte man am Meisten das Französische. Fast alle Officiere sind Franzosen. Sonst hörte man noch viel Italienisch in den verschiedensten Dialekten, Polnisch, Spanisch, Ungarisch, aber auch Holländisch, Schwedisch, Dänisch, Russisch, Flämisch, dazwischen aber auch Arabisch, Griechisch, oder oft auch die sogenannte „lingua franca". Ein Mezzofanti hätte sein Sprachtalent zu zeigen Gelegenheit gehabt. Eben so verschiedenartig wie das Vaterland ist auch der frühere Stand oder die Beschäftigung der Legionssoldaten. Söhne der edelsten Geschlechter Deutschlands stehen neben geborenen Vagabunden, die in irgend einer Scheune eines mitleidigen Bauern das Licht der Welt erblickt haben; frühere Officiere neben ihren ehemaligen Tambouren; höhere gewesene Beamte, die einmal zu tief in fremde Kassen gegriffen haben, neben dem Handwerksburschen, der früher dem gestrengen Herrn nur mit Zittern und Zagen sich zu nahen wagte. Die Mehrzahl der Deutschen Soldaten der Legion sind leichtsinnige Deserteure aus den Preußischen, Badischen und Bayerschen Regimentern, die glaubten, wenn sie den Französischen Boden erreicht hätten, das Glück in Hülle und Fülle zu finden. In letzter Zeit sind leider viele politische Flüchtlinge, aus bitterer Noth getrieben, hier eingetreten. Manche treffliche Männer von Geist, Herz und Bildung befinden sich unter Denselben, und man kann es nur aus tiefer Seele beklagen, daß ihre reichen Kräfte dem eigenen Vaterland, wenn ein Deutscher überhaupt noch von einem solchen reden kann, nicht erhalten wurden. — Ein großer Theil der Legionaire sind übrigens Soldaten von Handwerk, die jetzt gerade hier dienen, weil sie nirgends anders augenblicklich unterkommen konnten. Kein Krieg in Europa, Asien und Amerika ist in den letzten 15—20 Jahren geführt worden, von dem nicht einige Theilnehmer hier dienen. Es sind noch die alten Landsknechte des Mittelalters, die Dem ihre Faust verkaufen, der sie am Besten bezahlt. Besonders viele Deutsche, Schweizer und Polen findet man unter diesen abenteuernden Soldaten, sehr selten Spanier, Italiener und geborne Franzosen. Die Italiener, die hier dienen, sind größtentheils Flüchtlinge aus dem Römischen, Neapolitanischen und Lombardischen, häufig auch Deserteure aus den Italienischen Regimentern Oestreichs, die wenigen Spanier nach Frankreich versprengte Soldaten der frühern Karlistischen Heerestheile.

In rein militairischer Hinsicht betrachtet, ist die Fremdenlegion ein ungemein brauchbares Corps. Zwar ist die Disciplin, wie man sich denken kann, sehr schwer zu handhaben, und erfordert große Energie von Seiten der Officiere. Ueber fünf Mal so viel Straffälle, wie in einem gleich starken Französischen Regimente sollen durchschnittlich in einem Regiment der Fremdenlegion vorkommen. Auch ihre Verluste an Mannschaften in den Hospitälern sind in Folge der großen Unmäßigkeit vieler Soldaten verhältnißmäßig groß, wie denn auch alljährlich eine bedeutende Zahl der Neueingetretenen darauf gehen soll, bevor sie gehörig akli-

Digitized by Google

matisirt sind. Was aber übrig bleibt, ist ein fester Kern durch und durch abgehärteter Soldaten. Theils fechten sie mit dem Muthe der Verzweiflung, da sie ja doch Nichts mehr zu verlieren haben, als das nackte Leben, das Vielen von ihnen eine Last ist, theils mit der Ruhe und Kaltblütigkeit alter, eingeübter Krieger, die schon unzählige Mal den verschiedensten Feinden gegenüber gestanden haben. Diesen Ruhm der Brauchbarkeit müssen selbst die Franzosen der Fremdenlegion zugestehen, und bei der diesjährigen, blutigen und sehr beschwerlichen Expedition gegen die Kabylen hatten ihn die Compagnien der Legion, welche an derselben Theil nahmen, auf das Glänzendste bewährt. Auch die Officiere und Unterofficiere der Legion sind durchschnittlich erfahrene, vielfach erprobte Männer. Der größte Theil der Officiere besteht aus Franzosen, die sich von andern Regimentern zu der Legion haben versetzen lassen, um ein besseres Avancement zu finden, da die Legion, die beständig im Felde steht, einen viel größern Abgang an Officieren hat, als die andern Corps. Einzelne Deutsche, Polen und Italiener trifft man übrigens unter den Officieren aller Grade der Legion an. Dieselben haben sich ihre Epaulettes durch Auszeichnung vor dem Feinde erworben, und sind durchgängig tüchtige, zum Theil gebildete Männer. Die Fremdenlegion besteht aus 2 Regimentern Infanterie, das Regiment ganz wie alle übrigen Französischen Regimenter zu 3 Bataillonen. Jedes Bataillon hat 2 Compagnien d'élite, von denen die eine Grenadiers, die andere Voltigeurs sind, und 6 Compagnien „du centre". Die Gesammtstärke der Infanterie beträgt zwischen 6—7000 Mann. Viele frühern Soldaten der Fremdenlegion dienen in den 3 Cavallerie-Regimentern der „Chasseurs d'Afrique". Diese Cavallerie, durchgängig auf Maurischen Pferden beritten, ist ganz regulair uniformirt und exercirt, und eine vorzügliche Reitertruppe, sowol in geschlossenen Reihen, als auch im zerstreuten Gefecht. Die Verpflegung und Besoldung der Fremdenlegion ist wie die der Französischen Regimenter, die in Algerien stehen. Daß man ihr im Allgemeinen schlechtere Quartiere als den Französischen Truppen giebt, und ihre Soldaten etwas mehr zu öffentlichen Arbeiten, wofür sie übrigens eine Vergütigung erhalten, verwendet, ist nicht zu läugnen. Allzugroß ist übrigens dieser Unterschied nicht. Der Dienst aller Truppen ist in Algerien sehr hart und angreifend. Große Märsche, zum Theil auf ungebahnten Wegen, abwechselnd glühende Hitze und starke Kälte und häufig mangelhafte Verpflegung, da bei weiten Märschen die Lebensmittel selbst beim besten Willen nicht pünktlich herbeigeschafft werden können, dann die Plage des vielen Ungeziefers; daß Alles dies den meisten Soldaten der Fremdenlegion nicht behagt und viele sich höchst unglücklich fühlen, ist natürlich. Besonders für gebildete Männer ist die Lage eines gemeinen Soldaten, mitten unter verwilderten Kameraden, eine höchst peinliche. Selbstmorde sollen daher nicht zu den Seltenheiten gehören. Mancher rohen Natur

Digitized by Google

dagegen behagt das Leben, und es giebt nicht wenige Soldaten und Unterofficiere, die schon 10, 15—20 Jahre in der Legion gedient haben.

Die frühern Verunstaltungen in der Verwaltung und Verpflegung, worunter denn alle Truppen, und besonders auch die Legionssoldaten gelitten, sollen jetzt aufgehört haben. Unter dem Gouvernement des Marschalls Bugeaud, und mehr noch des Generals Cavaignac sollen sehr viele heilsame Reformen geschehen sein. Besonders die große Strenge und Energie, mit welcher Cavaignac alle derartigen Mißbräuche verfolgt hat, wird allgemein gerühmt. Derselbe soll von allen Generalen, die in Algerien befehligt haben, zwar am Meisten von seinen Soldaten gefordert, dafür aber auch am Besten für Dieselben gesorgt haben.

Der Tag verging mir unter diesen Beobachtungen ungemein rasch. Eine gute Mahlzeit aus 4 verschiedenen Gerichten erhielten wir an dem Tisch der Officiere, die zusammen in der Hütte des Bataillonscommandanten speisten. Hammelbraten von seltener Güte, Reis verschiedenartig zubereitet, und treffliche Forellen, die im Bache gefangen waren, machten den Hauptbestandtheil der Mahlzeit aus, die durch ein reiches Dessert der verschiedenartigsten Südfrüchte, theils roh, theils in Compots, und guten Spanischen Wein noch verbessert wurde. Nicht arm an materiellen Genüssen ist übrigens das Leben der Officiere, in den entfernteren Gegenden von Algerien aber ziemlich einförmig. Militairische Uebungen, Jagdvergnügungen und Kartenspiel oder Dominospiel können allein ihre Zeit ausfüllen. Allen Vergnügungen der Civilisation müssen sie entsagen, obgleich dieselben in Algier selbst, wie in jeder andern Provinzialstadt, zu finden sind. Es giebt aber Officiere der Fremdenlegion, die in 3—4 Jahren nicht mehr in Algier gewesen sind, und diese ganze Zeit ununterbrochen auf Märschen oder in Lagern im Innern der Colonie zugebracht haben.

Nachmittags gegen 6 Uhr, wo die Sonnenstrahlen nicht mehr in voller Gluth brannten, rüsteten auch wir uns zum Aufbruch. Unsre Rosse hatten sich in den Stunden der Rast und bei dem reichlichen Gerstenfutter so wieder erholt, daß sie vor Muth wieherten und auf den Hinterfüßen umhertanzten. Noch ein herzlicher Abschied von den Officieren des Bataillons, die uns, als wir schon in den Sätteln saßen, zuletzt noch ein Glas Sect als Steigbügeltrunk kredenzten, und fort ging es in dem sausenden Galopp, in dem wir gekommen waren. Wir nahmen unsern Weg nicht nach Constantine zurück, sondern nach dem Cantonnementsplatz eines Französischen Linienregiments, das circa 3 Meilen von dem Lager des Bataillons der Fremdenlegion entfernt stand. Zwar ging der Weg beständig bergauf und bergab, und oft in ziemlich steilen Abhängen, allein unsre Pferde kletterten so sicher, daß sie auch nicht ein einziges Mal strauchelten, und der mitgenommene Führer, ein Eingeborner der Gegend, der einen prächtigen Schimmelhengst ritt, wußte den schwierigen Pfad stets genau zu finden, so daß wir ohne Unfall den Weg zurücklegten. Tiefe Dunkelheit bedeckte schon den Him-

Digitized by Google

mel, — denn die Dämmerung ist in Algerien weit kürzer, als bei uns, — als wir die Wachfeuer der Feldwachen erblickten und von den Doppelposten derselben gestellt wurden. Eine leere Officiershütte im Cantonnement nahm uns auf, und nach dem raschen Ritt und dem frühen Aufbruch des heutigen Tages versanken wir bald auf der groben Matratze mit den 2 Wollendecken, die uns als Lager dienten, in den süßen Schlaf der Ermüdung.

Italien drei Winter nach der Revolution.

I. Neapel.

Es war ein heiterer, mehr durch den Kalender, wie durch das Wetter bezeichneter Novembertag, als ich mich mit meinem Reisegefährten, einem angesehenen Engländer, Mr. Black, in Genua einschiffte. Am dritten Morgen landeten wir gegen 7 Uhr in dem reizenden Golf von Neapel. Die Sonne war schon auf, — aus dem Vesuv stiegen kleine Rauchwolken, als wollte er sich gerade sein Frühstück bereiten. Das Volk feierte bereits mit ohrenzerreißenden Böllerschüssen das Fest der Immaculata; nur die Polizeibeamten schliefen noch, und ließen uns ganz im Style vornehmer Herren ein Paar Stunden im Hofe antichambriren. Endlich um 9 Uhr kommt die „Salute" in einer Barke, aber nicht, um uns aus der lästigen Schiffshaft zu befreien, sondern blos, um unsre Päße und Urkunden in Empfang zu nehmen und dieselben in einer großen wahrscheinlich durchräucherten Blechbüchse wohlverschlossen nach dem Polizeiamt zu schaffen. Nun vergingen wieder mehrere Stunden, bis diese Documente durchgesehen und mit gewissen Büchern controlirt waren. Indeß gesellte sich ein kleines, dünnes, schäbiges Männlein zu uns an Bord, das jeden Einzelnen von Kopf zu Fuß genau betrachtete und in alle Schiffsräume hineinlugte —! Um 11 Uhr schlug endlich unsre Stunde. Aber selbst dann noch nicht für Alle! Einem jungen Kaufmann aus Genua, der mit seiner jungen Frau die Flitterwochen in den poetischen Gefilden Neapels zu verträumen gedachte, wurde die Ausschiffung aus dem einzigen Grunde verweigert: „weil er ein Genueſe, und die hiesige Regierung sich mit dem demokratischen Turiner Cabinet nicht im guten Einvernehmen befindet." Der Aermste wurde allgemein um so mehr bedauert, als er sich auf der ganzen Fahrt seekrank fühlte, und schon sehnsuchtsvoll des Augenblicks harrte, am Festlande sich pflegen und erholen zu können. Das gleiche Schicksal traf einen andern Piemontesen, der in Handelsgeschäften nach Palermo reisen wollte. Beide mußten, trotz aller Verwendung ihres Consuls, im Schiffe verbleiben, und sind, glaube ich, mit dem nächsten Dampfboote nach Genua zurückgekehrt, ohne ihren Fuß auf

Digitized by Google

Sicilianischen Boden setzen zu dürfen. — Die ganze Reisegesellschaft war über diesen Vorfall tief entrüstet, und mein Englischer Gefährte meinte, wenn solche Verletzungen des Völkerrechts one of her Majesty's subjects widerführe, so dürfte Lord Palmerston nicht lange zögern, im Golfe von Neapel einen Englischen Vesuv erscheinen zu lassen.

Wir schifften nach dem Mauthamte. Hier wurden unsre Effecten der schauderhaftesten Untersuchung unterzogen. Namentlich haben es die Späher auf Gedrucktes abgesehen. Selbst alte Papierstreifen, in denen man häufig kleine, gebrechliche Gegenstände zu verwahren sucht, wurden neugierhaftig aufgerissen und begafft, obschon man aus den Gesichtern dieser „Untersuchungsrichter" leicht wahrnehmen konnte, daß ihnen die Kenntniß jeder andern Sprache als der Italienischen völlig fremd ist. Geschah es mir doch selbst, daß man Goethe's Gedichte mit sehr verdächtigen Mienen durchblätterte, sie aus einer unkundigen Hand in die andere reichte, und sie wahrscheinlich für politische Gassenhauer hielt!! — Und als diese Mauthinquisition zu Ende, und wir mit unsäglicher Mühe die rücksichtslos durchstöberten, aufgerissenen Effecten wieder in den engen Kofferraum hineingepreßt hatten, folgte uns einer der Beamten auf dem Fuße und war unverschämt genug, um ein Trinkgeld „für seine Bemühung" die Hand auszustrecken. Dieselbe Corruption zieht sich wie ein fressendes Geschwür durch alle Stellen und Aemter; auf der Briefpost z. B. mußte die Regierung die Maßregel einführen, daß für jeden auch nicht recommandirten Brief der Partei eine controlirte Empfangsbestätigung eingehändigt werde, weil, wie mir Einheimische wiederholt versicherten, selbst der geringste Portobetrag vor Unterschlagung nicht sicher war! — Der Zustand öffentlicher Anstalten und Verkehrsmittel bleibt immer der sicherste Gradmesser für die Culturlage eines Staates. In dieser Beziehung aber bleibt Neapel fast hinter den Raubstaaten zurück. Nur drei Mal in der Woche gehen Briefe nach dem Auslande, und nur an 3 Tagen kommen Posten an. Das Amt selbst soll zwar täglich von 8—3 Uhr für Ausgabe und Empfangnahme von Briefen geöffnet sein; allein kommt man um 8 Uhr, so ist es noch geschlossen, und erscheint man um 3 Uhr, so ist es schon gesperrt! Die Verbindung mit den Provinzen ist eben so mangelhaft. Nur ein Mal in der Woche fuhren Dampfschiffe nach Palermo, noch seltener nach Messina. Das Innere von Sicilien kann man größtentheils nur auf Maulthieren, oder Pferden, höchst unbequem und unsicher bereisen, und so unwegsam sind die Straßen, daß man sich leicht auf eine Ungarische Pußta versetzt glauben könnte, ermahnte Einen nicht auf jedem Schritt die Poesie der Natur, daß man ein „Stück Paradies" bereist. In keinem Zweige der Staatswirthschaft erblickt man das Walten einer wohlwollenden, volksfreundlichen Hand; keine Hebung des Ackerbaues, keine Förderung des Handels, keine Begünstigung der Industrie. Hat doch der König den Industriellen sogar den Besuch des Londoner „Weltmarktes" ausdrücklich untersagt, und die Ausfertigung

Digitized by Google

von Päſſen hierzu auf das Strengſte verboten! Die Thätigkeit der Regierung beſchränkt ſich auf die Ausführung von Feſtungswerken und Gefängniſſen, und die ins Unendliche geſteigerte Entwickelung ſeiner militairiſchen Streitkräfte. Eine unverhältnißmäßige Heeresmacht frißt das Mark des Landes auf, und imponirt mehr durch ihre Zahl, als durch ihre Fähigkeit und moraliſche Kraft. Wir ſahen den König über ungefähr 30,000 Mann der verſchiedenſten Waffengattungen eine Revue halten, und waren erſtaunt über die faſt geckenhafte Eleganz der Adjuſtirung (welche ſo weit ging, daß ganze Regimenter in gelben Glacéhandſchuhen erſchienen), zu der freilich das heerdenähnliche Defiliren in unangenehmem Widerſpruch ſtand. —

In den ſocialen Verhältniſſen begegnen wir einem nicht minder betrübenden Schauſpiele. Durch ein fortſchrittsfeindliches Regierungsſyſtem zu einem rein animaliſchen Leben verurtheilt, ſehen wir das unglückliche Volk täglich mehr verthieren, und gedankenlos ſeinen Weg hingehen. Kriechende Unterthänigkeit iſt ein Hauptcharakter der Volksklaſſe, welche im Umgang faſt Jedermann mit Excellenza betitelt; und ſelbſt das in bürgerlichen Kreiſen nicht unübliche „Patrone e Signore“ mag noch als eine leiſe Spur jenes in den unterſten Geſellſchaftsſchichten wurzelnden Serviliſmus angeſehen werden. Die Ignoranz der Menge iſt ſo complet, daß unzählige, ambulante Schreibbureaux in der Nähe der Poſt und unter den Arcaden von St. Carlo einen eigenen Nahrungszweig ausmachen, bei denen man oft ſogar wohlgekleidete Frauen und Herren ſitzen ſieht, welche, ſelbſt nicht ſchriftkundig, ihre Ideen und Wünſche einem ſcharfhorchenden Schreiber mittheilen, der ſie mit ſchulmeiſterlicher Bedächtigkeit — wenn auch nicht immer wortgetreu — zu Papier zu bringen verſucht. — Aber Unwiſſenheit hat auch immer Trägheit und Unſittlichkeit im Gefolge. Während das Volk der Lazzaroni um keinen Preis länger arbeitet, als es der Erwerb der dürftigſten Nahrung dazu zwingt, um dann auf den Straßen herumzulungern oder den faulen Leib an den Quais im dolce far niente zu ſonnen, bemüht ſich die verworfenere Klaſſe der Bettler, auf den beſuchteſten Promenaden durch die berechnete Schauſtellung des grauenerregendſten Elends das Mitleid der Vorübergehenden zu ſtacheln, welches für den Anblick gewöhnlicher Armuth gar nicht mehr empfänglich zu ſein ſcheint. So ſieht man in Santa Lucia und am Molo völlig nackte Kinder von 8—10 Jahren, jedes Schamgefühls bar, mitten an Trottoirs kauern, und das herzzerreißendſte Krächzen ausſtoßen, indeß Krüppel in gräßlichſter Verſtümmelung die Entartung der Natur faſt als eine Gunſt des Himmels betrachten, um ihr herabgekommenes Bettelhandwerk durch neue Schauer einträglicher zu machen. — Unter dieſen Auswurf miſchen ſich Abends noch gemeine Kuppler, freche, arbeitsſcheue Geſellen, deren ekelhafte Aufforderungen in ihrem Munde Geſchwüre zurücklaſſen müſſen, und die, gleich anſteckenden Leichen, die Nachtluft der Straßen verpeſten. Und das Alles geſchieht auf dem Wege der zahlreichen, die Runde machenden Militair-

Digitized by Google

Patrouillen, ungeahndet von dem sonst so strengen Auge der allgegenwärtigen Polizei, unbeachtet von den vielen in traulicher Gehäbigkeit vorüberwandelnden Mönchen und Priestern, ja vielleicht ganz nahe, wo auf offener Straße ein herumziehender Prediger, gleich jenen quacksalbernden Charlatanen Piemont's, auf einer aus Tisch oder Stuhl improvisirten Kanzel den Umstehenden unter heftigsten Drohungen über Sittenreinheit und Herzenseinfalt vorpredigt, und mit Rafaelschen Farben die Martern der Hölle schildert, während ein kleiner Abbate zu seiner Rechten ein kolossales Christuskreuz als tröstlichen Gegensatz hoch in die Luft hält! — Raub- und Mordanfälle in den besuchtesten Stadttheilen am hellen Tage sollen nichts Ungewöhnliches sein, und besonders aus Rachedurst viel unschuldiges Blut verspritzt werden, ohne daß man den Thäter nur auffindet, oder auffinden will. Vor wenigen Monaten erst wurde ein Mann auf belebter Straße von unbekannter Hand erdolcht, dessen Seidentuch sich später in dem Ezako eines Polizeisoldaten vorfand! Ein höchst achtenswerther Neapolitaner erzählte mir, er habe einmal einen ganz unbedeutenden Streithandel gehabt. Da kam bald darauf ein ihm völlig fremdes Individuum in seine Behausung, und machte ihm den blutigen Antrag, seinen vermeintlichen Gegner für wenige Carlini ermorden zu wollen. — Noch während meiner Anwesenheit fand in Neapel die Hinrichtung eines Mörders statt, welcher mit seinem Mitgefangenen gewürfelt hatte, wer von ihnen Beiden, bei der ersten Gelegenheit, den Gefängnißdirector umzubringen habe. Das Loos fiel auf Ersteren. Er begehrte bald darauf, angeblich um ein wichtiges Geständniß zu machen, den Vorstand allein zu sprechen — und in den innersten Gemächern, ohne die geringste Aussicht auf ein Entkommen, stieß er dem Unglücklichen gleich beim Eintritt ein Messer in den Leib. — Diese Verwilderung erscheint allenthalben übertüncht mit rohem Aberglauben und gleisnerischer Frömmigkeit. An allen religiösen Festtagen, deren das katholische Kirchenjahr in Italien mehr als Arbeitstage aufzuweisen hat, überfluthen die vielen Bethäuser und Klöster der Hauptstadt mit büßenden und opfernden Besuchern; in jedem Magazine der unabsehbaren Straße Toledo und ihren vielzweigigen Seitengäßchen, ja selbst in den Kaffeestuben und Branntweinschenken prangen reich geschmückte Madonnenbilder, jeden Abend noch überdies durch flimmernde Lämpchen verherrlicht, und kaum dürfte man einem der zahllosen Bettelmönche begegnen, der nicht von seiner Almosenernte reich beladen heimkehrte!

Nirgends giebt es mehr Sünde und Verbrechen, als wo man der Sünde auf so leichte Art wieder los werden kann. Ein Paar Vaterunser zu diesem oder jenem Gnadenbild, ein Almosen in der Klosterbeichte oder dem kirchlichen Opferstock, und die verdorbenste Seele mag sich loskaufen von allen vergangenen und zukünftigen Sünden; ja, diese Zuversicht der untern Volksklassen geht so weit, daß mir eine Bettlerin, die ich mit ein Paar Torneſi bealmoste, mit einer gewiß großmüthigen Miene antwortete: „Un anno di purgatorio!“ was so viel heißen

Digitized by Google

sollte, als: ich hatte mir durch diese Gabe Ein Jahr Fegfeuer erspart. – Bei der Wahrnehmung solcher Zustände erhalten freilich die Gewaltmaßregeln einer despotischen Regierung in den Augen des oberflächlichen Beobachters einen Schein von Berechtigung, allein eben in diesem scheinbaren Rechte liegt die ernsteste Anklage:

„Sag', thun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betrügen,
„Sieh' nur, wie ungeschickt, sieh' nur, wie wild er sich zeigt! —
„Ungeschickt und wild sind alle rohen Betrogenen;
„Seid nur redlich, und so führt ihn zum Menschlichen an!" (Goethe I. 286.)

Es mußte uns daher schmerzlich berühren, als wir selbst aus dem Munde eines hochangesehenen Diplomaten, welcher während des Frankfurter Parlaments keine unbedeutende Rolle spielte, auf unsre Klage über die hiesigen Zustände die Aeußerung vernahmen: „Dieses Volk verdient's nicht besser!"

Welchen Bildungsgrad können wir gerechter Weise von einem Volke beanspruchen, dem, namentlich in den untern Schichten der Gesellschaft, alle Mittel zu solcher zu gelangen, mit tyrannischer Strenge verweigert werden; wo man sich nicht entblödet, die Werke eines Sophokles und Shakspeare, ja sogar die vaterländischen Classiker, obenan Dante's Divina Comedia, mit einem obrigkeitlichen Damnatur zu belegen; — wo außer dem Journal des Débats keine einzige Französische politische Zeitung bezogen werden darf.

Die gebildeteren Stände, welche diesen geistigen Druck am Empfindlichsten fühlen, haben schon zu verschiedenen Malen Anstrengungen gemacht, sich in einen erträglichern Zustand zu versetzen; allein an dem Mangel an Gemeinsinn und Parteispaltungen scheiterten alle bisherigen Versuche. Erst kürzlich kam wieder eine solche Befreiungs-Explosion der Unità Italiana vor dem obersten Gerichtshof zur Verhandlung, deren öffentlich gehaltenen Sitzungen ich beizuwohnen Gelegenheit fand. Galerien und Parterre des Gerichtssaales waren mit Zuhörern überfüllt, welche nur ein schwaches Holzgeländer, aber ein desto stärkerer Militaircordon von den Richtern und den Gefangenen trennte. Kaum hatte die erste Sitzung ihren Anfang genommen, der Präsident die Namen der 42 Angeklagten unter Aufruf verlesen, und ein Rechtsanwalt die Vertheidigung seiner Clienten begonnen, als plötzlich ein Schuß fiel. Die Aufregung, die nun entstand, war fieberhaft. Der ganze Saal verwandelte sich plötzlich in ein feindliches Lager. Die große Anzahl von Soldaten setzte sich gegen das anwesende Publicum in Vertheidigungszustand und richtete ihre geladenen Gewehre schlagfertig auf die wehrlosen Zuhörer. Ein furchtbarer Tumult brach los; ein wirres, besinnungraubendes Durcheinanderschreien von tausend ängstlichen, empörten Stimmen, die alle sich verständlich machen wollten, und eben darum nicht verstanden wurden. Der Präsident des Gerichtshofs war der Erste davon; die andern Richter folgten ihm höchst unritterlich auf der Ferse. Nur wir armen Schußverdächtigen

Digitized by Google

durften nicht mucksen, und schwebten Minuten lang in augenfälliger Todesgefahr; denn es bedurfte nur des leisesten Mißverständnisses, daß sich diese unzähligen Feuerschlünde auf uns entladen hätten! Das Publicum unten tobte, raste und quetschte sich, die Zuhörer auf den Galerien, worunter Damen und Geistliche, warfen sich auf den Boden, um durch die Holzbrüstung vor der ersten Wuth der Mordwaffe geschützt zu sein. — Endlich wich aus Ermüdung dieses wilde Gelärme einer mäßigen Ruhe, und man vernahm mit nur noch größerer Entrüstung, daß der ganze lebensgefährliche Vorfall nur durch die zufällige Entladung eines Soldatengewehres veranlaßt worden war! Nun kam auch der Präsident wieder zum Vorschein, und wollte, ganz in der Charakterweise ängstlicher Naturen, die Sitzung fortsetzen, als ob gar Nichts vorgefallen wäre. Dagegen that aber ein Angeklagter — ich glaube, es war Poerio — energische Einsprache, und bestand auf sofortiger Untersuchung, „damit man dieses Ereigniß nicht wieder auf Kosten der Gefangenen und des Publicums ausbeute, und die Fahrlässigkeit eines königlichen Soldaten in eine schauerliche Verschwörungsgeschichte verwandle!" — Der Proceß der Unità Italiana, deren unverzeihlichstes Verbrechen es gewesen zu sein scheint, die Aufrechthaltung der vom König beschworenen Verfassung verlangt zu haben, dauerte mehrere Monate, und endigte mit Todesurtheilen und vieljährigen Galeerenstrafen. — Die meisten Verurtheilten gehören zu den Edelsten und Besten der Nation. Am hellen Tage, unter dem peinlichen Anblick einer innerlich empörten Volksmenge, führte man sie durch die belebtesten Straßen Neapels nach der dicht unter den Fenstern des Palastes gelegenen Darsena, legte sie dort unter den Augen des Königs in Ketten, und *schmiedete* sie mit gemeinen Verbrechern zusammen. Durch solches Rachverfahren*) wird man dem Volke schwerlich „die Lehre von der Vortrefflichkeit des absoluten Machtthums" einschärfen, sicher aber die Gemüther noch mehr erbittern. Ohnedies lagert über dem ganzen Lande die schwüle Atmosphäre verhaltenen Unmuths; der leiseste, elektrische Schlag, und es entladet sich unversehens das ganze Gewitter. Wol ist der Regierung die dumpfe Gährung nicht unbekannt, welche sich unter allen Ständen des Landes ausbreitet: — hat doch der König die Fenster seines Palastes, welche nach dem volksbelebten Largo di Castello gehen, gänzlich vermauern lassen; lebt er doch selbst in seinem von Soldaten und schweren Geschützen wimmelnden Schlosse mehr wie ein geängstigter Gefangener, als wie der verehrte Vater eines liebenden und geliebten Volkes; — aber sie glaubt an kein Mündigwerden der Nationen.

Noch am Morgen des Tages, wo wir dieses trauernde Land verließen, un-

*) In den Gefängnissen Neapels befinden sich über 4500, in jenen der Provinzen mehr als 5000 politische Gefangene; und verfolgt man dieses System in seiner Consequenz, so mag man mit einiger Wahrscheinlichkeit den Zeitpunkt berechnen, wo ganz Neapel nur Ein Gefängniß und die oberste Behörde der Scharfrichter sein wird.

Digitized by Google

ternahmen wir einen Ritt nach Camaldoli, dem berühmten Carthäuserkloster, das auch Förster in seinem ausgezeichneten Handbuch über Italien als den gepriesenen schönsten Punkt der bewohnten Erde bezeichnet. Hier, auf einer Plattform des Klostergartens, sammeln sich vor unsern wunderberauschten Blicken alle Reize und alle Zauber einer schwelgerisch-üppigen Natur. Die edelsten, großartigsten Materiale der Schöpfung finden sich hier zusammengetragen und concentrirt auf einen geweihten Punkt; das unendliche Meer — der furchtbare Krater — die in traumhafter Ferne schwimmenden Inselgruppen — der himmelspiegelnde Golf von Neapel und Baja — die in tausenderlei Formen sich erhebenden buschig-waldigen Berge, welche allmählich in eine unabsehbare grüne Fläche sich verlieren!

Wir standen eine Zeit lang im heiligen Schauer, mit entblößtem Haupte vor dieser andachterregenden Weltschausstellung, und, zu unsern Füßen das bleiche Neapel, mit seinen Qualen und Kerkern seufzend, fühlten wir in seiner ganzen Schwere den modernen Sinn des alten Spruches: „Veder Napoli e poi morire!"

Französische Romantiker.

Charles de Bernard.

Bernard ist im Ganzen in Deutschland wenig bekannt, und es ist daher nicht unangemessen, auf ihn aufmerksam zu machen. Er gehört unzweifelhaft zu den besten Französischen Novellisten und hat die Vorzüge derselben, eine rasche, pointirte, leicht übersichtliche Erzählung, ohne das Ueberschwängliche, welches uns bei den meisten der Französischen Romantiker stört. Wir finden uns in seinen Erzählungen in der Sprache des alten Frankreich, in jener leichten, klaren, graziösen Darstellungsweise, die über der Feinheit keineswegs die Ursprünglichkeit aufgiebt, einer Darstellungsweise, wie sie Molière und Lafontaine geschaffen, wie sie auch in Voltaire's besseren Schriften sich wiederfindet, die aber in neuerer Zeit durch das Vorwiegen der Reflexion und der äußern materialistischen Beobachtung, durch die beiden Extreme der Rousseau'schen und der Victor Hugo'schen Schule fast vollständig verdrängt ist. Nur in zwei Punkten unterscheidet sich Bernard wie die gesammte moderne Literatur von der guten alten Zeit.

Einmal nämlich beschäftigt er sich fast ausschließlich mit der feinen Welt der Hauptstädte, mit der sogenannten Gesellschaft, die in ihren sittlichen Grundbegriffen corrumpirt ist, und bei deren Darstellung die Natur nur in der Form der Ironie auftreten kann. Sodann gehört er jener skeptischen Richtung an, welche die einfachsten Grundbegriffe in Frage stellt, und die bei einem ernsten Gemüth eine seltsame Mischung von anscheinender Frivolität und von geheimer Bitterkeit her-

Digitized by Google

vorbringt. Obgleich Bernard in seiner Form nie sentimental ist, im Gegentheil in seiner Leichtfertigkeit zuweilen so weit geht, daß es uns Deutsche erschreckt, so merkt man doch hinter dieser objectiven Heiterkeit eine subjective Verstimmung, welche die Färbung des Ganzen wesentlich ändert.

Schon in frühern Zeiten ist der Gegensatz dieser beiden Richtungen in Frankreich hervorgetreten. Der nationalste aller Dichter, Molière, ging von einer getreuen Nachahmung der Natur aus. Er zeichnete seine Charaktere im Großen und Ganzen, nach lebendigen Modellen, nicht nach der Vermittelung von Büchern und Grundrissen, Menschen, die nicht einer bestimmten culturhistorischen Richtung angehörten, zu deren Verständniß daher gewisse Voraussetzungen nöthig waren, sondern Typen, wie sie sich überall vorfinden, weil sie das allgemein Menschliche ausdrücken. Den Terenz können wir noch heut zu Tage lesen; ich möchte aber wissen, ob man in unsern jungdeutschen Lustspielen über dreißig Jahre auch nur eine Zeile verstehen wird. — Diese Naivetät der komischen Poesie hat nicht lange gedauert; bald strebte man nach jenen kleinen raffinirten, nur dem bewaffneten Auge wahrnehmbaren Zügen, jenen eleganten und manierirten Formen, welche den gebildeten Geist beschäftigen, blenden, aber auch ermüden. Man warf sich auf die Beobachtung jener sonderbaren Wesen, die nur unter Bedingungen möglich sind, welche schon den folgenden Tag verschwinden, und für die daher die kommenden Jahrhunderte kein Auge mehr haben. Dem gemäß schränkte die dichterische Eitelkeit die Scene ein, man gab sich nur mit distinguirten Personen ab, und der Reiz derselben bezog sich theils auf literarische Reminiscenzen, theils geradezu auf das Costum. Es war eine neue Art von Kothurn, die man ins Lustspiel wie in die Novelle einführte. Wie in der guten Gesellschaft Alles blässer, farbloser, verwaschener ist, so subtilisirte sich auch die Komik. Die Empfindungen, die Witze, die Eigenthümlichkeiten wurden so fein und so aus dem menschlichen Zusammenhang herausgerissen, daß man sie kaum mehr bemerkte, und diese zierlichen, kalten Rococobilder ersetzten das große Gemälde der Nation. Die Sprache verlor sich in einen studirten Jargon, der Geschmack in kleine Dinge, in conventionelle Schönheiten, die menschliche Natur in gesellschaftliche Beziehungen. Der Marquis verdrängte den Bourgeois, weil die dichterische Ohnmacht sich nur noch an solchen Erscheinungen begeisterte, welche der Einbildung allein angehörten. Diese physiognomielosen Personen, in ihrer Gestalt mit dem Erbfehler ihres Ursprungs befleckt, hinterließen dem Gedächtniß keinen Eindruck, und wirkten daher nicht befruchtend auf den öffentlichen Geist, denn der Luxus, aus dem sie entsprungen waren, hatte mit dem Herzen Nichts zu thun. Diese reflectirten Schöpfungen einer überfeinerten Bildung glichen den blassen welken Kindern, auf deren ermüdetem interessantem Gesicht sich das bleiche Abbild eines verweichlichten, in frühen Lüsten erschöpften Vaters ausprägt.

Bernard hat ein tiefes Gefühl für die Natur. Er geht von dem eifrigen

Digitized by Google

Streben aus, Natur zu geben; in seinen Umgebungen sieht er aber Nichts, als Lüge und gemachtes Wesen. Mit einer Art von dämonischer Lust reißt er daher den Heiligen die Larve ab. In einzelnen seiner kleinen Novellen wird der Egoismus in einer frechen Nacktheit dargestellt, die uns empört, und die doch wieder andeutet, daß sie auch den Dichter empört; aber sie ist so objectiv gehalten, daß wir verwirrt werden. Ohne Barmherzigkeit wird mit dem gutmüthigen, dem sogenannten unschuldigen Philister umgesprungen; ihm gegenüber scheint der Verrath vollkommen berechtigt, der Dichter läßt nur die Kraft gelten, und darum zeichnet er am Liebsten starke und gute Naturen, welche aber die allgemeine Heuchelei vollkommen durchschauen, und daher der angeblichen Tugend die Sarkasmen einer unverwüstlichen Ironie entgegensetzen. Am Besten ist ihm unter diesen der „Landedelmann" gelungen (Le gentilhomme campagnard), in einem Roman, der auch im Uebrigen zu den vorzüglichsten gehört. Unerschöpflich ist er in der Verspottung jener tugendhaften Leute, die sich in beständige Selbstanbetung verlieren, und in ihrem pharisäischen Dünkel die eigne Hohlheit übersehen. So namentlich die liberalen Deputirten in den beiden Romanen „Un homme sérieux" und „La femme sans peur et sans reproche". Der gemachte Ernst, die Prahlerei mit Idealen, die auf salbungsvolle Phrasen herauskommen, verleiden ihm den Idealismus überhaupt. Hinter jedem Idealisten, der in beständiger priesterhafter Heiligkeit einhergeht, sieht er einen kleinen Tartuffe. Er hat in diesen Satyren eine gewisse Aehnlichkeit mit Louis Reybaud, dessen Jérome Paturot eine Lieblingsfigur des Französischen Publicums geworden ist, aber er ist viel concreter und plastischer, als Dieser, und seine Ironie löst die Menschen niemals in bloße Eigenschaften auf. Wo er gute Laune findet, läßt er auch ein wenig Tartufferie gelten.

Diese Richtung scheint übrigens jetzt in Frankreich allgemein zu werden. Schon sentimentale Schriftsteller, wie Frédéric Soulié (z. B. in seinen Mémoires du diable), haben mit großer Vorliebe die falsche Tugend gegeißelt, aber mit einem Pathos, das sich von jener falschen Tugend im Wesen nicht sehr unterschied. Die neue Voltaire'sche Schule thut es mit Humor; sie findet, wie billig, in den Lügnern und Heuchlern dieser Welt nicht einen Vorwurf für die Tragödie, sondern für die Komödie. Scribe's Stücke (La calomnie, la camaraderie und namentlich le puff) sind vorzügliche Beispiele dieser Richtung, der alten bekannten Charaktermaske des religiösen Tartuffe nicht zu gedenken. Man ist ganz richtig dahinter gekommen, daß der Liberalismus eben so gut seine falschen Propheten haben kann, als die Orthodoxie.

Ich darf es nicht verschweigen, daß der Eindruck solcher Satyren doch nie ein ganz heiterer ist. Sie halten sich doch, trotz der plastischen Kunst im Einzelnen, zu sehr im Negativen, und die Albernheit als Charakter einer ganzen Weltperiode darzustellen, hat etwas Ermüdendes. Freilich treibt es Bernard nicht so weit, als z. B. Alfred de Musset, der sich aus dem raffinirten Wesen der modernen

Digitized by Google

Reflexion dadurch zu retten sucht, daß er es bis zum Wahnsinn überbietet. Aber man fühlt es doch, daß diese Satyren von ihrem Gegensatz unzertrennlich sind, daß mit dem positiven Interesse gegen das dargestellte Zeitalter auch das Interesse an der Darstellung schwinden muß.

In seinen politischen Ansichten, die häufig bei ihm einen großen Raum einnehmen, neigt sich Bernard den Legitimisten zu, nicht weil er ihre Vorurtheile und ihren Glauben theilt, sondern aus einer gewissen Paradoxie, um den liberalen Declamationen ein Paroli zu biegen. Es ist überhaupt merkwürdig, wie die Aristokratie bei der jungen Schule gewonnen hat. Die Geringschätzung der Bourgeoisie, die gern vornehm sein möchte, und von der vornehmen Welt doch nur die Lächerlichkeiten adoptirt, die von ihrer Menschenfreundlichkeit große Worte macht, und es doch nur bis zum Almosen bringt, hat die Actien des Adels wieder bedeutend zum Steigen gebracht. Bei dem Adel ist doch eine gewisse Realität vorhanden; er hat seine Ahnen, die Erinnerung an die ehemalige Macht, das Gefühl, allen Fürsten ebenbürtig zu sein, feine gesellschaftliche Manieren, die durch die Sicherheit der gesellschaftlichen Stellung bedingt werden, und dabei breitet sich über ihn ein gewisser romantischer Schimmer, da seine Sache doch im Ganzen eine verlorene ist. So schwärmt Dumas für den militairischen, Balzac für den socialen Adel, aber auch bei ernstern Schriftstellern, z. B. bei Georges Sand, erscheint die Aristokratie immer noch in besserm Lichte, als der auf materielle Interessen angewiesene Bürgerstand; und so ist auch in den neuern belletristischen Erscheinungen, welche die Revolution hervorgerufen hat, z. B. in dem von uns bereits besprochenen Roman von Jules Sandeau: Geldsäcke und Stammbäume (Sacs et parchemins) die legitimistische Partei immer diejenige, welche noch am Besten wegkommt.

Bei der Abneigung gegen allen Idealismus und gegen allen Pathos ist es begreiflich, daß Bernard ein entschiedener Gegner der romantischen Schule ist. Wo sich irgend eine Gelegenheit darbietet, wird der Schwulst und die Unklarheit dieser Poesie des Contrastes verspottet: der Verstand triumphirt bei ihm überall über die Romanhaftigkeit der Empfindung. Dabei hat er sich aber doch nicht ganz von den romantischen Schaudergeschichten fern gehalten. Eine seiner größern Novellen z. B. Un beau-père, enthält eine haarsträubende Criminalgeschichte, die noch weit über Soulié und Balzac hinausgeht, aber freilich viel feiner und schärfer gezeichnet, wie ihm überhaupt an Sicherheit in der Charakteristik kaum ein anderer der neuern Französischen Poeten gleichkommen möchte; er hat daher auch in England, wo man gerade diese Eigenschaft sehr wohl zu würdigen weiß, großen Anklang gefunden.

Am Vortrefflichsten sind die kleinen Erzählungen. Ich führe hier einige an: Les ailes d'Icare; La cinquantaine, La peau de lion, Le paratonnerre (ein Beispiel jener wahrhaft verwirrenden Frechheit in den sittlichen Voraussetzungen); Le gendre; L'innocence d'un forçat. Ich habe noch mehrere gelesen, an

Digitized by Google

deren Ueberschriften ich mich aber nicht erinnere. — Ueberhaupt sind in diesen kleinen Novellen die Franzosen noch immer die Meister. Sie wissen rasch ein sprechendes, abgerundetes Bild zu geben, das einen bestimmten Eindruck macht und durch keine Reflexionen getrübt wird. Manche Novellisten, die in ihren größern Romanen unerträglich schwülstig und sentimental werden, haben einzelne kleine Novellen geschrieben, denen wir keine Deutschen oder Englischen zur Seite stellen können, z. B. Soulié: Le lion amoureux, Saintine: Les métamorphoses de la femme, aber gerade diese werden bei uns weniger beachtet, und wir wenden uns mit viel größerer Vorliebe den weitausgesponnenen Mord- und Todtschlagsgeschichten zu, den Mysterien von Paris, den Memoiren eines Arztes, eines Kammerdieners u. s. w.

Ich muß noch bemerken, daß Bernard bei der Frechheit und dem Cynismus, den er in sittlichen Dingen zur Schau trägt, doch niemals in jene Lüsternheit verfällt, die uns den größern Theil der neuern Romantik unerträglich macht; er geht niemals auf einen sinnlichen Kitzel aus. Er ist oft gemüthlos, aber niemals schmutzig und noch weniger huldigt er jener krankhaften Wollust, die für unsre raffinirte Empfindsamkeit am Gefährlichsten ist. J. S.

Pariser Botschaften.

Die Dinge nehmen eben die Wendung, die sie nehmen mußten bei einer Legislativen wie die unsrige, die wir oft genug zu charakterisiren Gelegenheit hatten. Die Legitimisten ärgerten sich hinterdrein, daß sie Verrver im Votum bei der Revisionsdebatte gefolgt waren, wie die Schafe einem Leithammel. Sie ließen sich von Thiers den Muth hinaufschrauben, und gaben den Ministern ein Mißtrauensvotum. Diese stellen sich auf den Rath Louis Bonaparte's taub, bleiben ruhig auf ihren Bänken sitzen und spielen ganz unbefangen mit ihren gefährdeten Portefeuilles. Die Legislative bereut ihren Muth gegen die Regierung, so wie sie früher ihre Feigheit bereut hatte, und im Geheimen weiß sie es den Ministern Dank, daß diese das Mißtrauensvotum dafür genommen, was es eigentlich ist, un caprice sans conséquence. Und die Minister haben Recht gehabt, denn heute sind die Legitimisten die eifrigsten Verbündeten des Elysée, und sie geben ihm ihr Vertrauen durch die Wahl einer Ueberwachungscommission zu erkennen, die zum größten Theile aus entschiedenen Bonapartisten besteht, während die andern Parteien durch die zahmsten Mitglieder vertreten sind. Ihre Nachgiebigkeit für die Regierung geht so weit, daß der Hohepriester der Ordnung, der gefeierte, vielgepriesene Degen der Reaction, das Orakel der angstdurchbebten Rechten, der

Digitized by Google

General Changarnier, nur mit Hilfe der Linken durchgebracht wurde. Dies sagt Alles, was die Eile, mit der die Legislative in ihre Vertagung willigte, allenfalls noch nicht gesagt haben mochte. Die Nationalversammlung fühlt ihre Schwäche der vollziehenden Gewalt gegenüber, so wie sie ihre Haltlosigkeit dem Lande gegenüber erkennt. Sie ist froh, das Weite suchen zu dürfen, es bedarf gar keines 18. Brumaire. Die urplötzliche Freundschaft der Henricinquisten mit dem Elysée hat neben dem allgemeinen Grunde, neben der historischen Wankelmüthigkeit und Zaghaftigkeit der Partei noch einen specifischen Grund. Dieser ist das totale Fiasco der Fusion.

In meiner ersten Botschaft sagte ich Ihnen, daß Herr Guizot mit seiner Fusionskomödie nur die Angelegenheiten des Elysée befördere. Die Orleanisten hassen die Bourbons eben so, wie sie dem ganzen Lande verhaßt sind, und Guizot hat sich mit seinen Plänen als wahrer Stubengelehrter erwiesen. Ein Theil der Orleanisten hatte sich von vornherein dem Elysée angeschlossen, und die Legitimisten schlugen nur so lange Lärm gegen Louis Bonaparte, als sie hoffen durften, die Barricadenfamilie werde reuig zum Legitimitätsprincip zurückkehren. Da hat der Herzog von Montebello den unglücklichen Einfall, die Fusion auch außerhalb der Redactionszimmer der Assemblée nationale eine Rolle spielen zu lassen, und er bietet sich an, die drei Matadore der legitimistischen Partei in Claremont vorzustellen. Berryer, St. Priest und Benoist d'Arq begeben sich frohen Muths auf den Weg, und diese alten Füchse kehren nicht gleich um, als man ihnen ankündigt, daß die Herzogin von Orleans zufälliger Weise abgereist sei. Die Königin, der Prinz von Joinville und der Herzog von Nemours empfangen die Gäste höflich, aber kalt, und sie sind noch kaum zur Thür hinaus, als der Prinz von Joinville schon an seinen Adjutanten Ernouf einen Brief schreibt, in dem er sich über die Projectenmacher weidlich lustig macht. Die Legitimisten versuchten in ihren Blättern die Reise Jason-Berryer's im günstigsten Lichte darzustellen, aber Herr Ernouf zeigt den Brief vom Prinzen von Joinville Jedermann, wer ihn nur zu sehen begehrt. Die wahre Sachlage wird ruchbar, der Fusionscomité trennt sich unter Thränen der Rührung, und Guizot dankt feierlich ab wie Napoleon in Fontainebleau. Die Legitimisten stecken, wie Girardin sagt, ihre Fahne in die Tasche wie ein Schnupftuch, und schleichen sich ins Elysée, um dort Buße zu thun für ihre stolze Sprache.

Das Fiasco der Fusion in Claremont, und namentlich Thiers' Stellung von Anfang her brachte die Legitimisten nämlich bald auf die Spur einer andern Gefahr. Es war bekannt, daß Thiers in letzterer Zeit sich viel mit Changarnier und Cavaignac zu schaffen gegeben, und die nahe Berührung, in der diese drei Männer auf einmal zu stehen kamen, mußte in der That vielerlei zu denken geben. Wird Thiers, werden die Orleanisten sich auf eine passive Opposition gegen den gegenwärtigen Präsidenten beschränken? So fragten sich die Legitimisten, und

Digitized by Google

das Elysée ließ sich auch gar nicht lange bitten, um ihnen zu zeigen, daß die Orleanisten den Prinzen von Joinville zum Gegencandidaten Louis Bonaparte's bestimmt haben. Der Staatsrath wurde befragt, ob man den Prinzen von Joinville als Verbannten zum Präsidenten erwählen könne, und durch die Polizei des Herrn Carlier kam man bald dahinter, daß man von Orleanistischer Seite her Alles aufbiete, um den Namen des Prinzen oben auf zu bringen. Prinz gegen Prinz; Louis Bonaparte kann sich nicht beklagen — es wird ihm kein Plebejer entgegengestellt, sondern ein königliches Blut. Die Legitimisten, welche zwar stets Vorwände zu legitimer Angst in Vorrath haben, waren glücklich, einen außerhalb der Fusion gelegenen Vorwand gegen die Orleanisten zu haben, und Berryer führte seine Soldaten per Bausch und Bogen dem Elysée zu. Sie frugen nicht lange, ob die Republikaner den Orleanistischen Candidaten unterstützen werden, sie untersuchten nicht erst, ob die Orleanisten ohne Einwilligung der Republikaner die Stellung des Antibonapartistischen Candidaten schwächen wollen werden — sie laufen den Bonapartisten in die Arme und sind froh, daß sie das Unvermeidliche vollbracht, sie sind glücklich, ihre Schande früher hinter sich zu haben.

Nun werden Sie mich fragen, was es denn mit der Candidatur des Prinzen von Joinville für eine Bewandtniß habe. Diese ist wirklich ernstlich gemeint, und die Orleanisten glauben unter gewissen Verhältnissen auch auf die Zustimmung der Republikaner rechnen zu dürfen. Das heißt, die beiden Parteien sind darin einverstanden, daß Louis Bonaparte nicht wieder gewählt werden dürfe, und daß man, um dies zu verhindern, sich gegenseitig Zugeständnisse machen müsse. Ob aber die Orleanisten für den Candidaten der Republikaner, ob diese für den Candidaten Jener stimmen würden, darüber ist noch Nichts gesagt. Hieraus folgt, daß die Republikaner die stillschweigende Verpflichtung eingegangen sind, einen allgemein annehmbaren Candidaten aufzustellen, und es ist andererseits natürlich, daß die Orleanisten sich beeilen werden, bis zur nähern Bezeichnung der republikanischen Candidaten den Prinzen Joinville oben auf zu bringen. Erinnern wir uns an das, was im Jahre 1848 für Napoleon geschehen, so ist es nicht unmöglich, daß man bei erster Gelegenheit den Prinzen von Joinville zum Candidaten für die Volksvertreterschaft vorschlägt. Die Republikaner gewinnen durch das entschiedene Auftreten der Orleanisten zunächst so viel, daß die Revision bei einer nächsten Verhandlung nicht einmal so viel Stimmen für sich haben wird, als gegenwärtig, um so weniger, als die Petitionen durch die bisher geschehenen Enthüllungen gar nicht mehr in Erwägung gebracht werden können. Auf der andern Seite verliert das Elysée durch den Bund mit den Legitimisten dem Lande gegenüber mehr, als es der Kammer gegenüber durch sie gewinnt. Einmal ist diese Partei im Lande so unvolksthümlich, daß sich Louis Bonaparte gar keine schlimmere Empfehlung beilegen könnte, als wenn er seine Sache mit jener der Legitimisten identificiren läßt. Zweitens verpflichtet ihn der Beistand dieser Vorkämpfer

Digitized by Google

für die absoluteste Reaction zu festem Beharren bei seiner jetzigen Politik, und auch der letzte Ausweg geht ihm verloren. Er muß im Kleide der Dejanira ersticken — er muß mit dem Gesetze vom 31. Mai, er muß mit dem ganzen Repressivkram fallen, den er doch selber als Werk der royalistischen Majorität dem Lande denuncirt hatte. Néron wird wol fortfahren dürfen, mont et merveille zu versprechen, aber gethan wird Nichts werden können. Die Prorogationszeit wird in stricten Agitationen vorübergehen, und wenn Louis Bonaparte wirklich in die Falle des Danaergeschenkes der legitimistischen Freundschaft geht, ist er als verloren zu betrachten, trotzdem für den Augenblick Niemand genannt werden könnte — auch der Prinz von Joinville nicht — der mehr Chancen für sich hätte, als Louis Bonaparte.

Die Londoner Ausstellung, jener erste kosmopolitische Versuch der Alles nivellirenden Industrie, wird nächste Woche noch einen andern Sieg ähnlicher Art feiern. Die Stadt London wird von Paris zu Tische geladen, der Erzfeind wird in unsre Mauern einziehen als Friedensbote und als lieber Gast. Die Wasser von Versailles werden ihre glänzenden Hofkünste machen, und der erste Koch der Welt wird der Königin unsrer Zeit, der Industrie, ein Mahl bereiten, das Lucullus zur Bewunderung hingerissen haben würde. Der Seinepräfect wird mit dem Maire von London Arm in Arm die Herrlichkeiten von Paris besehen, die große Oper wird sich in ihr Galakleid werfen und das Ballet in sein Galagegentheil. Die Armee und die Nationalgarde wird unsern Ueberfluß an Deficit in einer großen Revue den lieben Gästen veranschaulichen, und Louis Bonaparte wird den Engländern bei dieser Gelegenheit einen Beweis von seiner Resignation geben, indem er zeigen wird, wieviel er an sich vorübergehen lassen kann. Zum Schlusse wird er die Englischen Besucher in St. Cloud bewirthen à charge de revanche, denn sie dürften ihm die Ehre eher wieder erweisen können, als ihm wünschenswerth scheinen möchte. Thiers könnte ein solches Schauspiel nicht mit ansehen, und er flüchtete sich nach Spanien, auf den Kriegsschauplatz des Napoleonischen Feldzuges.

Unsre Theater werden den Gästen d'outre-Manche nur wenig bieten können, und die prorogationsgewisse Kammer hält auch so nichtssagende Sitzungen, daß wir ihnen nicht einmal mit einem politischen Scandale dienen können werden. Es wird ihnen demnach nichts Anderes übrig bleiben, als sich Mabille, das Château des fleurs und das Château rouge zu besichtigen, und die Nationalversöhnung durch einen Cancan mit Frisette oder Rigolette zu besiegeln. Was wol der alte Meidinger sagen müßte, der seine Schüler damit in die Geheimnisse der Französischen Sprache einführte, daß er sie „die Engländer hassen die Franzosen und die Franzosen hassen die Engländer" hin und wieder übersetzen ließ. Ich meines Theils hasse die Engländer und die Franzosen, so satt bekomme ich dieses culturhistorisch-psychologisch anthropologische Axiom. Was für gottlose Zeiten wir

Digitized by Google

erleben! den lieben Gästen zu Ehren wurde sogar Ludwig XIV. von seinem Piedestale gehoben, der l'état c'est moi muß sich einiger Fabrikanten und bürgerlichen Packs willen von seinem Sokel erheben und in einen Winkel verkriechen. Die Legitimisten haben Recht, an uns ist Hopfen und Malz verloren.

Wochenschau.

Die königliche Majestät in ihrem Verhältniß zum Volk. — Wir theilen die nachfolgende Correspondenz mit, wenn der Gegenstand an sich auch nicht von großem Interesse sein mag, weil sich eine allgemeine Bemerkung daran knüpfen läßt.

„Aus Pommern. Auf der Reise nach Ostpreußen hat Se. Majestät der König auch Pommern berührt, und da die verschiedensten Gerüchte über Vorfälle sich verbreitet haben, die an diese Durchreise sich knüpfen, so halten wir es für angemessen, den wahren Sachverhalt näher anzugeben. Auf dem Bahnhofe zu Tantow, der letzten Station zwischen Berlin und Stettin, traf Se. Majestät am 25. Juli Vormittags ein, und es waren von Seiten der landräthlichen Behörde des Kreises Aufforderungen zum Empfange Desselben nach verschiedenen Seiten erlassen worden. Die in der Nachbarschaft wohnenden Ständemitglieder hatten sich nur sehr spärlich eingefunden, desto zahlreicher die Geistlichen, von denen zwei vom Könige angeredet wurden. Den Ständemitgliedern war aufgegeben worden, in der Ständeuniform zu erscheinen, und da manche unabhängige Männer sich gar nicht im Besitze einer solchen befinden, so wurden sie schon durch einen äußerlichen Grund am Erscheinen verhindert. Vor der in der Nähe liegenden Stadt Garz hatte sich die Schützengilde mit einem Musikcorps eingefunden, das alle mögliche patriotische Melodien: Heil Dir im Siegerkranz, Ich bin ein Preuße ꝛc. aufspielte, ohne daß jedoch Se. Majestät Veranlassung fanden, von dieser Gilde Notiz zu nehmen. Nach kurzem Verweilen setzte der König seine Reise nach Stettin fort. Besondere Empfangsfeierlichkeiten waren weder erwartet, noch vorbereitet worden, und wenn der König zum ersten Male nach Erneuerung der Allianz mit Rußland und Oestreich in Warschau die alten Provinzen durchreiste, so lag wol in diesem Factum kein besonderer Grund, den öfter erscheinenden Monarchen auf eine ganz besondere Weise zu empfangen. Der König durchfuhr in einem einfachen Wagen die Straßen; auffallen mußte es, daß mehrere angesehene Kaufleute darüber vernommen wurden, warum sie Se. Majestät nicht gegrüßt hätten. Auch wurden Nachforschungen angestellt, wieweit eine Absicht diesem Nichtgrüßen zu Grunde gelegen hätte. Bei Tische fiel die Aeußerung, es sei eine Flegelei, daß man den Gruß nicht einmal erwiedert hätte. Vom Schlosse hat Se. Majestät mit dem Prinzen Adelbert das Panorama der Umgegend genossen, und bei dieser Gelegenheit auf einem Grundstücke von Grabow die Deutsche Fahne erblickt, die noch bis vor Kurzem das Stettiner Rathhaus geziert hatte. Kaum war sie Sr. Majestät aufgefallen, als auch schon die Polizei sich beeilte, für die Einziehung Sorge zu tragen. So unbedeutend der Gegenstand nach den großen Antecedentien erscheinen mag, so verfehlte er doch nicht, auch in denjenigen Kreisen Aufmerksamkeit zu erregen, die sonst keine besondere Vorliebe für die Tricolore zu äußern pflegen.

Digitized by Google

Von Stettin setzte Se. Majestät über Stargard seine Reise fort. Auf dem dortigen Bahnhofe drückte Se. Majestät unverhohlen seine Unzufriedenheit mit der Stadt aus, und lehnte die Einladung zum Frühstück ab. Der Syndicus hielt es für angemessen, zu repliciren. Da die Erwiderung mit lauter Stimme geschah, so tadelte der König die Vortragsform, und wandte sich nach einigen andern ungnädigen Bemerkungen ab, nachdem ein Gutsbesitzer durch die Bemerkung, nur $^1/_{12}$ der Bewohner seien irregeleitet gewesen, Sr. Majestät zur Erwiderung Veranlassung gegeben hatte, so sei es eine desto größere Feigheit gewesen, wenn sich $^{11}/_{12}$ von einem $^1/_{12}$ hätten beherrschen lassen." U. s. w.

— Wie gesagt, wir würden diese ganze Correspondenz ad acta gelegt haben, wenn nicht die angeblich gutgesinnten Blätter wetteiferten, auf die Ausdrücke der Loyalität, die auf dergleichen improvisirten Frühstücks-Einladungen vorfallen, ein unrichtiges Gewicht zu legen. Wenn der Fürst im Lande eine Reise macht, so haben die ihn empfangenden Behörden nichts Anderes zu thun, als dem Oberhaupt des Staates diejenige Ehrfurcht zu bezeigen, die seiner Stellung zukommt. Jeder Ausdruck der Bitte oder der Beschwerde an solcher Stelle ist unschicklich: zu diesen hat das Volk seine gesetzlichen Vertreter. — Wer ist es aber gewesen, der diesen Aeußerungen schicklicher Ehrerbietung eine andere Wendung gegeben hat? — Die „loyalen" Blätter! — Sie haben von dem gesetzlichen Ausdruck des Volkswillens mit demagogischer Perfidie an diese conventionellen Improvisationen appellirt. Wenn z. B. die Provinzialstände über diese oder jene staatliche Einrichtung, z. B. die Censur, ihr gesetzmäßiges Mißfallen ausgesprochen hatten, und dann bei einer königlichen Reise der empfangende Bürgermeister oder Landrath schicklicher Weise nichts Anderes sagte, als: „Wir sind Ew. Majestät getreue Unterthanen, und wünschen, daß Ihnen das Frühstück gut schmecken möge," so beeiferten sich jene Blätter, zu erklären: Da sieht man, wie die Provinzialstände lügen! Sie behaupten, das Volk sei mit der Censur unzufrieden; das Volk aber weiß davon gar Nichts, das zeigt sich aus diesem Empfang! es ist mit der Censur vollkommen einverstanden!! — Heißt das nicht, bei solchen Gelegenheiten Aeußerungen der Unzufriedenheit muthwillig provociren? Aeußerungen, die an sich in Bezug auf Ort und Stelle sehr unangemessen sind, die aber dadurch nothwendig gemacht werden, daß man ihre Unterlassung für einen politischen Act ausgiebt. — — Eine zweite Bemerkung. Der König von Preußen und sein Haus zeigen sich stets in militairischer Tracht. Dagegen ist Nichts zu sagen; Preußen ist einmal ein Militairstaat, und, abgesehen davon, wird es Niemand einfallen, dem Monarchen über sein Costum Vorschriften machen zu wollen. Man verlangt ferner von den Beamten das Anlegen von Uniform. Auch das mag gehen, da der Beamte einmal im Dienste steht, obgleich mancher brave, hinter seinen Acten grau und krumm gewordene Staatsdiener dergleichen Flitterstaat nur mit dem größten Widerwillen trägt. Aber daß man auch an unabhängige Gutsbesitzer dergleichen Anforderungen stellt, ist dem Deutschen Geist entschieden zuwider. Wir sind kein uniformes Volk, wir hassen die bunten Stickereien, hinter denen keine solide Bedeutung steckt, und dergleichen Kleinigkeiten ärgern uns mehr, als ernstliche Beschwerden. — — In einem andern Punkt dagegen finden wir das Unterlassen conventioneller Schicklichkeitsformeln tadelnswerth.

Wir wissen nicht, ob der angeführte Ausdruck „Flegelhaftigkeit" wirklich gebraucht worden ist, wir finden ihn aber vollkommen bezeichnend, denn wenn es schon an sich eine grobe Unschicklichkeit ist, einen Gruß unerwiedert zu lassen, so ist das noch doppelt

Digitized by Google

der Fall dem Monarchen gegenüber, in dem man, welcher politischen Gesinnung man auch angehören möge, den Repräsentanten des Staats, den Träger einer Idee zu ehren hat. Allerdings war es eine Zeitlang eine nicht gerade erfreuliche Erscheinung von Seiten der guten Gesinnung, wenn man den Hut vor jeder Hoflivrée abzog, mochte man die im Wagen sitzende Person sehen oder nicht, allein es kamen bei solchen Gelegenheiten auch Züge von Rohheit vor, die für das Gefühl eines gebildeten Demokraten eben so verletzend sein müssen, wie für einen Royalisten. Die Monarchie gehört bei der allgemeinen Erschütterung unsrer Zustände immer noch zu den Dingen, die am Festesten stehen, und man sollte um seiner selbst Willen Alles vermeiden, was den Respect vor derselben zu schwächen geeignet ist. Anderer Seits sollte aber auch die gute Gesinnung im wohlverstandenen Interesse des Königthums sich jeder Provocation enthalten, die in jedem Fall, wie auch der Ausgang sein möge, zu einer Schwächung des königlichen Ansehens führt. Man sündigt in dieser Beziehung nach zwei Seiten hin: ein Mal wird der König zu einer Abstraction gemacht, die außerhalb aller menschlichen Bedingungen stehen soll, und der wir uns nur mit dem geheimnißvollen Schauder vor dem unbekannten höchsten Wesen, dessen volle Erscheinung uns verzehren müßte, nähern dürfen; auf der andern Seite wird wieder die menschliche Persönlichkeit auf eine beleidigende Weise in den Vordergrund gedrängt. Beides widerspricht sich, und außerdem ist Jedes für sich schädlich.

Was das Erste betrifft, so wird der Versuch, den König als ein allen menschlichen Bedingungen entrücktes Wesen darzustellen, selbst bei dem einfältigsten Bauer keinen Glauben mehr finden; wenn ein solcher Versuch aber mißglückt, so tritt an die Stelle des Erhabenen das Lächerliche. Man sollte endlich aufgeben, mit den alten Byzantinischen Formeln, die sich aus der allerschlechtesten Zeit des Königthums herschreiben, aus der Zeit nämlich, wo das Königthum ein Spielwerk in den Händen ausschweifender Prätorianer war, die Massen blenden zu wollen. Noch immer „erstirbt man in tiefer Devotion als allergetreuster Knecht zu den Füßen Seiner Majestät" — ein Orientalischer Schwulst, der das Gefühl wie den Verstand des Germanen beleidigt. Noch immer blasphemirt man gegen die bestimmtesten Lehren des Christenthums durch die Redensart: „hochseliger König", und was dergleichen mehr ist. Dadurch erreicht man Nichts, als daß man das verletzte Gefühl auf der andern Seite zum Extrem treibt. Wir erinnern an die Debatte, welche in der letzten Kammersitzung zwischen der äußersten Rechten und der übrigen Kammer ausbrach über den Titel, welchen man dem König in der Adresse geben sollte. Jene wollte das alte legitime: „Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster, Allergnädigster König und Herr" beibehalten, während das Centrum und die Linke diesen Schwulst durch die abstracte „Majestät" ersetzte. Die letztere Anrede gefällt uns auch nicht besonders, denn eine Person mit einem Attribut oder einer Eigenschaft anzureden, ist gegen den guten Geschmack; aber wenigstens sollte man in dieser Angelegenheit nicht einen unnöthigen Streit provociren, der doch immer nur die Ueberzeugung befestigt, daß in den alten Formeln kein Sinn war. Die Franzosen sind darin glücklicher, sie reden ihren König mit Sire an, so wie sie im gewöhnlichen Umgang Monsieur und Madame gebrauchen. Wir sollten wenigstens schon aus ästhetischen Gründen uns dem alten Curialstyl allmählich zu entziehen trachten.

Weit bedenklicher ist aber der andere Fehler. Durch ein zu starkes Hervordrängen der bestimmten Persönlichkeit wird die Aufmerksamkeit der Menge auf diese gelenkt und

Digitized by Google

ihr Urtheil provocirt, was je nach der Beschaffenheit des Publicums so oder anders ausfallen wird. Man läßt sich in dieser Beziehung zu sehr durch das Beispiel des alten Fritz und Napoleons verleiten. Als Sieger in einer Unzahl von Schlachten kann man schon einige Witze machen, und diese geben bei einem angebeteten Monarchen nur noch das entsprechende Colorit, während ähnliche Aeußerungen der individuellen Eigenthümlichkeit, wenn sie allein stehen, auch ausschließlich die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und daher zu einem schiefen Bilde Gelegenheit geben. Es ist schon falsch, wie Louis Philipp es gethan hat, beständig die königliche Bonhommie zur Schau zu tragen, denn das macht leicht gemein; noch gefährlicher aber ist es, mit geistiger Superiorität in die Schranken zu treten, denn das wirkt herausfordernd. Viel weniger wird die königliche Autorität durch kleine Schwächen benachtheiligt, die im Gegentheil gegen eine sonst ehrenfeste Persönlichkeit die Verehrung erhöhen. In dieser Beziehung war der vorige König von Preußen ein Ideal. Alle Welt kannte seine kurze, abgebrochene Redeweise in Infinitiven, und erzählte sich lustige Anekdoten davon, aber auch nicht im Traume ist es Jemandem eingefallen, daran einen wirklichen Spott knüpfen zu wollen. Das Königthum kann, abgesehen von seiner eigentlich politischen Thätigkeit, die wir hier nicht berühren, nur durch Eins seine Autorität befestigen, durch sittlichen Ernst; wo sich der moralische Respect mit dem politischen verbindet, wird auch die am stärksten ausgeprägte demokratische Gesinnung nicht ausreichen, das edle Band zwischen Fürst und Volk zu lösen.

Freilich hat auch das seine Grenze — man erlaube uns hier, einen auf scheinbar gleichgiltige Aeußerlichkeiten bezüglichen Aufsatz durch eine ernste Bemerkung zu schließen. — Unter allen constitutionellen Blättern ist das unsrige in dieser ernsten Krisis dasjenige, welches trotz der verderblichen Richtung der gegenwärtigen Regierung entschieden an der Monarchie, entschieden an Preußen festhält — an der erstern, weil sie mit Preußen identisch ist. Wir haben unsre Freunde und Parteigenossen gewarnt, sich durch eine Anwendung der Verfassung, die zwar nach unsrer Ansicht eine falsche ist, deren Unverträglichkeit mit der Verfassung objectiv aber nicht ausgemacht werden kann, sich nicht zu einem unversöhnlichen Bruch mit dem bisher befolgten System treiben zu lassen, und wir glauben, daß schon jetzt so Mancher unsrer Ansicht beitritt. — Allein es giebt Punkte in der beschworenen Verfassung, die keine doppelte Deutung zulassen, und die für die Möglichkeit einer spätern Anknüpfung die wichtigsten sind. Dahin gehört die periodische Continuität der Kammern mit ihren bestimmten Attributen. — Sollte der Tag kommen, wo man auch an diese die Hand legt, dann werden wir nicht zu dieser oder jener Wendung der Partei rathen, sondern wir werden uns zu der bittern Ueberzeugung entschließen müssen, daß alsdann für die Liberalen gar Nichts weiter zu thun bleibt, weil Preußens letzte Stunde geschlagen hat.

So lange aber das nicht geschehen ist, werden wir uns mit allen Kräften dagegen sträuben, die Vorstellungen der Furcht für ein Factum gelten zu lassen.

Der geheime Agent von Hackländer und das Leipziger Theater. — Das Leipziger Theater hat, nach der Pause von 2 Monaten, die in unsren Kunstannalen vielleicht einzig dasteht, mit dem neuen Stück von Hackländer seine Thätigkeit wieder eröffnet. Dieses Stück hat den Fehler der meisten neuern Lustspiele: bei der Armuth an Erfindung, die ein Erbschaden unsrer Zeit zu sein scheint, wird

Digitized by Google

eine an sich gute komische Idee zu Tode gehetzt. Im Uebrigen ist aber das Stück nicht schlechter, als andere desselben Genre, namentlich als die gekrönten Wiener Preisluftspiele. Bei einer guten Aufführung, deren Haupterforderniß in einem raschen und energischen Zusammenspiel bestehen würde, und bei einigen Strichen, die vielleicht einen ganzen Act ersparen könnten, würde es sich auf der Bühne nicht schlecht ausnehmen. Es gehört ganz und gar der Scribe'schen Schule an; leichte, spaßhafte Intriguen, bei denen man es mit dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit nicht so genau nimmt, und flüchtig skizzirte Charaktere, von denen man weiter Nichts erfährt, als was unmittelbar zur Handlung gehört. Wir haben uns schon mehrfach dahin ausgesprochen, daß wir diesem Genre seine volle Berechtigung zugestehen, wenn auch die höchste Stufe der Kunst darin nicht erreicht werden kann. Es gehört dazu nur eine glückliche Erfindung, Humor und eine allgemein verständliche Nationalgrundlage. Die letztere, die bei Calderon und Scribe die Erfindung so sehr erleichtert, fehlt natürlich bei uns, und darum werden wir es kaum in diesem Fache weit bringen. Wenn man übrigens in Hackländer's Stück den directen Einfluß eines ältern Stückes von Scribe, „der Diplomat", welches 1827 aufgeführt wurde, wahrzunehmen geglaubt hat, so möchten wir darauf doch kein großes Gewicht legen. Eine Aehnlichkeit ist allerdings vorhanden: bei Scribe ist es ein junger Elegant, von dem durch eine zufällige Verwickelung von Umständen die Welt in den Glauben versetzt wird, er sei der geheime Maschinist aller Europäischen Welthändel, bei Hackländer eine blos fingirte Person, ein angeblicher Spion, vor dessen geheimer Wirksamkeit sich alle Welt so fürchtet, daß sie, um nur nicht verrathen zu werden, selber die Mittheilungen macht, die man dem geheimen Agenten zuschreibt. Aber dergleichen Aehnlichkeiten würden die Wirkung eines Stücks nicht beeinträchtigen, wenn die Ausführung nur nicht schlecht ist. Hackländer hat es sich gar zu leicht gemacht. Er zeigt uns den Knoten der Intrigue gleich in dem ersten Auftritt, und giebt nachher eigentlich nur noch eine Reihe Variationen über das nämliche Thema.

Allein die Hauptsache ist, wie gesagt, die Aufführung, und wir halten es nicht für unangemessen, obgleich das Thema nur eine locale Bedeutung zu haben scheint, einmal ein ernstes Wort mit dem hiesigen Theater zu reden, weil sich ähnliche Uebelstände vielleicht bei andern größern Bühnen Deutschlands gleichfalls vorfinden. Um so weniger dürfte es überflüssig sein, da die Localkritik in dieser Beziehung ihre Schuldigkeit keineswegs erfüllt; sie ist entweder von einer unbegrenzten Bonhommie und lobt Alles, ohne Unterschied des Standes und der Person, oder sie urtheilt nach Stimmungen und Einfällen.

Die Aufführung des „geheimen Agenten" in Leipzig war von der Art, daß man ohne Uebertreibung sagen kann, das schlechteste Liebhabertheater einer Provinzialstadt könnte es kaum schlechter machen. Wenn man dabei bedenkt, daß es durch seine Stellung an die Spitze einer neuen Saison und durch den Namen seines Verfassers eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen durfte, so erscheint das um so ärger, und wenn man ferner bedenkt, daß dieselbe Bühne mit ungefähr derselben Vorbereitung es wagt, den folgenden Tag mit classischen Stücken vor das Publicum zu treten, so weiß man in der That nicht, über wen man mehr erstaunen soll, über die Bühne, oder über das Publicum, welches sich so Etwas bieten läßt.

Unter allen Stadttheatern wäre vielleicht das Leipziger dasjenige, welches bei einer einigermaßen verständigen und consequenten Leitung die besten Chancen des Erfolgs

Digitized by Google

böte. Die Stadt ist so wohlhabend, wie im Durchschnitt sehr wenige der Deutschen Städte; es ist ein wirklicher, zum Theil noch traditioneller Kunstsinn vorhanden, wie das Institut der Gewandhausconcerte beweist, und außerdem geben die beiden Messen eine sichere, solide und sehr bedeutende Einnahme. Daß bei diesen Grundlagen ein gutes Theater hergestellt werden kann, haben die Leipziger in den guten Zeiten von Schmidt und Marr gesehen. Es hätte dies nach unsrer Ueberzeugung eine Aufforderung für die Stadt sein sollen, zur Erhaltung eines solchen Instituts, welches nicht von den Launen eines zeitweiligen Pächters abhängig sein dürfte, das Ihrige zu thun. In allen praktischen Dingen, z. B. in der Straßenpolizei und was dazu gehört, hat der Leipziger Rath eine weise und energische Thätigkeit bewiesen, die einen höchst erfreulichen Eindruck macht, wenn man andere Städte, namentlich Berlin, damit vergleicht. In Berlin begegnen wir auf jedem zehnten Schritte einem Gendarm, der den Vorübergehenden mit dem ganzen Bewußtsein souverainer Staatsgewalt prüfend betrachtet, und in dessen Haltung deutlich ausgedrückt ist, er sei in seinem Innern davon überzeugt, einen Schurken vor sich zu haben, aber er wolle diesmal Gnade für Recht ergehen lassen; in Leipzig sieht man nur hier und da einen freundlichen bescheidenen Mann, mit grünem Kragen und langem Stock, in dem man die Polizei nicht herauserkennen würde, wenn man es nicht wüßte, und bei diesem ganzen Apparat geschieht in Berlin für die ordentliche Haltung der Stadt das wenigst Mögliche, während in Leipzig bei einer verhältnißmäßig viel schwierigern Aufgabe mit einer wahrhaft erstaunlichen Schnelligkeit in jedem kritischen Augenblick, z. B. beim Uebergang in den Frühling, beim Schluß der Messe u. s. w., die anständige und ehrbare Physiognomie der Stadt sich erneuert.

Aber über das Praktische hinaus scheint der Rath seine Thätigkeit nicht erstrecken zu wollen. In einzelnen Fällen hat diese Nichtintervention zwar einen guten Erfolg gehabt, z. B. bei den Gewandhausconcerten; allein hier wirken noch eine Menge anderweitiger Umstände mit, auf die man bei einem andern Kunstinstitut nicht rechnen kann, namentlich die Existenz einer großen Zahl geschickter und tüchtig durchgebildeter Musiker, unter denen, wenn auch im Einzelnen etwas Menschliches passirt, im Ganzen doch immer der Tüchtigste sich an der Spitze erhält. Um in der Musik eine Rolle zu spielen, muß man wenigstens etwas Ordentliches gelernt haben; es giebt nicht allein einen bestimmten und nicht geringen Grad von Technik, sondern auch einen bestimmten Grad von allgemeiner musikalischer Bildung, über den man hinaus sein muß, wenn man unter Musikern überhaupt mitreden will. Ist man aber über diesen hinaus, so wird auch der Schwächere im Stande sein, wenigstens in Beziehung auf die ausübende Kunst, etwas Gutes zu leisten.

Im Theater ist das anders, namentlich bei der grenzenlosen Verwilderung, die in der letzten Zeit, sowol bei den Schauspielern, wie bei dem Publicum, eingetreten ist, und darum ist es nicht recht vom Magistrat einer gebildeten und kunstsinnigen Stadt, wenn er die Auswahl der Direction für die wichtigste unter den Kunstanstalten dem Zufall oder der Licitation überläßt. Im letztern Falle wird es gehen wie bei dem schnellen Güterwechsel, aus einer Hand in die andere. Bei dem raschen Verkauf der Güter werden ohne Rücksicht auf die dadurch eintretende schlechtere Beschaffenheit derselben die Bäume gefällt, um nur so schnell als möglich einen bedeutenden Preis herauszuschlagen, und so wird auch der Theaterpächter, dem an der Zukunft des Instituts Nichts gelegen sein kann, alle möglichen Experimente machen, um

Digitized by Google

nur eilig auf seine Kosten zu kommen, wenn er auch dadurch die Bühne ruinirt; ja, man wird von seinem Standpunkte aus nicht viel dagegen einwenden können, denn die ganze Sache kommt ihm wie eine Speculation entgegen, und wenn sich dann die Behörde nachträglich darein mischt, so wird er mit Recht fragen können, wie man darauf kommt, ihm Leistungen zuzumuthen, da man ihm Nichts dafür zu Theil werden läßt. Das war z. B. der Fall mit den Actienvorstellungen, welche Herr Wirsing in den letzten Sommern eingerichtet hatte. Allerdings kam dadurch ein Publicum ins Theater, welches jede ernste Kunst untergraben mußte, allein als Speculation war die Sache ganz vortrefflich, und der Rath sah sich genöthigt, das Verbot der weitern Actienvorstellungen durch eine Concession zu mildern, die aus der Scylla in die Charybdis führte: das Theater wurde auf zwei Monate geschlossen, und wenigstens ein Theil des Personals auf Reisen geschickt, um zu sehen, wo es sich seinen Unterhalt erwerben könnte. Einen dauernden wohlthätigen Einfluß kann sich der Rath auf das Theater nur dann erwerben, wenn er nicht blos mit äußerlichen Verboten, sondern mit directer Theilnahme und Leitung eingreift.

Allein das Uebel ist einmal geschehen, und es muß die Frage gestellt werden, ob nicht auch unter den gegenwärtigen Umständen etwas Besseres geleistet werden kann; und das glauben wir doch. Herr Wirsing ist, wie man von vielen Seiten hört, ein gescheidter Mann. Wenn er es reiflich überlegt, wird er einen sichern und soliden Gewinn, der Dauer verspricht, einem augenblicklichen und schnellern vorziehen. Wenn es ihm gelingt, ein Schauspiel zu Stande zu bringen, welches den gebildeten Theil des Publicums in das Theater zieht, — was jetzt nicht der Fall ist, denn einem gebildeten Geschäftsmann kann man es nicht zumuthen, seine Zeit an Schülerversuche zu verschwenden — so wird er sich eine festere, haltbarere und ehrenvollere Stellung erwerben, als in diesem Augenblick der Fall ist.

Dazu gehört aber zweierlei. Einmal muß er an die Spitze des Instituts einen Mann stellen, der selber ein erfahrener Schauspieler und der durch seine geistige Bildung den übrigen so überlegen ist, daß sie ihm gern gehorchen. Ein solcher Mann würde nicht auf die Idee kommen, neue Stücke eine Woche vorher ansagen und in fliegender Eile nach der Laune und Liebhaberei eines jeden Schauspielers zur Darstellung bringen zu lassen; er würde es nicht dulden, daß der Souffleur die Hauptrolle in den Stücken spielt, und daß nur der gute Wille und der Kunsttrieb der Einzelnen sie veranlaßt, ausnahmsweise ihre Rollen zu lernen; er würde es nicht dulden, daß in einem Stück, welches wenigstens den Anspruch auf feine Haltung macht, der eine Schauspieler das Publicum durch eine verdrehte Aussprache amusirt, die durch Nichts motivirt ist; er würde es nicht dulden, daß in Schiller'schen Stücken wie in einer Musterkarte sämmtliche Deutsche Dialekte neben einander auftreten, Bayrisch, Schwäbisch, Hamburgisch, Berlinisch und Leipzigerisch, in rührender Naturwüchsigkeit; er würde den Schauspielern den alten Goethe'schen Spruch deutlich machen, daß man erst richtig Deutsch sprechen muß, ehe man es wagt, vor das Publicum zu treten. Das ist Alles nur erst das ABC der Schauspielerkunst. Er würde ferner dem „Tiberius Gracchus", wenn er in der Napoleonsattitude dem Senat gegenübertritt und seine Reden durch heftiges Aufstampfen mit dem Fuße verstärkt, oder wenn er in der Leidenschaft seine Toga über den ganzen Raum des Theaters hinschleudert, bemerklich machen, daß das für einen Römer nicht schicklich ist; er würde endlich in einem Stück, wie das erwähnte, welches, um überhaupt goutirt zu werden,

Digitized by Google

eine sehr schnelle, rasch in einander eingreifende Sprache verlangt, nicht das breite, bedächtige, bequeme Reden dulden, und er würde den Schauspieler, der dessen nicht fähig ist, entweder entfernen oder veranlassen, durch ernste Studien seine Mittel zu ergänzen.

Zweitens müßte darauf gesehen werden, daß sich eine Gesellschaft constituirt, die an ein Zusammenspiel gewöhnt ist, und die mit Liebe an dem Institut hängt, wie es in den Zeiten Marr's der Fall war. Das ist aber nicht möglich, so lange alle halbe Jahre das halbe Personal wechselt; in diesem Falle wird auch der tüchtigste Regisseur seine Aufgabe nicht erfüllen können. Einen solchen Zweck kann man aber nur dann erreichen, wenn man die Schauspieler nicht drückt, wenn man sie nicht veranlaßt, sich mit allen Kräften nach einer Aenderung ihrer Lage zu sehnen. Wir sind keineswegs für die unerhörten Gagen der sogenannten Virtuosen; einerseits könnte Leipzig das nicht leisten, andererseits ist das Virtuosenthum auch kein großer Gewinn für die Kunst, — aber die nöthige Anzahl von soliden Künstlern kann Leipzig anständig erhalten, und es würde in diesem Fall von einem Wunsch nach Veränderung nicht die Rede sein, da die Stadt in anderer Beziehung Vortheile bietet, die man sonst schwerlich anderwärts finden möchte.

Wir glauben mit dieser Ansicht nicht eine Privatmeinung, sondern die Ueberzeugung des bei weitem größten Theils des gebildeten Publicums ausgesprochen zu haben. Wer, wie wir, davon überzeugt ist, daß die Bühne eine der wichtigsten Bildungsanstalten für das Volk werden soll und kann, wird die Sache nicht ernst genug auffassen können, und wir halten ferner die Bemerkungen um so weniger für überflüssig, da sich eine gar nicht geringe Zahl respectabler Kräfte und strebsamer Talente erhalten hat, die nur einer festen, consequenten und einsichtsvollen Leitung bedürfen, so wie einer passenden Ergänzung, um etwas Gutes zu leisten. Wenn es aber in der alten Weise fortgeht, so werden auch diese verkümmern, und, was noch schlimmer ist, es werden durch die dadurch eintretende Verwilderung des Publicums auch dem künftigen Aufschwung des Theaters die unübersteiglichsten Hindernisse in den Weg gelegt.

Aus Jena. — Die Stockung der politischen Organisation unsers Vaterlandes hat unter allen Nachtheilen einer unnatürlich ausgesponnenen Krise auch die Stockung aller besondern Bildungstriebe auf den einzelnen Lebensgebieten zur Folge. Wir Deutsche — darin zu unserm Heil ganz verschieden von den Franzosen — sehen im Staat nur das allgemeine Fundament, auf dem sich die individuellen Bildungen frei entwickeln sollen. Der Staat ist das allgemeine Recht, die allgemeine Ordnung, die allgemeine Action, nach innen den besondern Kräften ihr Maß setzend, nach außen sie vereinigend; der Staat ist nicht das Alles unmittelbar hervorbringende Gouvernement. Das Bedürfniß relativer Selbstorganisation innerhalb des allgemeinen Zwecks war 48 selbst in den socialistisch umnebelten Kreisen. Außerdem regte sich der besondere Bildungstrieb auf allen Lebensgebieten: voreilig, weil er eine allgemeine Grundlage voraussetzte, die noch nicht sicher errungen war, aber doch zur rechten Zeit die besten Früchte verheißend. So hielten auch die Universitäten ihren Congreß. Jetzt hat Niemand mehr den Muth, Fragen, wie die Zukunft der Universitäten, auch nur theoretisch zu erörtern, weil der Zustand unsrer Politik fast keine Voraussetzung mehr zuläßt.

Die Frage nach dem Fortbestehen der kleinen Universitäten kommt möglicher Weise

Digitized by Google

noch während des jetzigen Provisoriums zur Verhandlung. Die kleinen Universitäten haben schon seit lange ihre Gegner, und auswärtige Gerüchte haben bereits wiederholt unserm Jena an den Leib gewollt. Abgesehen von der Frage, ob gerade die gegenwärtigen Universitäten ohne Ausnahme bestehen bleiben sollen, glaube ich, daß es im Interesse der nationalen Geistesentwickelung auch Universitäten an kleinen Orten geben muß. Was man für die exclusive Verlegung der Universitäten in die großen Städte anführt, sind die kostbaren naturwissenschaftlichen und klinischen Apparate, die großen Bibliotheken, die Kunstanstalten und die, in ihrer günstigen Wirkung auf den Studenten wenigstens sehr zweifelhaften, Eindrücke des großstädtischen Lebens. Allein solche große Apparate sind nur für einen Theil der Studirenden und auch für diesen nicht während der ganzen Studienzeit unentbehrlich. Wünschenswerth ist höchstens, daß möglichst vielen Studirenden die Gelegenheit geboten werde, einen Theil ihrer Bildungszeit die Anschauung und Benutzung der großstädtischen wissenschaftlichen Hilfsmittel sich zu verschaffen. Dagegen gewähren die kleinstädtischen Universitäten den unbestreitbaren Vorzug, Docenten und Studenten in eine rein akademische Atmosphäre zu versetzen, und die ungetheilte Hingabe an ein wissenschaftliches Leben zu fördern.

Unter allen kleinen Universitäten verdient gewiß Jena den Wunsch seiner Erhaltung. Dem poetischen und wissenschaftlichen Idealismus des 18. Jahrhunderts verdankt die Deutsche Nation ihre geistige Wiedergeburt. Wie Weimar mit den poetischen, ist Jena mit dem wissenschaftlichen Aufschwung geschichtlich verbunden. Jena ist eine Zeit lang die Deutsche Centraluniversität gewesen durch sein wissenschaftliches Leben, begünstigt durch seine centrale Lage. Jena ist gesunken, als Berlin, getragen von den materiellen Kräften des größten Deutschen Staates, der Concentrationspunkt der wissenschaftlichen Notabilitäten wurde. Wir dürfen diese Wendung im Deutschen Interesse nicht beklagen. Jena aber mußte, nachdem es seine allgemeine Bedeutung eingebüßt, vom ersten Range auf den dritten herabsteigen; denn als Landesuniversität gehörte es nur einer Macht dritten Ranges, den vereinigten Sächsischen Herzogthümern, an. Das Schicksal Jena's erfüllte sich mit dem Aufschwung der Landesuniversitäten Tübingen, Göttingen, Leipzig und der Preußischen Provinzialuniversitäten Halle und Bonn, welche sämmtlich von beträchtlichern materiellen Mitteln und namentlich durch ein größeres Contingent von Landeskindern gehoben wurden, als sie für Jena zu Gebote standen.

Dennoch verdankt Jena seine gegenwärtige Bedeutung keineswegs nur seiner Stellung als Landesuniversität. Der größte Theil der Studirenden sind noch immer Ausländer. In einer der lieblichsten Landschaften Mitteldeutschlands gelegen, fern von allen großstädtischen Einflüssen, sogar vom Eisenbahnverkehr um einige Stunden getrennt, in der lebendigen Tradition seiner akademischen Sitte, wie in seinem Thüringischen Localgenius, viele Elemente einer glücklichen Gestaltung des akademischen Lebens bewahrend, kann es einen eigenthümlichen Anziehungspunkt für Studirende aus allen Theilen des Vaterlandes bilden, wenn es ihm gelingt, den Charakter der kleinen Universitäten in seinem positiven Werth unter allen Concurrentinnen am Glücklichsten auszubilden. Die Landesuniversitäten sind die Universitäten der Fachbildung, des Brodstudiums, des Examens, Berlin wenigstens für den größern Theil der auswärtigen Besucher, die Universität der angestrengten und auf eine kurze Zeit beschränkten Ausbeutung der berühmten Anstalten und Lehrer. Jena muß die Universität des wissenschaftlichen Idea-

Digitized by Google

lismus werden, welchem im Leben der von keinem fremden Elemente gestörte Verkehr der jugendlichen Charaktere entspricht. Wie Berlin der Sammelpunkt der fertigen Notabilitäten, muß Jena mit einem bewährten Kern der Sammelplatz der aufstrebenden Kräfte werden. (? D. Red.)

Nur wenn die Zukunft der Universität von den Regierungen, welchen Jena anvertraut ist, in diesem Sinne gefördert wird, kann ihre Erhaltung unter den ungünstigen Constellationen gelingen. Es ist ein erschwerender Umstand, daß die Akademie von 4 Regierungen abhängt, und deshalb ein Glück, daß wir neuerdings wieder einen besondern Curator bekommen haben, der im gleichmäßigen Auftrag der 4 Höfe die akademischen Interessen wahrnimmt. Ueber der Wahl der Persönlichkeit hat ein so günstiger Stern geschwebt, daß sie keine bessere hätte sein können. Von entscheidender Wichtigkeit für die nächste Zukunft ist, daß ein eben so glücklicher Stern über der Besetzung der gegenwärtig erledigten philologischen und historischen Professur schwebe. Für die philologische ist Haupt vorgeschlagen. Er würde neben Göttling's unermüdlich anregender Kraft Jena zu einem Heerd der classischen Studien machen. Die Entscheidung ruht bei den Höfen. Für die erst kürzlich erledigte historische Professur ist von der Universität noch kein Vorschlag erfolgt. Begreiflicher Weise wünscht man einen berühmten Namen. Allein von der kleinen Zahl der Celebritäten des geschichtlichen Studiums sind so ziemlich alle in Stellungen, aus denen nur noch ein Ruf nach Berlin herauslockt. Droysen ist der Einzige, den die politischen Verhältnisse von Kiel wegdrängen könnten. Aber auch seine Disponibilität ist mindestens sehr unsicher. Man muß also nothgedrungen die Augen auf die jungen Historiker richten. Die jüngere Welt in Jena ist für Heinrich Rückert, eine Candidatur, die aber in den Kreisen der zur Initiative berechtigten Senatoren bis jetzt keinen Eingang findet, weshalb Sie mir noch einige Worte darüber gestatten.

Heinrich Rückert, seit 45 in Jena, liest Deutsche Geschichte vom culturhistorischen Standpunkt, Geschichte der Deutschen Poesie, Deutsche Quellenkunde, Mythologie und Grammatik, dazu Interpretatorien über Hartmann von der Aue, Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide. Er zeigt bei diesem reichen Gebiet von Stoffen überall eine gründliche Gelehrsamkeit und sinniges Eindringen in die Lebendigkeit des Gegenstandes. Seine Annalen der Deutschen Geschichte sind von allen Seiten mit großer Auszeichnung aufgenommen worden. Diese Eigenschaften bestreitet Rückert Niemand. Im Gegentheil ist die Sicherheit, mit der er über ein ungewöhnliches Material von positiven Kenntnissen bei einer geistvollen Durchdringung desselben verfügt, in Jena auch von Denen anerkannt, die von seiner Lehrthätigkeit Nichts wissen. Was kann es Dem gegenüber für Einwände gegen seinen Anspruch auf Berücksichtigung geben? Daß er ein Einheimischer und ein junger Mann ist? — Der einzige annehmbare Einwand dürfte sein, daß er in seinen Vorlesungen keinen massenhaften Zulauf hat. Man möchte einen Docenten, der den Besuch geschichtlicher Vorlesungen unter den Studenten zur Modesache machte, und hält dies dem Gedeihen der Universität am Förderlichsten. Man bedenkt nicht, daß, seit die Geschichte ein Studium im modernen Sinn geworden, sie nicht mehr eine Sache anregender Unterhaltung sein kann. Gegen Rückert begeht man dabei die Ungerechtigkeit, seine Wirksamkeit nach der Quantität, anstatt nach der Qualität zu messen. Viele der Herren Senatoren wissen nicht, daß er regelmäßig in jedem Semester 3 — 4 Vorlesungen hält, zum Theil vor

Digitized by Google

wenigen, aber ausdauernd fleißigen Zuhörern, die ihm eine zusammenhängende Bildung verdanken. Seine Vorlesungen sind namentlich ein Bedürfniß für die immer zahlreicher werdenden Studirenden, die sich dem Lehrfach widmen, und aus dem Thüringischen kommen jetzt solche, die bereits als Lehrer thätig waren, hauptsächlich Rückert's wegen nach Jena, um sich zum Deutschen und geschichtlichen Unterricht wissenschaftlich zu befähigen.

Wenn ich oben Jena den wissenschaftlichen Idealismus vindicirte, meinte ich ein intensives Versenken in das Studium, nicht den unbestimmten und unfruchtbaren Enthusiasmus früherer Epochen unsers Universitätslebens. Rückert trägt noch eine reiche Zukunft in sich, und wenn der Besuch seiner Vorlesungen bis jetzt kein massenhafter gewesen ist, so ist noch zu bedenken, daß auch das Docciren gelernt sein will, und daß es besser ist, mit dem gediegenen Inhalt, als mit der bloßen geläufigen Form anzufangen. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die unter den Studenten sich bildende Tradition, die zunehmende Herrschaft über seine Stoffe und das Bekanntwerden seines literarischen Verdienstes den Besuch von Rückert's Vorlesungen immer mehr steigern werden, zumal wenn die officielle Anerkennung in der Befestigung seiner äußern Stellung hinzutritt. —

Literaturblatt.

Neuere Schriften von Esaias Tegnér. Aus dem Schwedischen übertragen von Altèn. Erstes Heft. Leipzig, Schulze. — Das Heft enthält außer dem Fragment eines nordischen Heldengedichts, Gerda, welches recht hübsch ist, und das uns bedauern läßt, daß der Dichter seine weitere Ausführung unterlassen hat, die Lebensbeschreibung desselben, in der eine Reihe ansprechender Züge vorkommen. Tegnèr ist geboren 1782, hat schon auf der Schule sehr ernsthafte philologische Studien gemacht, und 1799 die Universität bezogen. Er hat in den ersten Jahren außer Latein und Griechisch besonders Philosophie getrieben. „Mit meinem concreten Sinn habe ich jedoch wenig Geschmack und Neigung für diese abstracte Speculation, denn obgleich ich einigen Scharfsinn haben mag, mangelt mir doch Tiefsinn, und ich verirre mich leicht bei einer längern systematischen Deduction, die mir keine Haltpunkte für meine Phantasie giebt. Was mich besonders an den Kantischen Kriticismus fesselte, war dessen ursprünglich skeptische Natur und dessen Resultat, welches bei einem Unerkannten und Unergründlichen stehen bleibt." Die letztere Bemerkung ist interessant, und wir werden bei einer Kritik der Tegnérschen Dichtungen darauf zurück kommen. — 1802 machte er sein Candidatenexamen, und wurde schon im folgenden Jahre als Docent angestellt. 1806 heirathete er eine alte Jugendfreundin. In dieser Zeit beginnen seine lyrischen Gedichte, von denen namentlich der „Gesang für die Schonensche Landwehr", 1808, ihn zum National-Dichter stempelte. Einen ähnlichen Anklang fand das Gedicht „Svea", 1811. 1812 wurde er zum Professor des Griechischen und zugleich zum Pfarrer ernannt. In dieser Zeit entstand das Gedicht: „Die Priesterweihe". Die höchste Stufe erreichte seine lyrische Poesie durch das Gedicht „Noue" und den „Gesang an die Sonne", 1820. In demselben Jahre erschien: „Die Abendmahlskinder" (Confirmanden) und „Axel", und kurze Zeit darauf „Die Frithiofssage", welche ihm eine Europäische Berühmtheit verschaffte. 1824 wurde er zum Bischof von Wexiö ernannt, und verließ den Schauplatz seiner bisherigen Thätig-

Digitized by Google

keit. Seine bischöfliche Stellung und seine Theilnahme am Reichstage drängten jetzt einigermaßen seine poetische Beschäftigung in den Hintergrund. 1840 hatte er einen Wahnsinnsanfall, wurde aber bald davon geheilt und starb 1846. — Auf den Inhalt seiner Werke kommen wir später zurück. Wir bemerken hier nur noch in Beziehung auf das Fragment „Gerda", daß der Uebersetzer, an dessen Treue wir gern glauben wollen, der Deutschen Sprache zu wenig mächtig ist; er sollte wenigstens in den spätern Heften einen Deutschen zu Rathe ziehen. — Noch ein Paar kleine scherzhafte Gedichte sind hinzugefügt, aus denen sich ergiebt, daß Tegnér auch in heiligen Gegenständen Spaß versteht. Die humoristische Darstellung von Adam und Eva ist allerliebst.

Das Brockhaus'sche Conversationslexicon. — Dieses vielgelesene und höchst einflußreiche Werk erlebt seit dem Jahre 1796, wo es begonnen wurde, bereits die zehnte Auflage. Was das sagen will, kann man aus dem Absatz der einzelnen Auflagen schließen. Von der fünften Auflage (1818), mit der das Werk eigentlich erst seine jetzige Gestalt erhielt, wurden 32,000 Exemplare abgesetzt; von der siebenten (1826) 27,000; von der achten (1832) 31,000; von der neunten (1843) 30,000. Die nicht genannten Auflagen waren ebenfalls nicht unbedeutend. Es giebt wol in der ganzen neuern Zeit kein Werk, welches sich einer ähnlichen Verbreitung und eines ähnlichen Einflusses erfreute. Freilich tragen auch äußere Umstände dazu bei, doch hat es vorzugsweise dem instinctmäßigen Tact der Redaction diesen Erfolg zu verdanken. Die Encyklopädien verfallen nämlich leicht in zwei entgegengesetzte Fehler: entweder gehen sie von einer bestimmten Tendenz aus, für die sie Propaganda zu machen suchen, wie z. B. die berühmte Französische Encyklopädie und das Rotteck'sche Staatslexicon, und dann sind sie auf einen bestimmten Kreis beschränkt, oder sie enthalten weiter Nichts, als Notizen, was ihrer Verbreitung ebenfalls schadet, denn für das größere Publicum sind nicht die Notizen die Hauptsache, sondern das positive Wissen und die Ansichten, die es daraus gewinnt. An dem letzten Fehler leidet z. B. das Pierer'sche Lexicon, welches sonst an der Zahl seiner Artikel dem Brockhaus'schen wol bedeutend vorgehen möchte. Die Tendenz des gegenwärtigen Lexicons war im Anfang bestimmter pronuncirt, es war specifischer liberal und specifischer protestantisch. Bei jeder neuen Umarbeitung suchte es eine größere Objectivität zu gewinnen, obgleich es den Geist des Liberalismus und des Protestantismus nie verläugnet hat. Natürlich können nicht alle Artikel von gleichem Werth sein. Namentlich bei den Personalbeschreibungen gegenwärtig lebender Notabilitäten ist es kaum zu umgehen, daß man die Notizen von den betreffenden Personen selber zu erhalten sucht, und daß daher die Leistungen dieser Personen in dem möglichst günstigen Licht erscheinen. Der Uebelstand ist aber nicht groß, da ein Artikel den andern ergänzt, und da man zugeben muß, daß auch in dieser Beziehung jede neue Umarbeitung Verbesserungen anbringt. Diejenigen Notizen, welche vorzugsweise das größere Publicum interessiren, naturhistorische, statistische, technische u. s. w., sind ihrem Zweck entsprechend meistens mit großer Genauigkeit und Einsicht ausgearbeitet. — Wir dürfen wol kaum hinzusetzen, daß jene vornehme Abneigung gegen die populaire, unwissenschaftliche Verbreitung von Kenntnissen bei uns gar nicht in Frage kommt. Jede Erweiterung der Kenntniß trägt zur Aufklärung bei, und es giebt keine Art, die Kenntnisse beim größern Publicum schneller und bequemer zu fördern, als diese. — Die allmähliche Erweiterung des Conversationslexicons geht in der Regel so vor sich, daß in

Digitized by Google

der Zwischenzeit von einer Auflage zur andern in demselben Verlag eine Encyklopädie erscheint, die sich ausschließlich mit der Gegenwart beschäftigt, und deren Artikel alsdann verarbeitet und verkürzt in die nächste Auflage aufgenommen werden. Auch die Verbreitung dieser Zwischenstadien ist sehr bedeutend. So wurden vom „Conversationslexicon der neusten Zeit und Literatur" (4 Bände, 1832—1834) 27,000 Exemplare abgesetzt. In dieser Sammlung stehen übrigens vielleicht die besten Aufsätze, namentlich einzelne literarhistorische Aufsätze sind ausgezeichnet. Das „Conversationslexicon der Gegenwart" (4 Bände, 1838—1841) wurde in 18,000 Exemplaren abgesetzt. Die jetzt seit dem Jahre 1848 erscheinende „Gegenwart" hat einen schwierigern Stand. Im gegenwärtigen Augenblick, wo Alles in Parteien aufgelöst ist, und wo bei den großen Fortschritten der Publicistik so ziemlich Jeder im Publicum sich eine bestimmte Meinung gebildet hat, ist es kaum möglich, einen neutralen Boden zu bewahren, der Allen genügt. Doch dürfen wir nicht verkennen, daß auch hier mehrere schätzenswerthe und instructive Darstellungen vorkommen, wenn es auch zuweilen einen curiosen Eindruck macht, die entgegengesetztesten Ansichten hart neben einander zu finden. — Wir dürfen den Umstand nicht aus den Augen lassen, der noch schlagender für den Werth dieses Lexicons spricht, daß der nicht unbedeutende Preis und die zahlreichen Nachahmungen oder directen Entlehnungen dem Absatz desselben nicht geschadet haben.

Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir einen andern Versuch dieser Art, der sich aber auf eine Specialität beschränkt und daher vollständiger sein kann, das „Oestreichische biographische Lexicon: Genaue Lebensbeschreibung berühmter und denkwürdiger Personen jedes Standes in der Oestreichischen Monarchie, von der frühesten Zeit bis auf unsre Tage, von Moritz Bermann. Wien, Bermann." Das erste Heft, welches wir verglichen haben, läßt an Ausführlichkeit Nichts zu wünschen übrig. Der Verfasser ist ein ehrlicher Oestreicher, der, wie billig, in Allem, was nicht Oestreich ist, das Ausland sieht, und der seinen Zweck dahin erklärt: „daß dieses Werk kein Tummelplatz für politische Parteien, von was immer für einer Confession, zu werden sich erlaubt. Die interessantesten Persönlichkeiten erscheinen hier mit ihren Lebensdaten angeführt, ohne sich über ihre Ansichten und Meinungen irgend ein Raisonnement zu erlauben. (Schon dieser Styl verräth den specifischen Oestreicher.) Das Urtheil bleibt der Individualität jedes Lesers anheimgestellt."

Novellen von Christian Winther. Aus dem Dänischen von Heinrich Zeise. Mit einer biographischen Skizze des Verfassers von Müller. Leipzig, Carl Lorck. — Diese Novellen, welche den fünften Band der in demselben Verlage erscheinenden „Skandinavischen Bibliothek" ausmachen, sind hübsch geschrieben und zeichnen sich durch Einfachheit und Gemüthlichkeit aus; ein leiser Anstrich von Sentimentalität macht sich nicht schlecht darin. Die meisten derselben beziehen sich auf das gegenwärtige gesellige Leben in Dänemark, und sind auch in dieser Beziehung instructiv; nur ein Paar haben eine historische oder ausländische Färbung. — Der Dichter ist 1796 auf der Insel Lolland geboren, der Sohn eines Landpredigers, hat in Kopenhagen studirt, und daselbst mehr belletristische als theologische Studien gemacht. Seine Gedichte, die sich durch gemüthliche Naivetät auszeichnen sollen, erschienen einzeln und wurden erst 1820 gesammelt. Goethe, Oehlenschläger und Uhland sollen vorzugsweise Einfluß auf ihn gehabt haben. Der Biograph sagt von ihm, — nachdem er vorher Oehlenschläger das Verdienst zugeschrieben hat, die

Digitized by Google

leeren, Nichts bezeichnenden, abstracten Redensarten, die dem Französischen Einfluß zufolge bei den Dänischen Dichtern des vorigen Jahrhunderts als poetisch galten, allmählich aus der Sprache vertrieben, oder außer Cours gebracht zu haben —: „Wie auf der einen Seite seine gesunde, unmittelbare Natur ihn wie Uhland der idealistischen Ueberspannung der romantischen Schule fern hielt, so fühlte er sich anderseits nicht wie Oehlenschläger von der antiken Kraft des altnordischen Geistes begeistert; dagegen hatte er einen seltenen Sinn für die naiven Eigenthümlichkeiten des Volkslebens, und verstand mit feinem Instinct die verborgenen Fäden herauszufinden, die dieses noch immer an die Liederpoesie des Mittelalters knüpfen. Dadurch erhielt seine Lyrik, besonders im Erotischen, einen Ton und eine Farbe, welche doppelt ansprechen mußten, weil sie so durchaus Dänisch waren. — Er war zugleich unter den jüngern Dichtern fast der Einzige, der vom reinen Naturstandpunkte ohne alle gelehrte Civilisation und wissenschaftliche Bildung verstanden werden konnte." — Eine nicht unbedeutende Erbschaft machte es ihm möglich, ein Paar Jahre nach Deutschland, der Schweiz und Italien zu reisen. Von dieser Reise, von der er 1832 zurückkehrte, brachte er mehrere Deutsche Gedichte zurück, wie er auch mehrere Deutsche Schriften ins Dänische übersetzt hat. 1835 gab er eine zweite Sammlung von Gedichten heraus, in denen er sich mehr von den Holzschnitten des Volkslebens entfernt, und in seinen Stoffen dem conventionellen Salonleben genähert hatte. Das an seine frühere Auffassung gewöhnte Publicum war nicht ganz damit zufrieden, und es breitete sich in Folge dessen über den Dichter eine gewisse Mißstimmung aus. Seine spätern erzählenden Dichtungen, worunter „die Römische Osterie" (1843) die beste sein soll, und seine Novellen scheinen wieder Anerkennung gefunden zu haben. Im Jahr 1849 übersetzte er den Reinecke Fuchs im Versmaß des Originals. Gegenwärtig lebt er mit einer von der Regierung ihm bewilligten Pension und glücklich verheirathet in Kopenhagen.

In Schweden. Von Andersen. Leipzig, Lorck. — Diese Reiseskizzen bilden den 36. und 37. Band der „Gesammelten Werke von Andersen". Es spricht uns auch in ihnen jener gemüthliche und sinnige Blick in das Kleinleben der Natur und der Menschenwelt an, der auch in den unbedeutendsten Gegenständen etwas Hübsches und Poetisches zu finden weiß, wie das ungefähr im vorigen Jahrhundert bei Sterne der Fall war. Aber wir können uns der Bemerkung nicht erwehren, daß diese Art und Weise der Auffassung nachgerade zur Manier geworden, und nicht ganz frei von Coquetterie und Geziertheit ist. Die Genredichter haben ein bestimmtes Maß, welches sie nicht überschreiten dürfen, denn die innige Theilnahme an dem gemüthlichen Stillleben erschöpft sich zuletzt, und unsre Aufmerksamkeit ermüdet, wenn nicht ein bedeutender Aufschwung sie wieder anregt. Es ist damit ungefähr so, wie mit dem kindlichen Sinn; er ist sehr rührend und ansprechend für eine gewisse Zeit, aber über diese Zeit darf er nicht hinausgehen. — Wir theilen eine von den beiden Skizzen mit, und bemerken dabei, daß der Ton in allen übrigen der nämliche ist, wie er sich auch nicht wesentlich von dem seiner frühern Bilder unterscheidet: Der Bettlerknabe.

„Der Maler Callot — ja wer kennt nicht den Namen, wenigstens aus Hoffmann's „In Callot's Manier" — hat ein Paar ausgezeichnete Bilder Italienischer Bettler geschaffen; das eine derselben stellt einen Burschen dar, an welchem ein Fetzen den andern jagt; er trägt außer seinem Bündel eine große Fahne mit der Inschrift: Capitano di Baroni; man glaubt nicht, daß eine solche umherwandernde Lumpenbude

Digitized by Google

in der Wirklichkeit aufzufinden sei, und wir gestehen, daß wir selbst in Italien keine solche erblickt haben; denn der Bettlerknabe dort, dessen ganzer Anzug oft nur in einer Weste besteht, besitzt an derselben nicht Costum genug für dergleichen Fetzen.

Aber im hohen Norden sahen wir sie; am Canalwege zwischen Venern und Wigen, auf der magern, dürren Hochebene, standen als Schönheits-Disteln in der ärmlichen Landschaft ein Paar Bettlerknaben, so zerlumpt, zerfetzt, so malerisch schmuzig, daß wir in ihnen die Callot'schen Originale wähnten, oder es mußte ein Arrangement industriöser Aeltern sein, die der Reisenden Aufmerksamkeit und Wohlthätigkeit erwecken wollten; die Natur schafft dergleichen nicht; es war etwas so außerordentlich Kühnes in dieser Lumpendrapirung, daß jeder Knabe augenblicklich ein Capitano di Baroni ward.

Dem kleinsten derselben war ein Etwas umgehängt, das gewiß einst die Jacke eines sehr corpulenten Mannes gewesen, und jetzt dem Knaben fast bis an die Knöchel reichte. Das Ganze hing an einem Stücke eines Aermels und einer Art Tragbandes, von der Naht gebildet, die jetzt als alleiniger Ueberrest des Futters sich brüstete. Es war sehr schwer, den Uebergang von der Jacke zu der Hose festzustellen, die Fetzen flossen in einander, der ganze Anzug war auf Luftbäder eingerichtet; es befanden sich Zugklappen in allen Enden und Ecken desselben; ein gelber leinener Lumpen, an den untern Regionen befestigt, schien die leise Anspielung eines Hemdes zu sein. Ein sehr großer Strohhut, gewiß mehr denn einmal überfahren, saß schief auf dem Kopfe, und behinderte nicht im Geringsten das Wachsthum des struppigen, flachsweißen Haares des Knaben, das frei aus den Oeffnungen hervorwucherte, wo der Deckel hätte sein sollen. Das Schönste waren die nackte braune Schulter und der Oberarm, der eben so braun war.

Der andere Knabe hatte nur Hosen an; sie waren gleichfalls zerlumpt, aber die Fetzen waren fest an die Gliedmaßen mit Bindfaden gebunden; ein Faden dicht über den Knöcheln, einer unter dem Knie, einer über demselben und noch ein Faden um den Leib; der Junge hielt doch zusammen, was er hatte, und das ist immer respectabel. — „Fort mit Euch!" rief der Capitain vom Schiffe aus, und der Knabe mit den angebundenen Lumpen wandte sich um, und wir — — ja, wir sahen weiter Nichts als Bindfaden, die eine Schleife über der andern; noble Schleifen! Nur die Vorderseite des Knaben war bekleidet; er hatte nur von vorn Hosen an, das Uebrige war nur Bindfaden, der bloße, nackte, liebe Bindfaden! —"

Die Engländer in Utrecht. Historischer Roman von L. A. Toussaint. Aus dem Holländischen übersetzt von O. L. B. Wolff. Leipzig, Lorck. — Der Roman, der Band 14—19 der Niederländischen Bibliothek ausmacht, zeigt von einem gründlichen Detailstudium der Niederländischen Verhältnisse zur Zeit der Leicester'schen Verwaltung und ein nicht unbedeutendes Talent für Charakteristik. Die Intrigue ist etwas zu complicirt, aber doch nicht so, daß man den Faden der Handlung darüber verlöre. Die Verfasserin, Fräulein Toussaint, ist zuerst 1837 mit der Novelle Almagro aufgetreten, und hat außer dem vorliegenden historischen Roman noch drei andere geschrieben: „Der Graf von Devonshire", eine Episode aus der Jugend der Königin Elisabeth; „Die Engländer in Rom" (1839), eine Geschichte aus der Zeit des Papstes Sixtus V., und „das Haus Lauernesse" (1840).

Zwei Erzählungen von Henri Conscience: der arme Edelmann, nnd die blinde Rosa. Aus dem Flämischen von O. L. B. Wolff, Leipzig, Lorck. — Die

Digitized by Google

beiden Erzählungen, welche den 20. und 21. Band der Niederländischen Bibliothek bilden, enthalten ein Paar zart gedachte und hübsch ausgeführte Genrebildchen, halb rührend und halb humoristisch, die bei ihrer Anspruchslosigkeit wol befriedigen können. Namentlich in dem ersten sind einige recht hübsche Scenen.

Neue Gedichte.

Gedichte von Höppl. Stuttgart, Hallberger. — Es sind fast lauter schwermüthige Gedichte. Der Dichter wird von aller Welt verkannt, und muß fortwährend Thränen zerdrücken. Er entschuldigt sich deswegen bei liebloſen Tadlern: Laßt mir den thränenvollen Frühling, laßt mir den kurzen Traum von Liebesweh, bald ist's vorbei, dann gilt mein Streben der Welt u. s. w. — Aber warum denn diese gegenstandlosen Klagen, diese beständigen Reminiscenzen aus Höltv'schen Grabliedern und Matthisson'schen Klostergesängen immer von Neuem veröffentlichen? Auf welche Weise heut zu Tage die Dichter produciren, davon giebt uns das kleine Gedicht ein merkwürdiges Beispiel:

Der Else liebte die Lilie in sehnsuchtsvollem Drang,
Tief in der Lilie Kelche verbirgt er sich schlau und bang,
Die Lilie begann zu welken von seines Athems Glühn,
Sie neigte still das Köpfchen, der Morgen sah sie verblühn.
Ein Knabe liebte ein Mädchen, die Geschichte ist so alt,
Am Morgen in seinen Armen, da lag sie todt und kalt.

Dieses gedankenlose Gedudel, in dem auch nicht die Spur einer wahren Empfindung ist, ist nur dadurch merkwürdig, daß es sich aus lauter Reminiscenzen, nicht blos an frühere Stoffe, sondern auch an früher gebrauchte Wendungen zusammensetzt. Der Dichter möge es nicht übel nehmen, wenn wir uns stark ausdrücken; es gilt nicht ihm persönlich, seine Gedichte sind nicht schlechter als hundert andere, die in dem letzten Jahre erschienen sind, aber es ist nöthig, einmal ein ernstes Wort gegen diese lyrische Epidemie zu sprechen, durch welche alle wahre Empfindung in leere conventionelle Reimerei untergeht. Nicht einmal der Wohlklang der Sprache wird dadurch gefördert, denn ein Dichter überbietet den andern in unnatürlichen Wendungen — Herr Höppl z. B. läßt den Himmel hernieder blauen, — und bei dem bequemen Rhythmus der Schwäbischen Ballade wird auch alle Sinn für den Tonfall unterdrückt. Wie kann z. B. ein gebildetes Ohr folgenden Tonfall ertragen:

Der selige Schwärmer ahnte
Nicht, daß den Tod bringt sein Schaun u. s. w. —

Lieder von Carl August Lebret (Julius Alfred). Zweite Ausgabe. Stuttgart, Hallberger. — Auch dieser Dichter ist schmerzenreich. Er singt: Ach, wenn aus meinen Thränen, die ich geweint in Sehnen, aus jeder eine Blüthe im Frühlingsschein erglühte, o welch ein Blüthensegen, o welch ein Paradies! Oder um es noch vollständiger zu haben:

Wie ist er aber doch so bleich,
Den ich noch jüngst geliebt,
Er hat sich doch ob meiner, ach!
So schrecklich nicht betrübt?
Wenn man den Kopf vom Leibe schlägt,
Dann fällt der Rumpf auch um,
Doch wem das Herz gebrochen, der
Geht lebend todt herum.

Durch solche Vorstellungen suchen unsre Dichter ihrem Volke den Sinn für das Schöne beizubringen. Goethe und Schiller haben die Aufgabe der Poesie anders verstanden. — Es sind in dieser Sammlung eine Reihe von Balladen in der Uhland'schen Form, häufig ohne Pointe, und zuweilen mit einem vollständig unverständlichen Inhalte. — Seitdem die Tyrtäen der Freiheitspoesie, die das Liebeslied unterdrücken

Digitized by Google

wollten, ihre Geltung verloren haben, werden wir wieder von einem Ocean von Liebesklagen und unverstandenen Herzen überschwemmt. Die Dichter sollten endlich strenger gegen sich selbst werden. Daß sie ihre Empfindungen zu Papier bringen, und sie in eleganter Ausstattung ihrem Schatz überreichen, dagegen läßt sich Nichts sagen; aber ehe sie dieselben drucken lassen, sollten sie sich doch die Frage vorlegen, ob sie denn wirklich damit der Welt etwas Neues und Schönes bieten.

Gedichte von Adolf Glaßbrenner. 3. Aufl. Berlin, Simion. — Auch der Berliner macht Gedichte, es ist das kein ausschließlich Schwäbisches Privilegium! Er macht Gedichte, so gut er den Kladderadatsch schreibt, und die Buffen, die Nante u. s. w. zu dramatischen Figuren verarbeitet. Und diese Gedichte sind gar nicht schlecht. Zuerst altliberale Entrüstung über die Censur, den Bundestag u. s. w., das Genre Hoffmann-Prutz; dann wieder Liebesgedichte, zum Theil recht zart und ätherisch, aber doch mit obligater Ironie gegen die Liebe; darauf im Jahre 1847 die feste Erklärung: „Ich sehe keinen Frühling mehr, bis daß die Freiheit blüht; es duftet keine Rose mir, bis jedes Herz ihr (nämlich der Freiheit) glüht. Ich höre keinen Vogelsang als unsrer Dichter Wort; mich trägt kein Strom mehr als der Tag zum Weltenmeere fort." Das Letztere ist freilich schon etwas mystisch, und daher darf man sich nicht verwundern, wenn gleich darauf, trotz aller festen Entschlüsse, Wein- und Liebeslieder in der Manier des Daumer'schen Hafis folgen, wenn der Frühling blüht ohne Rücksicht auf die Freiheit, die Rose duftet, der Vogel singt, als ob kein Tyrann und keine Reaction in der Welt wäre. — Am Klarsten und Unumwundensten scheint mir folgender lyrische Stoßseufzer: „Ach zwei Wünsche wünscht' ich immer, leider immer noch vergebens, und doch sind's die innig frommsten, schönsten meines ganzen Lebens: daß ich alle, alle Menschen könnt' mit gleicher Lieb' umfassen, und daß ein'ge ich von ihnen morgen dürfte hängen lassen."—

Dunkles Laub, Jugendgedichte von Friedrich Ruperti. Bremen, Geisler. — Es ist gut, daß auf dem Titel die Bezeichnung „Jugendgedichte" steht. Man kann voraussetzen, daß der Verfasser jetzt über die Zeit der Jugend hinaus ist, und die verschiedenen Todesgefahren, welche ihm nach dem Zeugniß dieser Gedichte unglückliche Liebe bereitet, glücklich überstanden hat. Die ungeheuren Schmerzen dieser Liebe, die sich bald in finstern Grabgedanken, bald in der Furcht vor dem Wahnsinn offenbaren, flößen uns um so größeres Bedauern ein, da der Dichter in seinen Liebesansprüchen von einer Bescheidenheit ist, wie sie im 19. Jahrhundert nur selten vorkommen mag. Er will der Geliebten nur zu Füßen fallen und ihres Kleides Saum küssen, nur ihre Hand mit leisem Beben berühren, dann will er gern erblassen und zu seinem Schlafgesellen, dem Wurm, hinuntersteigen; aber auch diese bescheidenen Wünsche werden ihm nicht erfüllt, und so ist es ihm in düsterer Trauer, als hätte er nie gelebt. — Kann sich auch der Unbetheiligte bei diesen Uebertreibungen der Liebe, die einmal von dem Gefühl der Liebe nicht zu trennen sind, eines gelinden Humors nicht erwehren, so ist doch nicht zu verkennen, daß wenigstens eine subjective Wahrheit in diesen Gedichten waltet. Die Empfindungen sind nicht gemacht; sie sind zwar etwas stark für die Situation, allein sie kommen natürlich und fließen melodisch dahin. Einzelne von den Anschauungen sind sogar trotz der schüchternen Sentimentalität, von der sie gefärbt sind, recht schön, z. B. das erste Gedicht von der Trauerweide, die nicht wagt in die Sonne zu blicken, sondern sich nur zu ihrem Bilde in den Fluthen wendet, und da ganz natürlich auf die Idee kommt, ihr Glück sei nur ein Traum. Das Gedicht giebt ein hübsches Bild und eine zarte Melodie. Die Sonette, die den zweiten Theil der Sammlung ausmachen, zeigen wenigstens eine große Gewandtheit in der Form und eine anerkennenswerthe Gewissenhaftigkeit in der Sprache, im Reime und im Metrum. Den Schluß macht eine Reihe Uebersetzungen aus Camoëns.

Verantw. Red. **F. W. Grunow.** — Mitredact.: **G. Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Digitized by Google

Engliſche Literatur.*)

Thomas Moore.

Moore gehört zu der Reihe jener trefflichen Dichter, die in dem erſten Viertel unſres Jahrhunderts der Poeſie in England eine neue Richtung gaben. In Deutſchland iſt nur Einiges von ihm populair geworden; Walter Scott und Byron haben, und zwar ganz mit Recht, die Aufmerkſamkeit des Publicums zu ſehr in Anſpruch genommen, als daß von den Dichtern zweiten Ranges ſoviel die Rede hätte ſein können, wie ſie es an ſich, abgeſehen von ihrer Zuſammenſtellung mit bedeutenderen Kräften, wol verdienen möchten. Dennoch bietet Moore auch für uns hinlängliches Intereſſe, um ſeine Leiſtungen im Zuſammenhang unter einander und im Verhältniß zu der allgemeinen Bewegung der Literatur zu verfolgen.

Derjenige Zweig der Poeſie, welcher Moore vorzugsweiſe einen weſentlichen Fortſchritt verdankt, iſt die Lyrik. Einmal hat er der Engliſchen Lyrik jenen muſikaliſchen Charakter aufgeprägt, ohne den ſie nie vollſtändig das iſt, was ſie ſein ſoll. Unter den Engliſchen Lyrikern ſind Diejenigen, welche ein Verſtändniß für Muſik hatten, nicht ſehr zahlreich. Selbſt Burns hatte keine muſikaliſche Bildung. Von Walter Scott erzählt Moore in einer ſeiner Vorreden in dieſer Beziehung eine ſehr ſpaßhafte Anekdote. Der edle Baronet nahm zwar vielen Antheil an den ſchönen, zum Theil auch muſikaliſch ſehr intereſſanten Nationalmelodien, welche ihm Moore vortrug; zu einer eigentlichen Begeiſterung aber kam es erſt, als ein altes, höchſt einfaches, Jacobitiſches Parteilied mit dem Refrain Hey tuttie tattie vorgetragen wurde, eins von jenen Liedern, bei denen es mehr auf die Kraft und Energie der Lunge, als auf die Feinheit des Ohrs ankommt. Die Begeiſterung wurde ſo allgemein, daß alle die zum Theil ſchon alten Herren zuletzt wetteifernd brüllten, und mit Händen und Füßen den Takt ſchlugen,

*) Vgl. Dickens. 1851. I. a. p. 161—172. — W. Scott. I. b. p. 41—53. — Bulwer. p. 121—130. — Cooper. II. a. p. 41—48. — Ainsworth. p. 107—117.

Digitized by Google

bis die Kräfte erschöpft waren. — Es ist das eine Erfahrung, die man in England sehr häufig macht. Der Sinn für gute lyrische Musik ist selten, und auch dann zum Theil affectirt, dagegen werden Lieder von der Art unsres Studentenliedes: Was kommt da von der Höh', da kommt ein lederner Fuchs u. s. w. einen größern Anklang finden, als selbst in den Kreisen, für die sie ursprünglich bestimmt waren. — In der nationalen Anlage liegt das eigentlich nicht, namentlich die Schotten und Iren haben eine nicht geringe Zahl so wunderschöner volksthümlicher Melodien, daß die südlichen Völker bedeutend dahinter zurückstehen. Für die geringere Ausbildung dieser melodischen Anlage kann also der Grund wol nur in der vorwiegend praktischen Richtung des Volks gesucht werden. Die Wiederauffindung der alten Weisen zu Anfang dieses Jahrhunderts war ein ganz neuer Fortschritt der Englischen Poesie, und entsprang aus jener anerkennenswerthen Romantik, die ich bei Walter Scott geschildert habe. — Es ist übrigens auch ein falsches Vorurtheil, daß die Englische Sprache eine geringere Befähigung zur Lyrik haben soll, als die romanischen Sprachen, weil ihr der sinnliche Wohllaut fehle. Es wird dieser Mangel vollständig ersetzt durch die größere Fähigkeit zur rhythmischen Bewegung, welche den romanischen Sprachen fast ganz abgeht, und durch die größere spiritualistische Innigkeit, die sie verstattet. Thatsächlich wird Niemand daran zweifeln, daß die germanische Lyrik, d. h. die Deutsche und Englische, wenigstens in der neuen Zeit, unendlich reichhaltiger und auch intensiv viel ausgebildeter ist, als die der Spanier, Franzosen und Italiener zusammengenommen, und der Grund möchte zum Theil gerade in der Schwierigkeit des Materials liegen. Die Italiener können mit der größten Bequemlichkeit einzelne Phrasen zusammenstellen, es klingt immer gut, und darum verlieren sie sich leicht in Trivialität; der Deutsche und Britte muß seiner widerstrebenden Sprache erst den Wohllaut abkämpfen, wenn es ihm aber gelingt, so wird auch etwas Bedeutendes daraus. — Uebrigens ist es damit auch nicht so schlimm. Die Englische Sprache steht zwar hinter der Deutschen weit zurück, was die Reinheit der Laute betrifft; dagegen hat sie weniger Härten. Die Kürze ihrer Worte bringt zwar häufig in ihren Rhythmus etwas Schwerfälliges, dafür verstattet sie eine größere Concentration.

Was ferner den Inhalt betrifft, so bestrebt sich die wiederaufkeimende Englische Lyrik vor allen Dingen, sich in den bereits vorhandenen alten nationalen Stoff zu vertiefen. In Deutschland geschah dies erst auf einem Umwege. Zwar hatte sich die kosmopolitische Gesinnung bald erschöpft, und man sah sich genöthigt, zu der Naturwüchsigkeit des Volksliedes zurückzukehren, allein nebenher ging doch ein wüster, transscendentaler, halb Griechischer, halb Gothischer Idealismus, der dem gesunden Gefühl des Volkes widerstreben mußte, weil er ohne alle Basis war. Dafür verfiel man auf der andern Seite dem entgegengesetzten Extrem. Je roher, unklarer und romantischer die nationale Vorstellung war, für desto poe-

Digitized by Google

tischer galt sie. Das ist ein Fehler, in den z. B. auch unser trefflicher Uhland mehrfach verfallen ist. Eine ziemliche Reihe seiner Gedichte sieht aus, wie die neumodischen alterthümlichen Heiligenbilder auf Goldgrund, deren grotesk einfältige Formen man nachher in der Glasmalerei wieder einführte. Die Engländer haben auch darin immer ein gewisses Maß beobachtet. Sie gehen nie so vollständig in ihre Romantik auf, daß sie ihre moderne Bildung darüber vergessen, sie verlieren ihren Standpunkt nicht, und ihre Gemälde erhalten daher stets die richtige Perspective. Außerdem haben sie noch einen andern Vorzug. Die classische Bildung wird bei ihnen so ernst genommen, daß sie auch die Anwendung der Gothischen Formen vermittelt. Indem Moore zu den nationalen Weisen zurückkehrte, hat er das Maß und die Grazie des Alterthums auf sie anzuwenden gewußt. Wenn man dagegen heut zu Tage einen Blick auf die Lyrik unsrer romantischen Schule wirft, so sollte man meinen, es sei von einer philologischen Bildung in Deutschland gar nicht die Rede gewesen, und die Griechischen Götter, so wie die Griechischen Rhythmen, hätten keinen andern Einfluß gehabt, als die wunderlich verschrobenen Bilder der Indischen Mythologie und der Mystik aus den Zeiten der Kreuzzüge.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehen wir auf das Einzelne über.

Thomas Moore ist 1780 zu Dublin geboren, und hat bereits im 14. Jahre die Universität bezogen. Schon damals schrieb er seine ersten Gedichte, und erhielt bald darauf einen Preis, die Reisen des jungen Anacharsis, propter laudabitem in versibus componendis progressum. 1799 kam er zum ersten Mal nach London, und gleich darauf wurde seine Uebersetzung des Anakreon herausgegeben, die den ersten Band seiner gesammelten Werke ausmacht. Die Sprache derselben ist glatt, und die kurzen Englischen, halb trochäischen, halb jambischen Verse passen nicht schlecht zu der leichten Tändelei des Griechischen Dichters. Im Uebrigen enthalten sie nicht viel Bemerkenswerthes. Dasselbe ist der Fall mit seinen Jugendgedichten, die in diesem und den nächsten Jahren geschrieben wurden. Sie haben alle noch einen ziemlich schulmeisterlichen Anstrich, obgleich beiläufig auch das auf mich einen angenehmen Eindruck macht, daß in England der junge Mensch sich bemüht, verständige Gedanken in Verse zu bringen, während es bei uns zum guten Ton gehört, so unvernünftig und so unklar als möglich zu empfinden und zu gestalten. Für unser raffinirtes Wesen hat es freilich etwas entsetzlich Prosaisches, wenn ein Gedicht anfängt:

Is it not sweed, beloved youth,
To rove through Erudition's bowers,
And cull the golden fruits of truth,
And gather Fancy's brilliant flowers?

Ich muß aber dabei bemerken, daß diese Prosa doch nur die Ausnahme ist. Meistens finden wir heitere, zierliche und witzige Liebeslieder, ungefähr in der

Digitized by Google

Art, wie die Goethe'schen Jugendgedichte, mit Anklängen an die ältere Lyrik, aber doch mehr an unmittelbare Anschauungen erinnernd. Was uns dabei auffällt, ist die Gewissenhaftigkeit, mit der in den Anmerkungen die Anklänge an antike Wendungen angegeben werden, und dabei die Feinheit, mit der diese Anklänge in den Ton des Ganzen verarbeitet sind. Charakteristisch für Moore's Art, die einfachen alten Empfindungen zu moderniſiren, ist das kleine Lied (in der Tauchnitzer Ausgabe I. pag. 268), welches Shakspeare's „Maß für Maß" nachgebildet ist; die alte Weise ist beibehalten, dagegen drängt sich eine Masse von Reflexionen in die einfache Vorstellung hinein, und doch kann man nicht sagen, daß dadurch die Einheit des Eindrucks gestört wird. — Neben den volksthümlichen Vorstellungen und Empfindungen muß auch die antike Welt Stoffe hergeben, und eine dithyrambische Ode: Hebe's Fall (pag. 283), erinnert ihrem Inhalt wie ihrem Rhythmus nach an ähnliche Gedichte von Schiller, obgleich die zarte, landschaftliche Stimmung und Empfindung des Englischen Dichters den Vorzug verdient. Es ist nicht eine solche Unruhe in den Bildern, wie sie uns bei Schiller häufig stört. Die Bilder, die zum Theil sehr schön sind, werden mit Maß, aber doch sehr deutlich ausgeführt, und dienen nicht blos zu Reflexen des Gedankens.

Im Jahre 1803 erhielt Moore, der nach Beendigung der Universitätszeit Sachwalter geworden war, die Stelle eines Schreibers bei dem Admiralitätsgericht auf den Bermudischen Inseln, doch nahm er es mit derselben sehr bequem, ließ sie durch einen Stellvertreter verwalten, und kam dadurch in Unannehmlichkeiten, die ihn endlich bewogen, sich von allen öffentlichen Geschäften zurückzuziehen. Die Frucht dieser Reise waren die Gedichte über Amerika (Poems relating to America), die 1806 herauskamen. Die Engländer haben überhaupt eine gewisse Neigung zu versificirten Reisebeschreibungen, deren epistolarische Form nicht eben der höhern Form der Poesie entspricht. Am Besten in dieser Sammlung sind einige eingestreute Balladen, z. B. The lake of the dismal swamp (p. 328), the snow spirit (p. 349), und the evil spirit of the woods (p. 372); vor allen aber der Steuermannsgesang (p. 357), in einem kräftigen, echt Englischen Rhythmus gesungen.

Seit der Zeit lebte er als Privatmann zu Dublin. Von seiner poetischen Thätigkeit wollen wir hier die beiden Richtungen unterscheiden, die satyrische und die eigentlich lyrische. Was die erste betrifft, so ist er einer der fruchtbarsten Englischen Satyriker. Er bewegt sich fast ausschließlich auf dem Felde der Politik, und nimmt sich der Sache seines engern Vaterlandes und der Religion desselben mit einer Wärme an, die zuweilen über das Maß hinausgeht, und nicht eben einen erfreulichen Eindruck macht. Wir führen hier gleich die sämmtlichen satyrischen Gedichte im Zusammenhang auf. Im Jahre 1808 erschienen die beiden Gedichte: „Corruption" und „Intolerance"; 1809 „the Skeptic", 1810 A Letter to the

Digitized by Google

roman catholics of Dublin", 1813 „Intercepted Letters or the two penny postbag, welche leidenschaftliche Satyre gegen den Prinz Regenten und die Tories bereits im folgenden Jahre die vierzehnte Auflage erlebte. Dann folgten außer andern politischen und satyrischen Gedichten in Folge eines Aufenthalts in Paris, 1817, the Fudge Family in Paris, welches später fortgesetzt wurde, indem die Fudge Family in England verfolgt wurde. Ferner 1823 die Fables for the holy alliance, welches letztere zu dem Schärfsten gehört, was Moore geschrieben. — Alle diese Satyren haben im Grunde für uns wenig Interesse; sie beziehen sich fortwährend auf Persönlichkeiten und einzelne Streitfragen, die wir entweder nicht kennen, oder die uns sehr gleichgiltig sind. Es sind allerdings zum Theil gute Witze darin, aber doch nur solche Witze, deren Wirkung sich lediglich an das Interesse für den Gegenstand knüpft, und mit demselben aufhört. Eins von den kleinern Gedichten dieser Art: „Der kleine Mann und die kleine Seele" (II. p. 106) hat für uns in so fern ein Interesse, als es von Professor Bohlen recht gut ins Deutsche übertragen ist (p. 8). Am Meisten allgemeines Interesse möchte noch die Fudge Family in Paris haben, eine Satyre gegen die Lächerlichkeit der ultraroyalistischen Engländer, welche zur Feier der restaurirten Legitimität nach Paris wallfahrteten. Es sind wenigstens einige positive charakteristische Züge darin, die uns mit der allgemein negativen Haltung des Gedichts einigermaßen versöhnen. Auch in den Fabeln für die heilige Allianz, die uns schon in so fern näher angehen, als wir die gleiche Liebe zu diesem Institut im Herzen tragen, sind einige sehr gute Einfälle, z. B. die siebente Fabel (IV, p. 145), in welcher ein Muhamedanischer König von Persien geschildert wird, der, um den Feuerdienst der Ghebern abzuschaffen, die heiligen Feuer durch große Dämpfer zu unterdrücken unternimmt, bis diese selbst in Brand gerathen, mit der Moral:

The moral hence my Muse infers
Is, that such Lords are simple elves,
In trusting to Extinguishers,
That are combustible themselves.

Das ist eine Moral, die noch heute für unsre Fürsten nicht zu spät kommt. Sie sollten sich sehr besinnen, wenn sie auf längere Zeit einen militairischen Dämpfer nach einer heiß entbrannten Gegend schicken, ob dieser Dämpfer nicht selber entzündbar ist. Moore hat übrigens mit seinen Satyren in seinem 13. Jahre angefangen und bis zum Ende seiner literarischen Thätigkeit fortgefahren. Die meisten derselben beziehen sich auf die Irländischen Zustände und gehen nicht selten ins Tragische über. Die Englischen Parteien kommen ziemlich gleich schlecht weg, die Whigs wie die Tories. Es wird zuweilen auch auf die Zustände anderer Völker übergegangen, und überall für den entschiedensten Liberalismus Partei genommen. Wie gesagt, übertriebene Sympathie für diesen Patriotismus können wir nicht empfinden, so sehr wir auch den gegen die Irländer ausgeübten Druck

Digitized by Google

mißbilligen müssen. Die Haltung der Irländer innerhalb und außerhalb des Parlaments ist zu verdreht, und der positive Inhalt ihrer Freiheit mit der Zugabe des Römischen Katholicismus zu wenig übereinstimmend mit unsern Begriffen von Freiheit, als daß wir ein mehr als sentimentales Mitgefühl hegen sollten. — Mehrere von diesen Satyren reichen hoch in die dreißiger Jahre hinein. Außerdem hat er auch durch prosaische Schriften für seine Sache gewirkt. So gab er schon 1823 die Memoiren über das Leben des Capitain Rock heraus, und in denselben eine sehr lebhafte, energische Schilderung des gehässigen, seit Jahrhunderten von der Englischen Regierung gegen die Irländer befolgten Systems. Eben so 1831 die Memoiren von Lord Fitzgerald. In seinen Travels of an Irish gentleman in search of religion (1833) entwickelt er eine glänzende Sophistik, die dies Mal den Verstand der Engländer nicht blendete, weil sie sich auf sehr bekannte Interessen bezog. Seine vereinzelten Arbeiten in diesem Fach concentrirte er nachher in seiner größern Geschichte von Irland. — Ziemlich gleichzeitig mit ihm traten noch mehrere Schriftsteller auf, welche die gute Sache Irlands durch novellistische Darstellungen dem Publicum zu empfehlen suchten; vor allen Dingen die sehr talentvolle Lady Morgan, deren erster provinzieller Roman, „Glorwina, oder das wilde irische Mädchen", 1808 erschien, worauf eine Reihe von ähnlichen Gemälden folgte. Wir kommen auf diese Schriftstellerin, die mit Moore unter Anderm auch die Aehnlichkeit hat, daß sie später gleichfalls zum Orient überging, noch einmal zurück. In neuerer Zeit hat sich Charles Lever durch starke und höchst charakteristische Sittenschilderungen aus dem Irländischen Leben bekannt gemacht.

Weit segensreicher und eindringlicher, als durch diese Satyren und prosaische Schriften, wirkte Moore auf die Hebung des patriotischen Geistes durch seine Irischen Melodien, zu denen wir nun übergehen. Bereits im Jahre 1796 hatte Bunting den ersten Band seiner „nationalen Weisen" herausgegeben. Man war überrascht über diesen Schatz von fast ganz vergessenen Melodien, die zum Theil von auffallender Schönheit waren, und die gerade in eine Zeit fielen, wo man auf das volksthümliche Leben und Denken wieder eine größere Aufmerksamkeit richtete. Wordsworth's Balladen, die zwar eigene Gedichte waren, aber sich doch vorzugsweise auf das Leben des Volks bezogen, erschienen 1798. Walter Scott gab seine „Gesänge der Schottischen Grenze" 1802 heraus. Ein Paar Jahre darauf erschien auch in Deutschland „des Knaben Wunderhorn" zu ähnlichem Zweck. Moore lernte jene Bunting'sche Sammlung schon auf der Universität kennen, und faßte schon damals die Absicht, für die Melodien die entsprechenden Lieder zu finden. Er vereinigte sich mit John Stevenson, der die Melodien arrangirte, und so erschien das erste und zweite Heft, Text und Melodie, 1807, das vierte 1811, das fünfte 1813, das sechste, welches das letzte sein sollte, 1815; aber es fanden sich immer neue Weisen, und so kam es bis zum zehnten Heft,

Digitized by Google

1834. Der Anklang, den diese Lieder fanden, war ungeheuer. Sie wurden ins Lateinische, ins Italienische, Französische, Deutsche, Russische und Polnische übersetzt. Einen Theil dieses Erfolgs verdankt Moore wol den Melodien, auf die seine Lieder begründet sind, und deren Werth man nach der bekannten „letzten Rose" ermessen kann, die durch Flotow's „Martha" in Deutschland populair geworden ist (II. p. 145.). Allein die Lieder haben auch ihren eigenen Werth. Sie schmiegen sich auf eine so wunderbare Weise der Stimmung des Tones an, die Sprache hat einen so reinen Fluß, die Empfindungen sind so klar und natürlich und so innig in die Bilder verwebt, daß kaum einer der andern Englischen Dichter jener Zeit ihm verglichen werden kann. In Byron's Gedichten weht uns häufig ein frischerer poetischer Geist an, er ergreift die Seele durch kühne, gewaltige Züge, aber seine Empfindung wird doch fast immer durch Reflexion vermittelt und es fehlt die melodische Einheit; der Periodenbau, namentlich in seinen größern Gedichten, widerspricht häufig allem Rhythmus und aller Melodie. Moore versteht auch die einfachsten Empfindungen durch ihre edle Haltung interessant zu machen. Es sind eine ziemliche Zahl von einfachen Trink- und Liebesliedern, Abschiedsliedern, Schifffahrtsgesängen und dergleichen; Gedanken und Bilder sind nicht wesentlich von einander verschieden, aber doch hat jedes seinen eigenen Ton und seinen eigenen Reiz. Ich führe einige von diesen lieblichen Liedern, über die sich eine sanfte, aber keineswegs gegenstandlose Melancholie breitet, und die doch im Ganzen genommen einen heitern Eindruck machen, hier an: II. 162, 195, 218, 228, 229,*) 347 u. s. w. Dann finden sich auch eine Reihe patriotischer Heldenlieder mit einem etwas Ossianischen Anstrich, denn Erin's tapfere Söhne sind vergebens gefallen, und der Sachse hat ihr grünes Vaterland in Ketten geschlagen; aber die Hoffnung der einstigen Befreiung ist noch immer geblieben und malt sich freundliche Bilder aus. Solche Lieder sind unter andern p. 124, 136, 170, 201, 202, 235 u. s. w. Ganz eigenthümlich aber ist das Lied eines Irischen Bauern an seine Geliebte, p. 138. Die Geliebte ist, wie in der Anmerkung ausdrücklich angeführt wird, allegorisch gemeint, es ist die alte Kirche von Ir-

*) Das Thema: ein Abend vor der Schlacht, wo man noch zum letzten Male mit den Kameraden beim Weinglase sitzt und der Zukunft und Vergangenheit gedenkt, ist von vielen Lyrikern behandelt worden, und fast immer mit Glück; auch Herwegh hat eins seiner hübschesten Lieder auf dasselbe bezogen. Wir führen hier die erste Strophe von einem Moore'schen Liede an, welches denselben Gegenstand behandelt, nur des Tonfalls wegen. Das Uebrige möge man in der angeführten Stelle nachsehen.

To-morrow, comrade, we
On the battle-plain must be,
  There to conquer, or both lie low!
The morning star is up, —
But there's wine still in the cup,
  And we 'll take another quaff, ere we go, hoy, go;
  We 'ill take another quaff, ere we go.

Digitized by Google

land, die katholische. „Durch Schmerz und durch Gefahr hat dein Lächeln meinen Weg erheitert, bis aus jedem Dorn, der meine Füße zerriß, eine Hoffnung zu knospen schien. Je finstrer unser Schicksal, desto heller flammte unsre reine Liebe, bis Schande in Ruhm, bis Furcht in Glauben sich verwandelte. Ja, ein Sclave, der ich war, fühlte in Deinen Armen mein Geist sich frei, und segnete selbst die Leiden, die mich Dir theuer machten. Deine Nebenbuhlerin ward geehrt, Du wurdest verachtet, Deine Krone war von Waldgebüsch, ihre Stirn umkränzte ein goldnes Diadem, sie lockte mich zu Tempeln, während Du Dich in Höhlen bargst, ihre Freunde waren Herren, die Deinen waren Sclaven, aber kalt in der Erde wollte ich lieber zu Deinen Füßen sein, als einen Gedanken von Dir wenden, und werben, wo ich nicht liebe. Verleumder sind es, die behaupten, daß Deine Gelübde zerbrechlich wären. Wärest Du falsch gewesen, Deine Wange hätte nicht so blaß ausgesehen. Sie sagen, Du hättest so lange Deine Ketten getragen, daß tief in Dein Herz sie ihre Sclavenflecken eingedrückt. Elende Lüge! Keine Kette könnte Deine Seele bezwingen; wo Dein Geist strahlt, da leuchtet die Freiheit.“ — Eine sonderbare Behauptung von der katholischen Kirche. Wir trauen nicht der bleichen Magdalena, so schön sie auch in ihrer Buße aussieht.

Die Melodie und die Stimmung ist bei Moore immer das Erste, und das ist ganz in der Ordnung bei einem lyrischen Gedicht. Unsre Lyrik geräth jetzt darum so in Verfall, weil wir mühsam Reflexionen und Bilder zusammenheften, und die Hauptsache dem Zufall überlassen. Um die Art und Weise seines Dichtens durch ein Beispiel zu erläutern, führen wir ein Lied an, welches er selber componirt hat. Der Inhalt ist nicht bedeutend und der Rhythmus sehr frei; aber er schmiegt sich der Stimmung an, wie das Gewand einer Griechischen Statue dem schönen Körper, der nur durch diese Falten scheint.

There 's a song of the olden time,*)
Falling sad o'er the ear,
Like the dream of some village chime,
Which in youth we loved to hear.
And ev'n amidst the grand and gay,
When Music tries her gentlest art,

*) „Ich kenne ein Lied aus der alten Zeit, das traurig das Ohr berührt, wie der Traum von der Glocke in einer Dorfkirche, die wir in der Jugend gern hörten. Mitten unter den Großen und Fröhlichen, wenn die Musik ihre gefälligste Kunst versuchte, hörte ich nimmer eine so süße Weise, oder eine, die so fest mein Herz umfängt, als dieses Lied aus der alten Zeit, das traurig das Ohr berührt, wie der Traum von der Glocke in einer Dorfkirche, die wir in der Jugend gern hörten. — Und wenn Alles in diesem Leben vorbei ist, selbst die Hoffnung, die noch zaudert, wie das letzte Blatt auf des Herbstes dürrem, vertrocknetem Zweig, so wird es mir scheinen, als ob noch immer die Freunde nahe wären, die mich in der Jugend frühen Tagen liebten, wenn ich in dieser Scheidestunde die nämlichen süßen Töne höre und mit ihnen dahin sterbe; dieses Lied aus der alten Zeit, welches mir mit dem letzten Lebewohl der Hoffnung zuflüstert, daß in einem hellern Licht das Leben und die Jugend wieder leuchten werden.“

Digitized by Google

I never hear so sweet a lay,
Or one that hangs so round my heart,
As that song of the olden time,
Falling sad o'er the ear,
Like the dream of some village chime,
Which in youth we loved to hear.
And when all of this life is gone, —
Ev'n the hope, ling'ring now,
Like the last of the leaves left on
Autumn's sere and faded bough, —
'T will seem as still those friends were near,
Who loved me in youth's early day,
If in that parting hour I hear
The same sweet notes, and die away,
To that song of the olden time,
Breath'd, like Hope's farewell strain,
To say, in some brighter clime,
Lifeand youth will shine again!

Als ein Beiſpiel ferner, wie genau es der Dichter mit ſeinen Bildern nimmt, führe ich den einen Geſang aus den „Abenden in Griechenland" an.*) „Wenn in demſelben geſagt wird, daß die weißen Füße der ſchönen Tänzerin die herannahenden Wellen, die ſich gern in das Spiel einſchleichen möchten, wegjagen ſollen, ſo verfehlt die Anmerkung nicht, durch eine genaue Beſchreibung des Romaikatanzes dieſes Bild auf wirkliche Anſchauung zu beziehen. Dieſe Gewiſſenhaftigkeit macht uns ſicher, und wenn gleich darauf geſagt wird, daß die beiden Liebenden, wenn der Mond ſie im Stich läßt, bei dem Schein ihrer Augen plaudern wollen, ſo ſind wir von vorn herein überzeugt, daß auch hier eine ſinnliche Wahrheit zu Grunde liegen wird.

Dieſe beiden Vorzüge, die Einheit in der Stimmung und die Genauigkeit in der Zeichnung, finden ſich auch in den übrigen Liedern. An die Iriſchen Melodien knüpfen ſich nationale Weiſen aus andern Sprachen, die eine wie die andere in gutem Engliſch, nicht etwa im Dialekt. Dann folgen die heiligen Geſänge, 1816, gleichfalls auf bekannte Kirchenmelodien gemacht, aber ſehr individuell gehalten. Sie ſtehen jedenfalls den „Hebräiſchen Melodien" Byrons nach. Ferner die legendenartigen Balladen, luſtige Geſellſchaftslieder, die ſehr heiter

*) When the Balaika
Is heard o'er the sea,
I 'll dance the Romaika
By moonlight with thee.
If waves then, advancing,
Should 'steal on our play,
Thy white feet, in dancing,
Shall chase them away.

Digitized by Google

sind, und vermischte Gedichte. In ihrem Charakter unterscheiden sie sich nicht wesentlich von den Irischen Melodien, mit Ausnahme einzelner, die sich mehr der Französischen Chanson nähern. Auch die „Reime auf der Landstraße", 1819, gehören dahin, die Frucht einer Reise, welche Moore mit Lord John Russell nach Italien machte, bei welcher Gelegenheit er Lord Byron kennen lernte und eine dauernde Freundschaft mit ihm schloß. Ferner eine hübsche Idylle, „das Sommerfest", 1831.

Neue, große und kühne Gedanken dürfen wir in all diesen Gedichten nicht suchen. Moore gehört nicht zu den Dichtern, die eine neue Aera herbeiführen, aber die Innigkeit seiner Empfindung hat wesentlich dazu beigetragen, die Befreiung der volksthümlichen Poesie von den ängstlichen Regeln des Französischen Geschmacks herbeizuführen, welche Befreiung die Hauptaufgabe der Dichter zu Anfang dieses Jahrhunderts war. Das möge man nicht vergessen, daß heut zu Tage, wo die Sprache mit zarten und sinnigen Vorstellungen durch die frühern Dichter schon überreich versehen ist, keine große Kunst dazu gehört, die alten Bilder auf eine leidliche Weise zu neuen Combinationen zu vereinigen. Moore's Einfluß auch auf unsre lyrische Poesie ist sehr bedeutend. Leider ist Vieles, was bei ihm ursprüngliche Natur war, in seinen Nachahmern zur Manier geworden. So hat er namentlich die Gewohnheit, gleich den Anfang seiner Lieder durch einen hübschen, pikanten Ausdruck zu schmücken, und diesen als Ueberschrift über das Gedicht zu setzen. Bei uns ist es jetzt Mode, in diesem ersten pikanten Ausdruck alle Kraft der Erfindung zu erschöpfen; was darauf folgt, ist gleichgiltiger Zusatz.

Wir gehen jetzt zu einer andern Richtung Moore's über, zu den Orientalischen Bildern, die verhältnißmäßig seinen Namen berühmter gemacht haben, als seine frühern volksthümlichen Weisen, denen wir aber nicht das gleiche Lob ertheilen können. Die Neigung zum Orient verbreitete sich damals ziemlich gleichzeitig über die Poesie aller gebildeten Völker; allein sie ging von einem doppelten Bedürfniß aus. Einerseits trieb die alte Romantik nach der Heimath alles Wunderbaren, Unklaren und Mystischen. Bei dem Herumstöbern in alten Mythologien und Mysterien fand man in Indien die reichste Ausbeute. A. W. Schlegel erkannte die klimatische Unfähigkeit Europa's zur Religion und rieth seinen Freunden, nach dem Ganges zu pilgern, wo wenigstens noch Spuren der verlorenen zu finden sein müßten. Nachdem die Philologie dahinter gekommen war, freilich mehr in Ahnungen, als in bestimmter Erkenntniß, daß man den Ursprung der meisten neuern Sprachen bis in das Sanskrit hin verfolgen könne, suchte man auch für die modernen Mythen, Dichtungen und Sagen die Quelle in den heiligen Palmenwäldern des Orients. Man wird sich noch an die wunderlichen Lehrbücher der Symbolik erinnern, in denen man nicht blos die Phantastik der nordischen Göttergeschichten, sondern auch die klare, heitere, plastische Welt des

Digitized by Google

Griechischen Olymp auf luftige Abstractionen zurückführte, auf einen leeren, naturphilosophischen Calcul, mit dem man in der Indischen Mythologie, weil ihre Ueberschwänglichkeit den wenigsten Widerstand leistete, am Besten fertig wurde. Das war die eine Seite, und sie wurde, wie billig, in Deutschland am Leidenschaftlichsten ausgebildet. — Ein anderer Grund aber lag in dem Bedürfniß nach colorirten Anschauungen. Die gute Gesellschaft, mit Dem, was dazu gehörte, war so blaß und farblos geworden, ihre Vorstellungen, Wünsche und Empfindungen so monoton und so gemacht, daß sie auch nicht zu dem kleinsten Gedicht mehr Gelegenheit geben wollte. Man wandte sich also nach der Ferne, wo die neuen, fremdartigen Gegenstände das Auge so unmittelbar berührten, daß man ihnen seine Aufmerksamkeit nicht entziehen konnte. Es war nicht gerade Natur im Rousseau'schen Sinn, was man in ihnen fand, nicht die idyllische Natur Robinson's, aber Farbe, Gluth und ein sinnliches Leben, dem noch nicht durch Civilisation und Moral die ursprüngliche Gewalt entzogen war. Unsre Neuperssische Romantik ging von diesem Bedürfniß nach sinnlicher Realität aus. Goethe's „west-östlicher Divan", Platen's „Gaselen", Rückert's „östliche Rosen", später Daumer's „Hafiz" und Freiligrath's Gedichte concentriren sich alle in diesem Bedürfniß. Es ist nicht zu läugnen, daß dadurch unsre Sprache und Vorstellung etwas mehr an Farbe gewonnen hat, obgleich selbst in Goethe die abstracte Reflexion vorwaltet, und obgleich es immer eine wunderliche Erscheinung genannt werden muß, daß man nicht durch die unmittelbare Anschauung, sondern durch Reisebeschreibungen und durch gelehrte Commentare seine poetische Vorstellung vermittelte. Später ist man durch die charakteristische Schilderung des Fremden endlich dahinter gekommen, daß man auch zu Hause noch Charakteristisches genug finden könne. Man hat Entdeckungsreisen in die von der Cultur noch wenig berührten Länder des Schwarzwaldes, der Schweiz und der rothen Erde gemacht, und sich auf das Genre der Dorfgeschichten geworfen. In der Landschaftsmalerei ist es ganz ähnlich gegangen. Die frühere Schule beschränkte sich auf die Stimmung der Landschaft; erst im Ausland kam man dahinter, daß Portrait und Charakteristik auch hier ihre Rolle zu spielen hätten, und nun gewöhnte sich das Auge daran, auch in der Heimath nach Eigenthümlichem und Fremdem zu suchen. Ich darf wol kaum bemerken, daß auch hier die Uebertreibung nahe liegt, und daß über der raffinirten Darstellung des Sonderbaren und Ungewöhnlichen zuletzt die Hauptaufgabe der Poesie vergessen wird, nämlich Dasjenige darzustellen, was alle Menschen gleichmäßig angeht.

Den Engländern lag die zweite Richtung nahe. Theils treibt sie ihre Natur überhaupt zum Concreten und Bestimmten, theils war ihnen auch Indien nur zum Theil Ausland. So wie die Franzosen durch die Napoleonischen Feldzüge dahinkamen, in dem Wunderland der Pyramiden und des Nil etwas mehr zu suchen, als was wir etwa aus unsrer Zauberflöte erfahren, so machten den Briten

Digitized by Google

in viel größerm Umfang ihre Indischen Kriege den Orient zur halben Heimath. Schon damals hatte William Jones (geboren 1746, starb 1794) mit Einsicht und Gründlichkeit die Orientalischen Studien geleitet; militairische Schriftsteller versuchten die alte Geschichte aufzuklären, so Malcolm und Andere. Zwar hat in neuester Zeit dieses Studium durch die monumentalen Entdeckungen, durch die Entzifferung der Keilschriften und Aehnliches solche Fortschritte gemacht, daß jene frühern Forschungen unbedeutend dagegen aussehen; dafür hat sich aber auch die Gelehrsamkeit fast ausschließlich der Sache bemächtigt, während damals das unmittelbare Interesse lebendiger und frischer war. Gleich zu Anfang ging die belletristische Literatur auf diesen willkommenen Stoff ein. James Morier, zuerst Tourist, dann Gesandter in Persien (1816), gab in den Jahren 1812 und 1818 seine Orientalischen Reisebeschreibungen heraus, die bereits großes Interesse erregten; nach seiner Rückkehr verarbeitete er den gewonnenen Stoff in romantischer Form. Sein Hadji-Baba von Ispahan erschien 1824, die Fortsetzung 1828, Zohrab der Geißel 1832. Auch Lady Morgan wandte sich von ihren irischen Nationalgeschichten ab, und schrieb den Orientalischen Roman „Ayesha, oder die Propheten von Kashmir". Washington Irwing, nach Goldsmith der ausgezeichnetste Genremaler des Britischen Volkslebens, ließ sich durch die Anschauung der Alhambra den Orient vermitteln. Und so könnten wir noch viele andere Erscheinungen aufzählen. Dazu kam das neuerwachte Interesse an dem fast vergessenen Griechischen Volk, in welchem es schon damals unklar gährte. Lord Byron schrieb seine Griechisch-Türkischen Gedichte. Es waren nicht mehr die Türken Racine's und Voltaire's, jene mit Turban und Pantoffeln ausgeputzten Salonmenschen, die Orosman, Bajazet, Roxane u. s. w., sondern die wüsten Morgenländer in aller Gewalt ihres Hasses und ihrer Liebe, in den glänzendsten Localfarben geschildert und noch romantischer ausgestattet durch die Sagen ihrer Heimath von Vampyren und andern bösen Geistern. Durch ihn wurde der Orient zum fashionabeln Gegenstand der Britischen Muse.

Moore leitete seine Orientalischen Dichtungen durch die Abende in Griechenland ein, eine durchaus musikalisch gehaltene Sammlung von kleinen Bildern ohne tiefere Bedeutung. Sein Hauptwerk aber ist Lalla Rook. Gleich nachdem er die Absicht gefaßt hatte, es zu schreiben (1812), unterhandelten seine Freunde mit den Buchhändlern Longman, und Diese sicherten dem Dichter, ohne sein Werk gesehen zu haben, ein Honorar von dreitausend Pfund Sterling zu, das ihm nach dem Erscheinen des Gedichts, 1817, trotz der schlechten Zeiten auch wirklich ausgezahlt wurde. Mit Staunen und Verehrung müssen unsre Deutschen Dichter von einem solchen Preise hören, für ein Werk, welches in der Tauchnitz'schen Ausgabe ungefähr einen halben Band ausmacht; aber in England kann der Buchhändler auch Etwas zahlen, weil es dort Sitte ist, berühmte Bücher nicht blos zu lesen, sondern auch zu kaufen. Lalla Rook erlebte in nicht langer

Digitized by Google

Zeit zwanzig Auflagen. Es wurde auch in Deutschland bald bekannt, namentlich durch eine glänzende Aufführung, die 1822 auf dem Schloß zu Berlin in Gegenwart des damaligen Großfürsten Nikolaus stattfand. Theils in lebenden Bildern, theils in wirklich arrangirten Scenen wurden die einzelnen Episoden des Gedichts im glänzendsten Orientalischen Costum dargestellt. — Der Werth des Gedichts ist eigentlich zweifelhaft. Die prosaische Erzählung von der Brautfahrt der Prinzessin Lalla Rook, welche nicht blos den Faden der Handlung bildet, sondern auch die Selbstkritik des Verfassers enthält, ist eigentlich schwach, und unterscheidet sich nicht wesentlich von den Wieland'schen Erzählungen im ähnlichen Genre. Die vier poetischen Erzählungen: der verhüllte Prophet von Khorassan, das Paradies und die Peri, die Feueranbeter, und das Licht des Harems, werden nur durch die gleichmäßige Färbung mit einander verknüpft; einzeln genommen, sind sie alle viel schwächer, als Byron's Orientalische Gedichte. Von der Gluth der Sprache, welche diesen einen unendlichen Reiz verleiht, ist keine Rede. Der Dichter hat sehr gründliche Studien gemacht, und daher haben namentlich seine landschaftlichen Schilderungen eine große Naturfrische; aber die Studien treten gar zu zudringlich hervor, nicht blos in den Anmerkungen, sondern im Gedicht selbst, wo durch eine unendliche Reihe barbarisch klingender Namen die Aufmerksamkeit sowol auf das Thatsächliche, als auf die Melodie gestört wird. Die dritte und vierte Episode ist ganz im Genre von Byron. Die erste, welche neuerdings von dem Königsberger Kapellmeister Sobolewski zu einer Oper benutzt ist, hat in ihrem abenteuerlichen Problem etwas Gemachtes. Ein Betrüger, der mit der vollständigsten Kälte des Herzens eine große Gluth der Phantasie verbindet, und daher den Fanatismus beweglicher Gemüther soweit zu erregen im Stande ist, daß sie ihrem Gefühl mehr trauen, als ihren Sinnen, wäre an sich ein guter Vorwurf, aber daß die Bosheit dieses Charakters sich auch in der Scheußlichkeit des Gesichtes darstellt, und daß der Prophet daher genöthigt ist, um nicht durch den Eindruck seiner Erscheinung den Eindruck seiner Lehre zu schwächen, beständig in einem Schleier zu gehen, ist ein unwahrer und daher nicht ergreifender Zug, und das wird keineswegs dadurch gut gemacht, daß er dem Buchstaben der wirklichen Sage entnommen ist. Trotz dem ist in diesen Gedichten ein großes Verdienst. Die große sinnliche Energie, mit welcher die Taschenspielereien des Zauberers und der Taumel, den dieselben in den Seelen seiner Gläubigen erregen, dargestellt werden, ist zuweilen echt poetisch, freilich von jener materialistischen Poesie, die wir im Princip verwerfen. — Einen ganz eigenthümlichen Charakter zeigt die zweite Erzählung: das Paradies und die Peri. Es ist eine einfache Legende oder vielmehr Parabel, der Anlage nach ohne alle sinnliche Realität und nur durch eingestreute, das Wesen der Sache nicht berührende Schilderungen belebt. Aber ein wie großer Schatz von Melodie in diesem Gedicht liegt, hat Robert Schumann sehr glücklich herausgefunden. Der

Digitized by Google

Text, den er zu seinem wunderbar schönen Oratorium benutzt hat, ist eine wirkliche Uebersetzung aus Moore, mit genauer Beibehaltung des Rhythmus, nur mit Hinzufügung einiger unbedeutenden Chöre, welche die Architektonik des Oratoriums erfordert, und wie schön schmiegt sich die Musik diesen schmeichlerischen Versen an. Der heroische Geist im ersten Theil, im zweiten die aufopfernde Liebe, die den Schrecken der Pest trotzt, im dritten die immer steigende Schwermuth des hoffnungslosen Suchens, bis endlich durch ein musikalisch wirklich ausgedrücktes Wunder die Versöhnung eintritt, und bei diesen Gegensätzen doch eine strenge Einheit in der Haltung des Ganzen: — das Alles ist freilich ein Verdienst des Componisten, allein selten hat ein Dichter seinem Componisten so glänzend vorgearbeitet.

Das dritte Orientalische Gedicht Moore's sind die Liebesgeschichten der Engel. Eine Reihe von gefallenen Engeln sitzen zusammen, und erzählen ihre Vermischung mit den Kindern der Sterblichen, die ihnen das Paradies gekostet hat. Das Gedicht ist sehr schwach, wie in der Regel, wenn man sich an dergleichen überirdische Gegenstände wagt. Es erschien gleichzeitig mit Byron's „Himmel und Erde", welches sich ungefähr mit dem nämlichen Gegenstand beschäftigt, aber durch die dämonische Natur dieses mächtigen Genius gewinnt auch das Unmögliche und Unsinnliche wenigstens den Schein einer gewissen Realität; Moore dagegen wird überschwänglich und sentimental, und das Beste sind noch immer die sinnlichen Schilderungen dieser spiritualistischen Verhältnisse, z. B. wie die staubgeborne Geliebte des ersten Engels ihrem himmlischen Anbeter den Zauberspruch abschmeichelt, durch welchen Flügel wachsen, wie sie sich dann in einen strahlenden Engel verwandelt, zu den Sternen aufschwingt, und halb wehmüthig, halb spöttisch dem gefallenen Sohn des Himmels, der auf der kalten Erde zurückbleiben muß, nachblickt. Freilich gehört eigentlich auch zu solchen Schilderungen, die doch immer einen komischen Beischmack haben, der Genius eines Milton, der in seinen concreten, realistischen, protestantischen Vorstellungen so fest ist, daß ihn kein Widerspruch irre macht; sonst haben wir doch immer nur jene rosenblutfarbene, charakter- und physiognomielose Seraphe, die wir bereits aus Klopstock zur Genüge kennen, und die mehr an die Rococoeleganz der Modekupfer erinnern, als an wirkliche Gestalten von Fleisch und Blut, wenn der Dichter nicht, wie Herr von Lamartine, es vorzieht, die Ueberschwänglichkeit seines Stoffs durch Ungeheuerlichkeiten, die an Tollheit grenzen, auszudrücken. Im Allgemeinen wird der Dichter doch besser daran thun, sich solche Gegenstände zu wählen, bei denen wir die Regeln der Sittlichkeit und die Gesetze der Natur vor Augen haben können. Jedes Ueberschreiten dieser Grenze in das luftige Gebiet des reinen Geistes ist ein Heraustreten aus der Poesie. Um so mehr verletzt aber dieser Spiritualismus, wenn wir herausfühlen müssen, daß Alles nur

Digitized by Google

gemacht ist, daß diesem empfindelnden Getändel keine auch nur verhältnißmäßig ernste Glaubensrichtung zu Grunde liegt.*)

Das letzte Werk, über welches wir zu berichten haben, ist „der Epikureer", 1827, eine Episode aus der Zeit der Christenverfolgungen. Ursprünglich hatte Moore die Absicht, sie in poetischen Briefen zu behandeln, ungefähr in Wieland's Manier; er hat auch noch die ersten Episteln aufbewahrt, und wir können daraus mit Recht schließen, daß er sehr weise daran gethan hat, diese Idee aufzugeben, denn sie sind sehr schlecht. Die prosaische Erzählung dagegen, die jetzt daraus gemacht ist, liest sich glatt weg. Die Darstellung von dem sinnlich-wollüstigen Leben der Epikureer in Athen und Alexandrien ist reizend. Die Verlockungen der betrügerischen Isispriester in den Pyramiden von Memphis schmecken zwar etwas stark nach der Zauberflöte, oder, wenn man will, nach irgend einem unter der Erde spielenden Räuberroman, aber es breitet sich doch ein gewisser poetischer Duft darüber. Die Reise auf dem Nil zu den christlichen Anachoreten, die christlichen Studien und die Verfolgung selbst sind gut erzählt, sehr einfach und doch mit sinnlicher Deutlichkeit. Wenn man aber in Beziehung auf den materialistischen Theil dieses Romans mit dem Dichter einverstanden sein kann, so muß man doch über den vollständigen Mangel an ethischem Inhalt erstaunen. Der Gegensatz zwischen den sinnlichen Lehren der Epikureer, der eben so sinnlichen Mystik der Aegyptischen Hierophanten und der energischen Kreuzigung des Fleisches, welche das Christenthum verlangt, ließe sich eigentlich in der Poesie noch deutlicher und ergreifender herausstellen, als in der Geschichte, aber es ist dazu kaum der Versuch gemacht. Was sich nicht in landschaftlichen, idyllischen oder elegischen Gemälden anbringen läßt, also gerade der tiefere Inhalt dieser Gegensätze, bleibt dem Auge vollständig entrückt; wir sehen von den Menschen nur die Erscheinung, nicht die Seele. Alethe ist Christin, weil ihre Mutter sie dazu erzogen hat, und Alciphron wird Christ, weil seine Geliebte den Märtyrertod erlitten hat; aber wie sich dieser Glaube in ihrem Innern vermittelt, davon erfahren wir Nichts. — Der Roman ist in gewisser Beziehung noch populairer geworden, als Lalla Rook; er ist in alle mögliche Sprachen übersetzt worden, und ist auch die geheime Quelle zu Bulwers „letzten Tagen von Pompeji." Wir Deutsche haben eigentlich diese Richtung schon im

*) Das Beste, welches ich in dieser Art von Gedichten kenne, bleibt noch immer die Undine von Fouqué, die übrigens ungefähr in derselben Zeit erschien, 1813. Die närrische Fabel des Paracelsus von der Vermählung der Elementargeister mit Menschen, wodurch die Erstern eine Seele erhalten sollen, ist nicht blos mit sinnlicher Anmuth, sondern auch mit gemüthlicher Sinnigkeit dargestellt. Eigentlich eignet sich aber auch dieser Stoff mehr für eine rhythmische Behandlung — Zu Moore's Entschuldigung muß ich übrigens bemerken, daß er zur Zeit, wo er die „Liebesgeschichten der Engel" schrieb, in großer Geldverlegenheit war. Eine übereilte Speculation hatte ihn in Verpflichtungen verwickelt, vor denen er nach Paris flüchten mußte; die „Liebesgeschichten" brachten ihm tausend Pfund, die gleichzeitig geschriebenen „Fabeln für die heilige Allianz" fünfhundert Pfund, ein Arrangement glich das Uebrige aus, und so durfte er nach London zurückkehren.

Digitized by Google

Agathon, im Aristipp, im Peregrinus Proteus durchgemacht, wenn auch die Darstellung Moore's, so wie seine Empfindung, ungleich poetischer ist, als Wieland's geschwätziger Rationalismus.

Auf die neuere Lyrik der Engländer hat Moore keinen bleibenden Einfluß ausgeübt. Die bedeutendsten Dichter der neuern Zeit, Alfred Tennyson, Philipp Bailey, Robert Browning, gehören der Schule Shelley's an, mit etwas Beimischung von Byron und der elegischen „Schule der Seen." Die spiritualistische und kosmopolitische Reflexion hat die Unbefangenheit des melodischen Gestaltens wieder verdrängt. J. S.

Bosnische Zustände.

Aus Agram.

Mit der Einnahme der Festung Bihatsch war die zweijährige Bosnische Insurrection gedämpft; alle Anzeichen aber sprechen dafür, daß der Herbst einen neuen Aufstand mit sich bringen werde. Lassen wir indessen dies dahin gestellt bleiben, und sehen wir, wie es seit Ende April in Bosnien geht. — Ich glaube es den Freunden Reschid-Pascha's gern, daß es diesem Staatsmann mit der Reform Ernst sei; allein eine andere Frage ist es, ob die Reform mit den geistigen Kräften, welche dem Divan zu Gebote stehen, durchgeführt werden könne. Und hierauf muß ich mit einem apodiktischen „Nein" antworten. Die reformistische Partei in der Türkei ist, obwol ihre Anhänger im Evangelium des Europäischen Liberalismus, im „Esprit des lois" und im „Contrat social" bewanderter sind, als im Koran, dennoch zu sehr Türkisch, das heißt vorurtheilsvoll und despotisch, als daß sie bei den Slavischen Unterthanen der Pforte bedeutende Erfolge erzielen könnte. So wurde zwar gleich nach der Beendigung des Feldzuges gegen die Rebellen der Tansimat, die famose Türkische Charte, mit Festsetzung gleicher Rechte für alle Türkischen Unterthanen ohne Rücksicht auf ihren Glauben, publicirt, aber er bleibt, wie alle geschriebenen Constitutionen, auf dem Papiere stehen, ja, er verschlimmert die Lage Derjenigen, denen er helfen will, der Raja nämlich, welche dadurch ein Gegenstand des Neides und der Verfolgung für die Türken wurde. Und in den Händen der Letztern liegt doch alle Macht und Gewalt im Lande. — Wie soll man ihnen also eine solche evangelische Selbstverläugnung zumuthen, wie sie der Tansimat von ihnen fordert? Es sind nun einmal Türken, Menschen, die sich als die einzigen Herren, und alle übrigen Unterthanen des Padischah als ihre Knechte betrachten, wie es ja ausdrücklich im Koran heißt. Man kann sich daher leicht vorstellen, daß sie ihrerseits sich nicht beeilen werden, den sie mit den Dschauri gleichstellenden, also erniedrigenden

Digitized by Google

Tansimat durchzuführen. Daher sind alle Mahnungen, alle Befehle der Regierung vergeblich, und der Tansimat ist nur in den apologetischen und panegyrischen Stambuler Correspondenzen gewisser Englischer, Französischer und Deutscher Journale eine Thatsache, sonst überall nur ein Traumbild.

Die Alttürkische Partei in Bosnien hat durch den Tod des Herzegowiner Beziers Ali-Pascha Stoltschewitsch einen durchaus unersetzlichen Verlust erlitten; so lange sich nicht irgend ein neues Haupt für dieselbe gefunden hat, wird ihre Wirksamkeit ohne große Bedeutung sein, und sich auf die Nährung des Hasses gegen den verdschaurten Sultan und seine Rathgeber beschränken müssen. Da aber in so wenig bekannten Ländern auch die Tüchtigkeit der Menschen vor ihrer Bethätigung in uns bekannt werdenden Affairen nicht bekannt sein kann, so mag dies keinesfalls als ein Hinderniß der Bewegung angesehen werden, denn Dinge und Menschen machen sich hier über Nacht, und stehen am Morgen ganz unerwartet vor den Blicken der Zuschauer. Um indessen auch dies nach Möglichkeit zu verhindern, läßt Omer-Pascha alle schwerer Gravirten von der Insurgentenpartei durch ein Kriegsgericht zur Deportation verurtheilen, und eben hat ein solcher Transport von etwa 300 Bundschije (Rebellen) Bosnien verlassen. Er hat ferner die ganze Provinz entwaffnen lassen — das heißt: die Entwaffnung angeordnet, ob sie aber von den untergeordneten Vollzugsbehörden wirklich vollzogen wird, ist eine andere Frage — er hat endlich gedroht, jeden Ort, wo ein Aufruhr ausbrechen sollte, der Erde gleich zu machen. Diese allerdings strengen Befehle dienen nun vor der Hand dazu, die Leute in Furcht zu erhalten, aber die überaus schlechte Gesinnung der Bosnischen Türken wird damit nicht gebessert werden. Die Erbitterung über die Maßregeln der Regierung ist größer als jemals, und wenn sie einmal wieder zum Ausbruche kommt, wird es noch gräulichere Scenen geben, als im letzten Aufstande: aber was läßt sich da thun? Wollte man auch den Leuten zu Gefallen handeln, so würde es doch bald dahin kommen, daß das ganze Land ein einziges Schlachtfeld würde, denn Jeder will etwas Anderes haben, und nicht zwei Menschen vereinigen sich zu einem präcis formulirten Wunsche.

Die Raja ist, wie während der ganzen Dauer des letzten Aufstandes, vollkommen ruhig; der Tansimat scheint ihr nicht eben sehr am Herzen zu liegen, und sie sieht alle diese Vorgänge mit dem decidirtesten Stoicismus an. Diese Haltung gefällt nun den Machthabern freilich nicht; sie wünschen, daß sich die Raja für die neue Ordnung der Dinge interessirte, und versuchen dies durch mancherlei Verfügungen zu bewirken; aber Alles vergebens. Die Raja läßt sich zu keiner Pactition mit dem Türkenthume herbei, thut, was ihr befohlen wird, weil sie es thun muß, und wartet auf ihre Zeit. —

Alle Journale sind mit Nachrichten von Zerwürfnissen zwischen der Pforte und der Cnogora angefüllt, und prognosticiren einen Krieg zwischen diesen beiden

Digitized by Google

Mächten. Die Sache ist aber völlig bedeutungslos; denn die Privatfehden zwischen den Crnogorcen und den Türken der benachbarten Provinzen sind seit Jahrhunderten etwas ganz Gewöhnliches, und berechtigen durchaus nicht zu der Annahme, daß es zu einem eigentlichen Kriege zwischen der Crnogora und der Türkei kommen werde, da zwischen ihnen gar kein völkerrechtliches Verhältniß besteht, mithin auch durch Privatstreitigkeiten nicht verletzt werden kann. Diese freilich sehr blutigen Kämpfe unternimmt man beiderseits auf eigene Faust, und so wenig man deshalb einen Türkischen Wezier verantwortlich machen kann, eben so wenig trägt der Wladyka eine Responsabilität. Was soll denn da ein Krieg ausgleichen? — Das ganze Conjecturalgewebe beruht blos auf der falschen Auslegung von Reden, die im Hauptquartier des Seraskiers geführt wurden. Der Seraskier gedenkt, sobald die Ruhe in Bosnien einigermaßen gesichert wird, einen Zug nach Albanien zu unternehmen, um auch daselbst den Tansimat einzuführen. Da aber die Albanesen für sehr strenge und eifrige Moslemim gelten, und Omer-Pascha als Besieger der gleichfalls guten Türken Bosniens im Rufe religiöser Libertinage steht, mithin ein Feldzug gegen Albanien auch gegen den wahren Glauben gerichtet wäre, so schien es gerathen, den Plan geheim zu halten, und zu sagen, daß man die Dschauri in der Crnogora demüthigen müsse. Auf diese Art kann man Zeit gewinnen, die Armee an die Grenzen von Albanien zu bringen, und anstatt gegen die Crnogora, gegen die rechtgläubigen Albanesen zu richten, welche Letztere kaum glauben, daß der Unglaube des Sultans und des Seraskiers so weit gehen werde, daß er auch sie, gleich den Bosnischen Türken, zu Dschauren erniedrigen wolle. Diese Ueberraschung ist ihnen aber zugedacht, und wenn auch alle Welt meinen sollte, daß es auf die Crnogorcen abgesehen sei. —

Zum Schlusse noch eine Episode aus der jüngsten Reformperiode, welche auch Sie interessiren dürfte.

Der Seraskier läßt zwischen den Städten Trawnik und Sarajewo eine Straße bauen, und die Ortsbehörden commandirten die gesammte Einwohnerschaft, Türken und Christen, Letztere mit ihrem Bischofe an der Spitze, zur Straßenarbeit. Es erregte der Umstand, daß der Bischof auch Steine tragen mußte, ein um so größeres Staunen, als sich Omer-Pascha bis dahin stets freundlich und respectvoll gegen den christlichen Klerus benommen hatte. „Ein Raja" berichtet dieses Faktum mit bittern Glossen der „Südslawischen Zeitung", deren Redaction die Mittheilung aufnahm, aber von Omer-Pascha Aufklärung darüber verlangte. Da Dieser das Journal liest, erhielten nach kurzer Zeit sowol die „Südslawische", als die Belgrader „Serbische Zeitung" eine von zwei Türkischen Generalsstabscapitainen, Emin und Murad, unterzeichnete gewandt gehaltene Erklärung, in welcher zwar zugestanden wird, daß der Sarajewer Bischof Steine tragen mußte, aber die Sache dadurch erklärt wird, daß dies eine im ganzen Westen eingebürgerte Sitte

Digitized by Google

sei, daß Personen „vom höchsten Range" zu gemeinnützigen Unternehmungen den Grundstein legen und demselben dadurch die nöthige Weihe geben: nur dazu sei der Wladyka von Sarajewo gerufen worden, nicht aber, um als gewöhnlicher Arbeiter sich zu ermüden. Diese absonderliche Ansicht von der hohen Würde eines Griechisch-Slawischen Bischofs ist eben so überraschend, als die Bereitwilligkeit, mit welcher der Seraskier einer journalistischen Interpellation Rede steht. Dadurch werden die Angelegenheiten der Raja gewissermassen zu einer internationalen Angelegenheit gemacht, und der Slawischen Presse das Recht der Intervention in Sachen der Raja zugestanden. Interessant ist dieser Zwischenfall auch dadurch, daß die Oestreichische Regierung, welche doch stets die souverainste Verachtung der Presse affectirt, beinahe gleichzeitig (durch das Patent vom 4. Juli) die Presse als eine Macht anerkennt, „welcher auf die Dauer keiner Regierung zu widerstehen vermag." Und doch giebt es Leute, die am Fortschreiten der Menschheit zweifeln!

Hans Jörgel senior in London 1851.

In Briefen an seinen Freund Kappelbaumer in Wien.

Ostende, April.

Nit wahr, mein bester Herr v. Kappelbaumer, dös hättens Ihnen nimmer traumen lassen, daß der Jörgel auf seine alten Tag so'n Esel sein und von Wien fortgehen wird, wann's grad im Prater am Allerschönsten wird. Und wo meinens geht der Jörgel hin? Nach — London, denkens Ihnen nur, nach dem gefährlichen — London, wos die Constitution und den Parclay Perkins erfunden haben; wo sich die allerhöchsten Mylords und Myladies den ganzen Tag in Oel*) besaufen, und in denen benebelten Gassen so fürchterlich boxen; und wos liebe lange Jahr kein Fünkerl Sonn nit giebt, wegen die vielen politischen Hallunken, die nit werth sein, daß sie sie bescheinen thut; aber der Seeraub, der Erz-Palmerston, laßt sie halt frei rumlaufen, aus puren Gift gegens allerhöchste Kaiserhaus. Schauns, der Jörgel hat sich denkt: umsonst its gwiß nit, daß die Scribentenbagage die Köpf' voll hat von den Heidenpark**) in London und derer Ausstellungskomödie; mußt doch schaun, was da wieder vor Spitzbubereien dhinter stecken. 's gibt wol so ein kleins Verbrüderungs- und Refoluzionsgschäftl; da muß man die Herren Engelländer mit die armen verführten Völker nit allein lassen. Na, na, der Jörgel it ah dabei!

*) Ale. **) Hyde Park.

Digitized by Google

Also nach London! Im Reich, wo ich durchkommen bin, sieht's bös aus. Da reden die Leut noch immer Hochdeutsch, und geben Einem schlechts Silber fürs schöne Oestreichische Papier, aber ein Agio drauf zahlen, dös wollens nit. Ich denk in mein' schlichten Verstand, 's wird so'ne Verschwörung sein, wie die Welschen gegen die kaiserlichen Ziehgorrn angestift' haben; nur sein die Platzkommandos draus unterm Luder, und die Polizei scheints gar in der Heimlichkeit mit denen Wühlern zu halten, sonst hättens die Winkeljuden einmal tüchtig durchkarbatscht, unds wär a Ruh, daß ein armer Beomter nit ausgeraubt werden thät, wie er nur die Nasen ins Reich steckt. Aber, wie der Jörgel immer gesagt hat, 's it kein Gemüth unter denen Leut nit; vor lauter Logik und Büllldung habens das Herz aus'm Leibe verloren. Und dös ist der Dank davor, daß unser Oestreich so'n guter Narr gewesen it, und an die zwei Jahr in Italien für die Deutsche Sprach' und Hoheit Krieg geführt hat, und daß wir noch jetzt die blanken Sechserl 'nauswerfen, ums Reich gegen dös Welsche Gesindel zu vertheidigen; denn wann unsere Armee nit gar so prächtig gerauft hätt, so gäbs dort kein Stockhäusl und kein Schilderhäusl mehr, wo man ein ehrlichs Wörtl Deutsch reden könnt, und ein jeder lumpiger Signor dörft' uns Borboren schimpfen, ohne daß ihm Bruder Haslinger davor einen Straußischen auf'm Gesäß tanzen thät. Dös vergessen halt die gebülldten Herrn Deutschen, und am End' seins gar noch bös, daß wir ihnen wenigstens auf dem einen Weltfleckerl eine Reputation gemacht haben, — denn wo wir nit hingekommen sein und der Windpreuß allein gehaust hat, na, da haben's sich doch famos blamirt!

In Leipzig habens mir eine Straßen gezeigt, wos an die 150 Buchläden in Reih und Glied nebenander gibt. Du lieber Himmel, hab ich denkt, da muß Einem ja der Verstand still steben! und 's ist ein wahres Mirakel, daß bei dem schwarzen Meer von Unsinn, was alle Tag über die Menschheit g'gossen wird, nit die ganze Welt voller Rebellen is. Die Haar sein mir zu Berg gestiegen, wenn ich denkt hab, daß ich, Hans Jörgel sen., der schlichte, einfältige Biedermann durch und durch, eben so gut als Prinz und Thronfolger hätt' auf die Welt kommen können. Ich hab mich so in mein Gedanken in die Lag' eines Königs oder Kaisers hineinversetzt, der vor Gott vor das Seelenheil von so und so viel Millionen Menschen verantwortlich is, und da hab ich erst recht g'sehen, was die beneideten Majestäten im Grund vor Märtyrer und Dulder sein. Was thätst Du thun, hab ich mich gefragt, wann Du als König oder Kaiser Dein von Gott anvertrautes Volk gegen einhundert und funfzig solche Höllenmarketender zu vertheidigen hättst? Und da is mir g'wesen, als ob mir Einer eine Dornenkron' um die Stirn, die Schläfen und den Hinterkopf recht tief in die Haut hineingequetscht hätt'! Die Schweißtropfen sein mir wie dicke siedheiße Bleikugeln auf'm Gesicht g'standen, denn 's ist kein Spaß, auf so'ne Gewissensfrage gleich zu antworten. — Und was hat der Jörgel geantwort't? — Na, was meinen's? Hat

Digitized by Google

er die Arm' etwan nach der Censur ausg'streckt? Gott behüt! Der Jörgel is kein Obscurant nit, und weiß ganz gut, daß die Censur eine falsche Hausmeisterin g'wesen is, die's größte Lumpeng'findel eing'lassen hat, wann's nur feine Glacéhandschuh g'tragen und manierliche Redensarten von Loyalität und Legalität im Maul g'führt hat; eine tölpische Gemüsgärtnerei, die blos die Blattläus' von die Blätter wegg'fegt hat, das dös giftige Unkraut um so höher und frecher aufg'schossen is. Lassens mich aus mit der Censur! Ein ehrliches, offenes Verbot is mir tausendmal lieber. Der Haken ist nur, wo fangt man an, und wo hört man auf? Nit die Bücher sollt man verbieten, denn dös is zu spat, weil die Polizei immer hindrein humpelt, wann's Unglück geschehn is, und die Schandschreiberei in der Leut ihre Taschen steckt, — dös Drucken ganz und gar thät ich einstellen, und Kinder, thät ich sagen, Ihr habt's Bücher und Blätter genung auf a hundert Jahr, und jetzt gebt's a Ruh! G'sprungen wär ich bald vor Freud, wie ich so weit g'wesen bin, und hab g'meint, nun hab ich meine heilige Pflicht erfüllt, und mein Volk wenigstens auf einhundert oder zweihundert Jahr vom Freiheits-Schwindel kurirt! Jörgel, hab ich in mein' Herzen g'jodelt, du solltst Minister sein und kein Anderer, — o weh! Da ist mir auf einmal eing'fallen, was ich vor ein kindischer alter Bamschabel bin! Hast's ja selber gesagt, talketer Jörgel, die Leut haben auf a hundert Jahr Bücher und Blätter genug! Und wenn man jetzt alle Pressen zwischen Belgrad und Hamburg in die Donau werfen thät, wos am Tiefsten ist, so kann man die Menschheit nit abhalten, daß sie sich mit Makulatur vergift't! Ist doch seit dem Luther nur zu viel Fliegenpapier fabricirt worden, an dem die armen Seelen wie an Leimruthen kleben. Und wann Einer dös ganze bedruckte und beschriebene Papier, was in der Welt hat, verbrennen könnt, unds reine Papier mit sammt die Papiermüller obendrein, — nutzt auch nix. Die Leut wissen All's auswendig, was drauf g'standen hat. Wie bringt Einer dös aus die Millionen Köpp' wieder 'raus, wann er nit hexen kann? Schaun's, lieber Kappelbaumer, da bin i wieder am Berg' g'standen, und wußt nit ein noch aus! Dös Blut ist mir zu Kopf g'stiegen, und 's war mir, als wann mir der Satan, als Schmeißfliegen verkleidt, im Ohr g'sessen und in Einem fort g'summt hätt: 'S gibt ka Ruh! 'S gibt ka Ruh! 'S gibt ka Ruh! Ich sag Ihnen, ich bin wie ein Armsünder, der durch den Strick g'fallen ist, ausg'rissen, hab einpackt und bin durch dös ganze Deutschland, wos die Druckerei überhaupt erfunden haben, in einer Tour fortg'fahren, und hab mich nit einmal umguckt. Unter uns g'sagt, die fatale Idee will mir noch jetzt manchmal nit aus'm Hirnkasten, ich seh nit ein, wies a Ruh geben soll, so lang die Leut mit Gewalt auswendig lernen und nix vergessen wollen. — Jetzt bin ich in Ostend und stellenweis noch ganz aus der Contenance. Sagen Sie's nit weiter, aber mir scheint, wann ich mir die Sachen recht überleg', 's ist den Jörgel seine feste Ueberzeugung, daß die Welt auf die Länge doch verloren ist. 's is mir auch vor Desperation ganz

Digitized by Google

Alles Eins, was mit mir g'schieht. Der Dampfer pfeift draußen wie beſeſſen, und ich fahr gleich in Gottes Namen, ungefrühſtückt, ins Meer naus, ob ich die Seekrankheit krieg oder nit. — Nächſtens mehr. Adjes.

Erinnerungen aus dem Congreß der Friedensfreunde.

Gehalten am 22., 23. u. 24. Juli d. J. in der Exeter-Halle in London.

Fünf Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem ſich die Freunde des allgemeinen Friedens zum erſten Male in London verſammelten. Die Anhänger ihrer Lehre haben ſich ſeither vertauſendfacht, und wenn ſich die Beſten einer Nation, wie Alexander von Humboldt, Liebig, Rauch, der edle Erzbiſchof von Paris, Lamartine, Cormenin, Victor Hugo, Say, Girardin, David Brewſter, Cobden, Edward Smith u. ſ. w. einer ſolchen Strebung anſchließen, ſo iſt der Spott wol nicht am rechten Ort.

Die heutige Verſammlung erhielt durch die gleichzeitige Schauſtellung der Producte des Friedens, des Fleißes und Erfindungsgeiſtes aller civiliſirten Völker der Erde eine ganz beſondere Bedeutung, und während ein Redner den Kryſtall-Palaſt einen koloſſalen Proteſt gegen den Krieg nannte, verglich ihn ein anderer mit dem erſten Friedenstempel unſrer Zeit, in welchem alle Gottheiten des Friedens in liebevoller Harmonie aufgeſtellt erſchienen.

Der berühmte Engliſche Gelehrte, Sir David Brewſter, führte den Vorſitz. Die Verſammlung zählte mehr als tauſend Mitglieder, und nebſt den Zuhörern über 4000 Perſonen. Der Präſident eröffnete die Verſammlung mit einer Anſprache, in welcher er die berühmten Worte des Biſchofs Proteus citirte: „Ein Mord macht einen Schelm, Millionen einen Helden.“

Es lagen dem Congreſſe ſechs Propoſitionen zur Beſchlußfaſſung vor. Die erſte lautete: Der Congreß der Friedensfreunde erkennt an, daß die Löſung völkerrechtlicher Fragen durch Waffengewalt den Lehren der Religion, der Philoſophie, der Sittlichkeit und den Staatszwecken zuwider laufe, und daß es daher eine heilige Pflicht Aller iſt, auf Abſchaffung der Völkerkriege hinzuwirken. Der Congreß empfiehlt deshalb allen ſeinen Mitgliedern in ihren verſchiedenen Ländern und Kreiſen durch ſorgfältige Erziehung der Jugend, durch Belehrung von der Kanzel, wie von der Rednerbühne, durch die öffentliche Preſſe und durch jedes ſonſtige geeignete Mittel dahin zu ſtreben, daß jener erbliche Völkerhaß und alle die politiſchen und commerziellen Vorurtheile ausgerottet werden, die ſo häufig zu den traurigſten Kriegen geführt haben. —

Zuerſt ſprach ein Engliſcher proteſtantiſcher Paſtor, Dr. James aus Bir-

Digitized by Google

mingham, welcher es als eine Cardinalaufgabe der Kanzel erkannte, gegen das Unheil der Kriege ihre Stimme zu erheben. Hätte die Kanzel in jedem Lande und zu jeder Zeit ihre Pflicht gethan, rief er aus, so würde dieser Congreß nicht Ursache haben, sich zu versammeln. Die Kanzel hat in Nordamerika den Sclavenhandel abgeschafft, (?!) sie hat die Unmäßigkeit in England vermindert, sie wird auch den Krieg ausrotten helfen. Und nun fordert der Redner mit kräftiger Stimme die anwesenden Geistlichen auf, ihren Einfluß geltend zu machen, und vom Sanctuarium der Kirche aus die heilige Sache des allgemeinen Völkerfriedens zu unterstützen. In diesem Moment erheben sich unzählige Geistliche von ihren Sitzen, die rechte Hand wie zum Schwur in die Luft erhoben.

Der zweite Sprecher, der Reverend Mr. Brook von Bloomsbury Chapel, wirkte auf das Auditorium durch den Lapidarstyl, in dem er sprach. Er erinnerte daran, wie es noch vor wenigen Jahren eben so wenig Möglichkeit schien, die Kornsetze aufzuheben, wie jetzt das Kriegssystem zu beseitigen.

Der nächste Redner, der Franzose Athanasius Coquerell, Sohn des berühmter Pariser Kanzelredners, wurde der Versammlung als naturel ennemi vorgestellt, was allgemeine Heiterkeit erregte. Er meinte, daß durch die romantische Erziehungsweise, in welcher die Römische Geschichte von den Historikern früherer Jahrhunderte dargestellt und von unsern Erziehern gelehrt wird, der erste unheilbare Keim in's empfängliche Kindesherz gelegt werde zu späterer Ruhmgier und Kampflust. Die Römische Geschichte sei ein immenser Roman zu Gunsten des Krieges. Man sieht nur den Triumphzug der Sieger, aber nicht die Thränen und das Elend der Wittwen und Waisen. Man müsse die Darstellung der Weltgeschichte und die Folgerung aus den Ereignissen und Thatsachen mit den humanern Gesinnungen und Ansichten unsers Jahrhunderts in bessern Einklang bringen u. s. w. Die große Weltausstellung im Hydepark sei ein Sieg, weit glorreicher und dauernder, als jener, der von Schlachtfeldern herrührt. Die Armee, die hier den Sieg errungen, ist die friedliche Armee der Arbeiter.

Indem endlich der Redner auf den Spott anspielte, welchen die Freunde des allgemeinen Friedens so häufig zu erleiden haben, sucht er Trost in der Geschichte der Vorzeit, in der Verachtung, welche die heiligsten Wahrheiten, ja welche der Erlöser selbst erdulden mußte, und tadelte scharf den modernen Journalismus, der den wenigsten neuen Lehren und Strebungen seine Unterstützung leiht, bis sie von selbst ins öffentliche Bewußtsein gedrungen, anstatt muthvoll die Leuchte der Wahrheit voranzutragen.

Die Rede eines andern Sprechers, des Redacteurs der Revue d'éducation nouvelle in Paris, versuchte darzuthun, wie man die kriegerischen Gelüste und den angeborenen Hang der Menschen zu Kämpfen und Zerstörungen schon durch die frühesten Spielzeuge mäßigen und rechtleiten müsse. Meistens sind es Soldaten, Rüstungen, Gewehre, Trommeln und andere Kriegsinstrumente, welche

Digitized by Google

zur ersten Beschäftigung des Kindes dienen, und sein Auge und Ohr mit den Gefühlen und Gewohnheiten des Krieges vertraut machen. Man lehrt das Kind sich freuen, wenn, — je nach der Nation, welcher es angehört, — der Rothrock den Blaurock, oder umgekehrt, zurückwirft. Auf diese Weise wird unvermerkt schon in der Brust des Kindes der Haß gegen andere Nationen angeregt, und die Mutter würde daher weit besser thun, diese kriegerischen Spielwerkzeuge mit den Instrumenten des Ackerbaues zu vertauschen.

Der zweite Sitzungstag, an welchem trotz der furchtbarsten Regenströme der weite Saal in allen Räumen überfüllt war — begann mit Verlesung von Adressen ganzer Körperschaften und Entschuldigungsschreiben auswärtiger Friedensfreunde, welche Verhältnisse an dem persönlichen Erscheinen hinderten. Unter diesen Briefstellern knüpfte sich das meiste Interesse an die Namen von Barthélemy, St. Hilaire, Victor de Tracy, D. Bodenstedt (Redacteur der Weserzeitung), Carnot, der muthmaßliche Candidat für die nächste Präsidentenwahl in Frankreich, und General Subervie, einer der ältesten Feldherren der Französischen Armee, der sein eigenes, früheres Gewerbe als ein barbarisches schildert, allen Gesetzen der Natur und Menschlichkeit zuwider! —

Der Hauptredner war Richard Cobden, dessen unerschöpfliche, stets schlagfertige Beredtsamkeit sich zwei Stunden lang in einem Strome sarkastischster Anspielungen ergoß.

Er meint, ein bewaffneter Friede sei mit nur wenig Unterschied eben so unheilvoll, wie ein ausgebrochener Krieg. Die Engländer hätten allerdings keine bluttriefenden Schlachtfelder, keine zerstörten Städte, keine zertretenen Saaten, aber sie haben schwerdrückende Steuern, die Entsittlichung der Casernen, die Verschwendung des Nationalreichthums zum Erhalt eines ungeheuren Menschenkörpers im Zustand des Müßigganges. Aber da heißt es: Willst du Frieden, so rüste zum Krieg! Während gerade die immensen, stehenden Heere durch ihre Begierde nach Ruhm und Belohnung das Feuer des Krieges mehr entflammen als unterdrücken! Und nun empfahl der Redner seinen Landsleuten, den Splitter erst aus dem eigenen Auge zu ziehen, und nicht zu viel auf die gefährlichen Schmeichelworte zu horchen, welche namentlich in den letzten Monaten gleichsam mit einer Mauerkelle (trowel) auf sie geschleudert wurden; und er bedauert sagen zu müssen, daß England und sein Reichthum, trotz seiner ruhmredigen Friedensphrasen, mehr für Krieg und die Aufrechthaltung aggressiver Stellungen gethan hat, als irgend ein anderes Land der Erde. Jeder Schilling der Nationalschuld sei verausgabt worden, entweder für eigene Kriege, oder in der Unterstützung fremder Nationen, um sich einander die Gurgel abzuschneiden. Das Volk kenne noch nicht den gefährlichen Einfluß stehender Armeen. Er habe schon früher von dem Sittenverderbniß der Casernen gesprochen, die überall, wo sie vorhanden sind, wie ein Brand auf die sie umgebende Bewohnerschaft wirken, durch die zuneh-

Digitized by Google

mende Anzahl von Bier- und Branntweinschenken, und noch schlechteren Anstalten, welche immer in deren Nachbarschaft gedeihen. Man schritt zur Discussion des fünften Antrags, welcher „den Grundsatz der Nichtintervention aufstellt und „jedem Staate das absolute, unverletzliche Recht zuerkennt, seine Angelegenheiten „selbst zu ordnen". Für diesen Antrag sprach Herr Henry Vincent, ein Mann von kräftigem Körperbau und mächtigem Sprachorgan, aber leider von solchem congestionellem Habitus, daß man sich bei jeder Donnerphrase ängstigt, es zersprenge dem durchglühten Redner ein Blutgefäß, und er stürze todt zu den Füßen der lautlosstillen Zuhörerschaft; — ferner Herr Garnier, der Secretair der Gesellschaft für Frankreich, welcher unter Anderem bemerkte, wie die Regierungen ihre Interventionsgelüste dem bedrohten „Gleichgewichte Europa's" zuschrieben, das sich gleichwol fortwährend ändert, das z. B. einmal verlangt, daß Belgien mit Holland einverleibt bleibe, und einige Jahre später wieder, daß es von demselben getrennt werde! — Er bekämpft hierauf selbst jene Kriegführung, welche auf die Verbreitung liberaler Ideen und Institutionen abzielt, indem Niemand ein Recht habe, selbst Wahrheit durch Gewalt durchzusetzen.

Im Laufe dieser Discussion erschien plötzlich Emil Girardin, und wurde von Herrn Cobden zu einem Sitz begleitet. Die Versammlung, welche die berühmten Gesichtszüge*) rasch erkannte, brach in Beifallsgrüße aus, die Girardin mit der echt Französischen Galanterie erwiderte: „Er sei kein Soldat, aber ein Deserteur, denn er sei aus der Pariser Nationalversammlung desertirt, um das Glück zu genießen, dem Congreß der Friedensfreunde beiwohnen zu können." —

Die dritte und letzte Sitzung begann mit Verlesung von Adressen, worunter die des Erzbischofs von Dublin und Victor Hugo's sich befanden. —

Funfzehn Französische Handwerker verschiedener Gewerbe waren auf Kosten der Herren Girardin, Lamartine und einiger gleichgesinnter Freunde eigens von Paris gekommen, um dem Congreß der Friedensfreunde im Namen der Pariser Arbeiter ihre Huldigung darzubringen, und wurden von dem Englischen Volksmanne Henry Vincent unter großem Jubel der Versammlung vorgestellt. Einer der Handwerker, ein Graveur, las mit vieler Wärme eine Ansprache in Französischer Zunge, deren Haupt-Pointen von dem bekannten Reisenden Herrn Silk Buckingham ins Englische verdollmetscht wurden.

Der erste Redner zu Gunsten der 4. Proposition: „Die Verwerflichkeit öffentlicher Anlehen, als Mittel gegenseitiger Bekriegung u. s. w." war der Quäker, Buchhändler Charles Gilpin. Ich fürchte mich, den Ohren der continentalen Leser und noch mehr jenen gewisser Regierungen weh zu thun, wenn ich die derbkräftigen Ausdrücke und Ausfälle wiedergebe, welche im Laufe dieser Discussion von den verschiedenen Rednern gebraucht wurden. Hier in England ist

*) Bekanntlich hat Girardin eine frappante Aehnlichkeit mit den Kaiser Napoleon, was sogar schon zu vielen Anekdoten Anlaß gab.

Digitized by Google

man an eine solche derbe Sprachweise gewöhnt. M. Gilpin ist der Meinung, daß Derjenige, welcher Geld dazu herleiht, seinen Mitmenschen zu tödten, eben so strafbar sei, als der wirkliche Mörder. „Und dennoch," rief er in sichtbarer Aufregung aus — „dennoch, als der Autokrat des Nordens in unserm Lande eine Anleihe negocirte, um angeblich Eisenbahnen zu bauen, — bekam er das Geld; o Schmach über die großen Häuser der City, die es ihm borgten!" Der nächste Redner war Edward Miall (einer der bedeutendsten Finanzmänner Englands), welcher klar zu machen versuchte, wie ungerecht es sei, Summen aufzunehmen und Schulden zu contrahiren, welche von unsern Nachkommen getilgt werden müssen. „Denn es sei mit diesen Anleihen die Eigenthümlichkeit verbunden, daß Diejenigen, welche die geliehenen Summen ausgeben, nicht auch Diejenigen sind, welche sie wiederbezahlen. Aber Niemand sollte besteuert werden, „ohne seine Zustimmung, und wir sind doch sicher nicht im Stande, die nachkommende „Generation zu befragen!" —

Unter den Sprechern, welche in dieser Frage noch das Wort ergriffen, war es der reiche Londoner Banquier, Samuel Gurney (Bruder der berühmten Quäkerin Elisabeth Fry), welcher als ein „schuldiger Capitalist" (a guilty capitalist) wie er sich selbst stylisirte, die ungetheilteste Aufmerksamkeit der ganzen Versammlung in Anspruch nahm. — Er hielt sich überzeugt, Cobden's jüngster Antrag im Unterhaus: „Die Englische Land- und Seemacht bis auf einen Kostenbetrag von 10 Millionen Pfd. Sterling zu kürzen," würde gewiß durchgedrungen sein, wenn die gesetzgebende Macht von einem wahrhaft christlichen Geiste geleitet würde. —

Nach einer kurzen Pause erhob sich Cormenin und stellte folgenden neuen, praktischen Antrag: „Der Friedenscongreß empfiehlt seinen Mitgliedern, in allen constitutionellen Ländern ihren ganzen Einfluß geltend zu machen, um für ihre Parlamente nur solche Abgeordnete zu wählen, welche entschiedene Freunde des Friedens sind, und ihre Zustimmung allen jenen Maßregeln nicht versagen werden, welche auf die Reduction der stehenden Heere und die Verkürzung aller für Kriegszwecke zu verausgabenden Geldsummen abzielen."

Cormenin erkennt vier Hauptarten eines unnatürlichen, gewaltsamen Todes, nämlich: den Tod durch die Kanone, den Tod durch die Pistole, den Tod durch den Dolch und den Tod durch das Schaffot. Diese vier gewaltsamen Todesarten zu unterdrücken, sei das Streben der Friedensfreunde, und zwar durch folgende Mittel: den Tod durch die Kanone mittelst Abschaffung des Krieges; den Tod durch die Pistole mittelst Beseitigung des Duells; den Tod durch den Dolch mittelst Verminderung der Verbrechen, insoweit religiöse und moralische Erziehung und die Zustandsverbesserung des Volkes dazu beitragen können, und endlich den Tod durch das Schaffot mittelst Aufhebung der Todesstrafe. Dies

Digitized by Google

will aber nichts Anderes sagen, als daß wir die Beseitigung des Soldaten, des Duellanten, des Mörders und des Scharfrichters anstreben.

Elihu Burritt, der schlichte Waffenschmied aus Amerika, der erste Friedensapostel, sprach für die achte und letzte Proposition, welche allen Freunden des Friedens empfiehlt, die öffentliche Meinung auf die Zweckmäßigkeit eines Congresses von Abgeordneten aller Staaten hinzulenken, dessen Aufgabe es wäre, ein völkerrechtliches Statut für internationale Beziehungen zu entwerfen. Er erklärte: „daß endlich auch für die Arbeit der Tag gekommen sei, für jene duldende, friedliche Arbeit, welche bleich und hungrig um Brosamen bettelte an den Thorsteinen derselben Paläste, die ihre schwieligen Hände mit mehr Schätzen und Leckerbissen gefüllt hatten, als das Auge und der Appetit undankbarer Genußsucht erregen konnte; für jene Arbeit, die sich mühsam den Weg bahnte durch die Barbarei der Vergangenheit, die Fesselspuren der Knechtschaft noch frisch und hochroth an ihren wunden Gliedern" . . . .

Ein nicht gewöhnliches Interesse erregte einer der nächsten Sprecher, Herr Francisque Bouvet (Volksvertreter), durch den eigenthümlichen Umstand, daß sich derselbe voriges Jahr, obschon Mitglied der Gesellschaft der Friedensfreunde, in Paris duellirt hatte. — Er kam reuig in den Schooß der Gemeinde zurück, in seiner Entschuldigungsrede darauf hinweisend, wie auch Daniel O'Conell und Girardin sich ähnlicher Vergehungen schuldig gemacht, und diese durch ihre spätern Thaten gesühnt hätten.

Der letzte Sprecher war der Schreiber dieser Zeilen. Wir würden diese Thatsache gewiß nicht der Aufzeichnung werth erachten, gäbe sie uns nicht die Gelegenheit, unsern Deutschen Brüdern zu sagen, wie sie jenseits des Canals sehr stark im Rufe einer friedensfeindlichen, kampflüsternen Nation stehen. (! !) Als wir die Tribune in der Exeterhalle bestiegen, hatten wir keine andere Absicht, als unsre Deutschen Stammgenossen in einem friedlichern Lichte zu schildern, und zu zeigen, wie es mehr in den Verhältnissen, in der gewaltsamen Aufreizung der Presse und einzelner ehrgeizigen, ruhmsüchtigen Naturen, als in der Gemüthsverfassung des Deutschen Volkes lag, wenn vorigen Herbst zwei Bruderstämme die Schwerter gegen einander zuckten. — Wir wollten die Wahrheit geltend gemacht wissen, daß der eigentliche Kern der Deutschen Nation, wir meinen die Männer der Arbeit, die Männer des Handels, die Männer der Intelligenz, mit allen Poren ihres Herzens den Frieden des Vaterlandes ersehnen, wenn er nicht mit dem Verlust der Freiheit, der Ehre und der sittlichen Würde erkauft sein will, ohne welche es kein Leben und keinen Frieden giebt."

Dr. Carl Scherzer.

Digitized by Google

Ein anderes Wort über die Friedenscongresse.

Wir sind mit dem geehrten Verfasser des vorstehenden Aufsatzes vollkommen darin einverstanden, daß die Tendenz der Friedensfreunde eine sehr ehrenwerthe ist. Je dringender die Ideen der Humanität allen Völkern, allen Ständen ans Herz gelegt, und je energischer alle Vorstellungen und alle Vorurtheile, die denselben widersprechen, bekämpft werden, desto wahrscheinlicher wird ein allgemeiner Fortschritt der Menschen. Wir glauben auch, daß die Friedensvereine in ihrer gegenwärtigen Gestalt viel Nützliches wirken können, denn sie populariſiren die Ideen der Humanität in einem ziemlich weiten Umfang, und sie bringen dieselben, wie es nöthig ist, von Zeit zu Zeit in Erinnerung. Allein wir müssen uns doch einige Einwendungen erlauben.

Einmal wäre es schädlich, sich allzu sanguinischen Hoffnungen hinzugeben. Eine viel gewaltigere Kraft, die christliche Kirche, hat zu ihrer Zeit nach demselben Zwecke hingearbeitet, und doch nicht viel erreicht, obgleich sie im Namen einer damals noch ziemlich allgemein anerkannten Autorität auftrat, die den heutigen Apostoln des Friedens fehlt. Sobald bei unsern künstlichen Staaten, die noch weit davon entfernt sind, wirkliche Volksindividualitäten darzustellen, die Interessen sich so verwickeln und zu so beständigen Reibungen führen, daß sie endlich zur Leidenschaft werden, so nutzt weder die allgemeine Empfehlung des Friedens etwas, da noch niemals in der Welt die Leidenschaft durch Philosophie curirt worden ist, noch auch die Aufstellung eines Schiedsgerichts, denn ein Gericht hat nur dann einen Sinn, wenn es zugleich die Macht besitzt, seinem Spruch Geltung zu verschaffen. — Freilich wäre es ein praktisches Mittel, wenn die Börsenmänner sich ohne Unterschied dazu verpflichteten, zu keinem Kriege Geld zu geben; aber die Aufgabe, bei Wucherern die Idee der Humanität über die Idee des Gewinns zu stellen, ist eine eben so träumerische, als aus Europa eine allgemeine Republik zu machen.

Sodann möchten wir den Freunden des Friedens rathen, den Spott, den ihre Idee an sich wahrlich nicht verdient, nicht durch Uebertreibungen zu provociren. Das thun sie aber in reichem Maße durch die parlamentarische Form ihrer Beschlüsse, denen sie eine Art bindender gesetzlicher Kraft zuzutrauen scheinen, und durch ihr vollständiges Ignoriren thatsächlicher Verhältnisse, welches ihnen jede Brücke zur Wirklichkeit abschneidet. Auf einzelne Verkehrtheiten, wodurch man sich discreditirt, z. B. auf das große Wesen, das man von einem anerkannten Charlatan, wie Herr v. Girardin es ist, macht, will ich hier kein Gewicht legen.

Endlich möchte ich doch den Krieg, und was damit zusammenhängt, wenigstens unter gewissen Umständen in Schutz nehmen. Einseitige Friedensliebe ist an sich eine bloße Abstraction. Wenn uns ein Eroberer überfällt, so werden

Digitized by Google

wir ſuchen uns unſrer Haut zu wehren, nicht durch Apoſtel des Friedens, ſondern mit dem Schwert, und wenn einmal die Nothwendigkeit des Kriegs da iſt, die man allerdings nicht provociren darf, ſo können mannichfache Vortheile daraus entſpringen: es können Verhältniſſe geſchlichtet werden, die auf dem Wege ruhiger Entwickelung kaum eine Geſtaltung zulaſſen, wie z. B. die Deutſche Verfaſſung; es wird jenes lebendige Nationalgefühl erregt, welches man nicht ſchwächen darf, das vielmehr ein ſittliches Moment iſt, und durch welches der Einzelne ſich jenes edle Gefühl, einem großen Ganzen anzugehören, vermittelt, den eigentlichen Adelsbrief der menſchlichen Natur; es wird endlich jene Gewohnheit der Selbſtſucht, die den irdiſchen Gewinn zum Mittelpunkt der menſchlichen Beſtrebungen macht, und der feigen Gedankenloſigkeit, die jede Idee einer Aufopferung verloren hat, gewaltſam unterbrochen. Und man wird uns zugeſtehen, daß zuweilen die Atmoſphäre wirklich ſo ſchwer iſt, daß auch ein furchtbares Gewitter ſeine Berechtigung hat.

Das ſoll aber im Allgemeinen die Beſtrebungen der Friedensfreunde nicht irren, denn wenn es auch nothwendige und heilſame Kriege giebt, ſo giebt es doch noch viel mehr ſchädliche und unnütze, und dieſe abzuwenden, oder zu ihrer Abwendung beizutragen, iſt eine heilige Aufgabe.

Dramaturgiſche Miscellen.

Egmont von Goethe. — Wir fahren fort, bei Gelegenheit der auf dem Leipziger Theater aufgeführten ältern und neuern Stücke an dieſelben einzelne Bemerkungen anzuknüpfen, theils in Beziehung auf die Dichtung ſelbſt, theils und hauptſächlich in Beziehung auf die Darſtellung. — Wir beginnen mit Goethe's Egmont. Er wird jetzt ziemlich allgemein halb melodramatiſch aufgeführt, mit der Beethoven'ſchen Muſik, und zwar ſo, daß das ganze Kunſtwerk als eine Continuität erſcheint, die Zwiſchenacte werden völlig durch die Muſik ausgefüllt, die eingeſtreuten Lieder als Opernarien mit vollſtändigem Orcheſter vorgetragen, und eine ziemliche Reihe der lyriſchen Stimmungen, die in dem Stück hervorgerufen werden ſollen, durch die Muſik vermittelt. — Obgleich wir nicht läugnen können, daß eine ſolche Aufführung wirklich in der Intention des Dichters gelegen hat, da das ganze Stück, wie die meiſten von Goethe, in Nichts weiter beſteht, als in einer Reihe von Stimmungen, die wohl oder übel mit einander in Rapport geſetzt werden, ſo müſſen wir doch die Zweckmäßigkeit dieſer Methode beſtreiten. Zunächſt ein ganz äußerlicher Grund. Die Zwiſchenacte ſind für das Publicum ein unentbehrliches Bedürfniß. Nicht allein, daß es einige Momente der Sammlung braucht, um den eben empfangenen Eindruck kurz zu recapituliren und da-

Digitized by Google

durch auf das Folgende vorbereitet zu sein, es will auch einen Augenblick aus der Passivität des bloßen Anschauens heraustreten, und einmal positiv thätig sein, es will entweder seinen officiellen Beifall oder sein Mißfallen äußern, oder auch nur mit dem Nachbar privatim den eben gewonnenen Eindruck verarbeiten. Drei Stunden lang in ununterbrochener passiver Aufmerksamkeit zu verharren, kann man keinem Menschen zumuthen. Um so unangemessener aber wird diese Zumuthung, wenn man die Aufmerksamkeit auf zwei wesentlich von einander verschiedene Gebiete richten soll. Ich weiß zwar, daß es heut zu Tage zur Modesache geworden ist, wenigstens in gewissen Kreisen, die Vermischung der verschiedenen Künste als das höchste Kunstwerk anzusehen, aber wie falsch diese Voraussetzung ist, zeigt die erste beste Beobachtung. Beethoven's Ouverture zum Egmont ist für sich betrachtet ein Kunstwerk im strengsten Styl, welches die unbedingte Hingabe der Zuhörer verlangt. Mit dieser Hingabe kann man ihr aber nicht entgegen kommen, wenn man sich auf psychologische, ethische und ähnliche Interessen vorbereitet hat, wie sie zum Drama gehören. Wir werden allerdings von der Einleitungsmusik, so wie von der Musik in den Zwischenacten verlangen, daß sie den Eindruck des Drama's nicht durch unpassende Stimmungen stört, aber wir werden mit demselben Recht von ihr verlangen, daß sie uns nicht zu sehr in Anspruch nimmt; sie muß kurz sein und uns durch einfache, leicht eindringliche Accorde die nöthige Stimmung vermitteln. — Diese äußerliche Bemerkung hat also zu gleicher Zeit auf das innere Wesen der Kunst Bezug. Schiller hat in seiner Recension mit Recht das Melodramatische in der letzten Erscheinung Clärchens getadelt, und Goethe nahm so viel Rücksicht auf seinen Freund, daß er zu dessen Lebzeiten die Stelle bei der Aufführung ausließ; später hat er sie wieder eingeschoben. Allein Schiller beschränkte sich mit seinem Tadel auf diese einzelne Stelle, während das ganze Stück an dem nämlichen Mangel leidet, an der Vermischung des Lyrischen und Dramatischen. — Da wir indessen in unsrer neuen dramatischen Poesie so arm sind, daß ohne eine beständige Wiederaufnahme der alten classischen Stücke Publicum und Schauspieler gleichmäßig verwildern müßten, so hat man doch die Verpflichtung, das Stück, in welchem neben seinen Schwächen ein unendlicher Schatz von dramatischem Leben enthalten ist, einmal von der Seite zu prüfen, ob nicht gerade auf dieses Dramatische ein größeres Gewicht gelegt werden könnte. Bis jetzt hat man im Gegentheil alles Mögliche gethan, das Dramatische bei Seite zu schieben, und die ganz lyrisch gehaltene Liebesgeschichte zwischen Clärchen und Egmont einseitig hervorzuheben. So läßt man z. B. die Scenen der Herzogin fast überall aus, während uns doch durch diese nicht nur die Lage der öffentlichen Angelegenheiten erst vollständig klar gemacht, sondern auch ein neuer Blick in Egmont's eigenthümliche Stellung geöffnet wird. So wird z. B. in der Aufführung zweier wichtiger Scenen, der Unterredungen Egmont's mit Oranien und mit Ferdinand, in der

Digitized by Google

Regel eine rein lyrische oder epigrammatische Wendung genommen. Oranien, als der aus der Geschichte bekannte kalte und reflectirte Staatsmann, und Egmont, der liebenswürdige Bonvivant, declamiren gegen einander im Charakter ihrer Rolle, ohne auf einander einzuwirken. Mir scheint das Gegentheil in der Absicht des Dichters gelegen zu haben. Oranien ist ein vornehmer Herr, der allerdings dem Volk und dem Fremden gegenüber niemals seine diplomatische Amtsmiene bei Seite legt; aber hier hat er es mit einem Freunde zu thun, und wenn er auch in der Gewohnheit seiner aphoristischen Redeweise bleibt, so soll er diesem doch nicht mit der Superiorität eines überweisen Mentors entgegentreten, der dem unerfahrenen Jüngling Charaden aufgiebt, sondern mit der Unruhe eines Freundes, der zwar jetzt fest in seinem Entschluß steht, aber ihn doch erst nach schweren Kämpfen gefaßt hat. Gleich bei seinem ersten Auftreten muß er uns also nicht durch Spanische Grandezza imponiren, sondern durch die Hast und unterdrückte Leidenschaftlichkeit seiner Vorstellungen uns die Wirklichkeit der Gefahr versinnlichen. Die letzte Krisis der Thränen muß nicht überraschend kommen, sondern durch seine frühere Haltung vorbereitet sein. Auf der andern Seite muß Egmont durch diese Warnungen eines verehrten Mannes tiefer ergriffen werden, als er sich den Anschein geben will, und sein Entschluß, sich denselben zu entziehen, muß mit einer gewissen Gewalt gefaßt werden; wir müssen in ihm das geheime anticipirende Bewußtsein der Schuld erblicken, die ihn in sein Verhängniß treibt, denn er soll nicht mit bloßer Naivetät, sondern unter Mitwirkung seines Willens fallen, man soll durchblicken, daß er mit den Gründen, die er Oranien entgegenstellt, seine eigene aufkeimende Besorgniß bekämpft. — Noch schlimmer wird es mit der Scene zwischen Egmont und Ferdinand gemacht. In der Regel giebt man die letztere Rolle einem jungen Naturburschen, dem Liebhaber des Lustspiels, der auf diese hochpoetische Stelle das Gepräge des Lächerlichen drückt. Mir ist das sogar bei Hoftheatern vorgekommen, wo man doch eigentlich über einen solchen Mangel an Kräften erstaunen sollte. Außerdem läßt man in der Regel Egmont zu sehr in den Ton eines Präceptors verfallen, während doch gerade der Einfluß, den die Unterredung auf die Wendung seiner eigenen Gedanken und Empfindungen hat, die Hauptsache ist. Indem er einerseits von der ernsten Nothwendigkeit seines Schicksals unterichtet wird, eine Betrachtung, zu der er vorher nicht kam, da er seinen gehässigen Feinden gegenüber nur die stolze Haltung des unrechtmäßig gekränkten Mannes bewahren mußte, und indem er auf der andern Seite den geistigen Einfluß erkennt, den sein Leben und sein Tod auf junge empfängliche Gemüther haben wird, geht jene sittliche Reinigung mit ihm vor, die uns mit dem Ausgang versöhnt. In seine Auffassung der Verhältnisse, die bisher leichtsinnig und individuell gewesen war, tritt nun der Gedanke der höhern historischen Bedeutung. Diese Umstimmung, die den Traum und namentlich den letzten feurigen Monolog vorbereitet, wollen wir aber auch ausgedrückt

Digitized by Google

sehen, und sie läßt sich ausdrücken, freilich nicht von jenen Coulissenreißern, die in der Regel in der Rolle des Egmont ihre hübsche Figur und die Kraft ihrer Lunge zur Schau stellen, sondern von einem denkenden Künstler. — Während man so auf der einen Seite den historisch-dramatischen Inhalt stärker hervorheben sollte, müßten die sentimentalen Geschichten so viel wie möglich zurückgedrängt werden. Aus der traurigen Figur des Brackenburg ist Nichts zu machen, und ohne erheblichen Nachtheil für das Stück könnte uns Vieles von seinem Gewinsel erspart werden. Auch Clärchen sollte in der letzten Scene nicht zu sehr sterben; ihr Entschluß ist ein ernster, und wenn man von der Bedenklichkeit des ganzen Verhältnisses absieht, ein großer; sie darf die Energie, mit der sie ihn gefaßt hat, nicht durch weiches, geisterhaftes Wesen abschwächen, und so möchten wir auch die sanfte Musik, die ihren Tod bezeichnen soll, gern entbehren. An der Art und Weise, wie die Lampe erlischt, ist Nichts gelegen; wir wissen, daß sie erlischt und erlöschen muß. Egmont hat freilich einen schwachen Augenblick, wo er das Letztere nicht weiß, wo er mit einer gewissen Gutmüthigkeit seine Maitresse dem neugewonnenen Freunde vermacht; dieser abscheuliche Einfall sollte billiger Weise ausgelassen werden. — Ich bemerke zum Schluß, daß, wenn Clärchen einmal als transparente Erscheinung der Freiheit auftreten soll, und namentlich mit der weit ausgeführten Musik, wir nicht blos ein elegisches Genrebild, sondern ein dramatisches Tableau sehen wollen, welches der Stimmung entspricht. Ihr Kleid ist mit Blut bespritzt, und durch Flammen und Tod muß sie schreiten, ehe sie dem Geliebten den Kranz des Ruhms überreicht. Wie das zu arrangiren ist, kann ich freilich für den Augenblick nicht sagen, aber entweder, oder. Um in einer Dame im Salonkleid mit dem Kranz auf dem Kopf die Erscheinung der Freiheit zu erkennen, müßte man sonst Libertas darüber schreiben. J. S.

Wochenschau.

Pariser Botschaften. — Die Politik nimmt Abschied von uns, sie geht in die Bäder oder aufs Land, um den eleganten Pariserinnen, die uns schon längst verlassen, mit ihren geistreichen Migrainen, ihren liebenswürdigen Vapeurs, ihren Anbetern, aber ohne ihre Männer, Gesellschaft zu leisten, oder um die Revisionswünsche des Landes von Angesicht zu Angesicht zu schauen, die schreibunkundigen Kreuze persönlich kennen zu lernen. Selbst die leidige Centralisation hat Ferien genommen, und die Bezirksräthe, später die Generalräthe, werden ihre souveraine Stimme erheben. Es ist das eine wahre Petitionsvendée, welche die Regierung gegen die Constitution organisirt, die berathenden Chouans sollen der eigensinnigen Legislativen Furcht einjagen, und das Elysée hofft, die dreihundert Bezirks-, die sechsundachtzig Generalräthe werden der Verfassung ein Bein unterstellen, über das sie stolpern muß. Bei der gegenwärtigen Zu-

Digitized by Google

sammensetzung der Municipalität in Frankreich, bei dem Einflusse, den die Beamten der Regierung auf diese Berathungen haben können, deren Beschlüsse zwar nicht als Ausdruck des allgemeinen Willens betrachtet werden, verdienen sie doch jedenfalls Berücksichtigung. Es muß aber vor der Hand noch in Frage gestellt bleiben, ob diese consultativen Verschwörungen zu Gunsten der Regierung ausfallen werden. Wenn wir nämlich auch zugeben wollen, daß eine ziemliche Majorität für die gesetzliche Revision sich aussprechen dürfte, so heißt das noch lange nicht, daß das Land die Durchsicht der Verfassung im Sinne des Elysée verlange, das heißt im Sinne der Prolongation der gegenwärtigen Regierungsgewalten. Ein flüchtiger Blick in das Parteigetriebe Frankreichs genügt, dies auf unwiderlegbare Weise darzuthun. Die Revisionswünsche zerfallen in drei Kategorien, in solche, die rein bonapartistischer Natur sind, in solche, die eine gänzliche Umgestaltung der Verfassung wollen, und endlich in jene, welche eine Verbesserung der Verfassung im republikanischen Sinne im Auge haben. Dort, wo die Regierung überwiegenden Einfluß hat, wird die erste Kategorie sich geltend machen, in den legitimistischen und Orleanistischen Departements wird die zweite zum Vorschein kommen, obgleich nicht zu läugnen ist, daß die Führer der Legitimisten im Grunde für den Bonapartismus arbeiten wollen; dort endlich, wo die gemäßigten Republikaner du lendemain in der Mehrzahl sind, wird die dritte Kategorie ihren Ausdruck finden; es ist eine Protestation gegen die Schattenseiten der Verfassung, keine gegen die Republik und keine für das Elysée.

Was wird also das ganze Treiben beweisen? Natürlich Alles, was jede Partei wünscht, und am Ende wird es doch auf die Wahlurne, wenn nicht auf eine andere Entscheidung von 1852 ankommen. Das suffrage universel ist einmal das einzige Heilmittel, in das man jetzt noch Vertrauen setzt, und entschließt sich die Regierung nicht zu dieser bittern Pille, so hängt Alles vom Zufall ab. Der einzige Vortheil, der dem Lande aus diesem politischen Waffenstillstande erwachsen dürfte, ist, daß es drei Monate Ruhe gewinnt. Wir werden der Entscheidung um zwölf Wochen näher sein, und die Parteien zu irgend einem Entschlusse gelangen sehen. Louis Bonaparte wird sich täuschen und vertrösten wie bisher; er wird vielleicht eine Somnambule befragen, aber weder zu einer vernünftigen Lösung kommen, noch den Muth oder auch die Möglichkeit zu einem Staatsstreiche haben. Er scheint dies schon heute zu fühlen, und der Anschluß der Legitimisten an das Elysée kann leicht das Dejanirakleid für dasselbe werden. Es wird seine Stütze in der parlamentarischen Majorität nnd nicht in der Popularität im Lande suchen. Es wird aus Rücksicht für seine hohen Gönner den Mitteln entsagen, die noch einige Aussicht offen halten würden, und, was die Hauptsache ist, die Coalition auf der einen Seite muß zu einer Verschmelzung auf der andern führen. Louis Bonaparte kann sogar mit Majorität wieder gewählt werden, ohne daß er viel dadurch gewinnen würde, denn, wenn es dann bei der Entscheidung zum Conflicte kommt, kann er auf seine Anhänger weniger zählen, als seine Gegner auf die ihrigen. Eine Regierung macht schwerer eine Revolution, als ein Land, sie kann diese hervorrufen, aber wenn auch nur eine große Minorität — ich nehme den günstigsten Fall für das Elysée — sich für das Gesetz erklärt, ist jene geschlagen. Um unter solchen Verhältnissen die Oberhand zu behalten, bedarf es einer imponirenden thatentschlossenen Persönlichkeit, und das ist Louis Bonaparte nicht. Dieser hat eine zähe, aushaltende Natur, er hat Anfälle von Energie, Paroxysmen von thatrüstigem Eigen-

Digitized by Google

sinn, aber die Entschlossenheit, nach einer Krone zu greifen, die fehlt ihm ganz. Louis Napoleon ist der Hamlet des gemordeten Kaiserreichs, er theoretisirt recht schön, er hat heldenmüthige Gelüste, er hat den berechnenden Wahnsinn eines Monomanen, er wird wie Hamlet an einem offenen Grabe sein letztes Duell ausfechten, wenn er den Muth dazu hat, aber nie eine entscheidende Schlacht schlagen. Man beurtheilt ihn ganz falsch, wenn man ihn noch heute nach seinen Jugendunternehmungen bemessen wollte. Damals hatte er Nichts, er hatte Leute um sich, welche gleichfalls Nichts zu verlieren hatten, und er fühlte einen Rückhalt an allen revolutionairen Elementen legitimistischer oder republikanischer Natur, welche der Komödie von 1830 überdrüssig geworden waren. Louis Bonaparte war damals jung, er glaubte an die Welt, er war Reformer, er liebte daher die Welt und glaubte an Gegenliebe. Er liebte die Menschheit und wagte leichter ein halsbrecherisches Opfer, weil er auf Vergeltung, auf Unsterblichkeit hoffte. Heute ist er alt geworden, der Besitz hat ihn bequem gemacht, und er sucht nicht mehr zu erobern, er sucht zu behalten. Er ist müde, wie Napoleon im Jahre 1813, ohne in einer thatenreichen Vergangenheit noch Funken zu neuen Flammen auffinden zu können. Er hat sich in sein Reich unter fremdem Titel eingeschlichen — er hat es nicht geraubt, und nun, wo es gälte, die Hand kühn auszustrecken, fehlt ihm der Muth und die Kraft. Er fühlt sich gelähmt durch das unverdiente und unerkämpfte Glück, und weil er nicht gekämpft hat für sein Gut, wie zu Straßburg und Boulogne, hat er keine Haudegen, keine zuverlässigen Soldaten, sondern erbschleichende Advokaten und feige Diplomaten um sich. Louis Bonaparte ist so wenig der alte, daß es im Jahre 1848 der großen, begeisternden, unbegreiflichen Kundgebung des Landes bedurfte, um ihn wieder einigermaßen zu sich zu bringen. — Er wagte es kaum, Frankreich zu betreten, während der Napoleon von 36 und 40 längst ins Land gebrochen wäre, ehe er gewählt wurde. Dies soll kein Vorwurf sein; ich versuche aber eine Charakterschilderung, wie sie sich aus den Thatsachen kund giebt. Nur wenn man die Verdichtung und Hinfälligkeit dieses ehemals thatdurchglühten, welterstürmenden Charakters im Auge behält, kann man sich das fortwährende Anlaufen zu einer That erklären. Louis Bonaparte seit 1848 gleicht einem Menschen, der vor einem Graben steht und sich fortwährend in die Hände spuckt, ohne es zu einem muthigen Satze zu bringen. Sein Waterloo war der 29. Januar 1849, weil es sein verfehltes Marengo gewesen. Damals hatte er die Armee — den General Changarnier für sich, und die Reaction stellte sich so zitternd an vor den Gefahren, welche sie zu ihren Zwecken dem Lande als augenblicklich drohend dargestellt hatte, daß alle royalistischen Parteien ihr Haupt widerstandlos unter das selbst geschaffene Joch hätten beugen müssen. Aber Louis Bonaparte begnügte sich mit dem Scheinsieg, er steckte den Dankbarkeitswechsel der Reaction befriedigt ein, und, mit dieser Tratte auf eine Krone in der Tasche, ließ er sich von den Schmeichlern und Renegaten aller Parteien in den Schlaf lullen. Während er schlief, wurde er entmannt, und er war doch damals schon kein Samson mehr — man stelle sich vor, was heute noch von ihm übrig geblieben. Ein träumender, lendenlahmer, wahnsinniger Hamlet, der bei sich weiß, wo es ihm fehlt, der in lichten Augenblicken Humor und Menschenverstand genug hat, seine schelmische Umgebung gehörig zu beurtheilen, aber auch keinen halben Augenblick nüchterne Thatkraft genug. Von seiner ganzen Glorie sind ihm noch einige Aussichten auf Wiedererwählung geblieben, aber keine um diese zu benutzen. Es ist eine schöne Menschennatur in diesem Manne zu Grunde gegangen,

Digitized by Google

seine Jugend blieb ein unerfülltes Versprechen, und eine Reihe glänzender Eigenschaften sind in einer alle Lebenskraft verzehrenden Liederlichkeit untergegangen. Der Don Juan, der aristokratische Elegant, der exilirte Abenteurer, und nun der fett und alt gewordene Crassus hat den Helden verschlungen. Sein Name ist des alten Hamlets Geist, er ruft vergebens, das Glück winkte umsonst, der günstige Moment ist versäumt — zu spät! zu spät!

Die Politik zieht von uns, sagten wir. Die Politiker suchen das Weite, und lassen uns inmitten einer Invasion von Engländern; aber auch diese ist eine friedliche, und wenn der Friedenscongreß über das kriegerische Schauspiel, über das harmlose Pulververknallen auf dem Marsfelde hinweg sieht, dann mag er zufrieden sein. Was uns noch von Pariserinnen übrig geblieben, ist unter die Waffen getreten, um in Versailles und St. Cloud, im Hôtel de Ville, in der großen Oper, bei Diner's, Dejeuners, Bällen und andern Festlichkeiten dem Erbfeinde zu begegnen, aber — fast sagte ich, Gott sei es Dank — es ist keine Jungfrau von Orleans unter ihnen. Die Lanze ist mit dem eben so sicher treffenden Schelmblick vertauscht, die Fahne, unter der sie kämpfen, ist ihre eigene Schönheit, und die Sache, der es gilt, ist ein Wetteifer auf dem friedlichen Kampfplatz der Künste, Wissenschaften und der beide umfassenden Industrie. Dieses anspruchslose Fêtiren einer feindlichen Nation ist ein gewichtiges Symptom, es ist eine Bürgschaft für die Zukunft. Es ist keine Zufälligkeit, wenn ein Französisches Publicum den Gästen zu Ehren die allegorische Person, welche England vorstellt, mit einstimmigem Beifalle, mit freiwilligem Jubel empfängt. Wir sehen darin den ersten Keim jener Saat, welcher in dem friedlichen Stelldichein der civilisirten Welt in London ausgeworfen wurde. Die Nationen sind wie Einzelne, sie legen ihre mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheile nur schwer ab, aber einmal abgelegt, ist es auch gethan. Die Vernunft behält für immer Recht. Burke's Geist müßte sich beschämt das Haupt verhüllen, wenn er die Verbrüderung des republikanischen Frankreich's mit dem monarchischen England mit ansehen könnte. Ja, unsre Väter haben nicht umsonst den blutigen Kampf für Ideen geschlagen, die Deutschen für den Glauben, die Franzosen für die Freiheit. Voltaire und Rousseau sind keine Bücher mehr, sie sind Fleisch geworden. — Katholiken und Protestanten, zwei feindselige Nationalitäten, drücken sich freundschaftlich die Hand: das ist ein Stück Zukunft, das ist ein Stück Kosmopolitismus. Mag die Geschichte in ihrem undurchdringlichen Schooße noch manchen betrübenden Rückschritt für uns bewahren. Der Anfang eines allgemeinen Fortschrittes ist gegeben, und die Vergangenheit ist selbst Jupiter unerreichbar. Die Menschen wähnen sich freilich mächtiger, und es ist Shakspeare'scher Humor in dem Contraste von Bestrebungen, der uns mit jedem Schritte entgegentritt. Oder wäre es nicht komisch, wenn wir nun einen Legitimisten, in der Luft fliegend, nach Frohsdorf Ergebenheitsadressen bringen sähen? Und doch kann es schon morgen geschehen, denn das lange ungelöste Problem ist seiner baldigen Lösung nahe. Ein Herr Thomas d'Harville hat eine vielversprechende Flugmaschine erfunden, und schon erhebliche Versuche damit angestellt. Und wie vieles wird nicht zum Unsinne bei dem elektrischen Rapport, in dem die civilisirte Welt durch Eisenbahnen und Telegraphen steht, was noch gestern Reliquie gewesen sein mochte!

Londoner Briefe über die Weltausstellung, von H. Scherer. Leipzig, Schultze. — Ein allerliebstes Buch, eben so unterhaltend als belehrend. Die meisten

Digitized by Google

Schilderungen in demselben sind wol schon in dem einen oder andern Blatte enthalten gewesen, allein sie sind zweckmäßig zu einem anmuthigen Ganzen verarbeitet. — Wir führen einige Stellen daraus an. —

Zuerst die Schilderung von der polizeilichen Einwirkung bei Gelegenheit der Eröffnung der Industrieausstellung. „4200 Constablers waren auf den Beinen, mit Nichts weiter bewaffnet, als ihrem Stabe und dem Palladium des Gesetzes. Ich habe mehrere Male gesehen, daß ein solcher aufgehobener Stab Hunderte des gemeinen Volkes, die sich in wildem Drängen überstürzten, nicht minder als den betreßten und gepuderten Kutscher des Lords, welcher außer der Linie fahren wollte, zum Stehen brachten. Eine einzige Scene der Widersetzlichkeit sah ich im Hyde-Park. Ein Arbeiter hatte den Gipfel eines Baumes erklettert, um von oben das Schauspiel des königlichen Zuges zu genießen. Ein Polizist bedeutete ihn, herabzukommen, da es verboten sei. „Yes", rief der Bursche, „when all is over!" Der Polizist befahl nochmals, und drohte, ihn zu holen. „Come if you can!" war die Antwort. Das Zwiegespräch hatte einen großen Kreis Neugieriger versammelt, die unwillkürlich für den Burschen, der wie ein Vogel in seinen Zweigen saß, Partei nahmen, zumal, als der Polizist taktlos genug war, auf den Baum zu klettern, um den Inculpaten herabzuholen. Er konnte ihm natürlich nicht beikommen, und rief Kameraden zu Hilfe. Bald hing der Baum voll Polizisten, was in der That einen äußerst komischen Anblick gewährte. Endlich kam es zur Capitulation, und der viel Geängstigte versprach, herabzukommen, wenn man ihn dann laufen lasse. Als er aber den Boden erreicht hatte, wollten sich die Polizisten seiner bemächtigen. Dagegen erhob sich denn aber allgemeiner Widerstand. „Wort halten!" rief es von allen Seiten, und da die Häscher ihre Beute nicht freiwillig lassen wollten, so wurde sie ihnen mit Gewalt entrissen. Aehnliche Scenen mag es auch anderwärts gegeben haben; allein von einer irgend systematischen, vorbedachten Störung oder gar feindseligen Demonstration, wie politische Geisterseher befürchtet hatten, war auch nicht die geringste Spur zu entdecken. Es war wol, was man mob — Pöbel — nennt, zahlreich vorhanden, allein er betrug sich mit großem Anstande, und hielt selbst in seinen Aeußerungen an sich. Dazwischen sah man alle gebildeten Klassen, Männer und Frauen, wohlgekleidet und Stunden lang im Gedränge, die Ankunft der Königin erwartend. Seine Königin gesehen zu haben, ist für den gut erzogenen Engländer eine wahre Gewissenssache, und ich glaube, für manchen Provinzialen würde die Ausstellung ohne die königliche Procession nur den halben Werth gehabt haben. Die Engländer sind übrigens in diesem ihrem Cultus so zudringlich, daß Ihre Majestät es nicht mehr wagen darf, ohne Gefahr, erdrückt zu werden, an öffentlichen Orten zu erscheinen. Darum ist Brighton verlassen, darum sind im Besuche Windsor's Beschränkungen eingeführt worden.

Militair war nur wenig zu sehen; an den Eingängen des Krystall-Palastes und im Hof von Buckingham-Palast waren einige Compagnien Grenadiere aufgestellt, und in gewissen Entfernungen der Straßen, welche die Königin passirte, hielten schwache Pikets der Garde zu Pferde, wovon auch etwa 2 Schwadronen den Zug escortirten. Das Militair war nur Ehren-, nicht Sicherheitswache, es stand unter der Polizei, und hatte nicht das mindeste Recht bewaffneter Einschreitung. Um allen Eventualitäten zu begegnen, waren allerdings zwei Regimenter in den Casernen consignirt, indeß war von dem kriegerischen Apparat, den man bei uns bei dem mindesten Anlasse entfaltet,

Digitized by Google

nicht das Geringste zu sehen. Auch hier sind sehr übertriebene Nachrichten verbreitet worden. Die sonst aus 3000 Mann bestehende Garnison Londons mag etwa verdoppelt sein, wovon indeß der größere Theil in Greenwich und Woolwich untergebracht ist. Eben so wenig ist die alte schöne Gastfreiheit Englands durch vexatorischen Paßzwang beeinträchtigt worden. Wir Alle, und so noch viele Andere, haben dieses Land betreten und bewohnen es, ohne über Namen, Stand, Charakter und Beschäftigung ein peinliches Verhör erduldet zu haben. Mag es sein, daß eine geheime Aufsicht stattfindet, man spürt sie nicht, und jedenfalls wird sie dem alten Gebrauch der Bürger- und Menschenrechte niemals zu nahe treten." — Wann wird man endlich diese eben so wahren als unbeachteten Gedanken bei uns beherzigen! —

Wir gehen zu der Darstellung von dem Eindruck über, den die Ausstellung im Ganzen macht. „Der Eintritt in das Transept und der erste Ueberblick dieses industriellen Welt-Panorama's hat etwas Feenhaftes, welches zu schildern meine Feder zu schwach ist. Wir haben für die Beschreibung nirgends einen positiven Anhalts- oder Vergleichungspunkt, wir können nur auf die Einbildungskraft und die Märchen von tausend und einer Nacht verweisen. Schon China oder das Tunesische Zelt allein für sich genommen umfassen den Zauberkreis des Orients, und doch sind hier nur einzelne Mosaiksteine der vereinigten Pracht, welche das ganze Werk entfaltet. In dem Transept hat neuerdings auch die herrlichste Blumenausstellung Platz gefunden. Man muß wissen, zu welcher Höhe und Vollkommenheit hier zu Lande die Blumistik gelangt ist, um zu begreifen, welche seltene Schätze Glashäuser liefern können. Die Ulme drängt ihre Krone stolz bis zur Wölbung des Glasdaches empor, und nimmt mit ihren lang gestreckten Aesten fast die Breite des Transepts ein. Rings im Halbkreise erheben sich die Blumenständer, und füllen beinahe den ganzen Hintergrund; auch die Fontainen sind mit einem blühenden Kranze umgeben, und mehrere andere kleine Parterres angebracht, woraus sich schlanke Palmen aufrichten, den Stamm von zahlreichen Orchydeen umrankt. Dieser Anblick klimatischer und botanischer Vereinigung der Zonen erscheint um so interessanter, wenn wir sehen, wie der exotische Baum bereits sein gutes Bürgerrecht in England erhalten hat. Plaudernde Gruppen des Londoner high life sitzen eben so sorglos unter dem Fächer der Palme, als unter dem dichten Laubwerk der Ulme. Zahlreiche Bänke, die durch die ganze Ausstellung vertheilt sind, bieten den Erschöpften Ruhe dar, und das Transept vornehmlich scheint mehr und mehr eine fashionable Morgenpromenade, ein Schauplatz schöner Frauen und eleganter Morgentoiletten zu werden. Dagegen kann kein Salon irgend eines Palastes in die Schranken treten. Tausende von Menschen bewegen sich gemächlich auf und nieder; die Türkei, Persien und China zur einen, und Indien zur andern Seite breiten die ganze Pracht des Morgenlandes aus; von den oberen Galerien hangen die wundervollen Gobelins herab, zwischen durch treiben die Springbrunnen ihren mächtigen Wasserstrahl, die Krystall-Fontaine erglänzt wie ein Kaleidoskop in immer wechselndem Farbenspiel, und die weißen Marmorstatuen und Gruppen, die in langer Reihe auf und nieder stehen, scheinen voll Leben aus dem Hintergrunde des grünen Waldes hervorzutreten. So oft ich nun auch bereits die Schwelle des Glas-Palastes überschritten, der Eindruck des ersten Blickes bannt mich immer mit gleicher Gewalt. Es läßt sich denken, daß zum vollen Genuß ein blauer Himmel mit heller Sonne unentbehrlich ist. Dann verschwindet die Schwere

Digitized by Google

des Daches, man glaubt sich mitten in der Natur, und wie die Memnonssäule erklingt zu lebensvoller Wahrheit um uns die todte Schöpfung."

Endlich noch die Episode von dem großen Symposium, welches der berühmte Koch Soyer gab, und wozu er die gesammte Europäische und Amerikanische Presse eingeladen hatte. „Man war wol Anfangs versucht, das Ganze für einen Puff zu halten, allein die vollendete Thatsache des gestrigen Abends hat alle Zweifler beschämt, und selbst gespannte Erwartungen glänzend gerechtfertigt. Es ging dem „culinarischen Völker-Congreß" wie der Welt-Ausstellung. Man mißtraute der Möglichkeit ihrer Ausführung, bereitete ihr offene Hindernisse und geheime Intriguen, spottete und verleumdete, und siehe da, der Tag der Eröffnung kam, es ging trefflich von Statten. Wenn es erlaubt ist, Kleines mit Großem zu vergleichen, so ist mit Herrn Paxton nun auch Herr Soyer „the lion of the season" geworden, und alle Illustrationen des Palais Royal und des Boulevard des Italiens,' ein Very und Befour, frères provençaux und maison dorée, selbst der classische Name eines Rocher de Cancale verschwinden gegen die schöpferische Genialität des Symposiums, wo freilich nicht für platonische Philosophie, desto mehr aber für die Epikureische Schule der Tisch gedeckt wird.

Der gastronomische Ruhm unsres liberalen Amphitrions zählt bereits lange Jahre. Koch im Reform-Club und Verfasser eines seinen Erfolg mit einer zwanzigsten Auflage bekundenden Kochbuchs, war Herr Soyer der unentbehrliche Rathgeber für jedes Diner exquis, welches in der Crême der fashionablen Welt stattfand. Der Reform-Club ist bekanntlich das Feldlager der parlamentarischen Linken, einer Linken indeß, welche die Freuden der Tafel ein wenig besser zu genießen — und zu zahlen versteht, als der Club des Donnersberg oder des Deutschen Hauses im weiland Deutschen Reichstag zu Frankfurt. Ich erinnere mich aus früherm Aufenthalt einiger Diners, denen ich auf gütige Einladung en petit comité in dem prächtigen Palast von Pall mall beiwohnte. Inmitten Lucullischer Schwelgereien besprach man die Hungersnoth in Irland, und die Mittel und Wege, um die Regierung zu Concessionen der Gerechtigkeit für das unglückliche Volk zu zwingen. Wahrhaftig, die Brocken, welche von dem Tische fielen, hätten hingereicht, um eine ganze Familie auf Monate zu sättigen. Obgleich so ein Englischer Club ein Budget hat, kaum geringer, als ein kleines Deutsches Fürstenthum, so überschritten die Verschwendungen des Herrn Soyer, welcher auf Regiments-Unkosten eine neue Erfindung nach der andern experimentirte, und die Kochkunst mehr und mehr idealisirte, denn doch so sehr das finanzielle Gleichgewicht, daß der Club lieber auf den gastronomischen Ruf verzichten, als in Deficit und Bankerott gerathen wollte. Herr Soyer erhielt seine Entlassung.

England müßte nicht England sein, um sich diesen Augenblick einer ausgiebigen Speculation entgehen zu lassen, und Herr Soyer war der Mann, welcher selbst dazu die Hände bot. Im Besitze eines eigenen Vermögens von 50,000 Pfd. St., fand er Anerbieten genug, welche seinen Unternehmungsgeist mit doppelten und dreifachen Beträgen unterstützten. Es galt etwas Neues, noch nicht Dagewesenes zu schaffen, zugleich aber auch den strengen Anforderungen von Fashion zu genügen. Der einzig größere Restaurant, welcher in London ist, Herr Verey in Regent Street, war zu mesquin, um sich ihm nur zur Seite zu stellen. Vor Allem galt es, ein imposantes ausgedehntes Local zu finden. Die Gelegenheit bot sich glücklich mit dem Kensington Gore House. Dieses Haus vereinigt nicht nur alle räumlichen Erfordernisse, sondern es genoß zugleich

Digitized by Google

eines fashionablen Rufes und einer historischen Tradition der Galanterie und schönen Künste. Hier war die Residenz der Englischen Aspasia, Lady Blessington, der einzigen Frau, von der Byron zu sagen pflegte, er verzeihe ihr, daß sie Engländerin sei. Der Tod der Lady verödete dieses Tusculum, und nachdem es einfach den Besitzer gewechselt, hat es nunmehr die Bestimmung eines „Rendezvous des Gourmands" erhalten. Beinahe ein Jahr ist zur Umwandlung und Herstellung verwendet worden, so daß man bis auf einige Appartements, die Herr Soyer aus besonderer Pietät unberührt erhalten und mit dem Portrait der Lady Blessington und mehrern Zeichnungen ihres Schwiegersohnes geschmückt hat, die alten Räume kaum wieder erkennt. — Unter den Verschönerungen des Gartens zeichnen sich hervor die Gras-Pyramiden mit kleinen Watteau-Statuen, das Zigeunerzelt mit der Wahrsagerin, und die Grotte der Undine, ein kleiner Pavillon von Tropfstein mit Wasserkünsten und ein Bassin voll Gold- und Silberfischen. Nicht weit davon erhebt sich die große Bankett-Halle, für public dinners von 400 Personen eingerichtet, mit einem kunstreich geschnitzten Armstuhle für den chairman versehen, das Dach in genauer Nachahmung des Krystall-Palastes von Glas gedeckt, und die Wände mit Gemälden geschmückt, welche zum großen Theile dem Pinsel von Mad. Soyer zu danken sind. Allein dieser Salon ist ein wahres Miniaturbild gegen den sogenannten „Pavillon monstre d'Amphytrion" oder das „Feldlager aller Nationen", wo eine Tafel aufgestellt ist, an welcher 1500 Personen speisen können. Das Tischtuch, eine Webe Irischer Damast-Leinwand, mißt 250 Ellen. — Es ist in Manchem davon etwas „Humbug", wie die Engländer sagen, allein Herr Soyer kennt seine Leute und die Mittel, womit man bei Unternehmungen, wie die seinige, hier zu Lande wirken muß. Tausende von Menschen sind daher auch bereits zugeströmt, nur um das Local zu sehen, und das Entrée eines Shillings hat bereits eine recht hübsche Einnahme gewährt, noch bevor das Etablissement seiner eigentlich gastronomischen Bestimmung übergeben worden. Das Symposium gehört zu den unvermeidlichen Sehenswürdigkeiten dieser Saison, und dort nicht einmal dinirt zu haben, wäre eine Schande für die jungen Löwen des Westens. Allein Herr Soyer strebt noch höher, als zur städtischen Bürgerkrone; er ist Kosmopolit, und will die Ehre der Kochkunst vor der ganzen civilisirten Welt vertreten. Durchdrungen von Achtung vor der öffentlichen Meinung, überzeugt von der Allmacht der Presse, kommt er, ihr zuerst die Huldigung zu bringen, und die Einweihung des „Tempels der Gastronomie" unter ihren Auspicien, bevor Herzoge und Millionaire darin speisen, vorzunehmen. Die große Weltausstellung war natürlich ein Zeitpunkt, wie er nicht glücklicher kommen konnte. London, und was hier zu sehen und zu genießen, ist das Thema aller Unterhaltungen über den ganzen Erdkreis. Der „gentlemen of the press", die sich gestern auf die erhaltene Einladung in den gastlichen Räumen des „modernen Apicius" zusammenfanden, mochten gegen 250 sein. England und die Hauptstadt allein nahmen davon gewiß zwei Drittheile weg, dann folgten Franzosen und Belgier. Holland, Spanien und die vereinigten Staaten hatten gleichfalls ihre Abgesandten, und die Deutsche Presse war durch den Verfasser dieser Briefe und Herrn Wieck aus Leipzig vertreten. — Als um 6 Uhr die Gesellschaft vollständig versammelt war, erschien Herr Soyer, und erbat sich die Begleitung nach der „Wiese d'Orsay", einem freundlichen pleasure ground am Ende des Parks. Inmitten des Grases erhob sich eine kolossale Bratpfanne, in welcher beinahe ein ganzer Ochse, im Gewicht von 610 Pfd., auf dem Roste lag. Dergleichen Kraftstücke kennt nun zwar schon das Mittelalter,

Digitized by Google

allein der neuesten Erfindung unsrer Zeit gehört an, daß dieser Ochse mittels Gas gebraten war. Wie dies geschieht, ist vorläufig noch ein Geheimniß des Herrn Soyer, versichern aber kann ich, daß das Fleisch vortrefflich ohne allen störenden Beisatz schmeckt. Das monstre beef wurde von sechs Küchenjungen emporgehoben und in feierlicher Procession, voran die Musik, welche das nationale Lied „oh the roastbeef of old England" spielte, nach der Banketthalle getragen, wo die Tafel servirt war. Jedenfalls genügt unsre Mahlzeit, um die Wahrheit des diplomatischen Gourmands Talleyrand von Neuem zu erhärten, welcher sagte: „C'est en Angleterre que j'ai trouvé la meilleure cuisine française!" Herr Soyer ist Franzose, aber die ausgezeichnete Qualität des Englischen Fleisches giebt seiner Kunst erst den bildsamen Stoff, gerade wie Pariſcher oder Cararischer Marmor dem großen Bildhauer. Auch die Weine machten der Solidität und dem Reichthume des Kellers alle Ehre, und wurden in den verschiedensten Sorten und mit Profusion aufgetragen. Die Bedienung war zahlreich und aufmerksam, schnell und gewandt. Beim Dessert begannen die Gesundheiten. Der „Toastmaster", diese eigenthümliche Figur Englischer Gastmahle, war dabei nicht vergessen. Nach den Toasten auf die Königin, Prinz Albert und das königliche Haus lösten sich die Zungen, und wir hörten manche treffliche Rede, darunter auch eine Französische und eine Deutsche. Ordnung, Sitte und Anstand verloren nie die Herrschaft; obgleich die Weingeister so ziemlich losgelassen waren, so erlitt doch das Gleichgewicht nirgends eine Störung, und das Fest endete in harmonischem Einklange und allgemeiner Zufriedenheit." Den sehr interessanten Speisezettel möge man im Buche selber nachlesen. Aus den mitgetheilten Proben kann man beurtheilen, daß die interessante Schrift ein bedeutendes Publicum finden wird.

Aus Leipzig. — Man hat durch öffentliche Blätter davon erfahren, daß in diesen Tagen unsrer Stadt eine Landtagswahl bevorsteht; Näheres scheint darüber Niemand zu wissen. Noch vielweniger denkt man daran, sich über diesen oder jenen Candidaten zu einigen. Gott ist barmherzig! sagt der Politiker. — Es giebt Leute, die in dieser vollständigen Apathie gern einen großartigen Partei-Entschluß sehn möchten; es ist das aber eine arge Täuschung. Man ist müde der ewigen Hetzereien, und will von Politik Nichts weiter hören. — Daß in der Politik nicht blos von Monarchie und Republik, von Gothanern und Demokraten die Rede ist, sondern noch von manchem Andern, z. B. von den Steuern, der Zoll- und Handelsgesetzgebung u. dgl., das hat man für den Augenblick vollständig vergessen; eben so, daß die Wahl auf eine geraume Reihe von Jahren hinausreicht; daß der neu zusammentretende Landtag noch in eine Zeit fallen muß, wo es von der höchsten Wichtigkeit sein konnte, eine feste, gesetzliche Position zu haben. — Etwas mehr Interesse erregt die neue, bureaukratische Einrichtung der Communalgarde, weil dabei wenigstens vor der Hand ein großer Theil der Einwohner betheiligt ist. Ueber ein ziemlich unbestimmtes Mißvergnügen geht auch das kaum hinaus. — Leider wird in allen diesen Dingen Leipzig ein ziemlich getreues Abbild unsres gesammten Vaterlandes sein. Daß wir 1848 zu viel Eifer und Patriotismus ausgegeben haben, sieht heut zu Tage wohl Jeder ein; aber dieser Grad der Abspannung und Erschlaffung geht doch über die Wahrscheinlichkeit. — Mittlerweile hat unsre Stadt eine neue Zierde erhalten; die Homöopathen sind gegen sie eben so galant gewesen, als im vorigen Jahre die Agronomen; der alte Hahnemann hat sich dem Theater gegenüber auf einer hohen Säule in einer mehr als beauemen Lage auf einen Stuhl gesetzt, und fordert uns auf, ihn und sein Wesen näher ins Auge zu fassen. Was nächstens geschehen soll.

Verantw. Red. **F. W. Grunow.** — Mitredact.: **G. Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Digitized by Google

Wunderbare Schicksale der Englischen Journalistik.

I.

Von der Censur der Regierungen durch die Presse bis zur Censur der Presse durch die Regierungen ist nur Ein Schritt. Deutschland hat ihn gemacht; es wäre vergebens, dies läugnen zu wollen. In Oestreich censirt der Corporal, in Norditalien Oestreich, in Rom und Neapel der Weihwedel, in Preußen die Polizei, in Frankreich die Carricatur der Republik, überall die Willkür oder doch die Aengstlichkeit der Verfasser, Verleger, Redacteure, Herausgeber, Drucker ꝛc. ꝛc. England allein und etwa noch Belgien haben aus dem großen Schiffbruche der Europäischen Hoffnungen und Bewegungen ihre alte Preßfreiheit gerettet. Nach England namentlich schielt die geknebelte Deutsche Zeitungspresse mit einem von Neid und Bevormundung gemischten Gefühle. Es ist um den Humor zu verlieren, wenn man das sorglose Sichgehenlassen unsrer Freunde jenseits des Canals mit ansieht, und den Humor, hat ein großer Weiser einmal gesagt, den Humor dürfen wir um keinen Preis heute verlieren, wenn wir morgen noch zum Leben oder Sterben gut sein wollen. Den Humor *wollen* wir auch nicht verlieren. Wir wollen ihn hätscheln wie ein kleines Kind, damit er uns nicht davonläuft, mit Wein, Liebe, Hoffnungen und sonstigen Süßigkeiten; wir wollen uns zuweilen auch in die Geschichte der Vergangenheit versenken, um den Muth für die Zukunft nicht zu verlieren. Zu diesem Zwecke lassen Sie uns einen Blick werfen auf die wunderbaren Schicksale der Englischen Journalistik. Der John Bull war auch nicht immer so vollmäulig wie heute, ist auch nicht von der Preßfreiheit groß gesäugt worden, wurde auch in der Kinderstube vom bösen Ruprecht Censor eingeschüchtert, hat auch seine bösen bittern Leiden gehabt, wie wir Deutschen heut zu Tage, und noch viel schlimmere. Und weil er bei dem Ueberflusse seiner enggedruckten Spalten die Pein und Noth seiner Väter gern vergißt, wollen *wir* uns derselben erinnern, um uns etwas Courage zuzutrinken aus dem Becher der Geschichte, mit Themsewasser und Kohlenstaub bis an den Rand gefüllt.

Digitized by Google

In England hat es zu allen Zeiten reiche Käuze gegeben, die es verstanden haben, sich das Leben so angenehm als möglich zu machen. Lange bevor der kluge Kopf geboren wurde, welcher die erste Londoner Zeitung gründete, besoldeten reiche Cavaliere in der Stadt und auf dem Lande eigene Agenten, die ihnen von Zeit zu Zeit die wichtigsten und interessantesten Neuigkeiten vom In- und Auslande brieflich mitzutheilen hatten. Die Correspondenten waren somit in der Schöpfungsgeschichte der Journalistik früher zur Welt gekommen, als die Journalistik selbst. Die Nährmutter wurde von ihren Kindern geboren.

Solche Correspondenten, oder, wie man sie damals nannte, Newsmen, Neuigkeitshändler, mögen höchst interessante Figuren gewesen sein. Sie hielten später offene Läden, meist in Cornhill, im Garten der City, und da wurden Neuigkeiten verkauft, wie beim Nachbar Bäcker das Brod. Die Leute kamen in den Laden und verlangten Neues aus England, Spanien, Frankreich, Deutschland für ein, zwei, drei Pence bis zu einem Shilling. Der Preis richtete sich nach der Entfernung des Kriegsschauplatzes und nach der Wichtigkeit der Nachricht. Wenn's in der Welt recht still und ruhig war, dann gab's, wenn man dem alten Hampdon glauben darf, ganz so wie bei uns, immer die allerauserlesensten Geschichten, dann wurde so künstlerisch gelogen, wie in dem renommirtesten Zeitungsinstitute der Gegenwart.

Ein solcher Neuigkeitsmann war es, der gegen Ende der Regierung von James I., im Jahre 1622, das erste Londoner Journal gründete. Der Name des Unsterblichen ist Nathaniel Butter; der Titel seines Blattes: Weeckly News. Es ist ein, in Englischen Geschichtsbüchern häufig vorkommender Irrthum, daß die erste Londoner Zeitung in jener Regierungsepoche der Königin Elisabeth erschien, als die Spanische Armada die Existenz Englands bedrohte. Diese Angabe ist falsch, wie sich aus dem alten Zeitungsschatze des British-Museum beweisen läßt. Shakspeare's Freunde trauerten noch an seinem kaum geschlossenen Grabe, Milton war 16 Jahre alt, Oliver Cromwell debutirte noch als Brauer in Huntingdon, als das vierte Genie der Zeit, in Gestalt des Herrn Nathaniel Butter, seine Weeckly News gründete. Das waren 148 Jahre, nachdem Caxton das erste Buch in England druckte*), und 10 Jahre vor dem Erscheinen der ersten Französischen Zeitung: la Gazette de France unter Ludwig XIV.

Unser Nathaniel scheint durch sein Unternehmen kein reicher Mann geworden zu sein; er wurde die Zielscheibe manches Witzes, und Ben Johnson persiflirte ihn und seine ganze Zunft — denn er hatte Nachahmer gefunden — in einer Komödie: „The Staple of News". Aber das Bedürfniß nach periodischen Blättern war einmal im Volk erweckt, es mußte befriedigt werden. Zumal während des Revolutionskrieges hatten die Neuigkeitsmänner und Pamphletschreiber viel zu

*) Es hieß: the Game of Chess (das Schachspiel) und war im Jahre 1474 vollendet.

Digitized by Google

thun. Cromwell benutzte sie zu seinen Zwecken, und seine Gegner lernten ihm bald das Kunststück ab. Die Post wurde durch Couriere, und wo diese nicht sicher reisen konnten, durch Tauben und sonstige geheime-Boten ersetzt.

Man würde aber gewaltig irren, wollte man glauben, die Pamphletschreiber wären in ihrem Handwerke von der Regierung so wenig beengt gewesen wie heute. Vor der großen Revolution war jede Druckschrift einer doppelten Censur unterworfen: der königlichen und der geistlichen. Die Idee kam von der Tiber an die Themse. Die Könige waren eifersüchtig auf die selbstangemaßte Gewalt der Kirche (seit Papst Alexander VI.), und wollten in ihren Gerechtsamen hinter den Prälaten nicht zurückstehen. Was Diese verschonten, zerstörte die königliche Hand. Am Ende blieb auch wenig übrig. Es ist ja so schwer, den Himmel mit der Erde zu vereinen, Gott und den Menschen, der Krone und dem Krummstab zu gleicher Zeit gerecht zu werden! — Als mit der Gründung der Anglikanischen Kirche unter Heinrich VIII. das Reich der katholischen Prälaten in England zu Ende war, bemächtigten sich die Anglikanischen Bischöfe mit gleich frommem Eifer des Censoramtes, und verwalteten es wo möglich mit noch größerer Strenge, als ihre Vorgänger. Denn im Fördern des Rückschritts hat es von jeher einen eben so markirten Ehrgeiz gegeben, als im Streben für den Fortschritt, und gewisse Principe giebt es, in denen alle Kirchen des Erdballs, und wären sie in ihren Grundideen einander noch so widersprechend, so ziemlich übereinstimmen. Der große Wolsey, Staatsmann und Priester zu gleicher Zeit, mochte die doppelte Berechtigung in sich fühlen, der freien Presse auf den Nacken zu treten. „Wir müssen sie vernichten, oder sie vernichtet uns", das war sein ehrlich ausgesprochenes Glaubenbekenntniß. Und dennoch wollte weder Heinrich VIII., noch die Geistlichkeit jener Zeit die Presse unbenutzt lassen. Sie sollte leben, aber als Sclavin ihrer Zwecke. Der Papst bearbeitete das Volk durch Schriften ohne Zahl. Was war natürlicher, als daß man dem Papste mit gleichen Waffen entgegentrat? Nur Eines wurde dabei vergessen, daß polemische Gedanken sich nicht wie Soldaten auf einem vorgezeichneten Terrain verwenden lassen, daß sie sich nach geschlagener Schlacht unaufhaltsam einen andern Kampfplatz aufsuchen, daß ein Volk, welches einmal durch Schriften zum Selbsturtheil und Selbstnachdenken angeregt ist, die geistige Anregung nicht mehr entbehren kann, und daß es nie an Köpfen fehlt, welche ihm dieselbe bieten, selbst mit Gefahr der Freiheit und des Lebens.

Alle Schrecken der Sternkammer konnten den losgelassenen Dämon nicht mehr bändigen. Elisabeth, die gelehrte, hochgebildete, hatte eine unbeschreibliche Angst vor allen gedruckten Schriften, wofern sie nicht ihre jungfräuliche Schönheit besangen, oder in den Zeiten des classischen Alterthums geschrieben waren. Sie verordnete, daß außer in London, Oxford und Cambridge keine Druckerpresse existiren dürfe; sie schleuderte ein Strafgesetz nach dem andern gegen „die infamen,

Digitized by Google

aufrührerischen Schriften, welche den Sinn ihres getreuen Volkes verderben", und konnte mit allem Dem Nichts weiter erzielen, als daß die Drucker, wie Falschmünzer, in Kellern und Verstecken arbeiteten, daß sie mit ihren Typen und Pressen von Quartier zu Quartier, von Flecken zu Flecken wanderten, um sich dem Arme der Verfolgung zu entziehen. Der Drang des Volkes nach Büchern rief seine großen Geister wach. Die Werke Bacon's und die Dramen Shakspeare's erschienen zu jener Zeit im Druck, und wurden von der wißbegierigen und unterhaltungssüchtigen Menge verschlungen; Raleigh veröffentlichte seine Geschichte der Welt; Ben Johnson, Beaumont und Fletcher mit Andern im Bunde wirkten zur Bereicherung der dramatischen Poesie; ja, es gab eine Epoche, wo Studien und Literatenthum so populair, modern und fashionabel wurde, daß James I. sich herabließ, die Welt mit seinen Ansichten über Tabak und Hexenthum zu erleuchten. Die politischen Tagesfragen blieben demungeachtet von der öffentlichen Besprechung ausgeschlossen. James I. war trotz seiner Schriftstellerei nicht weniger Despot, als Elisabeth, nur mit dem Unterschiede, daß Diese immer liebenswürdig sein konnte, wenn sie von ihrem treuen Volke Geld brauchte, wozu sich Jener niemals herbeiließ. Beinahe hätte London zu jener Zeit das Schicksal Berlins gehabt, und wenig hat gefehlt, so wäre York das Englische Potsdam geworden. James hatte nämlich einmal von der City Geld borgen wollen, und als diese ihre Taschen zuhielt, dem Lord Mayor gedroht, seine Residenz nach York zu verlegen. Der Lord Mayor hatte aber den Kopf auf dem rechten Flecke, und fragte ergebenst: „Ew. Majestät werden uns doch die Themse zurücklassen?" Der König blieb in London, und die Themse desgleichen, und seit jener Zeit fließt auch die Spree noch immer durch Berlin, trotzdem, daß die Hohenzollern nach Potsdam und Charlottenburg ausgewandert sind.

Wird heut zu Tage in Deutschland ein armselig Dutzend Zeitungen verboten, so geht das Journalgeheul von der Ostsee bis zum Bodensee. Man lese doch, wie es den Englischen Zeitungsschreibern vor 200 Jahren erging! Freunde, verlieren wir nicht den ewigen Humor. Was ist ein Verbot, eine Confiscation, eine Geldstrafe, eine mehrmonatliche Haft, der Verlust der National-Cocarde, was ist das Ungeheuerste: die Entziehung des Postdebits gegen die Englischen Strafurtheile in jener Zeit? — Es war im Jahr 1630, da publicirte ein gewisser Dr. Alexander Leighton einen Aufruf ans Parlament gegen die Prälaten. Er schalt Letztere „antichristlich" und „fanatisch", „Männer des Bluts", „Raben und Dohlen". Wegen dieser harmlosen Aeußerungen, deren sich in gegenwärtiger Zeit jedes Irisch-katholische Blatt ungestraft bedient, wurde der Doctor vor die Sternkammer citirt und nach kurzem Proceß abgeurtheilt. Im IV. Band der Englischen Staatsprocesse ist nun folgende schlichte, erbauliche Schilderung zu lesen, wie der Doctor bestraft wurde:

„Freitag am 16. November ist an ihm im neuen Palast von Westminster

Digitized by Google

ein Theil der Sentenz vollzogen worden, folgender Maßen: 1. Er wurde sehr ernstiglich durchgepeitscht, bevor er an den Pranger gestellt worden ist. 2. Als er an dem Pranger gestanden, hat er eines seiner Ohren abgeschnitten bekommen. 3. Auch eine Seite seiner Nase aufgeschlitzt. 4. Gebrannt auf Eine Wange mit einem heißen rothen Eisen, mit den Buchstaben SS, bedeutend: a Stirrer up of Sedition (ein Aufruhrstifter), und dann zurückgeführt ins Fleetgefängniß und gebüßt mit 10,000 L. und eingesperrt auf Lebenslang. Und von da sieben Tag später, die Wunden auf dem Rücken, Ohr, Nase und Wange noch nicht curirt, zum zweiten Male am Schandpfahl in cheapside durchgepeitscht, und alldaselbst der Rest der Sentenz an ihm vollzogen durch Abschneidung des zweiten Ohres, Brennung der andern Wange und Aufschlitzung der zweiten Nasenseite."

Ein anderer Schriftsteller, Namens Prynn, hatte ein Buch gegen das Theater und die Schauspielerei geschrieben. Unglücklicher Weise fiel es der Gemahlin Karl's I. ein, eine Maskerade bei Hof zu veranstalten, und trotzdem dieses geschah, als Prynn's Buch schon unter der Presse war, wurde der unglückliche Autor dennoch beschuldigt, eine Satyre auf die Königin gemacht zu haben. Die Sternkammer faßte ihn mit ihren Klauen. Er erduldete dieselbe Tortur wie Dr. Leighton, entwischte später aus dem Gefängnisse, wurde aber wieder eingefangen, und dem Volke zum Hohne, das für ihn beim Könige petitionirte, zum zweiten Male am Pranger durchgepeitscht; mit ihm mehrere seiner Freunde, die ihm zur Flucht verholfen hatten.

Die Chronik jener Zeit ist leider nur zu reich an ähnlichen Fällen. Den Humor möge sich Jeder selbst für unsre gegenwärtigen Verhältnisse zurechtlegen. — Mit der Abschaffung der Sternkammer im Februar 1641 begann eine bessere Zeit für die Englische Presse aufzutauchen.

Ein Besuch in der Berliner Gewerbehalle.

Die Blicke der ganzen Welt sind auf die Londoner Industrie-Ausstellung gerichtet, und ich weiß nicht, wie viele Ihrer Leser geneigt sein werden, mir in die allerdings etwas kleinere permanente Gewerbe-Ausstellung zu folgen, welche seit einiger Zeit in Berlin unter dem Namen der Gewerbehalle besteht. Dennoch wage ich es, die Aufmerksamkeit auf dieses beachtenswerthe und nützliche Institut zu lenken, weil man in demselben eine tüchtige und praktische Bethätigung des erwachten Associationstriebes begrüßen darf. In dem gegenseitig hilfreichen und zwanglosen Zusammenschluß der Gewerbetreibenden unter einander liegt eines der wesentlichsten Mittel, der gänzlichen Verarmung und dem Elend fleißiger und geschickter Arbeiter, welche in unbeachteter Isolirtheit vielleicht zu Grunde

Digitized by Google

gehen würden, entgegenzuwirken. Daß in den ersten Deutschen Revolutionsjahren die darauf abzielenden Vereinsbestrebungen häufig mit politischen und socialen Tendenzen sich verschwisterten, welche dem praktischen Zwecke durchaus fern lagen, hat die gewerbliche Association überhaupt in gewissen Kreisen mit Unrecht in Verruf gebracht. Die Association ist es, welche bei uns den im Verhältniß zu andern Ländern, namentlich zu England, hervortretenden Mangel an Capitalien ersetzen kann und muß, welche der technisch bereits so tüchtig entwickelten Deutschen Industrie wie dem Deutschen Handel Selbstständigkeit nach Außen verschaffen wird. In Berlin beginnt der Exporthandel seit Kurzem einen großen Aufschwung zu nehmen. Je mehr sich gewerbliche Associationen mit kaufmännischen Kräften bilden, sei es für einzelne Handelsunternehmungen, sei es für dauernde Gemeinsamkeit des Geschäfts, um so mehr wird jener lohnende Theil des Großhandels an Ausdehnung gewinnen, wird Capitalien in das Land ziehen, die, zuerst im Besitze von Gesellschaften, sich dann in weitere Kreise vertheilen, und die Mittel zu neuen Unternehmungen bieten.

So wenig mir die Louis Blanc'schen und Proudhon'schen Theorien, die übrigens trotz all ihrer socialistischen Phrasen im Sinne eines gewerblichen Absolutismus und staatlichen Mechanismus gedacht sind, eine praktische Handhabe zeigen, so wenig nach meiner Ansicht von Oben herab in die lebendige Bewegung der gewerblichen Betriebsamkeit und des Handels mit willkürlichen Organisationen, mit Vorschriften und Schranken eingegriffen werden darf, so sehr verdienen andererseis die auf praktische, industrielle und commerzielle Zwecke hinauslaufenden Associationen, welche im Schooße des Volkes aus eigenem Antriebe sich bilden, die fördernde Theilnahme des Staates. Weniger Schutz gegen Außen als Förderung nach Außen ist heilsam für die selbstständige Erstarkung der nationalen Industrie und des daran sich knüpfenden Handelszweiges, und ebenso weniger die künstliche Hervorrufung neuer Gewerbe durch schützende oder prohibirende Eingangszölle, als umsichtige und bereitwillige Unterstützung der natürlich entstehenden industriellen Unternehmungen. Kein Land leuchtet neuerdings in dieser Beziehung so entschieden als Muster voran, wie das kleine Belgien, dessen seit zwanzig Jahren verfassungstreu verwaltende Regierung gerade in den Tagen des Sturmes und noch jetzt in den Händen eines aufrichtig liberalen, zugleich aber einsichtsvoll gemäßigten Ministeriums liegt. Während in Frankreich die hartnäckigen Anhänger des Alten auf der einen Seite und die socialistischen Idealisten und Theoretiker auf der andern einander in fruchtlosen Kämpfen ermüden, die kaum eine andere Aussicht, als die auf eine neue gewaltsame Explosion gewähren, hat das Belgische Ministerium Rogier die sogenannte sociale Frage praktisch angegriffen, und nach zahlreichen trefflichen Einrichtungen auf dem Gebiete aller materiellen Interessen, der Landwirthschaft, wie der Gewerbe und des Handels, im Credit- und Bankwesen, bei unausge-

Digitized by Google

setzter Förderung der im Volke vorhandenen industriellen Regsamkeit, der Association eine ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Schon wurden die Alterversorgungs-Anstalten, durch welche der Einzahler, bei mäßigen Beiträgen, sich gegen das Elend im Alter und den Mangel durch Arbeitsunfähigkeit sichern kann, durch ein Gesetz begründet, und unter die Garantie des Staates gestellt. Ein Plan zur Bildung von Gesellschaften zur gegenseitigen Unterstützung reiht sich daran. Dergleichen Anstalten darf der Staat in das Leben rufen, ohne beeinträchtigend in die Freiheit der Gewerbe einzugreifen, und es ist Nichts thörichter, als aus Furcht vor socialistischen Theorien, oder aus Haß gegen dieselben, das wirklich Praktische der Association, das immer zugleich im wahren Sinne conservativ ist, von der Hand zu weisen. Was das Schutzzollsystem betrifft, in welches Belgien zum Theil nach dem Vorbilde Frankreichs sich eingemauert hat, so wird dasselbe allmählich durch die zwingende Gewalt des Völkerverkehrs auf sein natürliches Maß, auf eine consequente Förderung der im Inlande lebensfähigen und selbstständigen Gewerbe zurückgeführt werden. Ueberfüllung mit einer die Concurrenz des Weltverkehrs scheuenden Fabrikindustrie ist keinem Lande zuträglich. Je schwieriger die Unterscheidungen in dieser Hinsicht für den Staatsmann sein mögen, um so zweckmäßiger dürfte es sein, weder durch Begünstigung, noch durch Beschränkung willkürlich industrielle Unternehmungen hervorzurufen, dagegen die aus sich selbst entstehenden kräftig und nachhaltig zu fördern. Diesem Grundsatze widerspricht es ganz entschieden, daß ein Unternehmen, wie die Berliner Gewerbehalle, nun schon längere Zeit besteht, ohne daß diese Association von Seiten des Staats Berücksichtigung gefunden.

Die Gewerbehalle ist in einem sehr geräumigen und glänzenden Local, in einer der schönsten Gegenden Berlins (Jägerstraße) als ein ausgedehntes gemeinsames Verkaufsmagazin sämmtlicher Berliner Gewerbe begründet worden, ist dem Publicum zum Besuche, wie zum Kauf den ganzen Tag über geöffnet, und enthält Erzeugnisse aus allen Zweigen der gewerblichen Production. Da sind vertreten: Buchbinder, Drechsler, Gold- und Silberarbeiter, Gürtler, Glaser und Glasschleifer, Hutmacher, Klempner, Korbmacher, Kürschner, Kupferschmiede, Lackirer, Porzellan- und Rouleaux-Maler, Nadler, Posamentierer, Riemer, Schlosser, Schuhmacher, Herren- und Damenschneider, Seide- und Sammetwirker, Tischler, Tapezierer, Uhrmacher, Vergolder, Weber, Zinngießer, Zeugschmiede; da finden wir ferner Erzeugnisse der Galvanoplastik, der Ciseleure, Gravenre, Leder-Galanteriearbeiter, Steinpapparbeiter, Bildhauer u. s. w.

Die Gewerbehalle hat zunächst die Bestimmung, dem unbemittelten Gewerbetreibenden eine Gelegenheit zu directer und reeller Verwerthung ihrer Arbeiten zu bieten, sie aus ihrer Isolirtheit in den allgemeinen Strom des Verkehrs hinauszuführen, und solche gelungene und preiswürdige Arbeiten, welche vielleicht bei dem Verfertiger aller Beachtung entbehren würden, vor die Augen des Publicums

Digitized by Google

zu stellen. Von dem stets solid normirten Verkaufspreise hat der Verfertiger nur fünf Procent dem Institute abzugeben, das dagegen dem mittellosen Arbeiter auf seine eingelieferten Arbeiten Vorschüsse bis zum halben Werth derselben zahlt, um ihm so den Ankauf von Material zu fortgesetzter Thätigkeit zu ermöglichen, und ihn vor Schulden zu bewahren. Der Zweck beschränkt sich jedoch nicht auf diesen Theil der Gewerbetreibenden, sondern das Verkaufslocal nimmt auch von bemittelten Gewerbetreibenden Probestücke ihres Fleißes und ihrer Geschicklichkeit auf, um so der heimischen Industrie nach allen Seiten hin nützlich zu werden und für das Publicum deren Gesammtbild wie die Auswahl zu ergänzen. Jeder Aufnahme von Waaren geht eine Prüfung durch Sachverständige voraus, und die ununterbrochene Verbindung der Gewerbehalle mit sämmtlichen Gewerken setzt das Institut in den Stand, jede Bestellung in kurzer Zeit auszuführen.

Durchstreifen wir den Bazar der Gewerbehalle, so erfreut uns die geschmackvolle Anordnung in den vorderen Räumen, die freilich in den Hinterzimmern, wo die Möbelmagazine mit den elegantesten, wie mit den einfachsten Möbeln angefüllt sind, nicht mehr durchzuführen war. Hier sind es die einzelnen Formen selbst, an deren Geschmack und Erfindung das Auge sich weidet. Sophas und Chaiseslongues aller Art, Tische, Stühle, zierliche Tabourets, Schränke, Buffets, eiserne Bettstellen mit Uebermalung und Lackirung nach dem Muster polirter Hölzer, Möbel von Birken, Maser, Nußbaum, Mahagoni und Palissander, glatt oder mit Schnitzwerk oder Ornament von Steinpappe, ziehen bald hier bald dort den betrachtenden Blick auf sich. Unter ihnen ragen zwei Palissandertische durch ihren technischen Werth hervor. Der eine besteht aus einer kleinen runden Platte, die auf einem Fuße ruht, und ist nicht allein mit verschiedenen Hölzern, sondern auch mit Perlmutter ausgelegt, und reich mit arabeskenartig aufgetragenen Goldplättchen verziert. Das allegorische Mittelbild stellt die Wiederkehr des Siegeswagens dar, welcher durch Napoleon von dem Brandenburger Thor noch Paris entführt wurde, aber der Verfertiger hat die Göttin des Sieges von ihrem Amt als Wagenlenkerin abgesetzt, und ihr einen Krieger in Römischer Tracht zum Nachfolger gegeben, welchem sie voranschwebt. Im Hintergrunde erblickt man das Brandenburger Thor. Eine weniger schwierige, aber für die Tischlerei ungleich geeignetere und auch in der Ausführung geschmackvollere Arbeit zeigt der zweite Palissandertisch, dessen elegant geformte, länglich viereckige Platte ebenfalls aus einer Mosaikarbeit, jedoch in einfacher Zusammensetzung scharf gezeichneter mathematischer Figuren besteht. Dreitausend Stücke, aus 65 verschiedenen Amerikanischen Hölzern, sind zu diesem Meisterwerke der Tischlerei verwendet, das um so schöner ist, je mehr es sich in den Grenzen der besonderen Technik hält, und nicht auf das Gebiet der Malerei hinüberstreift, dem die Mosaik des ersteren Tisches bei aller Pracht sich doch nur immer sehr unvollkommen zu nähern vermag.

Digitized by Google

Kronen aus Glas und Bronze hängen von der Decke herab, und Jagdliebhabern ist eine Krone aus Hirschgeweihen zu empfehlen, die mit erfindungsreichem Sinn zusammengestellt wurde. Das Mobiliar wird durch eiserne Geldschränke vervollständigt, und für die Einrichtung einer Wohnung findet sich noch Mancherlei, darunter viel Interessantes. Eine zweckmäßige Erfindung sind die patentirten Lichtlampen, in denen ein Wachslicht unter Glascylinder und Glocke brennt. Je weiter das Licht herabbrennt, um so weiter sinkt ganz von selbst auch der obere Theil der Lampe, so daß die Unsicherheit der Beleuchtung verschwindet, und Bequemlichkeit wie Reinlichkeit diese Lampenart empfiehlt. Von den zahlreichen Klempnerarbeiten, unter denen ich mancher neuen Form begegnete, will ich nur eines großen Theebretes erwähnen, das auf seiner innern Fläche ein wirklich künstlerisch durchgeführtes Gemälde zeigt. Es stellt eine weite und offene Landschaft in freier Zeichnung dar, und giebt den gelblichen Ton älterer Oelmalerei, sehr glücklich wieder. Der Preis von acht Thalern erschien mir ungemein wohlfeil. Für geschmackvolle Verzierung der Wohnungen bieten sich Fenstervorhänge, mit hübsch ausgeführter Malerei geschmückt, plastische Arbeiten aus Steinpappe, Kasten aus den feinsten Hölzern; für die Wirthschaft fast Alles, was das Herz einer guten Hausfrau erfreuen kann, von Silbergeräthschaften bis zum blanken Kupfergeschirr herab, mit welchem man die Küchen so freundlich und glänzend aufzuputzen liebt. Ich sah hier zugleich eine Arbeit, welche zuerst in Deutschland einem Berliner Kupferschmied gelungen: einen kupfernen, innen verzinnten Kessel nämlich, zu dem der Verfertiger sich des Englischen Zinns bediente. Der Werth dieser Arbeit ist namentlich für diejenigen Gewerbszweige von Bedeutung, welche zur Bereitung ihrer Stoffe, z. B. der Farben, auflösende Säuren gebrauchen. Jene Verzierung widersteht der ätzenden Schärfe aller Säuren, während verzinkte Gefäße der Zersetzung unterliegen. Als ein niedliches Curiosum erwähne ich eines kleinen, kupfernen Theekessels von der Höhe eines halben Zolls, den der Sohn eines hiesigen Kupferschmieds aus einem Pfennig getrieben. Um endlich von der nothwendigen Ausrüstung eines Ehepaars der civilisirten Welt Nichts vermissen zu lassen, finden wir vollständige Herren- und Damen-Garderoben, so daß, mit Ausnahme der Nahrung, für alle Bedürfnisse des Lebens in diesem einzigen Local gesorgt ist.

Ich will mich nicht noch weiter in die Einzelnheiten des Bazars vertiefen, da bei so außerordentlicher Reichhaltigkeit kaum ein trockenes Aufzählen möglich wäre. Nur zweier trefflich gearbeiteter Werke zu Thurmuhren sei noch gedacht, deren feine Sauberkeit eben so sehr erfreut, wie der geringe Raum, den sie einnehmen, überraschen muß, da sie vermöge ihrer mechanischen Kraft im Stande sind, die größten Uhren in Bewegung zu setzen. Es sind ein Paar Cabinetsstücke der Uhrmacherkunst.

Man hat dem Institute der Gewerbehalle von dieser und jener Seite her

die Lebensfähigkeit absprechen wollen, indem man sagte, wer Möbel kaufen wolle, gehe in ein Möbelmagazin, wer Gold- und Silbersachen kaufen wolle, zum Juwelier u. s. w., eine Zusammenstellung so vieler verschiedenartiger Erzeugnisse sei daher recht schön, aber wenig praktisch. Mir scheint jedoch diese Centralisation, wenn sie, wie es hier geschieht, zugleich eine Garantie für Solidität der Arbeit bietet, einem sehr praktischen Bedürfniß entgegenzukommen. Für verschiedenartige Einkäufe bei Einrichtung von Wohnungen und dergleichen bietet sie dem Publicum eine wesentliche Erleichterung. Wer ein Geschenk machen will, ohne zu wissen was, fühlt sich sehr in seiner Wahl beschränkt, wenn er zehn Läden durchmustern soll, um vielleicht im letzten Etwas zu finden, das seinem Wunsche entspricht. Die Gewerbehalle öffnet sich dem Besucher, wie dem Käufer, die Wahl ist frei, unbeschränkt, der feste Preis überall Jedem lesbar angegeben, eine Durchwanderung an sich in hohem Grade interessant, und das Local ganz besonders für den Fremden, der Berlin besucht, eben so sehenswerth als bequem. Nette und zierliche Kleinigkeiten findet man in reichster Auswahl.

Die Gewerbehalle hat auch schon für den Export heimischer Gewerbserzeugnisse einleitende Schritte gethan, sich mit Londoner Handlungshäusern in Verbindung gesetzt, Bestellungen aus England, Kopenhagen, Stockholm und selbst aus Nordamerika entgegengenommen. Es ist zu wünschen, das der Deutsche Handel sich die Gelegenheit nicht entgehen lasse, und daß der Staat die Wichtigkeit des Instituts begreife, daß er namentlich Unternehmungen desselben im Verkehr mit dem Auslande unterstütze. A. G.

Ein neues Gemälde von Paul Delaroche.

Der Napoleon von Paul Delaroche ist das bedeutendste Gemälde aus der neuen Französischen Schule, welches in Deutschland bekannt geworden ist, und es besitzt auch Eigenschaften genug, um uns wenigstens einigermaßen die Richtung zu versinnlichen, die sich dort in der bildenden Kunst mit derselben Energie, aber mit größerm Erfolg geltend macht, als in der Musik und Poesie. So eben hat der berühmte Künstler ein neues Gemälde vollendet, welches in den Besitz des Hauses Goupil übergegangen ist, und bald durch einen Kupferstich vervielfältigt werden wird. Der Gegenstand desselben ist die Königin Marie Antoinette auf ihrem Hinausgange vom Gericht, das ihr das Todesurtheil gesprochen hat. Man führt sie eben vom Tribunal ins Gefängniß, das sie nicht eher verlassen soll, als auf ihrem Gang zum Schaffot.

Die Conception zu dem Bilde war bereits vor der Revolution gefaßt, im Jahre 1847. Die Anregung hatte Lamartine's „Geschichte der Girondisten" ge-

Digitized by Google

geben, welche trotz ihrer revolutionairen Haltung im Allgemeinen es sehr wohl verstand, in einzelnen kleinen Zügen für das fallende Königshaus das allgemeine Mitleid zu erwecken. Die schrecklichen Scenen des Jahres 1848 mögen dazu beigetragen haben, die Empfindungen des Künstlers zu steigern, und der Haltung seines Gemäldes ein größeres Leben einzuflößen.

Die Begebenheit ist auf eine sehr einfache Art in Scene gesetzt. Im Hintergrunde stehen die Richter, durch das zweifelhafte Licht einer Lampe beschienen, und mit ihren revolutionairen Insignien bekleidet. Sie haben gesiegt, sie triumphiren, aber ihre Stirn ist finster, ihr Blick verwirrt. Im Vordergrund, den Rücken dem Tribunal zugewendet und mit dem Gesicht gegen den Zuschauer, nähert sich die Königin, von Gendarmen und Nationalgarden geleitet. Der Officier, der die Letztern anführt, gehört seiner Physiognomie nach den leidenschaftlichsten Jakobinern an, währen die untergeordneten Schergen jene stumpfe Gleichgiltigkeit zeigen, die in Zeiten, wo man sich an das Blut gewöhnt hat, ihrem Gewerbe eigen ist. Die Sitzung des Tribunals hat lange gedauert, sie hat eine ganze Nacht hindurch gewährt. Der blasse und kalte Strahl eines Octobermorgens stiehlt sich zum Fenster hinein, und wirft auf das Antlitz, die Schultern und die Arme der Königin ein unheimliches Licht. Zur Seite ist eine niedrige Tribune, in welcher eine Menge Zuschauer sich an einander drängt, von jedem Alter und von jedem Geschlecht. Dort sieht man den wüthenden Jakobiner, der gegen das Opfer die Faust ballt, die zahnlose Megäre, die ihr flucht, das junge Weib, das vielleicht eben erst den glühenden Haß ihres Volks gegen sie theilte, die aber jetzt gerührt wird und in deren Auge eine Thräne sich zeigt, den Gamin der Zeit, dessen brauner Kopf sich malerisch unter den rothen Mützen hervordrängt, und dessen mehr muthwilliges und neugieriges, als boshaftes Auge sich von dem seltsamen und neuen Schauspiele nicht abwenden kann. — Die Kleidung der Königin zeigt Nichts von ihrem alten Glanz, aber sie ist so anständig, wie ihre Kerkermeister es ihr erlaubt haben. Schwarzes Kleid, weißes Halstuch, das Haar mit einem schwarzen Bande zusammen gehalten. — Die ganze Situation ist so einfach, daß alles Interesse sich in dem Ausdruck im Gesicht der Königin concentrirt. Ihre Stirn trägt zwar nicht mehr die Krone, aber sie ist stolz und majestätisch, und der Schmerz und die Angst der Gefangenschaft haben sie vor der Zeit mit einem Diadem weißer Haare umkränzt. Wenn auch der Kummer und die Schlaflosigkeit ihre Farbe gebleicht, ihr Auge gehöhlt und gedunkelt haben, wenn man in ihm die Spuren vielfacher Thränen sieht, so ist es doch noch immer das Antlitz einer Königin. Die natürliche Majestät ihres Ganges, die gleichgiltige Verachtung, mit der sie an den Schmähungen des Pöbels vorbeigeht, das leichte Zucken ihrer Augenbraunen, das unwillkürliche Anschwellen der Nasenflügel, das bittere und zugleich resignirte Zusammenziehen der Lippen, das Alles sind einzelne Züge von dem königlichen Ausdruck, den der Maler ihrem

Digitized by Google

edlen Gesicht zu geben gewußt hat. Er hat begriffen, daß der feierliche Augenblick weder Gesten noch Worte duldet. Die Königin schweigt, und lebt nur noch in den Gedanken. Ihre Arme hängen bewegungslos, und folgen ohne Anstrengung der Haltung des Körpers. Die Physiognomie ist ruhig und concentrirt. Der Kopf ist überhaupt ein Meisterstück: er drückt alle die verschiedenen Empfindungen aus, die hier am Orte sind, aber ohne Uebertreibung. Man fühlt die religiöse Haltung des Martyriums heraus.

Was das Technische betrifft, so findet die Französische Kritik, aus der wir diese Bemerkungen zusammenstellen, einen wesentlichen Fortschritt. Die Farbe ist aus ihrer Trockenheit und Strenge herausgetreten, die Linien weicher und geschmeidiger geworden. Dagegen ist jene Poesie des Contrastes, welche Delaroche überhaupt anstrebt, diesmal noch mehr hervorgetreten. Der ganze untere Theil der Gestalt, das Getäfel der Tribune, die hintere Bank sind in einem gleichmäßigen Dunkel gehalten und die Formen fast undeutlich. Das unheimliche Lampenlicht, welches die Richter bescheint, ist ein etwas zu starker Effect gegen das Tageslicht auf dem Kopfe und der Büste der Königin. Eben so wie bei dem Napoleon, hat sich der Künstler auch bei Marie Antoinette etwas zu streng an die geschichtliche Wahrheit gehalten. Ihr Embonpoint nimmt einen etwas zu großen Raum ein. Die Nebenfiguren sind nur ganz leicht skizzirt.

Wir fügen dieser kurzen Beschreibung einzelne Bemerkungen über die frühere Thätigkeit des Künstlers und über die allgemeine Richtung seiner Kunst hinzu. Das erste Gemälde, mit dem er öffentlich auftrat, war: Joas unter den Todten hervorgesucht, im Salon von 1822. Es folgte: Jeanne d'Arc, krank und im Gefängniß vor ihrem Untersuchungsrichter, dem Cardinal Wincheſter, 1824; Caumont de la Force, Miß Macdonald und die Folgen eines Duells, 1827; dann Strafford, vom Erzbischof von Canterbury gesegnet; Karl I., gefangen, von einer frechen Soldateska verspottet; Richelieu im Sterben, an die Rache gegen seine Feinde denkend; Cromwell, wie er den Leichnam des enthaupteten Königs betrachtet; Napoleon, wie er über den St. Bernhard zieht; die sterbende Elisabeth, von Neue gefoltert; Johanna Grey; die Söhne Eduard's u. s. w.

Schon die Wahl dieser Stoffe deutet die dramatische Richtung an, in welcher die Conception und die Ausführung gehalten ist. Sie steht zu der frühern Französischen Schule ungefähr in dem Verhältniß, wie die neue romantische Poesie zu der sogenannten classischen der beiden vorigen Jahrhunderte. Der Idealismus der ältern Richtung brachte es zu weiter Nichts, als zu Combinationen alter Formen, in denen die Symbolik der in dem öffentlichen Geschmack festgestellten Ideen des Schönen und Erhabenen aus einander gebreitet wurde. Die neue Zeit findet die Idealität nur in der Bewegung und der Action, so wie andererseits im Charakteristischen. Die Ideale der ältern classischen Schule, in der bildenden Kunst, wie in der Poesie, gehörten keiner bestimmten Zeit, keinem bestimmten

Digitized by Google

Moment an. Sie versuchten es auch nicht, die Natur in ihrer unmittelbaren Gewalt zu fassen, sondern sie veredelten dieselbe, wie man sich damals ausdrückte; sie gaben Typen an Stelle der Individuen. Die neue Schule wurde durch drei Momente bestimmt. — Einmal ließ man die antiken Modelle fallen und wendete sich zur Beobachtung der Natur in ihrer vollen Kraft. In der Malerei hat Gericault, in der Plastik Barye diese Richtung angebahnt. Sie haben mit der nur halbgeistigen Natur, mit Thieren und dergleichen angefangen, und dieselben in ihren charakteristischen Momenten studirt. Unmittelbar damit hängt zusammen, daß man auch in den historischen Gemälden auf die Quellen zurückging, daß man das Bedeutende an Stelle des allgemein Schönen setzte, und im Ausdruck des Gesichts selbst, in der Haltung der Figuren, im Costum und in der Beleuchtung Dasjenige hervorkehrte, was das Publicum frappiren mußte, nicht Dasjenige, woran es bereits gewöhnt war. Bei einigem Nachdenken wird man in der neuen Entwickelung des Drama's die nämliche Tendenz wiederfinden. Ich bemerke dabei, daß der Abweg dieser an sich sehr anerkennenswerthen und nothwendigen Richtung nahe lag. Bei dem Suchen nach dem blos Charakteristischen geräth man sehr leicht in die Verirrung, das Auffallende ohne Rücksicht auf seine ideale Bedeutung als charakteristisch zu nehmen, und indem man diese Züge portraitartig hervortreten läßt, die höhere Wahrheit, die in der Hervorhebung des Bedeutenden und Wesentlichen besteht, aus den Augen zu lassen; und in der ängstlichen Nachahmung der Natur mit Vermeidung aller conventionellen Idealität läßt man sich dazu verleiten, mit einem gewissen Trotz dem Auge diejenigen Züge aufzudrängen, die zwar richtig sind, die aber den Totaleindruck stören. So ist in dem schönen Bilde Napoleons von Paul Delaroche der immense Raum, welcher den beschmutzten Stiefeln und der einfarbigen Bekleidung des corpulenten Leibes zu Theil geworden ist, in künstlerischer Beziehung unstreitig ein Fehler. Aus dieser Verirrung ist es zu erklären, daß die extremen Anhänger dieser Richtung, wie die romantischen Poeten, es so arg trieben, daß man ihnen halb im Spaß, halb im Ernst den Grundsatz imputiren konnte: Nichts ist schön, als das Häßliche, und Nichts ist häßlich, als das Schöne.

Sodann trat an die Stelle der wohlwollenden Ruhe, in welcher die ältern Maler ihre Figuren gruppirt hatten, das Bedürfniß der Action und Bewegung, und damit die Hervorhebung eines leidenschaftlichen Moments in seinem vollsten Ausdruck. Das in Deutschland bekannte Gemälde von Horace Vernet, die Schlacht bei Hastings, kann uns dieses Streben versinnlichen. Solche Gemälde haben vor unsren Deutschen einen großen Vorzug, denn es ist in ihnen ein wirkliches Leben, und jene schwächliche, coquette Ziererei, die man bei uns nur gar zu häufig in der Stellung der Personen zu einander, in ihrer Körperhaltung und dergleichen findet, wird dadurch vermieden. Dagegen verleitet die zu hoch gespannte Action leicht zur Verzerrung. Es ist mit der plastischen Kunst, wie mit der darstellenden auf

Digitized by Google

dem Theater. Wer ist bei uns nicht von der dämonischen Leidenschaft, welche die Rachel bei ihrem Spiel entwickelte, bis in die innerste Seele ergriffen worden? wer hat aber nicht auch im Stillen gefühlt, daß diese Action nicht mehr ganz im Maß des Schönen bleibt, und daß diese Poesie des Contrastes zwischen der ruhenden und der leidenschaftlich erregten Individualität, welche den Grundzug ihres Spiels ausmacht, eben so leicht zur Manier werden kann, als die beständige antik gelassene Attitude, die man nach dem Vorbilde der Weimarer Schule unsren Schauspielern empfahl? Im Gemälde ist das aber noch bedenklicher. Auf dem Theater ist die leidenschaftliche Erregung doch nur ein Moment, den wir in seinem Werden verfolgen können, und der nachher nur noch in der Erinnerung wieder aufgefrischt wird; im Gemälde dagegen wird der Moment fixirt, und wir haben ihn beständig vor Augen. Das Gemälde kann niemals die wirkliche Bewegung, die wirkliche Leidenschaft, die wirkliche Action ausdrücken, sondern nur den Moment, in welchem dieselbe zu einem gewissen Abschluß kommt, gleichsam die Ruhe in der Bewegung. — Noch ein anderer Uebelstand geht daraus hervor. Es wird dadurch die Bildung eines Styls, wenn nicht unmöglich gemacht, doch wenigstens sehr erschwert, und während wir daher in unsrer neuern Deutschen Malerei, die sich ganz mit Recht mit vorzüglichem Eifer auf die höchste Stufe dieser Kunst, auf das monumentale Gemälde wirft (denn nur durch die genaue Berechnung auf seine architektonische Stellung erhält das Gemälde seine volle Bedeutung), und sich, trotz der reichen Ausbreitung in mannichfaltig bewegte Gruppen, und, trotz der Beziehung auf historische Gegenstände, zu dem typischen und symbolischen Charakter neigt, sehen wir in der Französischen Schule bei ihren großen Vorzügen ein Streben nach dem Effect und einen Mangel an wirklichem Styl, der die höchste Vollkommenheit der Kunst ausschließt.

Wir kommen auf einen dritten Punkt, der in einem scheinbaren, aber auch nur scheinbaren, Widerspruch zum ersten steht. Wenn nämlich die ängstliche Nachahmung der Natur und der Wirklichkeit zu einem bedenklichen Materialismus der Kunst verleitet, so geht damit das entgegengesetzte spiritualistische Streben Hand in Hand, nämlich das Streben, alles Interesse in dem geistigen Ausdruck der Physiognomie zu concentriren, und in demselben so verschiedene, zum Theil widersprechende Motive zu entwickeln, daß eine vollständige Tragödie darin enthalten ist. Dieses Streben, wenn es in seinen Grenzen bleibt, ist durchaus zu billigen, und kann allein den wesentlichen Fortschritt herbeiführen, nach dem die ganze moderne Kunst im Gegensatz zur antiken hinstrebt. Wenn die Alten das schmerzerfüllte Antlitz mit dem Schleier überdeckten, so lag in diesem ängstlichen Schönheitssinn ein Mangel; sie kannten noch nicht die geistige, die ideale Bedeutung des Schmerzes. Wir, die Modernen, wollen überall zum Wissen und zur Anschauung vordringen, und mit Recht; allein die Aufgabe hat ihre Grenzen, wenn sie nicht aus dem Gebiet der Wahrheit und der Schönheit heraustreten soll. Es

Digitized by Google

kann in diesem geistigen Raffinement eben so viel Manier und Carricatur eintreten, als in dem materialistischen. Auch in der Poesie findet man beide Extreme häufig vereinigt. Ich erinnere nur an Frédéric Soulié, der mit demselben Behagen, wie Victor Hugo und seine Schule, die materiellen Zuckungen des Fleisches darstellt, und auf der andern Seite ein psychologisches Raffinement anwendet, das sich in einzelnen Blicken und einzelnen Lauten aussprechen soll, die vollständig zu erklären, ein paar Bände analytischer Zergliederung kaum ausreichen. Die höchste Sentimentalität und der höchste Materialismus grenzen hart an einander.

Es möge für jetzt mit diesen flüchtigen Andeutungen genug sein; wir kommen bei der Besprechung verwandter Gegenstände noch einmal darauf zurück.

Das Vigneronsfest zu Vevay.

Die ungeheuren Anschlagezettel, die Einladungen in öffentlichen Blättern, die im Voraus gefertigten Bilder des Festzugs nebst allem Zubehör, der mit jedem Tage wachsende Zudrang der Fremden und all' die sonstigen außerordentlichen Zurüstungen mußten auch bei Demjenigen, der sonst nicht so ungeheuer schaulustig und neugierig ist, den festen Entschluß hervorbringen, auf wenigstens einen Tag sich an einen Ort zu begeben, der, selbst wenn die vielgerühmte Festfeier weniger befriedigend sein sollte, doch schon durch die enorme Menge seiner Besucher ein lebhaftes Interesse darbieten mußte. Also den Donnerstag in Vevay! — so hörte man überall rufen, wobei Mancher schon mit Resignation hinzufügte: Nachtquartier unterm freien Himmel! denn für den gewöhnlichen Besucher, der nicht gerade nahe Freunde im Orte selbst hatte, war natürlich bei den ungeheuren Preisen an Logis und Bett für die Tage des Festes selbst nicht zu denken; mußten doch selbst die reichsten Reisenden, die es verabsäumt hatten, vorher sich einzumiethen, trotz ihres Geldes und der höchsten Gebote, in ihrem Wagen übernachten, nachdem ihnen andere, vorsichtiger als sie selbst, die letzten Betten und Zimmer in der Stadt zu dem sehr mäßigen Preise von — 400 bis 800 Franken weggenommen hatten. Endlich rückte der Vorabend des ersten Festtags heran, und wir, mehrere Freunde zusammen, die es vorzogen, den Weg von Lausanne bis Vevay zu Fuß zurückzulegen, verließen unser Lausanne, wo man schon einen Vorgeschmack des in Vevay herrschenden Tumults haben konnte, Schlag 11 Uhr, um bei Zeiten in Vevay selbst einzutreffen, und die gehörigen Maßregeln für den großen Tag zu nehmen. So langweilig sonst der Weg von Lausanne nach Vevay erscheint, so erschienen uns doch die 4 Stunden Wegs diese Nacht, die heiter und mild, wie sie nur selten sind, eine ununterbrochene Caravane Schaulustiger mit

Digitized by Google

ihrem erquickenden Schleier beschützte, eben nur eine kurze und noch dazu angenehme Promenade. Hätten wir auch nicht gewußt, daß wir zu einem Feste gingen, bei dem eben der Wein den Mittelpunkt bildet, so würden wir darauf aufmerksam gemacht worden sein, als wir kaum einige hundert Schritte von Lausanne nach Vevay zu an der ersten Weinschenke ein Transparent aushängen sahen, das auf der Seite von Lausanne her die Worte: „Ici l'on commence la fête" und auf der von Vevay her die Worte: „Ici l'on finit la fête" tragend, seine Wirkung natürlich bei Denen nicht verfehlte, die gekommen waren, das Weinfest gründlich zu genießen. Inmitten des oft sehr lästigen Treibens und Drängens langten wir endlich früh Morgens gegen 3 Uhr in Vevay selbst an, das in seinem Festschmucke einen lieblichen Anblick darbot. Unterwegs hatten wir Gelegenheit, zwei verschiedene Industriezweige zu bewundern, von denen wir freilich nur den einen, wenn auch einen Erfolg besonderer Art haben sahen. Es fiel uns nämlich inmitten der Landstraße bei dieser schönen, sternhellen Nacht ein Mann mit einer Laterne auf, der, über den Zweck seiner Laterne befragt, zur allgemeinen Belustigung die naive Antwort gab, daß bei solcher Gelegenheit viele Gegenstände verloren gingen, die er zu suchen gekommen sei. Wir ließen den Mann sein unsicheres Geschäft fortsetzen, und bemerkten bald, daß es, wenn auch vielleicht weniger einträglich, doch etwas solider war, als das des andern Glücksritters, der sich trunken stellend im Vorbeitaumeln an den Häusern die bunten Lämpchen wegnahm, ein Experiment, das er vielleicht 6 bis 7 Mal in gar kurzer Zeit zu vollenden im Stande war, bis auf einmal eine fürchterliche Tracht Prügel, die er von mehrern mit dieser Art künstlerischer Leistung unzufriedener Wanderer erhielt, diesem Spiele ein Ende machte, und dem taumelnden Trunkenen urplötzlich die Schnelligkeit eines gehetzten Hasen gab, so daß er in der kürzesten Zeit Nichts mehr von dem ihm nachgesendeten Steinhagel zu fürchten hatte.

In Vevay selbst war schon Alles, trotz der frühen Morgenszeit, Leben, Drängen und Treiben, und wir konnten beim Anschauen dieses entsetzlichen Tumults inmitten der Nacht in diesem sonst so friedlichen und ruhigen Städtchen des heitern Léman uns nicht enthalten, Diejenigen recht innig zu beklagen, die nun schon die Hälfte ihrer 4 bis 800 Franken verschlafen, und dabei doch keine Ruhe gefunden hatten, da diese natürlich, wie die billigen Miethen, nicht garantirt war; denn war auch sämmtlichem Fuhrwerke aller und jeder Zutritt in die Stadt versagt, so war doch das Tosen der auf- und abströmenden Menschenmenge schon zu dieser Tageszeit wohl geeignet, auch dem festesten Schlafe im obersten Dachstübchen ein Ende zu machen. Das Erste, was nun zu thun, war natürlich die auf dem großen Marktplatze errichtete amphitheatralische Estrade in Augenschein zu nehmen, und hernach einen von den dem Publicum freigelassenen Plätzen zu erobern. Die Estrade selbst, zu welcher während der ersten und Hauptvorstellung der Eintritt 5, und bezüglich 10 Französische Franken kostete, stellte sich unserm

Digitized by Google

Blicke als ein geschmackvoll errichtetes Amphitheater von 28,000 Quadratfuß dar, das, groß genug, um 8000 Zuschauer zu fassen, mit dem Rücken gegen den See zugekehrt, vor sich den zur Aufführung der Festscenen bestimmten Kreisplatz von ungefähr 240 Fuß Länge und 145 Fuß Tiefe hatte. Beides, Estrade und Kreisplatz, sind durch eine einfache Balustrade verbunden, über die hinweg dem nicht auf die Estrade eintretenden Publicum genügende Aussicht auf den Platz der Scenen vergönnt ist. Gegenüber der Estrade in gehöriger Entfernung von einander sind die drei großen Eingänge für die verschiedenen Abtheilungen des Festzuges, und zwar der Bazar des Frühjahrs oder der Pales, des Sommers oder der Ceres und des Herbstes oder des Bacchus, alle drei in gleicher Größe, und eben nur verschieden durch die Ausschmückung mit den verschiedenen, den bezeichneten Gottheiten zugehörigen Attributen. Am Fuße der Estrade, in ziemlicher Erhöhung, erhebt sich eine Art Tribune, bestimmt zur „Krönung" der Winzer.

Alle diese Einzelnheiten, Guirlanden, Blumen und sonstige Verzierungen uns ganz genau zu besehen, hatten wir natürlich vollständige Zeit, da wir ziemlich 4 volle Stunden bis zur Ankunft des Festzuges an Ort und Stelle zu warten hatten. Ich will diesen Ruhepunkt benutzen, um dem freundlichen Leser einige kurze Mittheilungen über die Entstehung und Bedeutung dieses Festes zu geben, das jedenfalls das einzige seiner Art ist. Viele behaupten, dieses Vignerons-Fest in Vevay, über das man noch heutigen Tags die gewissesten Nachrichten bis zum Jahre 1618 zurück hat, gehe weit zurück bis in die alten heidnischen Zeiten, und sei ursprünglich namentlich eine Nachahmung der im alten Griechenland gefeierten diesfallsigen Feste gewesen. Wie dem auch sein mag, so viel ist gewiß, daß im Mittelalter die Brüder des Klosters Hautcret im Bezirke Oron (im jetzigen Canton Waadt), welche gleich andern großen Grundeigenthümern bedeutende Weinberge in der Umgebung von Vevay besaßen, ihren Winzern nach gethaner Arbeit alljährlich aus Erkenntlichkeit oder der einmal üblichen Sitte gemäß ein kleines Fest gaben, welches in einer Procession Dieser mit ihrem Arbeitsgeräth und einem sich daran knüpfenden einfachen Mahle bestand, bei welchem natürlich der Wein, wie noch heutigen Tags bei allen Festlichkeiten der Waadtländer, eine Hauptrolle spielte. Nach und nach schlossen sich die Weinbauern diesem Feste an, und endlich bildete sich die noch heute fortbestehende Gesellschaft zur Feier dieses Festes, die sich zu gleicher Zeit den Zweck setzte, auf die möglichste Vervollkommnung der Reben- und Weincultur selbst einzuwirken. Seit dieser Zeit fügte man der ursprünglichen einfachen Procession der Winzer mit ihren Werkzeugen allegorische Darstellungen aus der Mythenzeit hinzu, und namentlich Bacchus, Pales und Ceres nebst ihrem Gefolge füllten den größten Theil des großen Festzuges aus. In dieser Weise wurde dieses Winzerfest in den Jahren 1797, 1819 und 1833 gefeiert, und hat eben seit jener Zeit eine solche Berühmtheit hinterlassen, daß es vorauszusehen war, daß der Zudrang auch dieses Jahr (wie es wirklich

Digitized by Google

geschehen) ein ungeheurer sein würde. Wie sich das Fest heut zu Tage darstellt, so ist sein Hauptmittelpunkt offenbar die Krönung der zwei besten Winzer in dem Bezirke, alles Andere eben nur Schmuck und Luxus, der bestimmt ist, durch die Außerordentlichkeit seiner Erscheinung Fremde anzuziehen und dem Feste selbst die Bedeutung zu erhalten, die es nun einmal im Laufe des Jahrhunderts erlangt hat. Es besteht nämlich in der erwähnten Gesellschaft eine Commission, die alljährlich zwei Mal sämmtliche Weinberge besieht, und je nach dem Befunde Prämien und Belohnungen austheilt. Diejenigen beiden Weinbauer, die innerhalb der letzten neun Jahre die meiste Anerkennung erhalten haben, werden am Tage des Fests gekrönt, und erhalten die Ehrenmedaille, und es besteht eben das ganze Fest (was allerdings zwei Tage dauert), wenn man all' die verschiedenen Einzelnheiten weniger genau ins Auge faßt, einfach darin, daß die dasige Bevölkerung, unter bildlicher Darstellung der Erinnerungen vergangener Zeiten, dem Fleiße und Talente des Landmanns öffentlich seine Huldigung darbringt.

Wer die herrlichen Ufer des Genferlee's besucht hat, und die reizende Lage Vevay's kennt, wird sich selbst am Besten das Leben und Treiben an diesem Ort in Mitten der herrlichsten Jahreszeit und bei vollkommen günstiger Witterung vorstellen können, und es bedarf für ihn eben nur der Bemerkung, daß in diesem kaum 4000 Seelen fassenden Städtchen mit einem Male 40 bis 50,000 Fremde ab- und zuströmten, um an dem vielgerühmten Feste Theil zu nehmen. Der See selbst, bedeckt mit unendlich vielen Schiffen und Kähnen aller Art, im Hintergrunde mit seinen majestätischen Bergen, die zum Theil noch mit Schnee bedeckt, dem Auge mit einem Blicke die verschiedenen Jahreszeiten thatsächlich darbieten, geben dem Ganzen ein bezauberndes Ansehen, und man kann sich nichts Reizenderes denken, als eben ein Volksfest, besucht von solcher Menschenmasse, in Mitten einer reichen, verschwenderischen Natur, wie sie sich gerade bei Vevay dem Auge überall darstellt.

Zu all' diesen Betrachtungen blieb mir und Allen, die gleich mir denselben Standpunkt erreicht hatten, wie gesagt, vollkommene Zeit, und ich glaube kaum, daß mir irgend eine Zierde, irgend ein Fähnchen u. s. w. entgangen ist; allein so sehr ich auch musterte, so oft ich nach der Uhr sah, die Zeit, sonst so flüchtig, schien heute besonders zu unsrer Qual die Flügel abgelegt zu haben, wo hingegen der Andrang zur Balustrade mit jeder Minute toller und unangenehmer zunahm. Endlich ertönten die 22 Kanonenschüsse, um Jeden, der doch etwa hätte schlafen können, ex officio zu wecken, zugleich ein Zeichen für uns Unglückliche, daß wir noch $2^1/_2$ Stunden zu warten hatten. Dies war zu viel, und auf gut Glück hin verließ ich meinen längst bewachten Posten, und begab mich in ein Café, um mich für die bevorstehenden Strapazen zu stärken, meinem Glück vertrauend, das mir schon anderwärts einen passenden Platz verschaffen würde. Gegen 6 Uhr kehrte ich zurück, und frisch belebt war ich um so mehr im Stande, das entzückende

Digitized by Google

Schauspiel zu betrachten, das nunmehr die mit Tausenden von Zuschauern besetzte Estrade, deren höchste Erhöhung 52 Fuß war, dem überraschten Blicke darbot. Wenn auch weniger künstlerisch und geschmackvoll, so doch eben so praktisch, hatte sich indessen das Publicum, das nicht im Stande war, bis an die Balustrade zu gelangen, seine Estraden für sich gebaut, und alte Baumstämme, Breter, Stühle, Tische, Leitern, kurz Alles, was irgendwie eine ansehnliche Erhöhung hervorbringen konnte, verursachten, dicht besetzt mit Menschen, den sonderbarsten Anblick, den man sich denken konnte, der Dächer und umliegenden Bäume gar nicht zu gedenken, wo namentlich die Gamins ihre Niederlassung errichtet hatten. Endlich gegen 7 Uhr ertönt der längst ersehnte Kanonenschuß, und Alles schaut in gespannter Erwartung nach den Straßen, woher der Festzug kommen soll, der auch pünktlich, wie bestimmt, unter Trommelschlag und Musik eintrifft. Den Zug, die Costums u. s. w. in all' ihren Einzelnheiten zu beschreiben, bin ich natürlich nicht im Stande, da sich an demselben weit über 300 Figuranten betheiligten. Es genüge nur soviel: Voran Musik, Trommler und Pfeifer; dann erscheinen zuvörderst eine starke Anzahl alter Schweizer in weiß und roth gekleidet, das Schweizerische Banner geleitend; ihnen folgt die Ehrengarde zur Begleitung der zu krönenden und sonstigen vorzüglichsten Winzer. Nachdem diese beiden Abtheilungen in den Kreis eingetreten sind, die Schweizer die ihnen angewiesenen Plätze eingenommen, und die zu Krönenden auf der dazu bestimmten Tribune sich niedergelassen haben, rückt der übrige Theil des Festzuges heran, dergestalt, daß Bachus, Ceres und Pales zusammen in demselben Augenblicke durch die dazu bestimmten drei großen Eingangspforten auf ihren Wagen eintreten. Nunmehr ist es zwar dem Auge vergönnt, das Ganze anzuschauen, doch ist man bei der Menge der theilnehmenden Personen nicht im Stande, Alles sofort genau zu erfassen, und muß die genauere Betrachtung bis zum eigentlichen Defiliren vor den gekrönten Winzern verschieben. Die Schaar der Pales (das Frühjahr vorstellend) wird angeführt (unter dem Vortritte eines Musikcorps) von Blumenträgern, dem Oberpriester der Gottheit und seinen Begleitern, dem 2 Kinder mit Turteltauben in Körben in niedlicher Tracht folgen. Hierauf erscheint die Gottheit selbst auf ihrem Wagen, der mit den Emblemen Derselben künstlich verziert und von lichter blauer Farbe, mit einem seidenen, mit Silber durchwirkten Himmel bedeckt ist, und von zwei weißen Ochsen gezogen wird, denen zur Seite zwei Führer in entsprechender Kleidung gehen. Das junge Mädchen, das die Gottheit darstellt, trägt ein geschmackvolles Kleid, ebenfalls lichtblau und weiß, und hat zu ihren Füßen zwei Kinder, Kinder des Frühjahrs vorstellend; den Wagen selbst umgeben 16 Knaben und 16 Mädchen, ebenfalls Kinder des Frühjahrs vorstellend und in derselben blauen Farbe ihrer Gottheit. Ihnen folgen 52 Gärtner und Gärtnerinnen, die jungen Blumengewinde tragend, die alten mit Schaufel, Spaten, Früchten und Gemüsen versehen; 40 junge Schäferknaben und Mädchen mit Stäben,

Digitized by Google

ebenfalls in Blau gekleidet, mit Ziegen, Schafen und einem Hunde; 24 Schnitter und Schnitterinnen mit Sensen und Harken, ein Wagen mit Heu, begleitet von Mähern und Kindern; Rinderhirten mit 6 Kühen, Wagen mit dem Wirthschaftsgeräthe des Sennens, Milchträger u. s. w. — jede Abtheilung begleitet von 3 bis 4 Musikern, unter denen namentlich die beiden Alpenhörner eine angenehme Erscheinung bildeten.

Der Pales folgt die Schaar der Ceres — den Sommer vorstellend. Ihr voraus wieder ein Musikcorps (jedes 38 Mann stark), der Oberpriester, Blumen- und Getreidebüschelträger und 2 Kinder, welche einen Bienenkorb tragen. Ceres selbst auf einem Wagen in derselben Weise, wie der der Pales, nur roth und von rothen Ochsen gezogen, und mit ihren Attributen versehen. Zu ihren Füßen 2 Kinder des Sommers, um den Wagen herum 32 Mädchen und Knaben mit Aehrenbüscheln, 40 Schnitter und Schnitterinnen, jung und alt, mit Sicheln und Harken, ein Getreidewagen, Drescher, Pflüge, Säelente ꝛc., ein Müller auf dem Esel reitend und Butterträger.

Der Ceres folgt die Schaar des Bachus, den Herbst vorstellend. Voran Musik, Frucht-, Blumen- und Traubenträger; der Oberpriester Faun, den Thyrsus schwingend und zwei Böcke mit sich führend. Bachus selbst, auf einem geschmackvollen Wagen, mit den Emblemen seiner Würde geziert, ist ein Knabe, der, umgeben von Indiern in möglichst treuer Tracht, umschwärmt von Faunen und Bacchantinnen, begleitet vom wankenden Silen auf seinem Esel, — auf seinem mit 4 weißen Pferden bespannten Wagen nicht wenig zum Schmucke des Ganzen beiträgt. Ihm folgen, unter dem Vortritt von einem neuen Musikcorps, Winzer aller Arten, gegen 50 an der Zahl, Weinpresser, Tonneliers und was sonst zur Cultur des Weines ꝛc. gehört.

Statt des Winters schließt sich den vorangehenden Gottheiten eine Bauernhochzeit an, die an Geschmack in Auswahl des Costums und sonst Nichts zu wünschen übrig läßt, um so mehr, als sie Gelegenheit giebt, die verschiedenartigsten Schweizertrachten dem Auge vorzuführen. Den Hochzeitsgästen fährt der Hausrath, wie er auf dem Lande üblich ist, hinterher; darauf folgen Gemsjäger mit einer Gemse, die sie erlegt, Holzhauer, ein Wagen mit Holz zum Theil mit Schnee bedeckt. — Den Zug selbst schließen eine Abtheilung alter Schweizer mit Musik und Pfeifern.

Das Ganze bietet einen überraschenden, zugleich einfachen und doch schönen Anblick dar, und man kann mit Recht behaupten, daß die Costums und sonstigen bildlichen Darstellungen in jeder Beziehung gelungen und dem Zwecke entsprechend genannt werden mußten.

Nach dem Eintritt des gesammten Zuges in den durch die Balustrade eingeschlossenen Kreis ertönt zuvörderst aus dem Kreise der alten Schweizer ein Lied zum Ruhm des Vaterlandes und seiner Freiheit, worauf von der Gesammtheit der Schutz

Digitized by Google

der Gottheit für den Ackerbau in einem dazu bestimmten Liede angerufen wird. Nachdem dies geschehen, erfolgt die Krönung der beiden besten Weinbauer und die öffentliche Preisvertheilung an 71 sonst um die Weincultur verdiente Landwirthe, und beschließt diese Scene Gesang der Winzer und ein vaterländisches Lied. Nachdem Pales dem Großpriester ein Blumenbouquet für die gekrönten Winzer überreicht hat, ertönt die Anrufung der Gottheit des Frühjahrs durch die Oberpriester und die begleitende Schaar; die Kinder des Frühlings führen Tänze um den Wagen der Gottheit herum auf, und die Gärtner singen, während sie die Geschäfte ihres Standes darstellen, heitere Lieder; Schäfer und Schäferinnen singen und tanzen um eine Strohhütte; hierauf Tanz der Schnitter, Kuhreigen (in Patois), Darstellung der verschiedensten Arbeiten in den Sennhütten und Gesang. Nachdem sich die Schaar der Pales zurückgezogen, erscheint die der Ceres; dieselbe Ceremonie mit dem Strauß an die Winzer erfolgt, eben so Gesang, Tanz und Spiel zu Ehren der Gottheit des Sommers; die Schnitter, Pflüger, Säeleute, Drescher defiliren, indem sie unter Gesang ihre Arbeiten ausführen, und es wird diese Scene durch ein launiges Lied des auf dem Esel reitenden Müllers beschlossen. — Statt des Blumenstraußes läßt Bacchus den gekrönten Winzern natürlich den vollen Becher darreichen, eine Ehre, die den guten Leuten bei der brennenden Hitze jedenfalls eben so willkommen war, wie sie ihnen von tausend durstigen Kehlen, die ihren Appetit zu stillen im Augenblicke nicht im Stande waren, alles Ernstes mißgönnt wurde. Gesang und bacchantische Tänze geben auch dieser Scene ein freundliches Ansehen, die durch Silens Gesang in eben so angenehmer Weise beschlossen wird, wie sie begonnen hat. Die Winzer stellen ihre Arbeiten vor, und singen geeignete Lieder und es fehlt Nichts an der Vollständigkeit der Scenen, selbst nicht der Schleifer, der sein Gewerbe ausübt. — Endlich zieht die Hochzeit an den gekrönten Winzern vorüber; das Brautpaar überreicht ein Blumenbouquet, Lieder ertönen, die Gemsjäger singen von den Gefahren ihres Gewerbes und die Holzhauer von der sauern aber friedlich lohnenden Beschäftigung, die sie treiben, Nichts unterlassend, was Einen an die schwere Beschäftigung des Holzmachens erinnern kann, selbst das Zusammenschlagen der Hände in kalten Wintertagen nicht vergessend. — Nachdem noch unter Beihilfe sämmtlicher Musikcorps ein Schlußlied gesungen, wird die Feier durch einen geordneten Zug in die Straßen der Stadt beschlossen. —

So interessant auch die meisten Scenen und so gelungen die Ausführung war, so war doch wol Niemand auf dem Platze, der beim Herannahen der eilften Stunde den Schluß des Schauspiels ungern gesehen hätte, und selbst die Indier und sonstige leichtbekleidete Genossen des Bachus, die noch dazu mit dem Tranke ihres Gottes reichlich versehen waren, konnten sich nicht enthalten, seufzend gegen die brennende Sonne zu blicken. Die Gesänge, die Darstellung der verschiedenen landwirthschaftlichen Arbeiten, die Tänze und Gruppen wurden mit

Digitized by Google

solcher Genauigkeit und selbst Eleganz aufgeführt, daß ein fortwährendes Händeklatschen der versammelten Menge, das allerdings mehr dem Donner eines fernen Gewitters glich, die Anstrengung der Figuranten reichlich belohnte, wohingegen Silens Esel, der sich wahrscheinlich eines ähnlichen Erfolgs geschmeichelt hatte, und deshalb inmitten des Gesangs seines taumelnden Herrn mitzusingen anfing, auf andere Weise mit Händen beklatscht wurde. So eilig nun auch am Morgen des Festes Alles nach der Estrade und dem Platze geeilt war, so verließ eilig nach kaum beendigter letzter Scene die Masse des versammelten Volkes den gedrängt vollen Platz, um sich vom vielen Sehen zu erholen, eine Ruhe, die freilich den Figuranten nicht zu Theil wurde, da sie dieselben Scenen, mit Ausnahme der Krönung, nach Verlauf einer Stunde nochmals aufzuführen hatten. — Während dem wogte nun aber das Volk in den Straßen auf und ab, und bedeckte vor Allem die schattigen Plätze an dem herrlichen Ufer des Sees, wo hinlänglich für Speisen und Getränke gesorgt war. Einen angenehmen Anblick boten die verschiedenen auf der See liegenden fremden, Savoyischen und Walliser Fahrzeuge, die, mit Bänken und Tischen versehen, gleich in Wirthschaften verwandelt waren, und mit ihren ungeheuern Segeln einen angenehmen Schutz gegen die brennenden Strahlen der Sonne boten. Gesang und Musik ertönten allerwärts, und die abgehenden Fremden wurden durch neu herzuströmende ersetzt, welche den zweiten Festtag dem ersten vorgezogen hatten. Der zweite Festtag ist mehr zum Tanz und Spiel auf den verschiedenen öffentlichen Plätzen, im Freien, bestimmt, als zu einer einheitlichen Darstellung, und bieten deshalb für Den, der das Fest am ersten Tage mit angesehen hat, weniger Interesse, wenn nicht eben das, eine ungeheure Menschenmenge in einem kleinen Raum sich hin und herstoßen zu sehen.

Ich meines Theils war zufrieden mit Dem, was ich gesehen, und eilte zurück nach Lausanne, das im Verhältniß zu Vevay wie ausgestorben aussah, und mich zeitig genug noch aufnahm, ehe ein fürchterliches Unwetter, das ziemlich die ganze Nacht dauerte und in kurzer Zeit unser kleines Flüßchen (den Flon) zu einem Strom anwachsen machte, mit all seiner Gewalt sich über die heimkehrenden Festbesucher ergoß.

Scandinavische Literatur.

I. Hans Christian Oersted.*)

Die Buchhandlung Lorck in Leipzig giebt sich eine sehr anerkennenswerthe Mühe, durch Uebersetzung der neuern Scandinavischen, namentlich der Dänischen

*) Neue Beiträge zu dem Geist in der Natur, von Oersted. Deutsch von Kannegießer, mit einem Vorwort von Möller. Leipzig, Lorck. — Charaktere und Reden von Oersted. Mit einem Vorwort von Möller. Leipzig, Lorck. — Die beiden Werke bilden den dritten und vierten Band der gesammelten Schriften von Oersted. Ueber die beiden erstern haben wir bereits in frühern Heften referirt.

Digitized by Google

Schriftsteller ins Deutsche, diese beiden Nationen, die nicht nur durch ihre Sprachverwandtschaft, sondern auch durch vielfache Aehnlichkeit in der Anlage eigentlich zu einander hingeführt werden sollten, und die nur durch eigenthümliche historische Verwickelungen verfeindet wurden, wieder mit einander zu vermitteln. Wir wollen dies Bestreben nach Kräften unterstützen. Es ist Zeit, daß überhaupt die instinctmäßige Abneigung, welche die Verbindung der Völker und ihre gemeinsame Verfolgung humaner Aufgaben aufhält, durch eine genauere Kenntniß der verschiedenen Volksindividualitäten aufgehoben werde. Jedes ernsthafte Studium führt zur Erkenntniß guter Seiten, die man bei oberflächlicher Anschauung übersieht, und wirkt daher versöhnend. Außerdem haben wir bei der Scandinavischen, namentlich bei der Dänischen Literatur noch einen andern Grund, ihr unsre Aufmerksamkeit zuzuwenden, auf den wir später kommen. Vorher aber müssen wir einige Bemerkungen machen, die nicht dem Deutschen Publicum, sondern dem Dänischen gelten.

Bei allen Völkern, deren Cultur jünger und daher weniger entwickelt ist, als die Deutsche, herrscht das Vorurtheil, man denke in Deutschland geringschätzig über sie. Dieses Vorurtheil ist unbegründet. Daß wir uns in Deutschland mit der Französischen und Englischen Literatur, die in vieler Beziehung weiter vorgeschritten ist, als die unsrige, eifriger beschäftigen, als mit der Dänischen, der Schwedischen, der Russischen, der Polnischen, der Ungarischen u. s. w., liegt wol in der Natur der Sache. Zunächst studiren wir doch solche Sprachen, in denen wir für unsre eigene Bildung ein neues Moment zu finden hoffen. Bei den „großen" Dichtern jener in der Cultur zurückstehenden Völker, die in der Regel nicht aus dem Boden ihrer eigenen Cultur hervorgegangen sind, sondern aus dem Studium des Deutschen, Französischen und Englischen, sehen wir auf den ersten Anblick Nichts weiter, als jene Reminiscenzen, und denken daher vorläufig nicht daran, die Spuren des nationalen Geistes, die sich freilich auch in ihnen, wie in jedem Organismus, vorfinden müssen, weiter aufzusuchen. Was ferner die specifischen Volksschriftsteller betrifft, so gehört zu deren Verständniß eine Bekanntschaft mit den feinern Eigenthümlichkeiten des Volks, die dem Fremden natürlich abgeht. Unser Verhalten zu den Französischen und Englischen Schriftstellern desselben Genre ist das nämliche. Wir werden erst dann auf sie aufmerksam, wenn sie zu einer gewissen Celebrität gelangt und in das Niveau der übrigen die Bildungsstufe des Zeitalters repräsentirenden Schriftsteller aufgenommen sind. Im Uebrigen sind wir aber geneigter, den Dänen u. s. w. unsre Aufmerksamkeit zu Theil werden zu lassen, als die Franzosen und Engländer es uns gegenüber sind, obgleich diese eine weit größere Veranlassung dazu hätten, als wir, denn die Deutsche Poesie hat eine Reihe von Erzeugnissen aufzuweisen, welche zur Weltliteratur gehören, das heißt, die eine neue Richtung angebahnt haben, und deren Einfluß auf die Entwickelung der Französischen und Englischen Literatur nicht geringer gewesen ist,

Digitized by Google

als der der großen Englischen und Französischen Schriftsteller auf die unsrige. Die Dänen, um für jetzt bei diesem einzelnen Volk stehen zu bleiben, haben noch keinen Schriftsteller hervorgebracht, der in der allgemeinen Weltliteratur eine solche Stellung einnähme, daß sein Studium nothwendig wäre, obgleich sie sich vieler rühmen können, deren Studium interessant ist. Von diesem allgemeinen Urtheil können wir auch Holberg nicht ausnehmen, der zwar bei der Naturkraft seines Witzes, seiner derben, gesunden Charakteristik und seiner vollständigen Freiheit von aller Sentimentalität eine interessante Erscheinung ist, der aber in der Weltliteratur seine Stelle nicht findet, weil Molière sein Vorgänger war. Noch weniger können wir Oehlenschläger davon ausnehmen, obgleich dieser begabte und strebsame Mann gerade für uns Deutsche soviel anziehende und bemerkenswerthe Seiten darbietet, daß wir ihn zum Gegenstande unsrer nächsten ausführlichen Darstellung bestimmt haben. Bei dem Urtheil über diese Dichter zweiten Ranges ist es aber schwer, den Landsleuten derselben Genüge zu leisten; sie sind in dieser Beziehung höchst reizbar, und vergessen, daß der Maßstab des Deutschen Kritikers ein andrer sein muß, als der des Dänischen. Der Letztere sieht nur den Fortschritt in der Dänischen Poesie, der Erstere muß das Verhältniß zur allgemeinen, und namentlich zur Deutschen Cultur im Auge haben. Indessen wird diese Reizbarkeit sich legen, sobald man sieht, daß den Deutschen Schriftstellern gegenüber das Urtheil eben so streng ist, als den Dänischen, und sie wird in unsrer Zeit um so weniger Veranlassung zum Mißtrauen haben, da wir wahrlich in den neuesten Leistungen unsrer productiven Literatur keinen Grund zur Ueberhebung finden können. Was seit etwa vierzig Jahren in der schönen Literatur von den Deutschen geleistet ist, gehört so wenig in die Culturgeschichte der Welt, daß wir über die Fruchtbarkeit unsres Geistes großes Bedenken hegen müßten, wenn diese vorübergehende Erschlaffung nicht aus naheliegenden historischen Gründen zu begreifen wäre.

Die andere Bemerkung ist ernsthafterer Natur. Die Dänen haben sich, gereizt durch die journalistische Polemik der letzten zwanzig Jahre über die Schleswig-Holsteinische Angelegenheit, in den Kopf gesetzt, wir hätten einen Nationalhaß gegen sie. Mit dieser falschen Vorstellung hat sich seit den letzten Jahren eine zweite verbunden, veranlaßt durch den unerwarteten Erfolg, den sie durch die Combination der allgemeinen Politik in dieser Sache errungen haben: sie wären uns überlegen und hätten uns besiegt. Beide Vorurtheile sind eben so unbegründet als gefährlich. Wir haben so wenig einen Nationalhaß gegen die Dänen gehabt, daß es eine ziemlich lange Zeit gebraucht hat, diese Frage, die unserm Interesse so nahe lag, bei uns populair zu machen. Der in localen und politischen Verhältnissen begründete Haß der Herzogthümer gegen Dänemark ist nicht auf das übrige Deutschland übergegangen. Auch der Krieg hat es eigentlich noch nicht zum Nationalhaß gebracht. Wir haben im Gegentheil die Dänen als ein tapferes Volk, das großer Aufopferung fähig ist, achten gelernt; wir haben einzelne Extra-

Digitized by Google

vaganzen eines offenbar schwächern, im höchsten Grade gefährdeten und daher reizbaren Gegners übersehen, und der Unwille, den der schmähliche Fortgang des Krieges in uns erregen mußte, hat sich nicht gegen die Dänen, sondern gegen die Regierungen gewendet, die schuld daran waren. Aber in diesem Augenblick mögen sich die Dänen sehr wohl hüten, daß der bisher nur in der Fiction vorhandene Nationalhaß nicht zur Wahrheit werde. Das Verfahren der Dänischen Regierung in Schleswig ist ein so empörendes, und sie wird darin von dem Dänischen Volk nicht nur gestützt, sondern so lebhaft angetrieben, daß von Tag zu Tag in unserm Gefühl, welches sich für den Augenblick nicht in Thaten Luft machen kann, die Bitterkeit sich steigert. Während es sonst in der Regel für jedes nach Freiheit strebende Volk als ein Gewinn betrachtet werden muß, wenn die benachbarten Völker für ihr Staatsleben freie, leicht bewegliche Formen erlangen, wird es mit den Dänen dahin kommen, daß sie vor dem Augenblick zittern müssen, wo Deutschland sich wiederfindet. Da nicht blos die Rechtsfrage, sondern vorzugsweise die collidirenden wesentlichen Interessen in der Schleswig-Holsteinischen Angelegenheit in kürzerer oder längerer Zeit einen neuen Conflict unvermeidlich machen, so wird die Frage nur die sein, ob ein Cabinetskrieg oder ein Volkskrieg daraus entsteht; der letztere würde, wenn die Provocationen von Dänischer Seite ihren weitern Fortgang nähmen, ein Vertilgungskrieg werden, und es würde alsdann im Interesse des Dänischen Volks liegen, die Entwickelung der Freiheit in Deutschland nach Kräften so lange als möglich zu hintertreiben, d. h. sich zum fortwährenden Schergen des Russischen Despotismus herzugeben. Ob wir einem Volk, welches so wenig historischen Verstand und so wenig natürliches Gefühl besitzt, um sich auf die Dauer in dieser Rolle zu gefallen, noch länger unsre Achtung schenken könnten, das mögen die Dänen selbst ermessen.

Wir gehen nach dieser Abschweifung, die aber in vieler Beziehung nothwendig war, zu unsrem eigentlichen Gegenstand über.

Wir haben zum Gegenstand unsrer ersten Scandinavischen Charakteristik einen Mann gewählt, der nicht nur bei seinen Landsleuten, sondern bei der ganzen gebildeten Welt die höchste Achtung in Anspruch nehmen muß. Wir wollen hier nicht in eine Biographie dieses ausgezeichneten Mannes eingehen, theils weil das Leben eines ganz in seinen Gegenstand aufgehenden Gelehrten, der von der frühesten Jugend an mit rastloser Thätigkeit das gleiche Ziel verfolgt, wenig Bemerkenswerthes bietet, theils weil bei Gelegenheit seines Todes von anderer Seite her die nöthigen Notizen in hinlänglichem Maß dem Publicum mitgetheilt sind.

Oersted war bereits 73 Jahre alt, als sein erstes, für das Volk bestimmtes Werk erschien. Der „Geist in der Natur“ hat mit Recht auch in Deutschland großes Aufsehen erregt; nicht als ob die Gedanken, die in demselben ausgesprochen sind, in jeder Beziehung den Reiz der Neuheit hätten, im Gegentheil hat die

Digitized by Google

Deutsche Philosophie bereits in einer Reihe von Schriften ein ähnliches Ziel verfolgt, und ist zum Theil auch zu den nämlichen Resultaten gelangt. Wer sich auch nicht gerade im Einzelnen mit der Metaphysik beschäftigt hat, weiß doch, daß die herrschende Richtung unsres Denkens auf die sogenannte Identitätsphilosophie hinausgeht, d. h. auf die Ueberzeugung, daß die Gesetze unsres Denkens auch die Gesetze der Natur enthalten, daß Nichts gedacht werden kann, als das Wirkliche, und daß alles Wirkliche auch gedacht werden kann; daß ferner das nämliche Naturgesetz, welches auf unsrer Erde waltet, und unser Denken eben so beherrscht, wie die uns äußerlichen Erscheinungen, eben so seine Macht ausübt auf dem Monde, in der Sonne, im Sirius, kurz in der gesammten Schöpfung; daß in dem gesammten Universum kein Punkt existirt, in dem nicht das Newton'sche Gravitationsgesetz sich geltend machte; daß wir uns keinen Himmel und keine Hölle denken können, in der nicht eben so wie auf der Erde 2 mal 2 4 macht. Das Alles, wie gesagt, ist durch Deutsche Philosophen bereits hervorgehoben, oder wenigstens angedeutet worden. Allein durch zwei Umstände unterscheidet sich das Werk des Dänischen Naturforschers von den Schriften ähnlichen Inhalts, an welche wir gewöhnt sind. Einmal macht es einen großen Unterschied, wer Etwas sagt. Nicht allein, daß wir unwillkürlich das Gewicht einer umfassenden und gründlichen Einsicht in das Wesen und in die Einzelnheiten der Natur der logischen Sicherheit eines philosophischen Lehrgebäudes hinzufügen: es spricht sich diese Sicherheit auch in allen einzelnen Sätzen aus; wir haben überall das Gefühl, daß wir von einer festen Hand geleitet werden. Wenn uns ein Philosoph auch die glänzendsten Beweise vorlegt, wenn wir von den Netzen seiner Syllogistik so eingefangen sind, daß wir uns nicht daraus befreien können, so bleibt doch immer noch das geheime Bedenken, ob dieser Erfolg nicht blos unsrer Schwäche zuzuschreiben sei, ob die formale Beweisführung auch auf einem sichern materiellen Boden beruhe. Bei einem Naturforscher dagegen, der mit gleicher Schärfe urtheilt und schließt, kann dieses Bedenken nicht eintreten. Noch wichtiger ist ein zweiter Umstand. Unsern Philosophen ist es in der Regel nicht genug, in ihr Lehrgebäude Dasjenige aufzunehmen, was keinem Zweifel mehr unterworfen ist: in ihrem Streben nach Breite und Tiefe fügen sie auch ihre Einfälle, ihre Vermuthungen, ihre Combinationen hinzu, und zwar in derselben Form apodiktischer Gewißheit, mit der sie das Uebrige behaupten, und um den Unterschied auszugleichen, wenden sie jene ungenauen, vielsagenden Ausdrücke an, in denen unser vornehmes Wesen eine gewisse mystische Tiefe sucht, die aber nichts Anderes verrathen, als eine unvollständige Herrschaft über den Gegenstand. Von Spinoza an bis zu Hegel, wie viele Behauptungen hat nicht die Philosophie aufgestellt, bei denen man sehr angenehm träumen, aber niemals einen klaren, bestimmten Gedanken festhalten kann. — Oersted hat diesen Fehler glücklich vermieden. Er sagt Nichts, was er nicht weiß, und er behauptet Nichts, was er nicht beweisen

Digitized by Google

kann. Darum erscheint er uns, die wir unsre Weisheit vornehmlich aus dem Faust, aus Heine, Gutzkow oder der Rahel schöpfen, zuweilen sehr nüchtern und dürftig, wie ein guter Wein dem Branntweintrinker. Es ist diese Eigenthümlichkeit allerdings vorzugsweise das Verdienst jenes ausgezeichneten Mannes, allein es kommt ihm dabei auch die Eigenthümlichkeit seines Volks zu Hilfe, und dies ist der Punkt, auf den wir hier ein besonderes Gewicht legen möchten, weil er uns zeigt, daß wir in dem Studium der Dänischen Schriftsteller nicht blos eine müßige Neugierde befriedigen, sondern daß wir wirklich Etwas daraus lernen können. Die Dänische Literatur ist allerdings viel weniger entwickelt, als die unsrige, dafür herrscht bei ihr aber auch noch nicht diese Verschrobenheit. Die Dänen lesen Werke, wie den „Faust" immer nur noch in der Art, wie wir etwa eine exotische Pflanze betrachten; es ist bei ihnen noch nicht zum Dogma geworden, daß man in der höchsten Philosophie auch das energischeste Sinnenglück empfinden, daß man, wenn man die Wunder der Erscheinung übersieht, auch noch über Das, was hinter den Erscheinungen steckt, träumen müsse. Oersted macht in einer der uns vorliegenden Abhandlungen die ganz treffende Bemerkung, daß Dänische Schriftsteller, welche die Deutsche Philosophie studirt, und in Deutscher Sprache die wunderbarsten Dinge geschrieben haben, sich viel klarer und bestimmter ausdrücken, wenn sie sich einmal wieder des Dänischen bedienen, und er führt als Beispiel namentlich Steffens an. Es gehört nämlich schon eine ganze Zeit dazu, eine lange und consequente Uebung im Unsinn, um so, wie es in dem bei Weitem größern Theil unsrer heutigen belletristischen Literatur geschieht, zu denken und zu empfinden. Gerade weil die Dänen darauf angewiesen sind, von unsern geistigen „Errungenschaften" zu zehren, kann die Art und Weise, wie sie sich unsre Ideen aneignen, für uns sehr lehrreich sein. Bei andern Nationen haben wir diesen Vortheil nicht. Die östlichen Völker sind zu ungestüm und das Gefühl waltet zu sehr bei ihnen vor, als daß sie die Deutsche Literatur mit wirklichem Nachdenken verfolgten, und den Franzosen ist es zu unbequem; sie schöpfen den Schaum unsrer Literatur ab, und das genügt ihnen vollständig. Auch wenn sie uns der Unklarheit und der Mystik beschuldigen, können wir Nichts daraus lernen, denn sie haben kein Recht dazu; sie sehen nicht uns selbst, sondern nur die Kategorien, die sie sich von uns machen. Die Dänen dagegen kommen mir in ihrem Verhältniß zu uns ungefähr so vor, wie ein aufgeweckter, wißbegieriger Knabe, dem ein gelehrter, aber etwas confuser Professor einen Vortrag hält. Wenn der Letztere dabei wirklich einen gesunden Fonds hat, so kann er aus den Fragen und Antworten des Ersten für seine Bildung gerade eben so viel gewinnen, als Jener von ihm.

Dieser Vergleich wird nun auf Oersted eigentlich nicht ganz passen, denn hier steht uns ein reifer, vollkommen ebenbürtiger Mann gegenüber; allein er paßt auf die in ihm sich aussprechende Nationalität. Sehr lehrreich sind daher

Digitized by Google

für uns gerade die kleinen Abhandlungen, in denen er sich über das Dänenthum und den Dänischen Charakter ausspricht. Er erkennt den großen Einfluß, den die Deutsche Literatur darauf ausgeübt, vollkommen an, behauptet aber eben so fest, daß dieser Einfluß sich nur so weit erstreckt habe und erstrecken dürfe, als die Natur des Dänischen Volkes ohne Verfälschung es ertragen könne. Mit mildem Spott gegen die Extravaganzen des enthusiastischen Danismus zeigt er, wie der Letztere gerade auf solche Eigenschaften ein besonderes Gewicht gelegt hat, die entweder überhaupt gar keine Vorzüge, oder die allen Völkern gemein seien, und daß daher mit Unrecht auf die Sagenzeit als auf die eigentliche Blüthe Dänemarks zurückgeblickt werde. Er stellt im Gegentheil Mäßigung und Bescheidenheit als das eigentliche Wesen (wir würden sagen, als das Ideal) des Dänischen Charakters dar; und was mehr als diese Versicherung sagen will, er selber entspricht diesem Ideal vollkommen, und vereinigt noch damit einen seltenen Scharfsinn und ein um so intensiveres edles Wohlwollen, als es sich nicht in Declamationen ausgiebt.

Die einzelnen seiner Reden sind musterhaft durch die Vereinigung von Milde und Bestimmtheit, von Kürze und Vollständigkeit in der Hauptsache. So hat z. B. noch Niemand in Deutschland ein so unbefangenes Bild von Steffens gegeben. Vortrefflich ist auch die Denkrede auf König Christian VIII., aus der wir lernen können, wie man von einem König Gutes sagen kann, ohne gemein zu werden, was bei uns sehr selten der Fall ist.

Die Abhandlungen, welche die Ergänzungen zum „Geist in der Natur" bilden, haben, abgesehen von dem Positiven, was wir daraus lernen, für uns namentlich den Vortheil, daß wir uns die Stellung, welche die Aufklärung zur öffentlichen Meinung in Dänemark einnimmt, daraus versinnlichen können. Die Bigotterie und der Aberglaube scheinen es dort doch noch ärger zu treiben, als bei uns. Was den Inhalt betrifft, so mache ich hier nur auf die eine Abhandlung aufmerksam: „Ueber das Unschöne in der Natur", worin vollkommen richtig nachgewiesen wird, daß von einem absolut Unschönen nicht die Rede sein kann, daß nur in der Beziehung auf eine falsche Stelle der Gedanke des Unschönen in der Natur eintritt. Es ist diese Ansicht ein wesentliches und nothwendiges Glied in dem Identitätssystem, welches der „Geist in der Natur" vertritt.

Man möge diese zerstreuten Bemerkungen, die natürlich nicht erschöpfend sein können, weil die vollständige Würdigung Oersted's eine streng wissenschaftliche sein müßte und diese nicht in den Kreis unsers Blattes gehört, als eine Einleitung zu den folgenden ausführlicheren Charakteristiken hinnehmen, die ich vorausgeschickt habe, um zu zeigen, daß wir einer wirklich bedeutenden und achtunggebietenden Erscheinung gegenüber auch unbedingte Anerkennung aussprechen können. Bei den Dichtern, zu denen ich dann übergehe — zunächst Oehlenschläger — wird das nicht mehr so unbedingt der Fall sein. J. S.

Digitized by Google

Lamartine's neueste Schriften.

Es ist noch nicht lange her (1851. I. 6. pag. 105–107), daß ich über einige neuere Versuche der Muse des Herrn von Lamartine berichtet habe. Es ist seit der Zeit Mehreres nachzutragen. Zuerst eine Dorfgeschichte (récit villageois): Der Steinmetz von Saint Point (Le Tailleur de Pierres de Saint-Point), ein Versuch in demselben Styl, wie die Geneviève desselben Verfassers. Herr v. Lamartine hat sich in die Vorstellung eingelebt, es gäbe bis jetzt noch keine volksthümliche Dichtung, und er sieht es als eine Pflicht an, diesem Bedürfniß abzuhelfen. Abgesehen von dem historischen Irrthum, der in dieser Vorstellung liegt, dürfte wol unter allen Menschen Niemand so wenig geeignet sein, über das Volk und für das Volk zu schreiben, als Herr v. Lamartine. Populair ist nicht dasjenige Buch, welches sich mit dem Volke beschäftigt, sondern dasjenige, welches in einer zugleich klaren und energischen Sprache die gesunden, allen Menschen gemeinen Empfindungen in Geschichten übersetzt. Der Französische Romantiker hat keinen Begiff vom Volk, soviel er dasselbe auch in seiner revolutionairen Thätigkeit haranguirt hat, weil er in seiner hohlen Eitelkeit vor der objectiven Welt überhaupt Scheu hat, und sich nur in einem Reich der Schatten wohlgefällt, welches von den Gebilden seiner Phantasie, d. h. von den Spiegelbildern seines eigenen Ich angefüllt ist. Da seine Einbildungskraft nicht eben sehr productiv ist, so wiederholen sich die Typen derselben in allen möglichen Verkleidungen; zuerst werden sie lyrisch verarbeitet, dann treten sie in einer Novelle auf, und zwar erst als Weib, und dann als Mann, dann wird aus dieser Novelle ein Stück Selbstbiographie gemacht, aus dieser Selbstbiographie wieder eine Novelle, die sich später zu einer Selbstkritik in dialogischer Form zuspitzt, und aus diesen Selbstkritiken werden wieder lyrische Gedichte. So bewegt sich seine Phantasie in einem beständigen Kreislauf. Die Geneviève, eine hinzuerfundene Episode aus dem Jocelyn und den Memoiren, war wenigstens in ihrer Anlage eine rührende Geschichte, obgleich sie durch den Schwulst der Darstellung und die fortwährende Selbstbespiegelung, die daneben herging, völlig ungenießbar gemacht wurde. Der „Steinmetz" stellt dieselbe verkannte Aufopferung dar, welche die Haupthandlung der Geneviève ausmacht. Claude des Huttes ist eine von jenen Naturen, die in beständiger Selbstverläugnung und beständigen Opfern leben. Er war die Stütze eines blinden Bruders, und nahm keinen Anstand, um das Glück Desselben zu sichern, den Freuden einer erwiederten Liebe zu entsagen. Nachdem er aus seiner Geliebten die Gefährtin des Blinden gemacht, suchte er die Vergessenheit in einem arbeit- und mühevollen Leben. Allein die Gegenstände seiner Zärtlichkeit sterben einer nach dem andern; er bleibt allein in seiner Hütte. Der Kummer und die Einsamkeit begeistern ihn zu einer liebevollen Thätig-

Digitized by Google

keit. Indem er seine eigenen Bedürfnisse auf das Allernothwendigste beschränkt, stellt er seine Arbeit zur Disposition Derjenigen, die nicht reich genug sind, ihn zu bezahlen; er ist von einer hohen Religiosität und hat eben so richtige Vorstellungen von Gott, von der Unsterblichkeit der Seele, von der Bestimmung des Menschen und seinen Pflichten, als irgend eine Idyllenfigur. Herr von Lamartine begnügt sich nicht, diese ideale Gestalt zu zeichnen, er bringt ihn in Rapport mit sich selbst, und führt die weisesten Dialoge, gerade wie in der Vorrede zu Geneviève mit der Mademoiselle Reine, der tugendhaften und philosophischen Grisette. Außerdem zerstreut er die Aufmerksamkeit fortwährend durch ausführliche und ziemlich gesuchte Landschaftsschilderungen, durch überladene Perioden, die kein Ende nehmen, und deren Verständniß durch die überschwänglichen und unklaren Ausdrücke noch schwerer wird. Seine Empfindungsweise ist die eines nervösen Weibes; von einem wahren und tiefen Gefühl ist bei ihm nie die Rede, und sein Bauerncostum selbst ist nur die interessante Caprice eines vornehmen Herrn.

Während Lamartine mit vergeblicher Anstrengung die zur Modesache gewordene Volksthümlichkeit anstrebt, schreitet jene literarische Bewegung, die wir schon in Georges Sand's Idyllen nachgewiesen haben, nach allen Seiten hin vorwärts. Die Journale bringen in unermüdlichem Wetteifer Localgeschichten und Localsagen, und die Salons werden mit Dorfgeschichten angefüllt. Es ist auch darin noch viel Gemachtes, aber man findet doch einige erfreuliche Erscheinungen, z. B. das neue Buch von Emile Souvestre: Confessions d'un ouvrier, welches in einem edlen, einfachen Styl geschrieben ist, und die allgemein menschlichen Empfindungen mit Energie und Wahrheit wiedergiebt. Durch diese Darstellungen von dem Glück, welches auch in den niedern Ständen ein fester Wille und ein gutes Herz bereitet, arbeitet man den krankhaften Gelüsten des Communismus mit Erfolg entgegen.

Bei dieser Gelegenheit führen wir einen der besten Volksdichter an, Pierre Dupont, dessen Gedichte so eben gesammelt sind. Es sind darunter auch einige leidenschaftlich demokratische, die offenbar den geringsten Werth haben; dagegen gehören die idyllischen Schilderungen aus dem kleinen Leben der Bauern und Handwerker zu dem Vortrefflichsten, was die volksthümliche Muse in Frankreich hervorgebracht hat. Neben der kräftigen, derben Ausdrucksweise und der sichern Zeichnung erfreut uns auch eine bei den Franzosen sehr seltene Erscheinung, ein liebenswürdiger und feiner Humor.

Von dem andern bedeutendern Werk Lamartine's, der „Geschichte der Restauration", behalten wir uns vor, einen ausführlichern Bericht zu geben. Wir beschränken uns hier auf die Vorrede, die eben so viel Coquetterie zeigt, wie alles halb oder ganz Historische, was in den letzten Jahren aus der Feder des Herrn v. Lamartine geflossen ist. Er coquettirt nämlich mit dem beständigen Conflict

Digitized by Google

seines Verstandes und seines Herzens. Sein Herz schlägt für die alte Dynastie, und grollt mit ihren Widersachern; sein Verstand entscheidet sich für die Republik. Das ist ein sehr bedenklicher Zustand, nicht blos für den Staatsmann, der unmittelbar in die Verwickelung der Gegenwart einzugreifen berufen ist, und der zu keiner Einheit seines Thuns gelangen wird, wenn Gefühl und Ueberlegung ihm verschiedene Wege weisen, sondern auch für den Geschichtschreiber. Das Gefühl, welches sich vom Verstande trennt, artet gar zu leicht in spielende romantische Empfindsamkeit aus, und der Verstand, der sich dieses Gefühls nicht zu bemächtigen versteht, wird bald zu kalter, gegenstandloser, unfruchtbarer Reflexion. Nur das vom Verstand corrigirte Herz, nur der vom Herzen erfüllte und belebte Verstand haben Werth im menschlichen Leben.

Fast sieht es so aus, als ob dieser Conflict sich auch bei den andern weniger der Literatur angehörigen Gebieten geltend machen sollte. Seit seiner ersten Reise nach dem Orient, in der Lamartine wenigstens zum Theil als Schüler Chateaubriand's auftrat, hat sich in ihm die Idee festgesetzt, die Europäischen Verwickelungen könnten nur dadurch gelöst werden, daß Europa sich mit vereinigter Kraft auf die Colonisation des Orients wirft. Diesen Gedanken, in dem an sich etwas Wahres ist, der aber nur dann Frucht tragen kann, wenn man ihn auf einzelne concrete Verhältnisse anwendet, hat Lamartine während seiner parlamentarischen Laufbahn in beständigen Wiederholungen ausgebeutet, von denen immer die eine so allgemein gehalten und daher so unfruchtbar war, als die andere. Seit der letzten Revolution aber hat ihm der Sultan einen ziemlich großen unbebauten Landstrich zur Verfügung gestellt, um dort seine Colonisationspläne in Ausführung zu bringen. Er ist auch mit seiner gewöhnlichen Leichtfertigkeit sofort ans Werk gegangen, ohne daß der Erfolg seinen Erwartungen entspräche. Die armen Leute, die er hingelockt hat, sind meistens zu Grunde gegangen, und trotzdem fährt er mit seinen Predigten fort. Lamartine ist überhaupt ein merkwürdiges Beispiel von jener Mischung, die man nicht selten bei den Franzosen findet, phantastischer Sentimentalität und frivoler, leichtsinniger Reflexion. Er ist darum merkwürdig, weil er diese Mischung, die sonst gewöhnlich nicht ins Bewußtsein tritt, zu einer Art System ausgebildet hat und sich dadurch gerechtfertigt glaubt. Der Verstand sagt Ja, das Herz sagt Nein, aber Beide reden lebhaft und vernehmlich, der Dichter besitzt also Beides in hohem Maße, und dieser Besitz tröstet ihn über den Mangel an Harmonie zwischen Beiden, in der doch lediglich die Realität des Einen wie des Andern beruht.

Digitized by Google

Wochenschau.

Pariser Botschaften. — Als man im Englischen Parlamente über die Apanage des Gemahls der Königin Victoria verhandelte, kündigte ein Spaßvogel im Charivari an, daß er das hohe Amt billiger und nicht schlechter bekleiden wolle. Was wir jetzt hier erleben, ist etwas Aehnliches. Wir wußten von unserm eigenen Reichthume Nichts, wir glaubten auf Befehl der reactionairen Journale in Verlegenheit sein zu müssen, einen Präsidenten zu finden, und siehe da, wir können keine drei Schritte mehr thun, ohne einem Präsidenten en herbe zu begegnen. Wenn man die Pflichten und Fähigkeiten eines Präsidenten nach Dem beurtheilt, was Louis Bonaparte geleistet hat, muß man die Zuversicht, mit der die Concurrenten auftreten, in der That begreiflich finden. Das treffen wir am Ende auch, meinen die guten Leute, und so sehen wir die buntesten Gestalten an uns vorüberziehen, wie in den Schattenbildern einer Laterna Magica. Herr von Girardin empfahl uns zuerst einen Arbeiter, die Blouse eröffnete den Reigen der Brautbewerber. Jetzt haben wir seit längerer Zeit keine Nachricht von dem Candidaten des „bienêtre universel" erhalten, dafür vertreiben wir uns die Langeweile des Prorogationsintermezzo durch das Spiel mit andern Candidaten. Die Orleanisten meinen es ganz ernst mit dem Prinzen von Joinville. Herr Roger (du Nord) erklärt, daß er zwar keinerlei Mission von dem Prinzen der Familie Orleans erhalten, daß er aber aus dem Umgange mit den Mitgliedern dieser Familie die Ueberzeugung geschöpft habe, der Prinz von Joinville werde zu Allem bereit sein, was Frankreich von ihm verlangen könnte. Sie sehen, die erhabene Resignation Louis Bonaparte's ist nicht ohne Wirkung gewesen, das Beispiel findet begeisterte Nachahmer. Das Journal des Débats ist am Meisten in Verlegenheit, da es schon im Begriffe stand, für's Elysée in die Schranken zu treten. Herr Armand Bertin hilft sich als gewandter Diplomat, und stellt sich taub. Er hört Nichts von alle Dem, was um ihn vorgeht. Er sieht blos den „unzeitigen" Lärm, den seine Freunde machen. Dieser schadet nur, und so lange die Prinzen sich nicht in höchst eigener Person erklären, will der Moniteur der Julidynastie Nichts von einer solchen Candidatur wissen. Vorsichtig, wie die Débats immer sind, rücken sie zwar noch nicht ganz mit der Sprache heraus, sie gestehen noch nicht ein, daß sie mit ihrem Meister Guizot, dem Propheten der Fusion, und dem Gros des legitimistischen Heeres zum Elysée übergehen, sie sprechen vor der Hand blos für die Revision. Den Staatsmännern der Débats handelt es sich nichts blos um die Veränderung des §. 45 — sie wollen die ganze Verfassung umgearbeitet wissen, erst die Institutionen, wie sie sagen, dann die Namen, dann die Dynastien. Wie diese totale Revision durchzusetzen sei, und wie man ihr namentlich den prolongirenden Charakter benehmen könnte, darüber schweigen die Débats. Der Constitutionnel, der seit der Candidatur des Prinzen von Joinville den Schlaf verloren, ist expeditiver als die Débats; er erklärt, daß das Gesetz vom 31. Mai eben so gut durch den Volkswillen umgestürzt werden könnte, als die Verfassung. Auf die Legislative kommt es in beiden Fällen nicht an. Das Hauptblatt des Elysée verkündigt die Revolution à coup de Bulletins. Es insurgirt sich gegen Alles, was der Wiedererwählung Louis Bonaparte's drohen könnte. Aus dieser Thatsache erhellt zuvörderst, was das Gesetz, die Verfassung von der Regierung zu erwarten haben. Diese will nicht ehrlich vor die

Digitized by Google

Legislative hintreten und die Aufhebung jener verhaßten Maßregel beantragen, das könnte die legitimistischen Gevattern und die reactionairen Freunde verdrießen, aber sie sagt, zerbrecht Euch nicht lange den Kopf, 1852 mag Jeder stimmen, der Tisch ist für Alle gedeckt. Dieses Verhalten der Regierungspartei beweist aber zugleich, was wir schon zu wiederholten Malen ausgesprochen, daß wir auf das Unerwartete gefaßt sein müssen, und daß selbst Louis Bonaparte heute noch nicht wisse, was er morgen thun werde.

Doch kehren wir wieder zu unsern Candidaten zurück. Derjenige Theil der Legitimisten, welcher es mit seiner Fahne ehrlich meint und nicht recht begreifen kann, was die Legitimität im Elysée zu gewinnen habe, sieht sich auch nach einem Candidaten um. Die Gazette de France für ihre Person hat ihren Mann gefunden, und proclamirt den Herrn von Larochejaquelein zum Präsidenten der Republik. Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Candidatur vor der Hand außerhalb der Redactionszimmer der Gazette viele Chancen habe. Ein anderes Wundererzeugniß unsrer phantasiereichen Präsidentenadepten ist die Candidatur des Erzbischofs von Paris. Dieser ist bekannt als Gegner der ultramontanen Partei, als gemäßigter Republikaner, und es war in gewissen republikanischen Cirkeln in der That die Rede davon, es mit dieser Extravaganz zu versuchen, da eine solche in Frankreich immer gewisse Aussichten auf Erfolg hätte. Die kleine Geistlichkeit würde das Landvolk bearbeiten, und nachdem ein Soldat, ein Prinz an der Spitze des Landes gestanden hat, müßte man es mit einem Pfaffen wagen. Die hiesigen Journale sprechen natürlich fast gar nicht von dieser Candidatur, und sie scheint nicht geeignet, ernste Folgen haben zu wollen. General Cavaignac ist noch immer auf der Liste, obgleich er selber gesonnen sein soll, zu Gunsten Carnot's abzudanken, wenn alle republikanischen Fractionen sich in dieser Candidatur vereinigten. Doch auch hierüber ist noch gar Nichts bestimmt, und die Regierung fühlt sich durch diese ungewohnte Zurückhaltung der Republikaner nicht wenig betroffen. — Uebrigens leben wir in Saus und Braus. Jeder Tag bringt neue Vergnügungen und jeder Tag wohlfeilere Freuden. Bisher glaubte man, funfzehn Franken genügen kaum, um eine Woche kümmerlich zu leben, und nun kommt ein Speculant, ein finanzielles Genie, ein Herr Adolph Rion, und trägt uns um tausend Franken Vergnügen für drei Fünffrankenstücke an. Einen ganzen Monat hindurch sollen wir aus dem Freudenrausche nicht herauskommen und das Alles für funfzig Centimes täglich. Worin der Jux für das Publicum — nicht für Herrn Rion — bestehen werde, wissen wir eigentlich noch nicht, denn außer den Theatern, die zusammen genommen keine 20,000 Menschen fassen, wird uns 200,000 Freudenjägern kein erhebliches Versprechen gemacht. Die Mabille, Chateaurouge, Arnière u. s. w. sind keine Treffer, auch wenn man sie um funfzig Centimes ansehen kann. Wie man sonst 100,000 Menschen täglich im Werthe von $33\frac{1}{2}$ Franken unterhalten will, begreifen wir noch weniger. — Eine Schwester von Thiers, eine Madame Ripert, versteht das Annoncenwesen noch besser als Herr Rion. Diese ließ lange Zeit hindurch Visitenkarten vertheilen, auf denen zu lesen war: „Madame Ripert, Schwester des Herrn Thiers, ehemaligen Ministerpräsidenten, hat eine table d'hôte, Frühstück 1 Fr. 50 C., Mittagessen 3 Fr., Damen 2 Fr. 50 C." Jetzt glaubte die gute Frau, sich nicht mehr damit begnügen zu dürfen, und ließ sich Anschlagezettel machen, in denen sie ihre table d'hôte ganz mit denselben Worten ankündigt. Diese sonderbare Annonce konnte man jeden Tag auf dem Boulevard des Italiens lesen, ohne daß die Polizei dagegen ein-

schritt. Herr Thiers sollte es fühlen, daß er sich von der Regierung abgewandt. Erst als Herr Carlier erfuhr, wie diese unverantwortliche Ankündigung allgemeine Entrüstung hervorrief, entschloß er sich, dieselbe herunterreißen zu lassen. In der rue barre du rempart kann man sie übrigens noch sehen. Diese Familienrache wird noch dadurch boshafter, daß den Damen eine Preisvergünstigung zugesagt wird, indem dadurch manche Vermuthung rege werden muß. Ich bin kein Freund von Thiers, aber Alle, die ihn genau kennen, stimmen darin überein, daß er ein sehr freigebiger und für seine Familie und Freunde opferbereiter Mann sei. Seine Schwester mag daher solche Ansprüche an ihn machen, denen er mit dem besten Willen nicht genügen kann. — Neben der table d'hôte von Thiers' Schwester beschäftigt die geistreiche table d'hôte der vierzig offiziellen Genies unsre Aufmerksamkeit. Man glaubt, es werde diesmal zur Abwechslung Herr Falloux oder Herr Berryer des jüngst verstorbenen Dupaty Platz einnehmen. Die Schriftsteller, die sich darum bewerben, haben wenig Aussichten, weder Musset, noch Pensard, weder Philarète Chasles, noch irgend einer der als Candidaten auftretenden Dichter dürfen sich Illusionen machen. Unter Montalembert nimmt sich Berryer auch besser aus, als dies bei Musset der Fall wäre. Louis Bonaparte hat seinen akademischen Ehrgeiz glücklicher Weise zum Schweigen gebracht, denn sonst würden die Höflinge gezwungen sein, einen socialistischen Schriftsteller in ihre Mitte aufzunehmen.

Schattenseiten der neuesten Reformen in der innern Organisation des Preußischen Postinstituts. — Aus der Provinz Sachsen. Seit einer Reihe von Jahren ist die Preußische Postverwaltung mit anerkennungswerthem Eifer darauf bedacht gewesen, das Postinstitut zu dem Grade der Vollkommenheit zu führen, daß es mit den Wünschen und Interessen des correspondirenden und reisenden Publicums gleichen Schritt zu halten fähig sei. Die Presse hat das von Preußen lang erstrebte Ziel einer Einigung auf dem Gebiete der postalischen Gesetzgebung, der Einführung niedriger und möglichst gleichmäßiger Portosätze, eines möglichst billigen Bezuges von Zeitschriften, ohne Scheu vor pecuniairen Opfern, jeder Zeit nach Kräften unterstützt. Zweckmäßige und anständige Transportmittel, eine möglichst beschleunigte und zugleich gesicherte Beförderung der anvertrauten Correspondenzen wie Paketsendungen, die Einführung der Francomarken, die Einrichtung fliegender Postbureau's auf den Eisenbahnen, alles Dies sind Reformen, die das Publicum mit Dank anerkennt, und welche dem Preußischen Postinstitut einen guten Klang auf dem Continente erworben haben. Wie steht es aber mit den Resultaten der großen Reformen, die seit dem 1. Januar 1850 in der innern Organisation des Preußischen Postinstituts eingetreten sind?

Die Reformen begannen mit Auflösung des bisher bestandenen Generalpostamts in Berlin und Einsetzung von Oberpostdirectionen in den Städten, die zugleich Sitze königlicher Regierungen sind. In Berlin blieb eine Centralbehörde, Generalpostamt genannt, zurück, und bildet eine Abtheilung des Handelsministeriums. Zwei Generalinspectoren, die zugleich Räthe des Collegiums sind, beaufsichtigen die sämmtlichen Oberpostdirectionen. Die Motive zu dieser Umgestaltung lagen größtentheils in der Erzielung eines beschleunigten Geschäftsganges, einer strengern Beaufsichtigung und Ueberwachung des Provinzial-Postbeamten-Personals, wie auch in Ersparnissen an den laufenden Verwaltungsausgaben, nach Bestreitung der ersten Einrichtungskosten. Dem zu

Digitized by Google

Folge wurden die Ressorts der bisher bestandenen Postämter aufgehoben, und jede Postanstalt, ganz abgesehen von ihrem Geschäftsumfange, in Kassen- wie Verwaltungssachen direct der betreffenden Oberpostdirection untergeordnet. Die einjährige Wirksamkeit der Oberpostdirectionen liefert ein durchaus unbefriedigendes Resultat. Die Vielschreiberei hat sich weit eher vermehrt, als vermindert, und zwar trotz der beabsichtigten mündlichen Einwirkung durch die Aufsichtsbeamten, die Postinspectoren und Postkassencontroleure. Eine raschere Erledigung der eingehenden Sachen ist auch nicht erreicht worden, da die Oberpostdirectionen, in Folge der geringen Selbstständigkeit der Vorsteher der kleinern Postanstalten, mit einer übermäßigen Anzahl von Anfragen überhäuft werden, und dabei mit einem zu geringen Beamtenpersonal ausgestattet sind; wozu noch der wesentliche Nachtheil kommt, daß in allen wichtigern Angelegenheiten die erforderlichen Instructionen von Berlin eingeholt werden müssen. Was den Finanzpunkt angeht, so ist der Anschlag für die Unterhaltung der Oberpostdirectionen großentheils überschritten worden, und wenn auch hinsichtlich der Beaufsichtigung der Beamten das erstrebte Ziel mag erreicht worden sein, so sind doch auch auf diesem Felde durch persönliche Vorurtheile Mißgriffe und Härten mancher Art zum Vorschein gekommen. Die innere Organisation der Oberpostdirectionen ist eine Bureauverfassung; der dem Oberpostdirector zur Seite stehende Postrath hat eine sehr geringe Selbstständigkeit, und erscheint eigentlich nur als das Organ des Oberpostdirectors zur Aufrechthaltung der innern Ordnung im Dienstbetriebe der Direction. Diese Bureauverfassung bleibt jedoch stets einseitig, denn fast mit jedem neuen Oberpostdirector, resp. Postrathe wechseln die Ansichten, und deshalb verdient eine collegialische Besetzung der Mittelbehörden, trotz des größern Kostenaufwandes, schlechterdings den Vorzug. Die Einrichtung der Oberpostdirectionen in der jetzigen Verfassung kann also mit Recht als eine, nach allen Seiten hin verfehlte bezeichnet werden. Es wäre im höchsten Grade ungerecht, wollte man dieserhalb den einzelnen Beamten irgend eine Schuld beimessen; dieselben haben im Gegentheil während des einjährigen Bestehens der Directionen mit unermüdetem Eifer und voller Hingebung ihrer Kräfte gearbeitet, und dürfte ihnen für die Länge der Zeit eine gleiche Anstrengung nicht zugemuthet werden können. Durch Heranziehung von Hilfsarbeitern müssen die Kosten jedoch noch beträchtlicher werden, und doch müssen die Arbeiten erledigt und dürfen bedeutende Reste nicht geduldet werden. Wie half sich nun, bei der einmal beschlossenen Umgestaltung, die Centralverwaltung, um wenigstens in finanzieller Beziehung ein möglichst günstiges Resultat zu erzielen? Sie wählte unter verschiedenen Auskunftsmitteln gerade das trostloseste, sie schnitt sich ins eigene Fleisch, und setzte dadurch, daß sie eine Ersparung in der Besetzung der Localpostanstalten für das beste Mittel zum Zwecke hielt, den Ruf des Instituts aufs Spiel. Ohne Bedenken schritt man dazu, nicht nur die Localpostanstalten (etwa durch Einziehung von Beamtenstellen) mit Arbeit zu überladen, man besetzte auch diese an und für sich verringerten Stellen mit Individuen von geringer geistiger Capacität.

Ein großer Theil der früher bestandenen mittleren und kleineren Postämter wie Postverwaltungen wurde zu Expeditionen 1. und 2. Klasse gemacht, und statt der hier früher beschäftigten, wissenschaftlich und praktisch gebildeten Beamten schuf man eine neue Beamtenkategorie — Postexpedienten genannt, die theils zu Vorsteherstellen von Expeditionen 1. Klasse, theils zu früheren Secretairstellen auf den Postämtern verwendet werden. Diese Beamten stellt der Oberpostdirector auf dreimonatliche Kündigung

Digitized by Google

ohne Pensionsberechtigung an. Gebildete junge Männer dürften zu einer derartigen Carrière nicht leicht gefunden werden; indeß der Militairstaat Preußen wußte sich zu helfen. Die Unterofficiere von neunjähriger Dienstzeit wurden jetzt, wie einst zu den Schulmeisterstellen, hauptsächlich zu diesen Aemtern ausersehen, und durch möglichst geringe Anforderungen an ihre Schulkenntnisse in die Lage versetzt, die gesetzlich geforderte Prüfung bestehen zu können. Die wissenschaftliche Ausbildung dieser treuen Stützen ist natürlich im höchsten Grade mangelhaft, und gewährt nicht die geringste Garantie für eine richtige Auffassung ihrer Stellung. Die Eigenthümlichkeit der Postdienstgeschäfte gestattet keine vollständige Trennung der mechanischen Arbeiten von denen, die geistige Capacität erfordern; von einer sogenannten Arbeitstheilung, wie sie in großen Fabriken zulässig und zweckmäßig erscheint, kann in der Postverwaltung gar keine Rede sein, worüber es wol einer weitern Ausführung nicht bedarf. Beamte von einem so geringen Bildungsgrade, wie die oben bezeichneten, können den Anforderungen des Publicums in keiner Weise entsprechen; sie sind eine Last theils für die mit ihnen zusammengewürfelten Beamten von wissenschaftlicher Bildung, theils für das Publicum, welches mit ihnen als Vorstehern einer Postanstalt oder sonst dienstlich in Verkehr tritt. Man kann sich deshalb durchaus nicht wundern, daß das Publicum eben nicht günstigen Ansichten über den Bildungsgrad der Preußischen Postbeamten Raum giebt, und daß die gesellschaftliche Stellung derselben, bei dem Vergleiche zwischen Sonst und Jetzt, unwillkürlich leidet. Es ist dies eine Rücksicht, welche die Centralbehörde ihren Beamten schuldig ist, und welche dieselben mit Fug und Recht erwarten können und dürfen, wenn sie sich mit der, schon an und für sich so beschwerlichen und dürftig besoldeten Amtsstellung aussöhnen sollen. Die wissenschaftlich gebildeten Posteleven, die auf das Avancement zum Postsecretair, Postmeister u. s. w. dienen, müssen allen Muth verlieren, wenn sie, bei den schon früher traurigen Aussichten auf Beförderung, durch Einziehung einer Anzahl von Secretairstellen und Einrangirung von Postexpedienten (nach dem neuen Zuschnitte) eine einigermaßen gesicherte Stellung in nebelgraue Ferne hinausgerückt sehen, während die Anforderungen an ihre Kräfte mit jedem Tage gesteigert werden. Ihre Befähigung zum zweiten höhern Staatsexamen (ebenfalls eine Neuerung von 1850) und die damit möglicher Weise verknüpfte Aussicht auf einen selbstständigern Wirkungskreis ist ein sehr schwacher Magnet, der auf die Reihe von Jahren bedeutend an Anziehungskraft verlieren muß. Die Niedergeschlagenheit, ja fast Muthlosigkeit unter dem gebildeten Subalternbeamtenstande des Preußischen Postinstituts ist daher eine so große, daß es Pflicht der Presse wird, diesen Zustand öffentlich zu besprechen, und ohne Rückhalt und Schonung die Mängel aufzudecken. In manchem andern Verwaltungszweige des Staates dürften ähnliche Mißgriffe von geringerer Bedeutung für das Publicum sein, allein bei der Postverwaltung, wo das Interesse des Einzelnen wie ganzer Corporationen in Frage kommt, steht dem Publicum die gerechte Anforderung zu, daß der bisher bestandene Bildungsgrad der Beamten in keinem Falle verringert werde; das Publicum kann ferner fordern, mit selbstständigen Beamten zu verkehren, nicht aber mit maschinenmäßigen Individuen, die zu blindem Gehorsam abgerichtet sind.

Nieritz, Deutscher Volkskalender für 1852. Leipzig, G. Wigand. — Das Büchlein zeichnet sich durch ein Paar sehr hübsche Holzschnitte und durch eine vortreffliche Erzählung aus. Die Erzählung heißt: Der Besenbinder von Rycheswyl, und

Digitized by Google

ist von Jeremias Gotthelf. Sie sticht sehr wesentlich gegen die folgenden ab, die zwar auch den Volkston anschlagen, aber nur in der Art, wie man eine Modesache treibt. In Tromlitz' Zeit waren die glänzenden Harnische der Pappenheimer Cuirassiere und die goldgestickten Hofgewänder der schönen Damen vom Hofe Katharina's von Medici Mode; heut zu Tage sind es die Mieder und die Holzschuhe derber Bäuerinnen. Das wechselt von Tage zu Tage. Hat doch Clauren seiner Zeit mit seiner Mimili großes Glück gemacht. — Mit großer Freude habe ich gesehen, wie Jeremias Gotthelf sich auch im Auslande Anerkennung verschafft. Das neueste Heft der Revue des deux mondes enthält einen längern Aufsatz von Taillandier, in welchem der Schweizer Volksdichter mit gebührender Anerkennung besprochen wird. Der Referent scheint sogar wirklich die einzelnen Sachen gelesen zu haben, wenigstens giebt er den Inhalt ziemlich ausführlich an. Es ist das kein kleines Verdienst, denn für einen Franzosen muß der Schweizerische Dialekt, der uns selber schon unendliche Schwierigkeiten bereitet, in vielen Fällen geradezu unverständlich sein. Freilich legt der Vorkämpfer der Französischen Reaction das Hauptgewicht seiner Anerkennung auf eine Seite, die uns wenigstens in dieser Form nicht eben so erfreulich ist, nämlich auf die Bekämpfung der verruchten Hegelianer, die, wenn man Taillandier glauben wollte, in ungeheuren Schaaren die Schweiz überströmen und alle Gottesfurcht, alle Tugend und Sittlichkeit untergraben. Dafür wird auf einen andern Vorzug Gotthelf's; auf die wunderbare Lebendigkeit seiner Gestalten, und auf seinen unerschöpflichen Humor fast gar nicht hingedeutet, und wenn man ihn nur aus dieser Recension kennen lernen wollte, so würde man ihn sich ungefähr vorstellen, wie einen etwas ausgeführteren Bernardin de St. Pierre, oder wenn wir ein kleineres Licht heranziehen wollen, wie den Verfasser der „Ostereier"; man würde wenigstens keine Ahnung davon haben, daß Gotthelf im Stande wäre, eine Schilderung zu erfinden, wie den Schluß der vorher angeführten Novelle, auf den ich hier eingehe, weil sich in ihm der Hauptvorzug Gotthelf's vor den meisten Deutschen Schriftstellern ausspricht, daß er nämlich in jedem Augenblicke, in jeder noch so verwickelten Lage deutlich und sicher weiß, wie ein verständiger Mensch empfinden und sich benehmen muß. Der Held der Geschichte nämlich, der Besenbinder, der mit seiner vortrefflichen Frau von der größten Armuth sich durch Fleiß, Wohlwollen und Verstand zu einem gewissen Wohlstand und sogar zu einer gesellschaftlichen Stellung aufgeschwungen hat, macht eine unerwartete große Erbschaft. „Als er als ein reicher Mann heimkam, weinte seine Frau gar mörderlich und himmelschreiend. Er mußte mehrmal fragen: Was hat's gegeben? Ist ein Unglück geschehen? — Jetzt, sagte endlich die Frau, die, je seltener sie weinte, um so schwerer zu sich selber kam, jetzt wirst mich verachten, da Du so reich bist, und denken, hättest nur eine Andre. Ich that, was wir möglich war, aber jetzt bin ich Nichts mehr, ein alter Kratten. O, wenn ich doch schon unter der Erde wäre! — Da setzte sich Hansli auf den Vorstuhl und sagte: Hör', Frau, Du weißt, fast dreißig Jahre haben wir gehaushaltet im Frieden, was das Eine wollte, wollte das Andre auch. Geprügelt habe ich Dich nie, ja die bösen Worte, die wir uns gegeben, wären bald gezählt, jetzt, Frau, fang' mir nicht an, wüst zu thun und ein Neues anzufangen, es soll zwischen uns beim Alten bleiben. Das kann ich Dir sagen, und das soll fest sein, wie ein Wort aus der Bibel, daß, sobald Du mir noch einmal davon anfängst, mit Heulen und ohne Heulen, so prügele ich Dich mit einem neuen Seil, daß man Dich am Bodensee kann schreien hören. Dabei bleibt's, jetzt mach', was Du willst! —

Digitized by Google

Das lautete sehr bestimmt, bestimmter als der Briefwechsel zwischen Preußen und Oestreich. Die Frau wußte, woran sie war, sie kannte Hansli, sie wärmte dieses Lied nicht mehr auf, es blieb unter ihnen beim Alten." — So benimmt sich der wirkliche, verständige Bauer bei passender Gelegenheit, freilich nicht der Bauer des Melodrams und der Geßner'schen Idylle.

Um noch einmal auf Taillandier zurückzukommen. Es ist sehr schade, daß der Französische Kritiker, dessen guter Wille, den verschiedenen Seiten der Deutschen Literatur gerecht zu werden, volle Anerkennung verdient, in vieler Beziehung so abhängig ist von den in Paris sich aufhaltenden Deutschen, die nicht immer die geeignetsten sind, ihn über die Bedeutung des einen oder des andern Versuchs aufzuklären. Dazu kommt die Neigung der Franzosen, jede literarische Richtung zu „Schulen" abzurunden. Was in der Form einer Schule oder einer Coterie auftritt, wird ihnen zuerst imponiren. Daher die Ueberschätzung des Einflusses, den er dem „jungen Deutschland" (eine Kategorie, die heut zu Tage kaum noch etwas bedeuten will) und den Hegelianern zuschreibt; daher sein Aufspüren von Absicht und Plan, wo nur ein dunkler Instinct sich geltend macht. — Im Einzelnen hat er zuweilen die vortrefflichsten Einfälle. So kommt er in seinem Aufsatz über Gotthelf auf die Stellung zu sprechen, welche in der vieille Allemagne idyllische Gestalten, wie der „ehrwürdige Pfarrer von Grünau" hatten, und bringt damit ein Heinesches Gedicht, „das Pfarrhaus" in Verbindung, ein scheußliches Gemälde, wo nach dem Tode des Vaters die Töchter über schlechten Romanen gähnen und sich nach Liebhabern sehnen, der Sohn blasphemirt u. s. w., bis zuletzt das Gespenst des Vaters mit knöchernen Fingern an das Fenster klopft. Taillandier zeigt, wie der Dichter eine Art von teuflischer Freude daran findet, daß jene reinen Schöpfungen der alten Deutschen Poesie verschwinden. Es ist das in der That der geheime Sinn jenes Gedichts, welches sonst keine Pointe hätte. — Nur dürfte der Deutschen Poesie nicht durch eine Wiederaufnahme jener unschuldigen Erfindungen zu helfen sein, und was Gotthelf giebt, ist in der That auch etwas ganz Anderes als Voß, Hebel, Jean Paul, Pestalozzi; es ist der üppig quellende Lebensmuth, der um so breiter und fruchtbarer strömt, je mehr er sich zusammengezogen scheint.

* * *

Illustrirtes Familienbuch für Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise, herausgegeben vom Oestreichischen Lloyd. Eine literarisch-artistische Monatsschrift. Trieſt; in Leipzig bei Hübner. — Die Taschenbücher, die man sonst im kleinsten Duodez zu finden gewohnt war, nehmen jetzt immer größere Gravität an. Das gegenwärtige Familienbuch, welches nichts Anderes ist, als was man früher unter „Taschenbuch" verstand, erscheint in großem Quart. Es tritt jährlich in 12 Heften vor das Publicum, fügt zu jedem Heft drei artistische Beilagen in Stahlstich hinzu, und kostet das Heft 10 Silbergroschen. Die Redaction giebt sich große Mühe, für den novellistischen Theil, der die Hauptsache sein soll, passende Beiträge zu gewinnen. Sie hat zu diesem Zweck für die beiden besten Novellen, welche ihr bis Ende September dieses Jahres zugesandt werden, Preise ausgesetzt, und zwar außer dem üblichen Honorar von 40 Fl. C.-M. p. Bogen einen von 30 Ducaten in Gold und einen zweiten von 20 Ducaten. Als Preisrichter sind die Herren Grillparzer, Hebbel und Herrmannsthal aufgestellt; allein die Redaction behält sich vor, auch diejenigen der eingesendeten Novellen aufzunehmen, die ihr sonst geeignet erscheinen. — Das Bedürfniß einer solchen Sammlung, in welcher unsre zahl-

Digitized by Google

reichen Belletristen ihre Erzeugnisse leichter anbringen können, als bei den renitenten Buchhändlern, ist in der That vorhanden, und da das Familienbuch bereits einige namhafte Schriftsteller gewonnen hat, z. B. Laube, Bauernfeld, Grillparzer, Mosenthal, Halm, Hebbel u. s. w., so ist ihm ein günstiger Fortgang wol vorauszusagen und zu wünschen. Was den Werth der bisherigen Leistungen betrifft, so können wir nur über einige Hefte urtheilen. In dem einen ist z. B. der Anfang eines größern Romans von Heinrich Laube, der ersten belletristischen Arbeit, mit der Dieser seit längerer Zeit vor das Publicum tritt. Die Ueberschrift heißt: Die Böhminger (ob sie der ganzen Novelle gelten soll, ist nicht gesagt worden), und sie beschäftigt sich mit dem Kleinleben der Schlesischen Provinzialstädte in der ersten Zeit Friedrichs des Großen. Der Dichter ist also damit in die historische Genremalerei eingetreten, gewissermaßen in die Dorfgeschichten, und zwar nicht ohne Glück, obgleich sich natürlich ein vollständiges Urtheil aus dieser Probe noch nicht abstrahiren läßt. — Außerdem finden wir noch ein neues Drama von Mosenthal: Der Dorflehrer, dramatisches Seelengemälde in einem Aufzuge, aus dem wir aber für die dramatische Befähigung des Dichters noch viel ungünstigere Resultate ziehen müssen, als wir aus seinen drei größern Stücken, über die wir nur aus der Anschauung, nicht aus der Lecture urtheilen konnten, gewonnen haben. Es herrscht eine wahrhaft erschreckende Leere darin. Die komischen, naiven und rührenden Personen sind so vollständig Kotzebue, daß wir uns ins Jahr 1800 zurückversetzt glauben müßten, wenn nicht eine schwäbelnde Dienstmagd uns an die Lorle erinnerte. — Wir wollen übrigens dem Familienbuch damit gar keinen Vorwurf machen, daß es dieses Drama aufgenommen hat, denn es ist billig, auch den schwächern Producten unsrer jüngern Muse einen Raum zu verstatten, um sie nur überhaupt zur Entwickelung zu treiben. — Der kritische Theil des Familienbuchs ist mehr als schwach, und könnte füglich wegbleiben. Dagegen sind die kalenderartigen Notizen zum Theil ganz verständig ausgewählt. Die Stiche sind von sehr verschiedenem Werth, doch dürften einige darunter zu loben sein.

Dramaturgische Miscellen. — Seit seiner Wiedereröffnung beeifert sich das Leipziger Theater, uns classische Stücke vorzuführen. Wir haben kurz hinter einander Goethe's Egmont, Schiller's Don Carlos und Wilhem Tell gehabt. Wenn es auf der einen Seite zu billigen ist, daß man auf die Musterwerke unsrer ältern Dichter wenigstens von Zeit zu Zeit zurückgeht, so ist diese Billigung doch nur mit Einschränkungen auszusprechen. Einmal erfordert jedes dieser Stücke ein specielles Studium; mit der bloßen Routine ist in ihnen Nichts auszurichten, am Wenigsten bei unsern jetzigen Bühnen, deren Kräfte auch bei der gewissenhaftesten Anstrengung der Regie in der Regel nicht ausreichen, ein solches Stück so zu besetzen, wie es besetzt werden muß, wenn es nicht eine Verhöhnung gegen den Dichter und gegen das Publicum sein soll. Jene Stücke erfordern in der Regel eine ganze Reihe guter Schauspieler. Der erste Held und der erste Bösewicht, so wie eine oder zwei Liebhaberinnen machen in der Regel ihre Sache wenigstens so weit gut, daß keine zu arge Carricatur daraus wird. Aber bei Schiller und Goethe darf auch keine Nebenfigur eine Carricatur werden. Solche Charaktere, wie Rudenz, oder wie Alba's Sohn, werden in der Regel so dargestellt, daß man sich in eine Posse versetzt glaubt, in welcher den zweiten Liebhaber plötzlich ein Anflug von halbtoller Sentimentalität erfaßt hat. Dem kann nur dadurch einigermaßen abgeholfen werden, daß solche Schauspieler geradezu dressirt werden. Dazu

Digitized by Google

reicht aber eine Woche nicht aus, sondern eine gewissenhafte, täglich fortgesetzte Uebung von wenigstens einem Monat. Wenn also nicht eine Gesellschaft vorhanden ist, in der jedes Mitglied vollständig seinem Platz entspricht, so darf man classische Stücke nur sehr selten aufführen. Die Schauspieler wie das Publicum müssen sich auf eine solche Aufführung wie auf einen Feiertag vorbereiten, und alle jene Pietät und Andacht mit hineinbringen, die man dem Genius schuldig ist. Wenn man dagegen so leichtsinnig damit umgeht, daß man einem jungen Komödianten von gefälligem Aussehen, der sonst in der Regel die Bonvivants spielt, der aber ein gutes Gedächtniß hat, die Rolle eines Schiller'schen Helden einen, zwei oder drei Tage vor der Aufführung zuschickt, und ihm dann überläßt, daraus zu machen, was seine Inspiration oder die Reminiscenz an Benedix oder Deinhardstein ihm eingiebt, so kann die Kritik nicht ernst genug gegen eine solche Versündigung an unsern großen Namen eifern. Auch der gute Schauspieler, der darstellendes Talent, Verstand und Bildung mitbringt, hat ein ernsthaftes Nachdenken und ein hingebendes Studium nöthig, um Das, was er in jenen Gedichten liest, zur Gestaltung zu bringen, während er bei unsern gewöhnlichen Lustspielen oder gar historischen Stücken bei einiger Uebung und Gewandtheit leicht das Richtige und Angemessene trifft.

Es kommt noch ein zweiter Umstand dazu, der uns lehren muß, daß wir in der häufigen Darstellung classischer Stücke kein Heil für die Bühne suchen dürfen. Unsre Dichtung ist leider von der Art, daß man sich bei jedem einzelnen Werk in einen neuen Styl und in eine neue Haltung hineinstudiren muß. Die Spanier, die Franzosen und die Engländer haben eben so wie die Griechen in ihrer dramatischen Dichtung an einem bestimmten Styl festgehalten. Bei uns Deutschen ist auch Das blos Tendenz geblieben, wozu noch kommt, daß bei uns das Publicum auch die ausländischen großen Dichter als Classiker betrachtet, die von Zeit zu Zeit wieder vorgeführt werden müssen. Für die allgemeine Bildung unsrer Schauspieler ist es vor der Hand zunächst nothwendig, daß sie sich in solchen Stücken bewegen lernen, wo die nur etwas veredelte Wirklichkeit des Lebens dargestellt wird, kurz, in dem Genre, welches man gewöhnlich mit dem Namen Conversationsstück bezeichnet. In diesem den richtigen Ton und die richtige Haltung zu treffen, können sie bei einiger Anlage und einiger Mühe erreichen. Hier müssen sie sich erst daran gewöhnen, auf ebener Erde mit Sicherheit und Anstand sich bewegen zu können, ehe sie sich auf das gefährliche Terrain des dramatischen Idealismus wagen. Wenn man die Bühne rein auf solche Werkeltagsleistungen einschränkte, so würde man dadurch allerdings die Kunst untergraben. Noch viel schlimmer für die Kunst aber ist es, wenn man die ideale Darstellung in das Niveau der Werkeltagsleistungen herabzieht.

Aus Leipzig. Die neueste Abstimmung unsrer Stadtverordneten-Versammlung, so wenig sie auch in Beziehung auf das unmittelbar praktische Resultat zu bedeuten hat, bietet doch so viel Eigenthümliches, und ist so charakteristisch für unsre Zustände im Allgemeinen, daß wir sie einer ausführlichen Besprechung vorbehalten müssen. Sie ist, wenn auch nur im Kleinen, ein Bild von dem Verhalten unsrer Opposition seit länger als einem Jahre, und, fürchten wir, das Bild von dem Verhalten derselben, wie es noch einige Jahre fortgehen wird. Nie möge eine allzu eifrige permanente sittliche Entrüstung daran erinnern, daß man seine Kräfte erst für sich erproben muß, ehe man sie dem Publicum zur Schau stellt.

Verantw. Red. **F. W. Grunow.** — Mitredact.: **G. Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von E. E. Elbert.

Digitized by Google

Scandinavische Literatur.

II. Adam Oehlenschläger.

Durch die nachgelassenen Memoiren Oehlenschläger's*) sind wir in den Stand gesetzt, uns ein ziemlich genaues Bild von dem Wesen, der Persönlichkeit und der literarischen Richtung dieses Dichters zu machen, der unter allen Dänischen Dichtern vielleicht am Geeignetsten sein möchte, als Vermittler zwischen den beiden Nationen zu dienen. Im Allgemeinen muß ich gestehen, daß man durch dieselben von dem Menschen ein noch viel günstigeres Bild erhält, als von dem Dichter, dessen Werth wir immer nur unter Bedingungen gelten lassen können. Zwar sind sie von ungleichem Werth. Die Jugendeindrücke sind mit großer Frische und Lebendigkeit wiedergegeben, wenn auch das Detail Oehlenschläger's Landsleute mehr interessiren muß, als uns, denen viele Beziehungen fremd sind. Seine eigentliche Bildungsperiode, d. h. sein Aufenthalt in Deutschland, Frankreich und Italien ist für uns von doppeltem Werth, da er uns zugleich die Beobachtungen eines unbefangenen Zuschauers über diejenigen Persönlichkeiten mittheilt, welche damals in der Deutschen Literatur den Ton angaben. Dagegen nimmt das Interesse ab, je weiter der Dichter in diejenige Zeit kommt, in der man eigentlich nichts Neues mehr erlebt, sondern die alten Eindrücke nur concentrirt. In den letzten Theilen vernehmen wir fast Nichts, als Nachrichten von dem Beifall und von der Anfeindung, die seine Werke theils in seinem eigenen Vaterland, theils in Deutschland erfuhren. Das ist immer ein sehr unfruchtbarer und einförmiger Gegenstand, aus dem wir nicht viel lernen können. Allein von einer Seite können wir doch dem ganzen Werk das gleiche Lob ertheilen. Es ist nämlich durchaus naiv gehalten. Der Dichter giebt unmittelbar aus seinen Erinnerungen, was er empfunden, gedacht, erlebt; er nimmt nicht künstliche Attituden an, er legt nicht die später gewonnene Erfahrung in seine frühere Geschichte hinein, er

*) Meine Lebenserinnerungen. Ein Nachlaß von Adam Oehlenschläger. Deutsche Originalausgabe, 4 Bände, Leipzig, Lorck.

Digitized by Google

ist in jedem Augenblick ganz, was er ist. Bei Goethe's „Wahrheit und Dichtung", so wichtig sie für die Einsicht in das Wesen des Dichters ist, haben wir doch nur die Reflexionen des reifern Mannes über die Zeiten seiner Jugend, von denen er sich geistig durch eine unermeßliche Kluft getrennt fühlte; den Ton und die Färbung jener Zeiten erkennen wir nicht mehr heraus. Bei Oehlenschläger ist es umgekehrt, vielleicht weil in seinem Leben nie ein Wendepunkt eingetreten ist, der geistig eine frühere, unreifere Lebensperiode von der spätern schied. Er hat nie viel über sich selber reflectirt, und ist daher im Stande, seine Eindrücke so wiederzugeben, wie er sie erhalten hat. Ehrlich, wie er zu allen Zeiten gegen die Andern gewesen ist, ist er es auch gegen sich selbst, und wir sehen an ihm weder die Coquetterie, die wirklichen Zustände zu idealisiren, noch die umgekehrte viel schlimmere, in der Ueberhebung eines spätern Seelenzustandes über die frühern den Stab zu brechen.

Oehlenschläger ist geboren 1779, der Sohn eines Organisten beim Grafen Moltke, in dem eine Viertelmeile von Kopenhagen gelegenen Friedrichsberg. Die Aeltern lebten in ziemlicher Dürftigkeit, aber der Knabe hatte doch Gelegenheit, durch die Galerie auf dem Schlosse einige Ideen von der Kunst sich zu bilden, und beschäftigte sich außerdem viel mit der Dänischen Literatur, namentlich mit den damals sehr beliebten Dichtern Wessel und Ewald. Im 12. Jahre erhielt er eine Freistelle in einer Schule zu Kopenhagen, einer Art Realschule, wo die alten Sprachen fast gar nicht, das Deutsche dagegen recht gut getrieben wurde. Der Deutsche Dichter, der damals in Dänemark das meiste Glücke machte, war Kotzebue; neben ihm Lafontaine, und was sonst in dieselbe Kategorie gehörte; auch Iffland, Spieß, Schröder u. s. w.; doch fand auch Schiller einigen Anklang. Im 16. Jahre verließ Oehlenschläger nach der Confirmation die Schule, und sollte Kaufmann werden, aber bald erwachte wieder seine Neigung zum Studiren und er nahm Privatunterricht in den alten Sprachen. Seine Hauptbildung scheint sich aber doch auf das Theater bezogen zu haben; theils empfing er die Eindrücke desselben vom Parterre aus, wo neben den Dänischen Dichtern namentlich Lessing's Emilia Galotti und Minna von Barnhelm ihn anzogen, theils machte er auch Bekanntschaft hinter den Coulissen, verliebte sich in einige Schauspielerinnen, und erklärte eines Tages seinem Vater, er wolle aufs Theater gehen. Dieser hatte auch Nichts dagegen. Oehlenschläger erhielt die erste theatralische Bildung, und kam dadurch mit Baggesen in Berührung, damals dem zweiten Director des Theaters. Allein er fühlte bald, daß er eigentlich keinen Beruf zur Schauspielkunst habe. Er warf sich auf die Poesie, und machte lyrische Gedichte in dem damals herrschenden Geschmack, der elegisch war, und ein gewisses sentimentales Wimmern forderte. Wichtiger war seine Bekanntschaft mit dem jungen Oersted, der ihn zu ernstern Studien anhielt, und der bis in sein spätes Alter sein treuer Freund blieb. (Oersted's Bruder hei-

Digitized by Google

rathete nachher Oehlenschläger's Schwester.) Aber eben so wichtig war die Bekanntschaft mit Werther, den Räubern, Götz, Fiesco u. s. w., die damals noch als eine sehr schädliche Lecture galten. Oehlenschläger erzählt eine sehr komische Geschichte, wie die Lecture des Werther auf einen seiner Freunde beinahe den Einfluß ausgeübt hätte, ihn zu einem zweiten Werther zu machen. *) Im Jahre 1800 wurde an der Universität die Preisfrage aufgestellt: Wäre es nützlich für die schöne Literatur des Nordens, wenn die alte nordische Mythologie eingeführt und statt der Griechischen allgemein angenommen würde? Oehlenschläger machte sich an diese Aufgabe, obgleich er eigentlich Jurisprudenz studirte, und erhielt ein Accessit, was in sofern wichtig für ihn war, als es seinen spätern Eintritt in die Universität vermittelte. Als damals Baggesen nach dem Continent abreiste, übergab er dem jungen Dichter, der ihn bei einem Festmahl angesungen hatte, seine Dänische Lyra. Dieser hatte schon damals das Gefühl, daß er bestimmt sei, die Dänische Poesie auf eine höhere Stufe zu erheben. Die Bekanntschaft mit Jean Paul's Werken, so wie mit den spätern Dramen von Schiller, die damals im Manuscript nach Dänemark kamen, weil der Deutsche Dichter von dort

*) Ich theile die Geschichte mit, weil sie zu hübsch ist. „Eines Tages kam er finster und bewegt zu mir hinauf, nahm eine Pistole, Pulver und Kugel aus der Tasche, und erzählte mir, daß er nun auf den Assistenzkirchhof ginge und sich eine Kugel durch den Kopf schieße, da er sich verliebt habe und seine Geliebte ihn nicht wieder liebe; dies würde er nun zwar ertragen haben, aber daß sie ihn verachte, das könne er nicht überleben. Mir blieb der Verstand stehen. „Bist Du toll?" rief ich, „das wird nie geschehen." — „„Willst Du mich daran verhindern?"" fragte er erstaunt. „„Das hätte ich nie geglaubt. Ich glaubte gerade bei Dir Unterstützung zu finden, und deshalb bist Du der einzige Mensch, dem ich's anvertraue, und von dem ich Abschied nehme, da ich doch ein Herz haben muß, vor dem ich mich ausschütten kann."" Ich machte ihm alle möglichen Vorstellungen, um ihn von dem Verrückten in seinem Unternehmen zu überzeugen. „Werther", sagte ich, „schoß sich gerade todt, weil Lotte ihn liebte und ihn nicht bekommen konnte. Wie kann man sich tödten, weil man von einem Mädchen verachtet wird? Wie die Liebe Gegenliebe weckt, muß ja unverdiente Verachtung wieder Verachtung in einer hohen Seele wecken." — Es half Alles Nichts; er wollte sich erschießen, weil sie ihn verachtete. Nun nahm ich die Pistole, steckte sie in die Tasche und sagte: „Wenn Du ein ehrlicher Kerl bist, so gehst Du nicht, bis ich wiederkomme, darauf wirst Du mir Dein Ehrenwort geben." Das gab er. — „Es muß ein Mißverständniß sein", sagte ich. „Nun werde ich gleich zu dem Mädchen hinlaufen und Dir ihre Achtung holen." Damit ging ich. Ich kannte sie gar nicht, ließ mich melden, und bat, einen Augenblick allein mit ihr sprechen zu dürfen. Sie stutzte, bat mich aber, ihr in ein anderes Zimmer zu folgen. Hier nahm ich die Pistole aus der Tasche, hielt sie ihr hin und sagte, indem ich mich tief verbeugte: „Mit dieser Pistole wollte mein Freund sich eben erschießen, weil er glaubt, daß Sie ihn verachten." Sie sank auf einen Stuhl, war einer Ohnmacht nahe, und wenn in diesem Augenblick Jemand ins Zimmer gekommen wäre, und hätte die Dame halb todt hingesunken und einen fremden Mann mit der Pistole in der Hand gesehen, so hätten sie mich vermuthlich als einen Mörder gefaßt. Glücklicher Weise kam Niemand, sie kam wieder zur Besinnung, dankte mir auf das Verbindlichste und versicherte, daß sie die größte Achtung vor meinem Freunde habe, obgleich sie gestand, das sie ihn nie lieben könne. „Ja, das ist schon gut", sagte ich, „mehr verlangt er nicht." Ich verbeugte mich, eilte nach Hause, und brachte dem Unglücklichen die Achtung seiner Schönen; er athmete wieder leicht, beschloß zu leben und lebte noch viele Jahre."

Digitized by Google

her eine Pension bezog, erweiterten seine Anschauung, und gaben ihm zugleich das Gefühl, daß er selbst ein Dichter sei. Den wichtigsten Einfluß aber hatte auf ihn Steffens, der ganz erfüllt von der Deutschen Naturphilosophie und von den Doctrinen der romantischen Schule, die damals in ihrem Zenith war, 1802 nach Dänemark kam und ihn vollständig bekehrte. Zwar wußte er sich in die Schulsprache des transcendentalen Idealismus nicht besonders zu finden, desto mehr Eindruck machte der Faust, so wie Tieck und Novalis auf ihn. Er fing schon damals an sich in Dichtungen zu versuchen, in die er nach der Art der Deutschen Romantiker einerseits Ottaverimen, Terzinen, andererseits die nordische Alliteration und das Nibelungenversmaß, zum Ueberfluß auch noch die Griechischen Rhythmen einführte. In dieser Weise war namentlich das St. Hansspiel geschrieben (1803), ein Fastnachtsstück in der Tieck'schen Manier. Oehlenschläger galt jetzt als das Haupt der jungen Schule. Er brach mit Baggesen, der Goethe angegriffen hatte, trennte sich auch in gesellschaftlicher Beziehung von den Anhängern der alten Schule, und schrieb mehrere dramatische und epische Versuche in der ironischen Weise, die damals zum guten Ton gehörte, darunter „Freya's Altar", ein phantastisches Lustspiel, und den „Aladdin" (1804), das Hauptwerk jener Periode, auf das wir noch später zurückkommen. Auch die Lebensweise der jungen Dichter richtete sich, ungefähr wie es in Jena und Berlin der Fall war, nach ihren romantischen Theorien ein. Oehlenschläger gab jetzt definitiv die Jurisprudenz auf, gewann sich eine hohe Protection, durch die ihm ein Reisestipendium vermittelt wurde, und reiste im August 1805 nach Deutschland ab, dem gelobten Lande seiner Sehnsucht.

Es ist den Meisten so gegangen, welche aus der Ferne von den kühnen Ideen der romantischen Schule angeregt und angezogen wurden, daß sie bei ihrer nähern Bekanntschaft mit den Persönlichkeiten sich stark enttäuscht sahen. Ein gesunder Sinn mußte sehr bald dahinter kommen, daß es sich hier zum großen Theil um Phrasen handelte, hinter denen nicht die geringste reale Bedeutung zu suchen war, daß die Kühnheit der Tendenz weit über das productive Talent hinausging, und daß die Schärfe des Urtheils keineswegs durch ein gutes Gewissen gerechtfertigt wurde. Ein ausgebildetes und organisirtes Cliquenwesen, welches sich eben so gegen die nachwachsende Jugend abschloß, als es die alten Autoritäten erschütterte, eine blinde Nachbeterei dessen, was die Wortführer im Ganzen und im Detail behauptet hatten, von Seiten der Schule, und namentlich eine große Gleichgiltigkeit gegen den eigentlichen Kern aller echten Poesie, die sittliche Erhebung, das Alles mußte die Berechtigung der neuen Poesie mehr als zweifelhaft machen. Es ist höchst erfreulich, wie Oehlenschläger's unverdorbene Natur trotz seiner neuen Doctrinen sich Luft machte, als z. B. Steffens von Schiller mit wegwerfender Geringschätzung sprach, und als Schlegel sich über Luther einige verächtliche Bemerkungen erlaubte. Indessen zunächst hatte er es

Digitized by Google

mit den bessern Geistern dieser Richtung zu thun. In Halle wurde er durch Steffens' Vermittelung sehr freundlich aufgenommen, namentlich nahm sich Schleiermacher seiner an, der ihn in das Wesen der Griechischen Tragödie einweihte, soweit das ohne philologische Kenntniß möglich war. Auch mit Achim von Arnim und Reichardt hatte er Verkehr. Schon fing er an, sich des Deutschen so weit mächtig zu fühlen, daß er die Idee faßte, Deutsch zu dichten, zunächst aber verfaßte er noch in sechs Wochen seine Dänische Tragödie: Hakon Jarl, die sowol in Dänemark, als auch in den Hallischen Kreisen viel Beifall fand. Dann ging er mit Reichardt und Arnim nach Berlin, wurde in die nothwendigen Theezirkel eingeführt, und knüpfte ein näheres Verhältniß mit Fichte an, dessen Anweisungen zum ewigen Leben er mit anhörte, ohne besonders davon erbaut zu werden, wie überhaupt die komischen Seiten dieses Philosophen den Eindruck, den seine Persönlichkeit im Uebrigen machte, doch bedeutend schwächten *). Endlich kam er nach Weimar, wo er drittehalb Monate in der fast täglichen Gesellschaft Goethe's zubrachte. Goethe nahm ihn sehr freundlich auf, und amusirte sich über die komische Art, wie Oehlenschläger das Deutsche, dessen er noch nicht vollkommen mächtig war, mit neuen Erfindungen bereicherte **). Auch mit den übrigen Weimarer Notabilitäten, Wieland, Knebel, Einsiedel, Frau v. Wolzogen u. s. w. wurde er bekannt. In Jena, wohin er Goethe begleitete, lernte er Hegel kennen. In Dresden wurde er in die Körner'sche Familie eingeführt, und traf Ludwig Tieck, der von allen Romantikern den besten Eindruck auf ihn machte. Das weinerliche Sternbaldisiren in der Kunst empörte ihn mit Recht; er machte sich zuweilen ein

*) Fichte besuchte später in Dänemark Oehlenschlägers Vater, den Organisten. Hier zeigte sich wieder ein Zug seiner Naivetät, indem er sich einen ganzen Abend mit dem Alten, der einen gesunden Menschenverstand hatte, aber Nichts weniger als Philosoph war, über die verschiedenen philosophischen Ansichten und seine Streitigkeit mit Schelling einließ. Er lieh ihm auch eins seiner Bücher zum Durchlesen. Mit diesem in der Hand saß der alte Oehlenschläger gerade, als ihn eine Freundin besuchte. Er sagte zu ihr mit einem gewissen Stolz: „Laß liegen, Kind, es ist Fichte. Er war gestern Abend bei mir, wir sprachen bis in die späte Nacht zusammen. Du kannst es glauben, da ging es auf die Systeme los!"

**) Er erzählt von Goethe ein Paar sehr charakteristische Anekdoten. — Goethe ließ sich seine Hexameter in Hermann und Dorothea zuweilen von dem jungen Voß durchsehen. „Aber einmal kam Dieser mit einem gar zu vergnügten Gesicht und sagte mit triumphirender Demuth: Herr Geheimrath, da hab ich einen Hexameter mit sieben Füßen gefunden. Goethe betrachtete die Zeile aufmerksam und rief: Ja, weiß Gott! und Voß wollte ihm bereits den Bleistift reichen, als der Dichter ruhig das Buch zurückgab und sagte: Die Bestie soll stehen bleiben!" — „Das Nibelungenlied war kurz vorher erschienen, und Goethe las uns einige Gesänge vor. Da nun das Altdeutsche sehr verwandt mit unsrem Altdänischen ist, so kannte ich viele Worte, die die Andern nicht gleich verstanden. Sieh' einmal! rief Goethe lustig, da haben wir den verfluchten Dänen wieder. Nun, Däne, fuhr er fort, hier kommt Etwas, was Du doch nicht verstehen kannst: es war der große Siegfried, er aus dem Grase sprang, ihm ragete von dem Herzen eine Speerstange lang. — Ihm ragete von dem Herzen eine Speerstange lang! wiederholte er erstaunt, indem er die Worte stark in seinem Frankfurter Dialekt betonte, das ist capital!"

Digitized by Google

Vergnügen daraus, sentimentale Blaustrümpfe durch spöttische Bemerkungen außer Fassung zu setzen. Außerdem beschäftigte er sich in dieser Zeit damit, eine neue Dänische Tragödie zu schreiben, „Baldur der Gute", und die ersten Acte seines „Aladdin" ins Deutsche zu übertragen.

In diesem ästhetischen Stillleben hat die romantische Jugend es gar nicht gemerkt, daß die Zeiten anfingen, für Deutschland sehr ernst zu werden. Oehlenschläger war schon einmal, durch das Bombardement von Kopenhagen, der Ernst der Geschichte nahe getreten, im Ganzen hatte er aber wenig Sinn dafür, wie die ganze Schule, der er angehörte. Nun störten die Kanonen der Schlacht von Jena diese stofflose Gemüthlichkeit. Alles entfernte sich aus den bedrohten Gegenden; auch Oehlenschläger reiste nach Paris ab.

Heut zu Tage hat diese Art Poesie für uns doch etwas Sonderbares, die in einer leidenschaftlich bewegten Zeit sich von allen realen öffentlichen Interessen so abschließt, daß es aussieht, als stehe sie unter der Glasglocke; — diese ernsthafte, wichtig thuende Beschäftigung mit nordischen Alterthümern und Orientalischen Märchen, während mit dem furchtbarsten Ernst der große Kampf um das Fortbestehen der Nation zur Entscheidung drängt. Wir können nicht oft genug auf dieses Krankhafte, Treibhausartige der damaligen Bildung hindeuten, damit man nicht zu viel Wesens davon macht, daß sie für uns verloren ist. —

Im Französischen machte Oehlenschläger in Paris nicht viel Fortschritte; mit desto größerm Ernst trieb er das Deutsche. Er studirte mit mehr Nachdenken als bisher die großen Schriftsteller dieser Nation, und bearbeitete seinen Aladdin in einer neuen, diesmal ziemlich reinen Uebersetzung. Von der romantischen Schule entfernte er sich immer mehr. Er war den Anhängern derselben nicht frei, fromm und altmodisch genug. In Paris machte er mit Friedrich Schlegel Bekanntschaft. Er hatte ihn sich anders vorgestellt; er hatte einen magern Kritikus erwartet, und es glänzte ihm ein ironisch fettes Gesicht sanguinisch entgegen. Schlegel war natürlich unzufrieden über seinen Abfall, aber er scherzte doch freundschaftlich mit ihm, wie mit einem jungen Tollkopf, aus dem Etwas hätte werden können, wenn er den rechten Weg gewählt, d. h. wenn er blind zur Fahne der Schule geschworen. Aus dieser Zeit stammen ein Paar Epigramme auf die Schlegels, das eine:

Lessing's Aesthetik wollte Wahrheit,
Natur in kräftiger, schöner Klarheit,
Die beiden Schlegel wollten Wehmuth
In mönchischer und stolzer Demuth.
Man liebte alles Schöne weiland,
Jetzt ruft man affectirt den Heiland.
Aus Wildniß stieg ein edles Bildniß,
Das Bild verfliegt, wird wieder Wildniß.
Ach hätten wir statt Schlegeln Lessing,
Nur ein Stück Gold für zwei Stück Messing.

Digitized by Google

Ein anderes war noch treffender:

Der August sagt: Mein Bruder und ich,
Ich und mein Bruder, sagt Friederich.

Friedrich Schlegel schrieb in sein Stammbuch: Nur der Sehnsucht fließt der Sehnsucht Quell, nur der Demuth scheint die Wahrheit hell; — wozu Oehlenschläger ganz mit Recht bemerkt: Auf diese Weise wäre der gute Friedrich niemals zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen, denn Demuth drückte ihn nicht sehr. — Auch mit Frau v. Staël wurde er bekannt, so wie er seinen Verkehr mit Baggesen, der nach Paris kam, erneuerte. Baggesen trieb damals eine Art enthusiastischer Freundschaft, die aber nicht lange darauf ein Ende mit Schrecken nahm. Die beiden Naturen stimmten einmal nicht zusammen.

Nach 18monatlichem Aufenthalt verließ Oehlenschläger Paris, erhielt von Cotta für seine neuen Dramen Hakon Jarl, Palnatoke und die Gedichte ein gutes Honorar, machte Uhland's Bekanntschaft, reiste mit ein Paar reichen Hamburger Kaufleuten, die ihn frei hielten, durch die Schweiz und besuchte Frau v. Staël in Coppet, wo er A. W. Schlegel, Benjamin Constant, Zacharias Werner und andere Schöngeister zusammen fand. Seine Schilderungen von diesem Kreise sind sehr ansprechend. Frau v. Staël hat ihm sehr imponirt; er schätzte ihre Kenntnisse, ihren Geist und ihre Wahrheitsliebe nach Gebühr. Von Werner erzählt er: „Er trat eines Tages mit einer großen Schnupftabaksdose in der engen Westentasche, die Nase voller Tabak und mit tiefen Verbeugungen in die Halle. Er sprach schlecht Französisch, aber dies genirte ihn nicht. In seinem Patois theilte er täglich über Tisch der Gesellschaft in einer Art von Vorlesungen seine mystische Aesthetik mit; man hörte ihm sehr andächtig zu, und es fehlte nicht wenig, so hätte er Proselyten gemacht, denn obgleich die Franzosen oft für fremde Natur taub sind, so leihen sie der fremden Unnatur doch gern das Ohr, was Cagliostro, Mesmer, Frau v. Krüdener und Andere bezeugen können. Selbst Frau v. Staël hörte ihm bewundernd zu, und schalt mich, weil ich mir seine Ansichten nicht aufmerksamer zu Herzen nahm." — Ueberhaupt wurde Oehlenschläger in dem Kreise noch nicht als ebenbürtig behandelt, und das fortwährende Zusammenleben, wo Einer den Andern im Geistmachen überbot, und von einer stillen, andächtigen Sammlung, so wie von ernsthafter Arbeit nicht die Rede war, ermüdete ihn zuletzt sehr, bis er sich endlich ein eigenes Local verschaffte, wo er sein neu gedichtetes Drama „Axel und Walborg" ins Deutsche übersetzte.

Im Mai 1809 reiste er nach Italien ab. In Rom lernte er Thorwaldsen kennen, so wie den Maler Müller, und verlebte mit Diesen, wie mit einigen Dänischen Familien, schöne Tage. Im Allgemeinen aber sagte Italien seiner nordländischen Natur nicht zu. Als er auf seiner Rückkehr an die Grenze der Schweiz kam, machte er einen langen Sprung über sie, wandte sich übermüthig gegen Italien, und rief: „Nun, sieh zu, wie Du mich wieder kriegst." — In

Digitized by Google

Heidelberg suchte er den alten Voß auf, und theilte ihm den Correggio mit, den er in Italien Deutsch gedichtet hatte. Dieses Gedicht schickte er auch Goethe zu, es fand aber keinen Beifall bei ihm, wie Goethe überhaupt das herzliche Entgegenkommen seines frühern Schützlings mit großer Kälte aufnahm, ohne daß Dieser den Grund entdecken konnte.

Nach fünfjähriger Abwesenheit kehrte Oehlenschläger jetzt in sein Vaterland zurück, wo er gleich darauf als Professor der Aesthetik bei der Universität angestellt wurde. Er hatte ein Gehalt von 1200 Thalern, nahm für seine Schriften auch Einiges ein, wurde in die feinsten Gesellschaften eingeführt, und verheirathete sich gleich darauf. Er fand eine große Menge Verehrer, aber freilich auch viele Gegner, theils von Seiten der alten Schule, theils in einer jüngern, etwas schwärmerischen Richtung, an deren Spitze sich Grundtvig stellte. Seine neuern Dichtungen, worunter auch einige Lustspiele waren, machten verschiedenes Glück. Auch seine Verbindungen mit Deutschland waren seit seinem Bruch mit den Romantikern, und nachdem er Goethe's Gunst verloren, zweifelhaft geworden; dagegen erfreute ihn eine sehr günstige Recension, die Jean Paul über seine Stücke schrieb.

Eine neue Reise machte er im Jahre 1817 als Begleiter des jungen Baron Bertouch. In Wien suchte er Fr. Schlegel wieder auf, der ihn höflich, aber vornehm empfing. In Paris fand er die Stimmung der Frau v. Staël gegen ihn sehr zu seinen Ungunsten geändert, und es kam fast zu einem vollständigen Bruch. In Deutschland machte er Rückert's und Schelling's Bekanntschaft, in Dresden die Bekanntschaft C. M. v. Weber's, in Berlin lernte er Hoffmann, Fouqué und Bettine kennen. Die Letztere fragte ihn einmal, als sie ihn gerade sehr stark geneckt hatte, ob auch bei ihm zu Hause Damen wären, die ihm die Wahrheit sagen könnten. „O ja", sagte er, „wir haben sehr vernünftige, artige Damen in Kopenhagen." „Aber", sagte sie, „wenn sie alle so höflich und artig sind, wer sagt Ihnen denn das Nothwendige derb und grob?" — „O", antwortete er, „wenn ich das zur Veränderung einmal von Damen hören will, so reise ich ins Ausland." „Bravo!" rief sie und brach in Gelächter aus, „ich verzeihe Ihnen Ihre Unverschämtheit, es war eine gute Antwort." — Sehr intim wurde Oehlenschläger mit Fouqué und T. A. Hoffmann; auch mit Tieck und Solger ging er viel um, weniger mit Arnim und Schleiermacher. Es war dieser Kreis die zweite Auflage der romantischen Schule, die damals ganz ihren Mittelpunkt in Berlin fand.

Im September 1820 kehrte er nach Kopenhagen zurück. Seine Fruchtbarkeit war nicht erschöpft; Jahr für Jahr schrieb er Dramen, die er meistens auch ins Deutsche übersetzte. Mit W. Scott trat er in einen freundschaftlichen Briefwechsel. Außerdem legte er sich, um die Ehre seines Amts aufrecht zu halten, etwas eifriger als früher auf das Lateinische. Seine Verbindungen mit Deutsch-

Digitized by Google

land wurden 1828 durch den Buchhändler Max in Breslau wieder angeknüpft, der ihn zu einer Deutschen Gesammtausgabe seiner Werke aufforderte. Größern Anklang noch fand er bei seinen nordischen Stammverwandten. Auf einer Reise nach Schweden, 1829, wurde er von Esaias Tegnér feierlich als Dichter gekrönt. Der König von Schweden begünstigte ihn sehr, und gab ihm den Nordsternorden, der König von Dänemark den Danebrog (1840). Der Letztere machte ihn auch zum Etatsrath, und der König von Preußen designirte ihn bei einer neuen Reise, 1844, zum Ritter des Ordens pour le mérite. Am Allerfreundschaftlichsten aber benahmen sich gegen ihn Louis Philipp und der König von Belgien, denen er 1845 seine Aufwartung machte.

Diese und ähnliche Geschichten füllen den vierten Band seiner Lebenserinnerungen aus, der daher ohne erhebliches Interesse ist, was die Begebenheiten betrifft. Dagegen ist die Art und Weise, wie er über die neuern Erscheinungen der Dänischen, Deutschen und Französischen Literatur urtheilt, sehr interessant. Er zeichnet sich darin vortheilhaft vor Goethe in seiner letzten Periode aus. Er bewahrte bis zum letzten Augenblick seinen gesunden Menschenverstand, die Unbefangenheit seines Urtheils, und die warme, innige Liebe für alles Gute und Schöne. Auch wir Deutsche können aus diesem Urtheil noch Manches lernen. Außerdem setzte er seine poetische Thätigkeit ununterbrochen fort, und noch in dem letzten Jahre seines Lebens hat er zwei Dramen veröffentlicht. Im Jahre 1847 hielt er Vorlesungen über seine eigenen Tragödien, welche gegen die Gewohnheit auch von Damen besucht wurden. Am 20. Januar 1850 ist er gestorben, 70 Jahre alt, bei voller Besinnung und mit frischem Muth, wie es dem Gerechten ziemt.

Nach diesen biographischen Notizen gehen wir auf die Kritik seiner Werke über.

Das Princip seiner poetischen Thätigkeit, welches er freilich nicht unmittelbar gefunden, sondern durch ernsthaften Kampf gegen die falschen Voraussetzungen der Zeit sich allmählich gewonnen, das er aber dann nicht allein in seiner Kritik, sondern auch in seinen Leistungen festgehalten hat, ist die Einheit des Aesthetischen und des Ethischen in der Poesie und namentlich im Drama. „Das Product des vernünftigen Willens ist Tugend und Sitte. Alle menschlichen Handlungen gehen darauf aus, die Ordnung im gesellschaftlichen Leben entweder zu befördern oder zu zerstören. Da nun das Drama die ideelle Darstellung menschlicher Handlungen ist, so bilden die moralischen Verhältnisse einen wesentlichen Theil des Ganzen. Der Dichter muß für die geistige Ordnung begeistert sein; er darf nicht indifferent mit einer parteilos matten Ironie spielen, er darf die Bilder nicht nur heraufbeschwören und sie wieder verschwinden lassen, er darf nicht allein erschüttern und spannen, denn in der bloßen Lust an dem Entsetzen Erregenden ohne ein edles Gefühl liegt der Keim zu aller Schlechtigkeit." — Diese Theorie ist den Doctrinen der romantischen Schule in allen ihren Phasen gerade entgegen-

gesetzt, und es ist ein tüchtiges Zeichen für Oehlenschläger's geistige Selbstständigkeit, daß er trotz des großen Einflusses, den diese Richtung in der Zeit seiner ersten Bildung auf ihn ausübte, so vollständig mit ihr gebrochen hat, daß er das kühne Phantasiespiel mit den Gaukelbildern des Lebens, den kalten raffinirten Witz, der über der Mannichfaltigkeit der Gesichtspunkte den Sinn für das Ganze verliert, daß er die metaphysische Vertheidigung der Wollust und des Verbrechens, das Raffinement, welches nur der Kraft nachgeht und die einfache Idee des Guten trivial findet, mit so großer Entschiedenheit bekämpft hat. Sehr richtig ist der Vergleich, den er in dieser Beziehung aufstellt zwischen der Genialitätssucht, die keinen Geschmack mehr hat für die Grundlage aller echten Poesie, für ein edles und gutes Herz, und einem verderbten Saufbruder, der die idyllische Milch und das gesunde Brod weichlich findet, obgleich es Riesen nährt, während der Spiritus ihm selbst zuletzt das delirium tremens verschafft.

Bei dieser Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines sittlichen Inhalts für die Poesie mußte er nach einer bleibenden sittlichen Basis suchen, die er sich nicht erdenken, sondern die er nur in einem historisch Gegebenen finden konnte. Er fand sie, und darin kommt er mit den meisten Dichtern, welche die Regeneration der Poesie in dem Anfang dieses Jahrhunderts herbeiführten, überein, in der alten Vorzeit seines Volks und in den beiden leitenden Ideen, welche dieselbe bewegten, in dem nordischen Heroismus und in dem Christenthum.

Der Dänische Idealismus bewegt sich theils in der Welt, die ihm die alten Heldenlieder seines Volkes vorspiegeln, in dem abenteuerlichen Seeräuberleben der Normannen mit ihren einfachen, oft rohen Tugenden und Lastern, auf der andern Seite in dem eben so einfachen, aber weniger romantischen Volkstreiben, wie es uns Holberg schildert. Diese Einfachheit ist aber auch die einzige Vermittelung zwischen den beiden Vorstellungsweisen, die sonst Nichts mit einander gemein haben. Darin sind andere Völker glücklicher. Als W. Scott das heroische Zeitalter seiner Nation poetisch erneuerte, fand er nicht blos in der Tradition, sondern zum Theil noch in den wirklichen Verhältnissen hinlängliche Anklänge an diese alten nationalen Vorstellungen. Er selber war Erbe eines jener Häuser, die sich in den Grenzkriegen ausgezeichnet, und die Lebensweise, so wie die politische Richtung der Partei, der er angehörte, hatte noch Vieles gemein mit dem Leben und Treiben der Douglas, der Grahams u. s. w., die er in seinen poetischen Gemälden zu neuem Leben rief. Er konnte noch seine erste Novelle, in der die ganze Fülle hochländischer Romantik auftauchte, überschreiben: „Vor sechzig Jahren." — Eine solche Vermittelung zwischen der Tradition und der Gegenwart ist in Dänemark nicht vorhanden. Das Heldenzeitalter der Nation liegt durch eine unendliche Kluft von der Gegenwart getrennt. Die Dänen haben nicht, wie die Schweden, auch in der neuen Zeit eine heroische Episode aufzuweisen. Ihr Land selbst zeigt keine Natur, die wie die hochländischen Gebirge

Digitized by Google

gleichsam als der körperliche Ueberrest oder als die Ruinen jenes heroischen Zeitalters anzusehen wäre, dagegen haben sie Eins gegenwärtig, das Meer, und mit ihm die kühne Lust zu Abenteuern, den sehnsüchtigen Blick in die Ferne hinaus. Der unglückliche Kampf, den sie im Jahre 1801 mit den Engländern bestanden, weckte die längst vergessenen kriegerischen Bilder in ihrer Seele wieder auf. Bei der durch die Französische Weltherrschaft hervorgerufenen Reaction der Nationalitätsidee in allen Theilen Europa's begann auch in Dänemark die Reaction gegen das bisher herrschende Deutsche Wesen, die diesmal im Volke sich verbreitende Vorstellung von einer neuen Scandinavischen Union, die früher sich auf die Fürsten beschränkt hatte, und das historische Einkehren in sich selber. Das Zusammentreffen solcher allgemeinen Voraussetzungen mit der Neigung eines begabten Dichters giebt diesem erst seine literarhistorische Berechtigung. Indem Oehlenschläger in epischen und dramatischen Gedichten den nordischen Sagenkreis darstellte, kam er damit der Neigung seines Volks entgegen, und das zeigte, daß sein Instinct ein richtiger war.

Wenn diese Dänische Romantik einerseits den Nachtheil hat, daß sie einen starken Anlauf aus der Gegenwart nehmen muß, um die nebelgraue Vorzeit wiederzufinden, und daß sie daher in ihren Leistungen immer etwas Träumerisches, Gemachtes, Pathetisches zeigt, so hat sie auf der andern Seite in der Enge ihres Horizonts einen großen Vorzug. Dieser Vorzug bezieht sich sowol auf den Gegenstand, wie auf die Art und Weise der Behandlung. Bei einem kleinen Volke ist es zwar immer ein merkwürdiger Zufall, wenn in derselben Zeit eine Reihe begabter Schriftsteller in ihm auftreten, die ihm eine Stellung in der Weltliteratur verschaffen; allein wenn dieser Zufall eintritt, so ist die Concentration dieser Kräfte, ihre fortwährende, im höchsten Grad fördernde Beziehung auf das Volk und jene Gleichmäßigkeit der Bildung, ohne welche an einen poetischen Styl nicht gedacht werden kann, viel leichter. Eben so ist es mit dem Inhalt der Dichtungen. Uns Deutschen ist es bisher unmöglich gewesen, für unsre Dichtung eine allgemeine historische Basis zu finden, nicht weil wir eine zu arme, sondern weil wir eine zu reiche, zu bunte, zu verwickelte Geschichte haben, und weil wir daher verleitet wurden, in den Irrfahrten nach den Zeiten des Teutoburger Waldes, der Völkerwanderung und der Kreuzzüge das zunächst Liegende zu übersehen, unsre eigentliche poetische Vorzeit, die noch, wie es immer sein muß, in die Gegenwart hineinragt, nämlich das Zeitalter der Reformation. Den Dänen kommt die Armuth ihrer Geschichte sehr zu Statten. Ihr Blick wird nicht durch die Mannichfaltigkeit der Motive verwirrt, ihre Gestalten gewinnen jene gleichmäßige Haltung, die freilich auch leicht zur Manier wird, die aber das erste Erforderniß zu einer wahrhaft volksthümlichen Dichtung ist. Dieser Umstand hat einzelne unsrer Dichter, z. B. Fouqué, veranlaßt, sich gleichfalls mit der nordischen Sage zu beschäftigen; aber was für die Dänen paßt, paßt

Digitized by Google

nicht für uns. Für uns ist der nordische Sigurd eine eben so fremde Figur, als der Klopstock'sche Hermann und die Raupach'schen Hohenstaufen.

Diese Concentration der Localität und diese einheitliche Form der historischen Bilder gab den alten, schon ziemlich ausgearbeiteten Heldensagen der Dänen jene Fähigkeit, dem Volke genießbar gemacht zu werden, die eigentlich in ihrem ethischen Inhalt nicht lag. Denn die Heldensagen von jenen Seekönigen u. s. w. gehen von der Idee des Adels aus, freilich des Adels im weitesten Sinn, wo man kriegerische Geschlechter darunter versteht. Diese Idee des Adels, die in England noch immer nicht untergegangen ist, hat in Dänemark keine Stätte mehr. Die vorwiegende Richtung des Geistes ist demokratisch. Aus dem Bürgerstande gehen alle bedeutenden Talente hervor, und mit der royalistischen Gesinnung, die Oehlenschläger zur Schau trägt, ist es auch nicht so gefährlich. Wenn dieser Mangel einer innern ethischen Uebereinstimmung in die Darstellung der alten Sagen etwas Reflectirtes, gewissermaßen Symbolisches hineinträgt, so können sich dagegen die Dänen rühmen, das durch eine gewisse Unbefangenheit wieder gut gemacht zu haben. Sie betrachteten ihre Heldengeschichten als Bilder für sich, nicht als Spiegelbilder der Gegenwart. Sie suchten nicht, wie es bei uns die historische Schule gethan hat, sich die sittlichen Ideen einer vergangenen Zeit künstlich zurecht zu machen. Auf der andern Seite verstattete die größere Einfachheit ihrer frühern Geschichte ihnen auch in den übersinnlichen Ideen eine größere Unbefangenheit. Die Kämpfe des Christenthums und der skaldischen Mythologie ließen sich in einfache Gegensätze bringen; es bedurfte nicht einer künstlichen Ueberspannung, um die farblosen Namen der alten Asen mit Fleisch und Blut zu überkleiden, wie es Klopstock und seine Nachfolger bei uns vergebens versucht hatten. Darum hat Oehlenschläger mit sicherm Takt dasjenige Maß gefunden, welches man bei der Anwendung historischer Ideen beobachten muß, wenn man nicht ins Manierirte, Schwärmerische und Phantastische verfallen will, und die Opposition, welche die Richtung der specifischen Nationalität und des specifischen Christenthums von Seiten Grundtvig's und seiner Schule gegen ihn erhob, verkannte mit ihrem Vorwurf, daß Oehlenschläger die Integrität dieser beiden Principien durch die ideale und humane Bedeutung, die er hineinlegte, abschwäche oder geradezu aufopfere, den eigentlichen Beruf der Poesie in ihrer Wiederherstellung des Alten.

Die Dichtungen, in denen Oehlenschläger die nordische Vorzeit wieder herzustellen suchte, sind folgende. Zunächst vier epische: Helge, 1814; die Götter des Nordens, 1819; Hrolf Krake, 1827; Regnar Lodbrok, 1840; ferner die Dramen: Hakon Jarl, 1805; Palnatoke, 1806; Axel und Walborg, 1807; Baldur der Gute, 1809; Starködder, 1811; Hagbarth und Signe, 1814; die Blutbrüder, 1816; Erich und Abel, 1821; die Währinger in Konstantinopel, 1826; Karl der Große

Digitized by Google

und die Longobarden, 1826; der falsche König Olaf, 1832; Knut der Große, 1838; das Land gefunden und verschwunden, 1846; Amleth, 1846.

Was die epischen Gedichte betrifft, so ist die Einwirkung derselben auf Scandinavien beschränkt geblieben; in Deutschland haben sie keinen Anklang gefunden, während Tegnér's Frithiofsage, so wie W. Scott's Jungfrau am See sich ein sehr bedeutendes Publicum erwarben. Oehlenschläger sucht den Grund darin, daß in Frithiof die moderne Sentimentalität ihre Nahrung gefunden hätte, während er selber sich streng in den altnordischen Vorstellungen bewegte. Einerseits ist das Letztere nicht ganz richtig, denn er symbolisirt auch ziemlich stark, andererseits würde es auch kein genügender Grund sein. Solche Art Dichtungen sind aber immer ein Luxusartikel, der bei einer fremden Nation nur durch einen günstigen Zufall Theilnahme findet. Bei fremden Dichtern sucht man zunächst nach dem Hauptwerk. Bei Tegnér war dies unstreitig die Frithiofsage, während man bei Oehlenschläger immer zunächst an den Aladdin und Correggio dachte. Selbst von W. Scott's epischen Gedichten haben sich nur zwei bei uns Bahn gebrochen, und doch stand uns W. Scott schon darum näher, weil er in seinen Figuren zwar möglichst den Inhalt und die Form der alten Zeit wiederzugeben suchte, sich selber aber auf den Standpunkt der neuen Zeit stellte; er vermittelte durch seine keineswegs sentimentale Empfindung dem Publicum den Contrast der alten Ritterzeit; er zeichnete mit moderner Bestimmtheit die Landschaften, und was sonst zur Farbe gehörte, ganz gegen den Geist der alten Ritterzeiten, und es fiel ihm nicht ein, symbolisch zu werden, auch wo er die übersinnliche Welt in das wirkliche Leben hineinragen ließ, wie im „Lied des letzten Minstrel." Nach meiner Meinung ist das auch das Richtige. Den Geist der alten Zeiten zu schildern, wenn dieser es verdient, ist eine würdige Aufgabe; aber im Geist der alten Zeiten zu dichten, ist unnatürlich und romantisch, und thut seine Wirkung nur bei einer leidenschaftlich aufgeregten Nationalität. Die Zeichnung bekommt dadurch etwas Steifes und Altfränkisches, sie sieht aus, wie die Versuche des raffinirten modernen Griechischen Kunstgeschmacks, die Aeginetischen Formen nachzuahmen. — Die Form der Gedichte ist mit der Frithiofsage verwandt. Es ist mit Ausnahme des Hrolf Krake, der wenigstens annäherungsweise einheitlich durchgeführt ist, überall ein Romanzencyclus. Um die einheitliche Form auch äußerlich darzustellen, hatte sich Oehlenschläger für das letztere Gedicht ein eigenes episches Versmaß gebildet, indem er die Nibelungenverse bald in größern, bald in kleinern Perioden verband, mit größerer Freiheit der Cäsur und des Reimes. In diesem Gedicht ist auch auf das Psychologische ein größeres Gewicht gelegt, und der Kampf der Barbarei eines absterbenden Zeitalters mit den mildern Sitten einer neuern Zeit nähert sich der Tragödie. Von den übrigen Gedichten besteht Helge aus kecken, leicht hingeworfenen Skizzen, die uns ganz äußerlich die Natur des nordischen

Digitized by Google

Heldenlebens versinnlichen. Die Götter des Nordens sind aus verschiedenen mythologischen Gedichten zusammengesetzt; sie gehen ins Große und sollen Naturbilder für religiöse und philosophische Ideen darstellen. Das letzte Epos, Regnar Lodbrok, hat in Form und in Ton die meiste Aehnlichkeit mit Helge.

Wir gehen zu den Dramen über. Der Versuch, die nationalen Empfindungen in dramatischer Form darzustellen, ist in den meisten Fällen gescheitert. Auch W. Scott ist es mißlungen. Um die Bedeutung von Oehlenschläger's Dramen zu würdigen, müssen wir in Anschlag bringen, daß sie auf dem Dänischen Theater sämmtlich, und einige darunter oft aufgeführt sind. Da nun noch von andern Dichtern Versuche ähnlicher Art dazu kamen, so gab das einen tüchtigen Stamm für eine gemeinsame Anschauungs- und Empfindungsweise des Volks. Den Maßstab unsrer dramatischen Kunst dürfen wir an diese Stücke nicht anlegen. Sie sind sämmtlich skizzenhaft gehalten, die Handlung und die Charaktere von der höchsten Einfachheit und nicht einmal immer naturgetreu, denn es wird den letztern zuweilen eine philosophische Auffassung in den Mund gelegt, die mit den Voraussetzungen ihrer Zeit unvereinbar ist. Auch die Einheit des Stils ist nicht streng beobachtet; im Ganzen haben sie ein ernstes und feierliches Ansehen, aber dann tritt unerwartet einmal eine burleske Redensart dazwischen, die nur dem Lustspiel zukommt. Außerdem ist dem lyrischen Moment ein viel zu großer Raum gegeben. Es werden sehr häufig lange Arien, zuweilen im Umfange mehrerer Seiten, gesprochen, welche die dramatische Entwickelung aufhalten und um so unangenehmer wirken, da sie in einem wahrhaft abscheulichen lyrischen Versmaß gehalten sind, von dem ich hier eine Probe gebe:

Ach, liebes Kind, was das betrifft,
Der Körper zwar wird reifer,
Der Geist der wird wohl nicht so bald
Ein besserer Begreifer u. s. w.

In diesem Drehorgelton lange Monologe oder Dialoge zu hören, ist unerträglich. Dazu kommen noch nach dem Muster der romantischen Schule eine Reihe anderweitiger Versmaße, je nach der vorherrschenden Stimmung, Trimeter, fünffüßige Jamben, skaldische Rhythmen, sogar Calderon'sche Verse. Hätte Oehlenschläger auch hier eine größere Einheit angestrebt, so wäre es für die Dänische Bühne vortheilhafter gewesen. — Was aber trotz dieser Ausstellungen seinen Dramen einen bleibenden Gehalt verleiht, ist die strenge und kräftige Sittlichkeit, die in denselben waltet. Oehlenschläger geht gar nicht darauf aus, engelhafte Personen zu zeichnen, aber er läßt den Contrast zwischen Gut und Böse in seiner vollen Kraft bestehen, und das ist in einem verweichlichten sophistischen Zeitalter, welches die Gegensätze durch die Mannichfaltigkeit und Unruhe der Gesichtspunkte verwischt, sehr anerkennenswerth. — Was den Inhalt der einzelnen betrifft, so ist im Hakon Jarl, der in Dänemark ein ungemeines Glück machte, der Streit

Digitized by Google

zwischen dem Heidenthum und dem Christenthum geschildert, mit dem Uebergewicht der idealen Kraft auf Seite des Christenthums, weshalb jenes trotz seines größern poetischen und politischen Lebens untergehen mußte. In Palnatoke dagegen ist Pflicht und Tugend auf Seite des Helden im Kampf mit dem falschen Mönchswesen, dem verbrecherischen Mönchskönig; deshalb siegt das Heidenthum und blüht noch einmal in dem kräftigen Jomsburger Bunde auf. In diesem Stück — in welchem beiläufig die auch in den nordischen Mythen vorkommende Sage vom Apfelschuß angebracht ist — hat Oehlenschläger die Kühnheit gehabt, die Liebe ganz bei Seite zu lassen, welche im Hakon Jarl eine bedeutende Rolle gespielt hatte; dafür wurde Ersatz in der etwas sentimentalen Haltung einiger Nebenpersonen gegeben. In Axel und Walborg spielt die Liebe die Hauptsache. Die Liebe eines edlen Paars wird durch die Bosheit atheistischer Mönche zu Gunsten eines despotischen Königs, der in die Zeit Heinrich des Löwen fällt, mit Berufung auf das verwickelte System der Blutsverwandtschaften und Taufverwandschaften gestört. Der Held nimmt gar keinen Anstand, gegen den König sehr energisch aufzutreten, aber als dieser in Gefahr kommt, siegt das Gefühl der Loyalität, er stirbt für ihn im Kampfe gegen Ausländer, die zu seiner eigenen Hilfe kommen. Eigenthümliche Figuren sind in diesem Stück ein alter Normann, der schon damals gegen die Verweichlichung der alten Sitte eifert, und ein Deutscher Ritter, der die Verwandtschaft der beiden Völker aufrecht erhalten soll:

Da Odin's Stamm sich in zwei Aeste theilte,
Ward doch die Wurzel unsrer alten Sprache
Und die Gesinnung, Denkart unsrer Herzen
Nicht mit getheilt, und drum gebührt es sich,
Daß sich Normannen und Germanen lieben.

In allen diesen Stücken ist im Ganzen der ernste, tragische Ton gut gehalten, auch die Localfarben sind zum Theil vortrefflich, und man muß dem Dichter Dank wissen, wenn er gegen die Doctrinen der neuhistorischen Schule die Barbarei seiner Helden gemildert hat, obgleich er auch darin zu weit geht, wenn er z. B. seinen Palnatoke sagen läßt:

Ihr Brüder, Kraft und Frömmigkeit, das sind
Die beiden Flammen, die ins Leben strahlen.
Es scheint die Kraft der Sonne gleich am Tage
Und weckt mit ihren starken Sommerstrahlen
Die schönen Blumen aus dem todten Grunde.
Es leuchtet Frömmigkeit ein bleicher Mond,
Verleiht den Blumen ihren schönsten Reiz.

In dergleichen Sentenzen ist vor allen Dingen tadelhaft, daß die Sprache nicht dramatisch kräftig, sondern reflectirt lyrisch gehalten ist. In der Frithiofssage kommt zuletzt auch ein symbolisch christlicher Aufschwung, aber einmal ist dieser, wie billig, nicht dem Helden, sondern dem Priester in den Mund gelegt, sodann tritt er als

Digitized by Google

Resultat einer Stimmung, nicht einer bloßen Reflexion auf. — Im Starködder ist die Idee der Reue und Besserung durchgeführt. Der Held hat im übereilten Augenblick im Rausche einen Mord begangen; das Gewissen verfolgt ihn während glänzender Thaten, er ist stark genug, das Leben, das ihm eine Last ist, zu tragen, und die Götter werden endlich versöhnt und bedenken sich nicht, den tapfersten Sterblichen in ihre Zahl aufzunehmen. Diese Handlung wird durch eine Reihe von Episoden mehr verwirrt, als erläutert. — Hagbarth und Signe ist ein Seitenstück zu Axel und Walborg, aber mit mehr nordischer Färbung. Der Gegenstand ist die Leidenschaft der mit Verwegenheit verbundenen Liebe, die sich plötzlich entzündet und den Liebenden Muth verleiht, mit Heldentrotz den Tod für einander zu dulden. Der Dichter selbst vergleicht das Drama mit einem Nachtstück, mit Tannen über dem Abgrund, wo der Mond halb hervorbricht, während er Axel und Walborg ein mildes Gemälde blühender Natur in der Abendröthe nennt. Erich und Abel behandelt das beliebte Thema der feindlichen Brüder und fällt in seinem Stoff ziemlich mit der Braut von Messina zusammen. — Der falsche König Olaf ist trotz der guten Anlage, die einigermaßen an Schiller's Demetrius erinnert, doch eine ziemlich schwache Arbeit. Es ist ein Intriguenstück daraus geworden, aber ohne die Gewandtheit, die einem solchen allein Leben und Bewegung verleihen kann. Die Scandinavische Union ist hier vom patriotischen Gesichtspunkt aufgefaßt. Ragnhild, die ehrgeizige Mutter Olaf's, die den Maschinismus des Stücks leitet und das unberechtigte Streben des individuellen Willens gegen die ethische Allgemeinheit darstellt, ist zugleich Vertreterin des Heidenthums. Gegen die Ausländer, welche die innere Zwietracht der Dänen zu ihrem Vortheil ausbeuten, finden sich sehr heftige Ausfälle. — Ueber zwei andere Stücke dieser Reihe: Das Land gefunden und verschwunden, und Amleth, habe ich mich bereits in einem frühern Aufsatz ausgesprochen, auf den ich hier verweise. (1850, Heft 41, p. 586.)

Ich gehe jetzt zu einer andern Reihe von Dichtungen über, zu den Lustspielen, den Opern und jener gemischten Gattung, die im Tone des Lustspiels gehalten ist, aber entweder einen tragischen Ausgang nimmt, oder wenigstens durch tragische Episoden unterbrochen wird. — Zunächst hat sich Oehlenschläger für Deutschland durch Uebersetzung der Holberg'schen Lustspiele ein Verdienst erworben. Von seinen eigenen Dichtungen dieser Art sind die besten diejenigen, welche sich in der phantastisch freien Form der romantischen Schule bewegen. Es ist das ein zweifelhaftes Lob, denn die eigentliche Aufgabe des Lustspiels ist die Sittenschilderung unsrer Zeit zu komischen Zwecken. Ein Lustspiel mit fingirten Sitten kann zwar zu einzelnen komischen Scenen führen, aber es fehlt ihm jene allgemeine ethische Bedeutung, die auch mit dem Komischen verbunden sein muß, wenn dasselbe eine nachhaltige Wirkung machen soll. Oehlenschläger's Aladdin (1804), so wie seine Fischerstochter und die Drillingsbrüder von Damascus, welche

Digitized by Google

beide letztern er unter dem gemeinsamen Titel: Morgenländische Dichtungen 1831 herausgab und mit einer Dedication an Tieck begleitete, behandeln Stoffe aus Tausend und einer Nacht, und schließen sich im Ton und Styl ganz den Tieck'schen Arbeiten in ähnlichem Genre an, dem Kaiser Octavianus, Fortunatus u. s. w. Der märchenhaft phantastische Ton ist im Ganzen recht gut getroffen, trotz der vielfach eingestreuten metaphysischen, pathetischen oder witzelnden Excurse; doch sind die Stücke im Verhältniß zu dem dürftigen Inhalt viel zu weit ausgesponnen, und der Versuch, der hin und wieder gemacht wird, den liebenswürdigen Schnurren eine tiefere Bedeutung unterzulegen, stört den guten Eindruck des Ganzen. Da von einem eigentlichen Zusammenhang sich keine Spur findet, so sollte jede ernste Idee sorgfältig vermieden und dem Uebermuthe einer reich quellenden Laune der freieste Spielraum verstattet werden. Ich möchte daher den Drillingsbrüdern den Vorzug geben, weil diese am Unbefangensten gehalten sind, obgleich es auch hier an einzelnen Sentimentalitäten nicht fehlt. — In dieselbe Kategorie gehören die Jugendstücke Freya's Altar und der Schlaftrunk, ferner die Lustspiele Robinson in England (1818) und Garrick in Frankreich (1844), beide wegen ihrer holzschnittartigen Komik für uns ungenießbar. Ueber das letzte Stück habe ich in dem vorhin erwähnten Aufsatz referirt. Sodann die beiden Opern die Räuberburg und die Ludlamshöhle (1814). Die erste hat ein buntes und trotz ihrer Darstellung von Gefahr und Grausamkeit munteres Colorit. Es werden darin südliche Räuber dargestellt, die so wenig an Gewissensscrupeln und dem Kampf mit moralischen Gefühlen leiden, daß sie im Gegentheil mit Mord und Todtschlag wie Knaben mit ihren Steckenpferden spielen. Es ist im Ganzen ein raffinirtes Wesen, welches für Oehlenschläger's gesunde Natur nicht paßt. Die Ludlamshöhle behandelt eine Gespenstergeschichte, in welche sich der Dichter bemüht hat einigen Sinn zu legen. — Im Ganzen hat Oehlenschläger auf das Lustspiel keinen großen Einfluß ausgeübt. Er hatte Concurrenten, die ihn an Popularität bedeutend übertrafen, namentlich Heiberg, dessen „Marionettentheater" 1814 erschien, und die bisher in Kopenhagen herrschenden Französischen Singspiele verdrängte. Nach Oehlenschläger's Beschreibung scheinen diese Stücke etwas forcirt Derbes und Naturwüchsiges zu haben, was sich eigentlich mit der Unbefangenheit des Lustspiels nicht recht verträgt; doch ist es in dieser Beziehung für den Fremden schwer, sich über den Geschmack eines Volks ein klares Verständniß zu bilden. — Zu dieser leichtern Unterhaltungslecture gehört auch die Umarbeitung des alten Romans: „die Insel Felsenburg", welche Oehlenschläger 1826 herausgab.

Die schwächsten unter seinen Werken sind die Dramen des gemischten Genre, die Tragikomödien. Ueber das eine derselben, Dina (1844), haben wir bereits berichtet. Es ist vielleicht das einzige, in welchem die Manier der Jungfranzösischen und Jungdeutschen Schule, starkgeistige, dem Boden der realen Sitt-

Digitized by Google

lichkeit entwachsene Charaktere darzustellen, auf unsren Dichter seinen Einfluß geübt hat. Ein anderes Stück heißt Tordenskiold (1831) und behandelt den Tod des berühmten Dänischen Admirals dieses Namens. Es hat vollständig den Zuschnitt eines possenhaften Intriguenstücks, und man wird nicht wenig überrascht, als plötzlich der Held in einem Duell mit einem Spieler umkommt, und das ganze Vergnügen sich in Jammer und Elend verkehrt. Was die äußere Form betrifft, so wetteifert es in bunter Mannichfaltigkeit des Styls und des Verses mit Zacharias Werner. Der patriotische Gedanke von der neuen Scandinavischen Union ist auch hier angebracht. Ein drittes Stück, die Italienischen Räuber (1835) enthält das vollständige Walten des blinden Zufalls. Eine Reihe komischer Charaktermasken, ungefähr in der Art, wie sie in den Englischen Lustspielen vorkommen, zum großen Theil aus Oehlenschläger's wirklichen Erfahrungen copirt: ein Schullehrer mit philanthropischen Absichten, ein engherziger Kaufmann aus Rostock, ein wunderlicher Antiquar, ein verschrobener Poet u. s. w. finden sich in Italien zusammen, und kommen mit den dortigen Räubern in Berührung, woraus sich eine Reihe theils komischer, theils tragischer Scenen ergeben. Die Räuber selbst übrigens, namentlich die Hauptfiguren Massaroni und Marielisa, sind in ihrer Wildheit recht gut charakterisirt, und es finden sich einzelne Züge von großem poetischem Werth. — In dieselbe Reihe gehört das Gespenst von Herlofshull (1844), und eine dramatische Idylle, der kleine Hirtenknabe (1846). Die Hauptperson des Letztern ist ein melancholischer Wanderer, der überall wider seinen Willen Unheil anrichtet, und daher zur Verzweiflung geneigt ist. Die Pointe beruht in der Auffindung eines todten Knaben am Fuße eines Bergabhanges, von dem ein Ehepaar, durch die Aehnlichkeit verleitet, glaubt, es sei sein Kind, bis es sich ergiebt, daß es die Mumie eines vor vielen Jahren herabgestürzten Kindes ist. Die Moral ist die Anempfehlung der christlichen Resignation und Geduld. Die Helden sprechen in diesem Stück etwas zu geziert und philosophisch, doch ist im Ganzen die Sprache schön. Ich theile eine Probe mit, in welcher der Gegensatz der protestantischen Ehe und des Römischen Cölibats ausgedrückt wird:

Weißt Du in Deiner Zelle
Bei Deinem Todtenkopf und Crucifixen
Matt in der Einsamkeit der stillen Trauer,
Was Leben ist? . . . . .
Du starrst nur finster auf das schwarze Kreuz,
Denkst nur an Sünd' und Tod. In der Versuchung
Kniest Du nur im Gethsemane und blutest
Auf Golgatha, Dir ist das Leben stets
Ein neblichter und trauriger Charfreitag.
Wo Kinder sind, o da ist ew'ge Weihnacht,
Da blühet immer neu das Fest der Unschuld,
Da sitzt die Mutter mit dem Sohn am Busen,

Digitized by Google

Da singen Engel auf dem Felde laut
Ihr seliges Hosianna für die Hirten,
Denn durch das Kind wird wieder Kind der Vater,
Und nur als Kinder sehn wir wieder Gott.

Endlich möchte ich in diese Reihe noch die seltsame Tragödie Hugo von Rheinberg rechnen (1813). Sie spielt in der Zeit der Kreuzzüge und ist ein Schauderstück ohne höhere dramatische Bedeutung, mit den gewöhnlichen melodramatischen Motiven, Rückkehr eines Todtgeglaubten aus dem heiligen Lande, Verwechslung zweier Becher, von denen der eine Gift enthält, und dergleichen. Es sind auch in diesem Stück eine Reihe zum Theil ganz überflüssiger Personen angebracht. Zuweilen tritt der Dichter heraus und reflectirt, auch über ästhetische Gegenstände. Doch sind einzelne Scenen, namentlich der Mord und das darauf sich regende Gewissen, mit dramatischer Kraft ausgearbeitet.

Ich habe mir den Correggio (1809) bis zuletzt aufgespart, weil dieses Stück ziemlich allein steht und echt Deutschen Ursprungs ist, obgleich es seinerseits dazu beigetragen hat, Gespräche über Kunstansichten in Dänemark populair zu machen. Die Mißgeschicke des Künstlers, die damals zuerst in die Poesie eingeführt wurden, sind seit der Zeit ein sehr beliebter Gegenstand für das Drama geworden; namentlich hat Alfred de Vigny in seinem „Chatterton" dieselbe Form dieses Problems, nämlich die materielle Noth, wieder aufgenommen. Man hat die Fehler des „Correggio" in Deutschland schon vollkommen richtig erkannt. Der Schluß macht unstreitig eine unbeabsichtigte halb komische Wirkung. Daß der arme Maler gerade an dem Gelde sterben mußte, welches seiner Noth abhelfen sollte, nämlich an der schweren Last der Kupfermünzen, ist ein zu wunderlicher Einfall, und die Abhilfe der Noth liegt zu nahe, als daß man nicht über die Willkür dieser Katastrophe erzürnt sein sollte, und dieser üble Ausgang liegt allerdings im Keim schon in der ganzen Anlage, denn die materielle Noth, die langsam wirkt, und die wol im einzelnen Fall Mitleid oder selbst Schrecken erregen kann, aber nicht in der Verfolgung ihres Zusammenhangs, ist für das Drama nicht geeignet. Abgesehen davon, muß man aber zugestehen, daß das Künstlerleben sehr ansprechend und lebendig dargestellt ist, daß man nicht durch artistisches Geschwätz, sondern durch die ganze Haltung der Personen in den Fleiß, die Andacht und das Glück des Schaffens eingeführt wird, und was namentlich für jene Zeit sehr anerkennenswerth ist, der Maler erscheint nicht in dem Nimbus eines weltumfassenden Genies, sondern in jener rührenden Einfachheit und Naivetät, wie es dem echten Künstler ansteht. Daß das Stück bei der romantischen Schule kein Glück machte, hat seinen Grund darin, daß diese unproductiven Geister wohl im Stande waren, weitaussehende Tendenzen aufzufinden, daß aber jeder reale Versuch zur Durchführung derselben sie auf eine unangenehme Weise befremdete, weil sie in ihrer stofflosen Unendlichkeit dadurch gestört wurden,

Digitized by Google

und weil sie nicht begriffen, daß auch das Ideale in seiner Darstellung sich verendlichen müsse.

Zum Schluß möchte ich noch die Frage aufstellen, ob es nicht zweckmäßig wäre, eine Gesammtausgabe von Oehlenschläger's Werken zu veranstalten, worin namentlich die im Norden spielenden Dramen sämmtlich enthalten sein müßten. Eine solche Ausgabe müßte aber zum Theil eine Ueberarbeitung sein, denn abgesehen von den groben Sprachschnitzern, die Oehlenschläger nicht selten begeht, finden sich auch sehr viele ungeschickte Wendungen, denen durch eine leichte Mühe abgeholfen werden könnte. J. S.

Wunderbare Schicksale der Englischen Journalistik.

II.

Als in Deutschland vor drei Jahren die Censur unter dem Hurrahgeschrei des vom Pulverdampf und Barricadenstaub erhitzten Volkes feierlichst abgeschafft wurde, glaubte man das Schwerste hinter sich zu haben. So athmete die Englische Zeitungspresse auf, als im Jahre 1641 die Sternkammer den Tod der Auflösung starb. In Deutschland klagt die Presse heute noch vernehmlicher als vor drei Jahren: „Den Censor ist man los, die Censur ist geblieben", und wer weiß, wie lange wir noch werden klagen müssen. Den Engländern ging's nicht besser. Mehr als 150 Jahre nach Abschaffung der Sternkammer dauerten die stillen und offenen Kämpfe der Presse gegen die Regierung fort, und die Freiheit, welche die Britische Journalistik heute genießt, ist bei Weitem nicht so alt, als man ihrer Wohlbeleibtheit und ihrem affectirten Altersstolze nach glauben möchte. Volle anderthalb Jahrhunderte lagen sich die Zeitungsschreiber und die Parlamentsmitglieder in den Haaren. Letztere wollten nicht, daß ihre Reden über die Grenzen des Sitzungssaales hinaus bekannt würden; Erstere dagegen hatten ihren Lesern nichts Interessanteres zu bieten, als eben diese Reden, theils ihrer Vortrefflichkeit, theils ihrer Beschränktheit wegen. Vergebens, daß die Journalistik mit allem erdenklichen Aufwande von Geist und Styl dem Parlamente bewies, wie es nur stark werden könne durch die Stütze der öffentlichen Meinung, daß das Volk doch ein Recht habe, zu wissen, durch wen und gegen wen seine Interessen am Redlichsten vertreten werden, — — es half Alles Nichts. Einzelne aufgeklärtere Geister, die Zeit mit ihren Ansprüchen und Bedürfnissen erfassend, traten für die Freiheit der Presse in die Schranken, aber wo die Majoritäts-Dummheit sie mit Beweisgründen nicht widerlegen konnte, da verkroch sie sich mit einfältiger Selbstgenügsamkeit hinter die alten Gerechtsame des Hauses, welches die Veröffentlichung seiner Sitzungen einen Eingriff in seine Privilegienzu nennen beliebte. Wir kommen später auf diese Kämpfe zurück.

Digitized by Google

Stöbert man in dem Zeitungswuste jener Zeit, so findet man sehr bald Analogien zwischen der damaligen und heutigen Tagesliteratur heraus, die wahrhaft ergötzlich sind. Titel und Format haben mit denen unsrer gegenwärtigen Journale freilich wenig gemein. Die Ersten konnten sich von den alten Göttern so wenig lossagen, wie unsre Deutschen Dichter im vorigen Jahrhundert. Und da die Engländer von jeher den Mercur als ihren Schutzpatron verehrten, so war er es zumeist, der bei ihren alten Zeitungen Gevatter stehen mußte. Es gab einen Mercurius fumigosus, Mercurius veridicus, Mercurius pragmaticus, Mercurius politicus, aulicus, rusticus etc. etc. Im Formate waren die heutigen Journalriesen wahre Kinder. Das größte Blatt — und es gab auch nicht ein einziges, welches täglich erschien — consumirte an Stoff kaum mehr als drei Spalten der Weserzeitung; dabei waren sie meist auf einer Seite gedruckt, um den Käufern Platz für ihre eigenen Notizen zu lassen. Rührende Einfalt, welche voraussetz, daß ein Zeitungsleser sich die Mühe nimmt, den Text mit Randglossen zu illustriren!

Die Analogie mit unsrer heutigen Tagespresse bestand sehr auffallender Weise in der Schreibart, und im Lügen. Wir müssen es uns mit Erröthen eingestehen, daß wir in beiden Beziehungen gar, gar nichts Neues producirt haben. Die berüchtigten Stichwörter unsrer politischen Correspondenten „aus guter, aus bester, aus zuverlässiger Quelle" waren den alten Britischen Mercuren sehr geläufig. Ich war sogar so glücklich, in einer Nummer des Mercurius aulicus vom Jahre 1652 eine in „höhern Kreisen verbürgte" Nachricht aufgefunden zu haben, worauf ich mir nicht wenig zu Gute thue. Und wie behagt Dir, gefälliger Leser, folgender Passus aus dem Mercurius politicus? „Obwol ich es unter meiner Würde halten sollte, mein Blatt gegen freche, lügnerische Anschuldigungen zu vertheidigen, obwol die Haltung meines Blattes zu klar am Tage liegt, um nur den geringsten Zweifel gegen seine Unabhängigkeit von der Regierung aufkommen zu lassen, will ich doch u. s. w." Kann der Wiener Lloyd und die Berliner neue Preußische Zeitung überzeugender, wärmer, origineller schreiben?

Ja wol, es giebt nichts Neues unter der Sonne. Es ist Alles schon einmal gedacht worden, man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken. Sogar die Seeschlange, auf deren Besitz die Journalistik unsres Jahrhunderts mit Recht so stolz ist, haben die Engländer schon unmittelbar nach der Restauration besessen und benutzt, beschrieben und — ganz wie heut zu Tage — mehrere Male eingefangen. Daneben freilich noch Mannfische und Fischmädchen, mit denen wir uns heute nicht mehr abgeben dürfen. —

Was die Notizensammler, die heutigen Englischen Reporters anbelangt, standen sie damals in eben solcher Blüthe wie heute, und — in eben solchem Geruche. Da sich die Journale nicht recht an das Fett politischer Leitartikel wagen durften, nagten sie desto eifriger an der Notizenschwarte. Die Reporters umschwärmten

Digitized by Google

Whitehall ganz wie heute den Palast der Königin, wenn sie mit einem Kindlein oder mit einem neuen Ministerium in den Wochen ist. Ein Händedruck von allerhöchsten Personen, ein Hoffest, Wettrennen und Hahnenkämpfe, Prügeleien, Duelle und Entführungen hoher Damen wurden oft mehr schmackhaft als gewissenhaft für den Gaumen der Leser zubereitet, welche in den zahlreichen Kaffeehäusern des Strands und der City die Kost sehr eifrig verschlangen. Leider existiren die alten Reporters noch heute, das lustige alte Kaffeehausleben an der Themse dagegen ist leider verschwunden.

Cromwell war in vielen Dingen auch der Journalistik gegenüber ein schlauer Mann. Er gestattete ihr freiere Bewegung. „Denn," sagte er: „eine Regierung, welche die Presse nicht einmal vertragen kann, hält in sich selber nicht Stand." Als der Mann der Revolution gestorben war, drehten seine gekrönten Nachfolger den Satz um und sagten: Wenn die Presse die Regierung nicht vertragen kann, darf sie selber keinen Stand haben. Und so begannen denn mit Karl II. wieder die alten Verfolgungen, und so wurde den Blättern wieder verboten, von Politik zu sprechen. Dagegen gestattete man ihnen zotenhafte und unanständige Geschichten zur Belehrung des Volkes zu erzählen; den puritanischen Gastmählern des großen Protectors folgten die schwelgerischen Hoffeste des kleinen Karl, und statt Miltons verlorenem Paradiese wurden die schamlosen Poesien eines Rochester Mode.

Das gesunde, kernhafte Englische Volk fand aber an dieser Hofkost keinen Geschmack. Es wollte Ernsteres; es brüllte nach politischen Schriften, und um den Heißhunger der Bestie zu befriedigen, beschloß die Regierung, selber ein politisches Blatt zu gründen. Es war das erste Regierungsblatt, ein Blättchen, klein und hager, aber doch gewissermaßen der Stammvater der gegenwärtigen großen, vielverbreiteten, hochgeehrten, anstandsvollen und wohlhabenden Familie von gouvernementalen Zeitungen, die es sich wohl sein läßt im Deutschen Canaan, und sich ausbreitet wie der Sand am Meere, und alle Nachbarfamilien aus dem Lande drängt, und Leitartikel schreibt in Ehrfurcht vor den Herren und in Langeweile vor dem Volke. Der erste Redacteur jenes Regierungsblattes hieß Roger L'Estrange, ein talentvoller Mensch und als einer der größten Lumpe seiner Zeit berüchtigt. Sein Amt unterschied sich von dem heutiger gouvernementaler Redacteure wesentlich darin, daß Letztere blos in ihren Journalen gegen liberale Schriftsteller zu Felde ziehen dürfen, während Roger L'Estrange auf Dieselben fahnden und sie der Regierung überliefern durfte. Man sieht daraus, daß das Handwerk seit jener Zeit die schätzbarsten seiner Privilegien eingebüßt hat. — Durch diesen ersten gouvernementalen Redacteur ist auch viel Unheil angestiftet worden. Er war es, der den unglücklichen Drucker Trogan in dessen Wohnung aufspürte und gefangen nahm. Trogan wurde verurtheilt, daß er unter den Armen aufgehängt werde, dann der Bauch aufgeschlitzt, dann die Eingeweide herausgenommen, dann

Digitized by Google

dieſe vor ſeinen Augen verbrannt, der Körper ſodann geviertheilt und der Kopf to be disposed of, at the pleasure of the Kings Majesty, ſo heißt es wörtlich im Urtheil, und ſo wurde es buchſtäblich vollzogen.

Solche haarſträubende Gräuelthaten ſah England nach ſeiner großen Revolution, nachdem ſich Tauſende im Dienſte der Freiheit auf den Schlachtfeldern zerfleiſcht, nachdem Köpfe gefallen waren zu Hunderten, nachdem die Schrecken des Henkers durch's Land gezogen, nachdem alte Adelshäupter gerichtet worden, nachdem ein Kronenträger den Weg aus ſeinem Palaſte aufs Schaffot gemacht hatte. Solche Gräuelthaten geſchahen, nachdem das Volk durch jahrelangen mörderiſchen Kampf ſich die Zukunft ſeiner Freiheit erobert zu haben glaubte. Und im Angeſicht ſeiner eigenen Geſchichte wagt es der Engländer, zu behaupten, — wir leſen dergleichen nur zu oft in Engliſchen Blättern — die Deutſchen hätten es Einmal verſtanden, eine Revolution zu machen, ſie ſeien aber zu gelehrt, zu profeſſorlich, zu unpraktiſch, die Revolution zu benutzen? Blüheten etwa den Engländern die Früchte ihrer großen Revolution friſchweg aus den Gräbern der Gefallenen auf? Iſt aus dem abgeſchlagenen Haupte ihres Karl die Freiheit gleich gewappnet herausgeſprungen, nachdem der vermummte Henker den Streich geführt? Waren die Ströme Bluts auf den Schlachtfeldern von Naſeby und Worceſter, und wieder das königliche Blut von Whitehall gleich vermögend, die Freiheit der Preſſe und der Gemeinden, die Unabhängigkeit der Jury, die Unverletzlichkeit des Hausrechts, die Gleichſtellung aller Religionen und die Erweiterung des Wahlrechts zur Wahrheit zu machen? Die Engländer freilich hören es gern, wenn man ſie praktiſche Leute nennt, und bilden ſich am Ende ſelber ein, ſie hätten die Revolution fabricirt, wie eine Baumwollſpinnmaſchine, und als ſie einmal fertig conſtruirt geweſen, da ſei auch das ganze Freiheitsgeſpinnſt regelrecht abgehaspelt worden; es habe ſich blos um die Erfindung und den Bau der Maſchine gehandelt, dann habe das Räderwerk gleich darauf losgeklappert, wie's der Erfinder gedacht und gebaut. Aber wenn die Engländer ſich in dieſem Punkte gern ſelbſt täuſchen, ſo dürfen wir Deutſchen, um der eigenen ſo nöthigen Ausdauer willen, uns unſer Bischen Engliſche Geſchichtskenntniß nicht ſo leicht wegſchwatzen laſſen. Nicht etwa, daß ich meine, den Deutſchen thäten abſolut noch ein Dutzend Bruderſchlachten Noth, oder daß es ohne langjährige Kopfabſchneidereien zwiſchen unſren modernen Cavalieren und Rundköpfen zu Nichts kommen könne, oder daß wir nach Engliſchem Muſter wenigſtens Einen König köpfen müßten, oder daß wir nach der Revolution gerade ſo häufige Rückfälle, ſo langwierige Nachwehenkämpfe durchmachen müßten, wie unſre aller Orts geprieſenen Britiſchen Vorbilder. Das nicht. Die Treibhausatmoſphäre unſres Zeitalters, welche die Entfernungen des Erdenraumes allmählich zum Schwinden bringt, dürfte auch die Kraft beſitzen, die Früchte unſrer Deutſchen Revolution ſchneller zur Reife zu bringen, als dies vor 200 Jahren der Fall in England war. Wir glauben, wir hoffen es

Digitized by Google

mit jener Berechtigung, die jeder logische Gedankenschluß besitzt. Deshalb aber dürfen wir uns nicht zum bänderingenden Zuschauer erniedrigen. Ein freier Blick, ein frischer Muth, ein kühnes Hoffen sind auch schon That, weil sie den Gedanken zu künftigen Thaten in sich schließen. Hoffnungslosigkeit dagegen und ein Aufgeben seiner Zeit sind gleichbedeutend mit Flucht, mit Tod, mit Vernichtung seiner selbst.

Trotz aller Gewaltschritte der Englischen Regierung gegen die Masse war es nicht möglich, sie zum Schweigen zu bringen. Trotz der Barbarei, mit der ein Trogán geschlachtet wurde, trotzdem Jeder, der in seiner Zeitung auch nur den Namen eines Peers nannte, noch lange nachher mitt 100 £ gebüßt wurde, trotzdem Daniel de Foe, der bekannte Verfasser des Robinson Crusoe, noch im Jahre 1702 wegen eines Pamphlets*) zum Pranger und zum Verlust eines Ohres verurtheilt wurde, fehlte es nicht an liberalen Schriftstellern und nicht an Druckern, die den Muth hatten, ihre Aufsätze zu veröffentlichen. Gemeine Naturen bemessen die Welt nach ihrem eigenen selbstbewußten Maßstabe, und wie heute, so hat es auch zu jener Zeit an Leuten nicht gefehlt, welche die Märtyrer der Freiheit sammt und sonders als Menschen schilderten, die am Liberalismus hingen, weil er eben ein gesuchter, baarbezahlter Artikel war. Wir haben aber keinen Grund, den liberalen Englischen Journalisten jener Epoche so herabwürdigende Motive ihres Strebens unterzuschieben. —

Am 8. März 1702 war Anna auf den Thron gekommen. Ihre Regierung ist bedeutungsvoll für die Schicksale der Englischen Journalistik. Während derselben wurde das copyright (Eigenthumsrecht der Autoren über ihre Schriften) anerkannt; dafür kam die Stempeltaxe für Journale und eine Steuer für Zeitungs-Ankündigungen auf. Die Zahl der Blätter nahm allerdings durch diese Erschwerung ab; aber nachdem sie dem Pranger, dem Kerker und dem Henker getrotzt, konnte sie die Pennysteuer unmöglich zur Vernichtung bringen. Die Schriften von Addison, Pope, Prior, Congreve, Steele und Swift hatten den Trieb nach neuen Regionen im Gebiete der Literatur gereizt, wie die Entdeckung eines Columbus, Vasco de Gama, Raleigh und Cook die unternehmende Jugend nach Auffindung neuer Welten lüstern machte. Dem Publicum konnten die periodischen Schriften und Pamphlete nicht mehr genügen, es wollte täglich seine Zeitung haben, wie es täglich nach Brod, Fleisch, Bier und freier Luft begehrte. So entstand im Jahre 1709 das erste Tageblatt, der „Daily Courant". Ihm folgten andere nach. Das 18. Jahrhundert war immer noch ein fortgesetzter Kampf zwischen Presse und Parlament, in welchem oft die Lord-Mayors von London eine hervorragende, ehrenvolle Rolle spielten, indem sie die Druckereibesitzer der City gegen die Verfolgungssucht der Gemeinen oft mit eigener Gefahr in Schutz nahmen, wofür

*) A short way with the Dissenters.

Digitized by Google

ihnen das Volk jederzeit öffentlich Dank wußte. Die Processe häuften sich, statt abzunehmen; — wir erinnern blos an die Verfolgungen, denen der Drucker des Public Advertiser wegen der 69 Junius-Briefe ausgesetzt war*) — aber es wurde wenigstens nicht mehr gehängt und gestäupt.

Im Jahre 1788 gründete Walter die Times, und schon ihre erste Nummer beweist die materiellen Fortschritte, welche die Tagespresse im 18. Jahrhundert gemacht hatte. Die erste Nummer enthielt vier Seiten zu vier Spalten, nebst 63 Annoncen, ein Reichthum, nach dem gar manche Deutsche Zeitung heut zu Tage jahrelang vergebens strebt. Sie erschien in einer günstigen Zeit, denn mit dem Ausbruch der Französischen Revolution war für die Tagespresse Stoff in Ueberfluß gekommen. Jeder las, Jeder wollte das Neueste wissen. Von Paine's Rights of Man sollen in sehr kurzer Zeit 150,000 und von Burke's Erwiderung 30,000 Exemplare verkauft worden sein. Die Schriften von Cobbet und Mackintosh hatten einen ungeheuren Leserkreis. Im Jahre 1753 betrug die Circulation der Zeitung 7,411,457 Exemplare; 1760: 9,484,791; 1790: 14,035,739; 1794: 14,794,153; 1792: 15,005,760 Exemplare.

Bayerische Parteistimmen.

In wenigen Tagen werden die Hundstage und mit ihnen Bayerns politische Ferien zu Ende sein. Wir haben sie weidlich genossen, das politische Leben war todtenstill und provisorische Hände leiteten das Steuerruder des Staatsschiffes durch die schläfrig plätschernden Wellen, wozu die sanften Gesänge der Redemptoristenmission in Tölz gleich Erinnerungen seliger Abel'scher Zeiten ertönten. Unterdessen waren die vielverwünschten Schriftsteller doch nicht ganz ruhig, trotzdem daß die Polizei in München und Nürnberg ihr Möglichstes that, um mit immer neuen Confiscationen jedem Menschen, der etwas Besseres zu thun hat, die Lust zu publicistischer Kritik zu vertreiben. In den Zeitungen erreichte sie's auch ziemlich; sie wurden so matt und langweilig wie ein Bayerisches Gespräch nach weitem Gange im Sommersonnenbrand, dessen Zielpunkt die Hoffnung auf gutes Bier enttäuscht hat. Aber dafür kamen zwei Brochuren, die beide zwar „zu spät" oder „zu früh" geschrieben sein mögen, trotzdem nicht ohne Interesse sind. Sie stehen, ihren Verfassern nach, gewissermaßen auf dem Standpunkte der Extreme. Denn der eine, Herr J. Gotthelf, schon früher dem weitern Publicum bekannt durch eine Preisschrift über die Verhältnisse der Juden, gilt gewöhnlich für einen Vertreter der sogenannten Legaldemokratie, während der an-

*) Sie erschienen im genannten Blatte in den Jahren 1767, 1768, 1769, 1770 und 1771.

Digitized by Google

dere, Baron Ernst Linden, seine literarischen Spornen in der Augsburger Postzeitung erwarb. Die Schrift des Herrn Gotthelf*) erörtert die Frage über die Rechtsbeständigkeit des restaurirten Bundestages mit juristischer Schärfe und publicistischer Objectivität. Die Entscheidung würde vor etwa drei Vierteljahren sehr interessant gewesen sein, während sie jetzt entweder zu spät kommt, falls man ein Verehrer des fait accompli ist, oder zu früh, falls man wirklich glauben könnte, die Frage über Bestand und Nichtbestand des Bundestages sei noch schwebend, sein jetziges Leben auch praktisch ein Interimisticum. Von Parteiprincipien und politischen Grundsätzen mischt Herr Gotthelf Nichts in sein Buch: es ist ein staatsrechtliches Gutachten, nur leider mit Entscheidungsgründen, deren Charakter mehr civilrechtlicher Natur. Sollen wir's mit kurzem Worte sagen: Das Buch ist zu streng und starr juristisch, um irgend einen Eindruck zu machen, um irgend einen wesentlich neuen Gesichtspunkt für die Beurtheilung einer Frage zu geben, worüber die öffentliche Meinung längst entschieden hat. Tönt's doch sogar aus dem Sitze des restaurirten Bundestags selber, daß keine rechte Ueberzeugung von der juristischen Berechtigung seiner Existenz vorhanden, daß unter seinen eigenen Mitgliedern viele nur die „staatsrechtliche Nothwendigkeit" als physiologische Grundbedingung seines Daseins annehmen. So gescheut und scharf auch das Buch gedacht und geschrieben ist, so fragt man sich doch vergeblich nach dem Zwecke. Und Herr v. d. Pfordten wird weder in Dieppe noch in München etwelche Scrupel über die Zweckmäßigkeit seiner berühmten Zustimmungsacte vom April 1850 empfinden. Noch viel weniger eine staatsmännische oder juristische Reue.

Warum also nennen wir das Buch? Nicht sowol um seiner selbst, als um seiner symptomatischen Bedeutung willen. Es ist uns eines der vielen Zeichen, in welcher Weise die Opposition ihre Wege sucht, nachdem das Deutsche (keineswegs blos oder vorzugsweise das Bayerische) Regierungswesen dahin gekommen ist, die moralische Rechtsfrage mit der materiellen Macht todtzuschlagen. In der Macht ruht das Recht, nicht im Rechte die Macht. Dahin mußte es allerdings kommen, nachdem allerwärts die Rechtsbegriffe parteiisch verwirrt, die Regierungsmaßnahmen selber auf den Standpunkt der Partei gestellt waren. Die Opposition ist also nothwendig gedrängt, zuerst wieder die Verwirrung des Rechtsbegriffes, die Verwirrung der Thatsachen zu entwirren. Sie ist, streng genommen, gar keine politische, sondern eine moralische Opposition, sie hat es thatsächlich wieder mit den Urbegriffen des Rechts- und Staatslebens überhaupt zu thun.

Wir ziehen die Folgerungen nicht weiter; denn leider haftet ja auch auf der Presse und ganz namentlich auf ihr der Fluch des Zustands, wo die Macht das Recht giebt. Und die Preßgesetze sind deutsam, wenn in letzter Instanz der

*) Der erneuerte Bundestag und die Rechte des Deutschen Volks. München, G. Franz.

Digitized by Google

Richterspruch nicht nach der moralischen Ueberzeugung, sondern nach dem Buchstaben gefällt wird. Aber fragen wir, wodurch sind wir in solche Zustände gekommen, so kann die Antwort des Unbefangenen wahrlich nicht der demokratischen Gedankenlosigkeit die Schuld in gleichem Maß aufbürden, als vielmehr jenen ultrareactionairen Parteimassen, welche, von verschiedenen Standpunkten ausgehend, im Jahre 1848 den Kampfplatz mieden, darum vielleicht rücksichtsloser als andere Schichten verletzt wurden, und seit 1850 hinter den Regimentern heranzogen, sich als Retter der Monarchie lobpreisend. Noch stehen sie allerdings fast allenthalben als Sieger; aber ein Vorempfinden geht durch sie, daß ihr Sieg ohne Bestand, daß sie selber früher oder später nur die Wahl haben, zwei Mächten selber zu verfallen. Entweder dem Absolutismus, welchen sie zum Schiboleth machten, um an seiner Uebermacht Theil zu nehmen, oder der Rache einer zukünftigen Revolution. Ihr Standpunkt, ihre Anschauungsweise läßt sie glauben (und vielleicht haben sie Recht), die letzte Gefahr sei minder dringend, als die erste. So sehen wir sie denn allerwärts urplötzlich, ja fast gleichzeitig eine heftige Opposition gegen diejenigen Principien und Persönlichkeiten entfalten, deren sie sich selber bedienten, um, wie man es gern ausdrückt: „mit der Revolution zu brechen" und „die Regierungen stark zu machen." Nomina sunt odiosa! doch verweisen darf man auf die Kreuzzeitungsritterei in Preußen, auf die Soldatenfreundschaft in Oestreich, auf die Ritterschaftssache in Hannover, auf die bekannten Vorgänge im Sächsischen Verein zu Dresden.

Im Baron Ernst Linden sehen wir einen Vertreter derselben Partei, nur mit katholischer Nuance. Er schrieb eine „Kritische Beleuchtung unsrer politischen Zustände." — Man hatte sich vor 1848 eigentlich vom Herrn Baron Linden, einem pensionirten Württembergischen Reiterofficier, welcher zu Augsburg harmlos lebte und seine Muße dadurch ausfüllte, daß er rohe Pferde vortrefflich zuritt, niemals versehen, daß er sich dereinst auch mit der politischen Zurichtung Deutschlands beschäftigen werde. Wie schon erwähnt, erwarb er sich seine literarischen Spornen in der Augsburger Postzeitung, verfocht also natürlich die Trias, die sogenannte Freiheit der Kirche, und was sonst die Dinge waren, welche die selbstständige Augsburger Postzeitung auf's Schild zu heben pflegte. Seitdem ihr Format so groß und ihre Selbstständigkeit so gering geworden, hat sich der Baron (— und wir loben ihn darum —) von der Postzeitung losgesagt. Die katholische Kreuzzeitungspartei erkannte, daß die Postzeitung eben keine katholische Kreuzzeitung werden möge oder könne; überhaupt blieb kein Zweifel, daß die politische Alliance des Ultramontanismus mit dem profanen Kreuzritterthum des katholischen Südwestdeutschland sich immer mehr lockerte. Dies Kreuzritterthum ist nun ohne journalistisches Organ; es verfolgt seine Ziele praktischer und directer durch seine unmittelbaren Beziehungen zu den Höfen und Cabinetten. Freilich ist es principiell dadurch minder geschlossen, als jenes Norddeutsch-

lands; dafür schlingen sich die Verwandtschaftsfäden seiner Vertreter enger von der einen Residenz zur andern, dafür sind seine Einflüsse durch Grundbesitz insofern bedeutsamer, als sie sich meistens gleichzeitig in mehrern Staaten äußern können. Herr Baron Linden ist namentlich in letzterer Beziehung persönlich vollständig unbetheiligt, und seine nahe Verwandtschaft mit dem Württembergischen Minister blieb ebenfalls gewiß einflußlos. Sein Büchlein erscheint nur in sofern willkommen, als es in nuce das Programm der süddeutschen, katholisch-aristokratischen Contrerevolution kennen lehrt. Und eben nur darum glauben wir Einiges daraus, ohne alle kritische Nebenbemerkungen, ausheben zu müssen.

Welche Stellung Bayern seit dem Frühling 1849, d. h. seit dem Erstehen des Ministeriums Pfordten, in der Deutschen Frage eingenommen hat, ist bekannt. Die Trias schien das Ziel dieser Politik, bis nach dem Verunglücken der Februaraufstellung von 1850 mit frischem Wind auf die Repristinirung des Bundestags hingesegelt ward. Damals, dies dürfen wir nicht vergessen, stützte sich die triarchische Idee auf das aristokratisch-ultramontane Programm des weiland „steinernen Hauses", und die Elemente, denen man die Hand bot, weil man sie brauchte, bewiesen sich eifrigst zustimmend in ihren Organen. Herr v. Linden ist nun vollkommen überzeugt, daß die Reichstrias, trotz des restaurirten Bundestags, „in nicht ferner Zukunft" wieder ernstlich zur Sprache kommen werde. Warum aber gelang diese Formation nicht 1849 und 1850? Hören wir ihn selbst, er ist eine laute Stimme einer sonst schweigsamen, vielleicht sogar über seine Revolution unzufriedenen, doch einflußreichen Masse. „Leider fällt die Schuld unsrer Niederlage — sagt er in der Einleitung — nicht sowol vermeintlicher Russischer Allmacht, als vielmehr eigener eiteler Verblendung zur Last. Der versäumte Anschluß der Süddeutschen Staaten unter sich, als vermittelndes Element zwischen Norden und Osten, kann eigentlich nicht der Abneigung der betreffenden Provinzen, oder dem zu jener Zeit möglichen Widerstande der Cabinete zu Wien und Berlin, sondern der Deutschthümelnden Schwärmerei und Demokratisirungswuth, hauptsächlich aber der Unerfahrenheit und Führung der Bayerschen Politik zugeschrieben werden .... In unbegreiflicher Verblendung gab sie sich leider der irrigen Meinung hin, für geleistete unterthänige Dienste durch Schwarzenberg, den entgegengesetzte Rücksichten und Verbindlichkeiten leiteten, *mit plumper Verletzung Preußens*, auf dem staatsrechtsgelehrten Umwege der Münchener Aufstellung seligen Andenkens, zur Trias zu gelangen .... Man war, ungeachtet alles angepriesenen Wissens, *ohne bestimmte Anschauung*, und deshalb auch, wo man hätte handeln müssen, unentschlossen; handelte aber trotz aller Warnung da, wo das Zögern die höchste Weisheit verrathen haben würde. Jetzt, nach den entschiedensten Niederlagen, hat man jedoch die Stirn, nach altliberaler Manier, die bescheidene aber *bequeme* Rolle eines constitutionell gesinnten Volksfreunds zu spielen, um sein unvorsichtiges, eigenmächtiges Verfahren im Großen mit

Digitized by Google

untergeordneten Parteifragen zu bemänteln, ohne zu berücksichtigen, daß alle Schwungkraft einer Repräsentativverfassung auf diese Weise abgenützt, und endlich auch, wie anderwärts das monarchische Princip gänzlich ausgehaust wird." Die gänzliche Entäußerung von der patriarchischen Idee durch den Februarentwurf findet der Vf. darin, „wenn man zweien Monarchien eine Art republikanischen Gebildes gegenüberstellt, bestehend aus sämmtlichen Staaten außer Oestreich und Preußen, ein sinnloses Compositum." Dieser Hauptschlag gilt nun Hr. v. d. Pfordten um so unmittelbarer, als gleich nachher von jenen Politikern die Rede ist, „die im Jahre 1848 ihren Demokratismus eifrigst zu erweisen suchten, während sie demungeachtet jetzt am Stärksten an der sehr wohlfeil gewordenen Entrüstung über die destructiven Tendenzen der „Schlange", welcher man den Kopf zertreten soll, und über das Zerwürfniß Deutschlands Antheil nehmen; dieser Maulconservatismus ist nur das Feigenblatt der die Geschäfte der Demokratie verrichtenden Bureaukratie." Von da beginnt überhaupt, und dies erscheint von einer solchen Parteistimme von größter Bedeutung, eine furchtbare Zornentladung gegen „Viele, die sich dermalen mit conservativer Gesinnung brüsten und am Meisten über die Rothen schimpfen, auch allenfalls über Revolutionaire in Glacéhandschuhen, aber auf der andern Seite mit Uebermuth daran arbeiten, das bureaukratische Regiment, den geistlosen Mechanismus, der gleichmäßig Autorität und Freiheit untergräbt, den Monopolismus der Regierungsweisheit, der jede Selbstregierung als Anarchie und jede Theilnahme an dem Regiment als höchst verwerflichen Eingriff in die unerläßlichen Geheimrathsrechte brandmarkt, von Tag zu Tag zu vergrößern und den Französischen Revolutionstrieb einzuführen."

So rückt die Partei dem eigentlichen Ziele nahe: die starke Regierung ist ihr unerträglich stark geworden. „Und die Armeen, sie sind gut, sehr gut; allein, wenn sie fortwährend und unnützer Weise alarmirt, und wieder unverrichteter Dinge, um gemachte Ausgaben zu ersetzen, entlassen und reducirt werden, so muß endlich mit den Geldmitteln der gute Wille erschöpft, und dadurch dieser letzte Anhaltspunkt bei Durchführung gründlicher, nationaler Reformen zwecklos abgenützt werden." Dies bahnt den Weg zu einem Zornschrei gegen Bayerns i. e. Hr. v. d. Pfordtens Auftreten in Kurhessen, womit die sogenannte Einleitung abschließt. „Mit geringen Mitteln wenig zu leisten, ist verzeihlich; allein mit den reichsten Hilfsquellen Nichts, gar Nichts geleistet zu haben, ist nimmer erlaubt . . . . Das Auftreten in der unglücklichen Hessischen Sache mit 80,000 Bayern, der schönsten Armee, welche nach allen Seiten hin entschieden hätte, hat, so wie man über dieselbe in politischer und ausschließlich zu Gunsten Oestreichs in militairischer Rücksicht hat verfügen lassen, weder die Trias, noch irgend eine organische Gestaltung und Reorganisation Deutschlands befördert, wol aber die durch die Erfolglosigkeit entstandene moralische und materielle Schwächung der constitutionellen Mittelmacht, anstatt die Zweitheilung zu verhindern, durch kühne

Digitized by Google

Mißgriffe alle patriotischen Vorschläge und Hoffnungen in weite Ferne gerückt, und den Dualismus unter Russischer Vermittelung, wie früher, zur unabwendbaren Ausführung und vor der Hand zur absoluten Nothwendigkeit gemacht."

Soweit der negirende Theil der Brochure. Die Praxis der mittelköniglichen Politik in der Deutschen Frage ist von andern Standpunkten aus bereits so vollkommen gerichtet, daß die verdammende Kritik wahrlich kaum von irgend welcher Bedeutung erscheinen kann. Ihr Auftreten an dieser Stelle, ihr Auffassen durch einen Vertreter dieser Partei der aristokratischen Contrerevolution — dies ist, unsres Erachtens, das einzig Wichtige daran. Und namentlich der historischen Analogie halber. Gerade dieselbe Partei der aristokratischen Contrerevolution war 1848, als die Autoritäten der allgemeinen Bewegung rath- und thatlos gegenüberstanden, vollkommen verschwunden. Sie stand nirgends wachehaltend und abwehrend vor den Thronen und Cabineten. Als sie 1849 durch die Aufnahme der triarchischen Idee ihre speciellen Zwecke möglicher Weise gefördert sah, haben just ihre Organe derselben mit glühendem Eifer das Wort geredet; denn soviel war ihr klar, daß eine machtvolle Einheit Deutschlands naturnothwendig ihre Ansprüche vernichten werde, daß dieselben in dem großen Bildungsprocesse spurlos verschwinden würden. Eine gewisse Spaltung war die Grundbedingung der Möglichkeit ihrer Resurrection, und diese lag in der Triarchie; namentlich auch darin, daß in zwei Machtpotenzen dieser Triarchie das katholische Element alleinherrschend, dadurch im Gesammtorganismus, wie bei jeder Einzelfrage der national-politischen Organisation des Uebergewichts vollkommen sicher war. Sie, nebst dem katholischen Klerus, erschien damals im Publicum sogar als einzige und ausschließliche Allianz der Rheinbündnerischen Cabinetspolitik. Die Reconstruction des Bundestags vernichtete auch ihre Hoffnungen; so steht sie nun heute gerade als heftigste Anklägerin der triarchischen Gouvernementalpolitik gegenüber; denn wahrlich, derber ist dieselbe wol kaum in der Zeit ihrer Blüthe von der Demokratie gegeißelt, herber wol kaum von der unitarischen Partei beurtheilt worden, als in den oben angeführten Stellen geschah. So zuverlässig sind diese Gruppen, welche sich ausschließlich als Kämpfer des Monarchismus zu berühmen pflegen.

Dies negirende Resultat, die Lehre, welche es den Regierungsgewalten giebt, ist auch das Bedeutendste an der Parteistimme, die wir hören. Die organisatorischen Gedanken über die triarchische Zukunft Deutschlands sind so schwach, als die über die constitutionelle Organisation der Einzelstaaten der Zukunft unhaltbar. Jene fassen sich ganz einfach in dem Satze zusammen: alle Einzelstaaten des südwestdeutschen Theiles von Deutschland müssen zu Bayerns Gunsten mediatisirt werden. Warum aber diese Mediatisirung vor dem Throne Bayerns stillstehen soll, worin Bayerns Berechtigung zu so gewaltsamen Acten liege, welches die conservative Rechtfertigung der Idee eines so vollständig revolutionairen Umstur-

Digitized by Google

zes — dies Alles bleibt unbeantwortet. Es ist darum auch ganz begreiflich, daß der Verfasser dieser Pateistimme mit echt ritterlicher — Courtoisie alle Vertreter anderer Reform- und Organisationsplane mit dem Gesammtausdrucke des „liederlichen Volks der Crawaller" zusammenfaßt, und, um ihre völlige Exstinction zu bewirken, den einzigen Rath hat, „sie dem Bruder Jonathan ohne Weiteres zur bessern Erziehung zu überschicken." Das sind die Arcana der praktischen Staatsweisheit, welche sich uns bieten. Die Art, wie man den wahrscheinlichen Gegner auffaßt, ist das Zeugniß für die eigene Bildungshöhe.

Der zweite Theil handelt dann „über innere organische Verhältnisse." Er schildert uns das constitutionelle Bayern der Zukunft. Es ist ein schlechter continentaler Abklatsch des Englischen Staates in seinen starresten aristokratischen Gestaltungen. Ausschließlich der Adel, und zwar nicht etwa nur der besitzliche, sondern eben so das adelige, ausschließlich vom Von zehrende Proletariat sollen den in Kasten zerfällten Staat im Großen beherrschen. Das Schema ist zu interessant, um es nicht wenigstens noch anzudeuten. 1. Unveräußerlich grundbesitzender Adel: Inhaber der Kron- und Erbämter, Reichsrathswürde, Staatsraths- und Statthalterstellen, activ wahlfähig zu allen Repräsentativämtern. 2. Adel mit veräußerlichem und beweglichem Besitz: Volksvertreter für Stadt und Land, Landräthe, Bürgermeister und Magistrate, activ und passiv wahlfähig. 3. Geistige, physische, mercantile und industrielle Arbeitskräfte: wählen Volksvertreter und Landräthe, sind aber nur zu Magistraten und Vorständen wählbar. 4. „Das geistig und physisch beschäftigte Proletariat" (?) wählt blos zu städtischen und Gemeindeämtern. Alle Bischöfe, Consistorialvorstände, Obergerichtspräsidenten und Universitätsrectoren sind Mitglieder des Reichsraths; „sie sind die natürlichen und würdigsten Vertreter der Aristokratie des Geistes; das Richteramt erhält die höchst mögliche (!) Unabhängigkeit", doch bedarf es zum Eintritt in dasselbe „einer Reihe von Prüfungsjahren." „Der Diensteid lautet auf unbedingten Gehorsam dem Staatsoberhaupt, als Inbegriff des Staats; der doppelte Eid auf König und Constitution ist das teuflische Werk moderner Staatssophisterei, ein Verrath an der Staatseinheit, den weder England noch Nordamerika kennt." — In diesem Styl geht es weiter, bis endlich Bayern zur Ergreifung der Initiative in diesem Sinne aufgefordert wird.

Erinnern wir uns nochmals: so spricht keine isolirte Stimme, sondern ein Vorfechter derjenigen Partei, die sich zur Lenkerin des angedeuteten Staates der Zukunft berufen glaubt. Wir haben nur Act davon zu nehmen, was sie gelernt und was sie — nicht weiß.

Digitized by Google

Wochenschau.

Politische Tagesereignisse. — Wir haben einige Wochen lang unsre politische Polemik unterbrochen, weil der Entschluß unsrer Partei, den wir nach Kräften bekämpft hatten, bereits eine vollendete Thatsache geworden war. Leider ist die Zeit von der Art, daß die Folgen dieses Entschlusses sich schneller zeigen werden, als wir selber erwarten konnten. Der zweifache Grund, aus dem wir damals die Enthaltungspolitik für unrichtig erklärten, einmal nämlich, daß man niemals ein anscheinend oder wirklich gesetzliches Organ den Händen des Gegners überlassen darf, weil dieses nicht nur eine Waffe ist, welche er gegen uns benutzt, sondern ein Gewicht, das ihn in seiner Bahn weiter treibt; sodann daß wir auch das kleinste Terrain, welches uns unsre Gegner verstatten, um ein freies Wort mit ihnen zu reden, benutzen müssen: — dieser zwiefache Grund macht sich unter den neuerdings eingetretenen Umständen um so fühlbarer. Die Provinzialstände in Preußen, der Landtag in Sachsen sind in Folge der Theilnahmlosigkeit der Liberalen zu einem vollständigen Parteiorgan geworden, in noch höherem Maße, als es der Sächsische Unverstandslandtag war. Sie sind ein durch die Form des Gesetzes und durch die Begünstigung der Regierung gesicherter Club, der durch seine starke Organisation die Regierungen in ihrem Kampf gegen den Liberalismus nicht nur kräftigen, sondern sie darin vorwärts treiben wird, ja, von dem es vorauszusehen ist, daß auch das bisherige Organ des constitutionellen Lebens in Preußen, daß die Kammern von ihm influirt werden; denn das bisherige Centrum der zweiten Kammer, welches nicht genug positiven Inhalt in sich selber hatte, um eine eigene Politik einzuschlagen, wird durch den Einfluß derjenigen Partei bestimmt, die es in kräftiger Organisation und in directer Theilnahme an den Staatsangelegenheiten steht; es wird durch seine eigene Betheiligung an den Provinzialständen, während die Liberalen denselben eben so entgegenstehn, wie die Demokraten den Kammern des Jahres 1849, solidarisch mit der Politik der Regierung verknüpft und dadurch veranlaßt werden, auch innerhalb der Kammer sich den gouvernementalen Vorschlägen über eine Modification der Verfassung im ständischen Sinn anzuschließen, so daß möglicher Weise, wenn wir in unsrer Enthaltsamkeit consequent sind, uns auch dieser letzte Boden verschlossen wird. Das ist aber aus zwei Gründen eine sehr ernsthafte Thatsache. Einmal wird Niemand unter uns läugnen wollen, daß in dem gegenwärtigen Augenblicke die Partei in der vollständigsten Auflösung ist, und daß nur eine an die gesetzlichen Zustände sich anknüpfende Vertretung ihr wieder zu einer Art Organisation verhelfen, oder sie wenigstens vor der vollständigen Zersplitterung bewahren könnte. Zu diesem Zweck waren die Provinzialstände eben so gut zu verwerthen, als irgend ein anderes Institut des repräsentativen Systems. Zweitens wird sich dieser Mangel eines gesetzlich gesicherten Orts, frei zu sprechen, um so fühlbarer herausstellen, je mehr man die Presse beschränkt. Auch in diesem Punkt hat der Pessimismus, der zu einer Art Modesache geworden zu sein scheint, eine schwere Verantwortung zu tragen. Schon vor drei Vierteljahren, oder auch schon vor einem Jahre, gehörte es zum guten Ton, überall so laut als möglich zu erklären, die Preßfreiheit sei vollkommen abgeschafft und die vormärzliche Censur sei, wenn nicht diesem Zustande vorzuziehen, doch wenigstens nicht viel schlimmer. Diese unsinnige Behauptung wurde so häufig wiederholt,

Digitized by Google

daß das Publicum sich endlich daran gewöhnte, und daß es, da mit jeder lange fortgesetzten erfolglosen Klage eine gewisse Abspannung unvermeidlich verbunden ist, zuletzt in Fällen, wo man größern Grund dazu hatte, gegen alle diese Demonstrationen taub wurde, oder sich mit würdevoller Resignation tröstete. Wie paradiesisch müssen uns die damaligen Zustände im Verhältniß mit den jetzigen erscheinen! und ich wage zu behaupten, daß auch jetzt noch nicht das letzte Wort gesprochen ist. Wenn daher die Kölnische Zeitung, nachdem ihr eine Verwarnung von Seiten der Regierung zugegangen ist, erklärt, sie wolle das politische Raisonnement überhaupt aufgeben, so ist das jedenfalls ein übereilter Entschluß, schon darum, weil sie ihn nicht durchführen kann. Wie ein politisches Blatt ohne Beimischung aller Reflexion referiren kann, ist mir unbegreiflich. Zuletzt wird ja auch die Auswahl und Zusammenstellung der Thatsachen für eine Reflexion genommen und demnach verfahren. Zwar ist es vollkommen begreiflich, daß eine Zeitung, die sich um den Preußischen Staat in den Tagen der Krisis die größten Verdienste erworben hat, durch eine rücksichtslose Behandlung von Seiten eben dieses Staats zum Gefühl gerechter Entrüstung getrieben wird, aber dieses Gefühl kann nicht bestimmend auf die weitere Handlungsweise einwirken, da es unfruchtbar ist. Die liberalen Zeitungen haben seit einem Jahre unausgesetzt in der Form der Leidenschaft gesprochen, gerade wie die Demokraten im Jahre 1848. Das war nicht richtig, denn zu der Leidenschaft wird man mit Erfolg nur dann reden können, wenn die Zeit zu einem Ausbruch reif ist. In Zeiten der Stagnation muß man den Verstand bearbeiten, und zwar nicht durch ein einmal ausgeführtes Raisonnement, sondern durch tägliche, klare und eindringliche Auseinandersetzungen. In revolutionairen Zeiten empfiehlt sich die Exaltation, der Rausch; auch der nüchternste Mensch muß in solchen Zuständen wenigstens so thun, als wäre er betrunken, weil man sonst gar nicht auf ihn hört. In Zeiten der Reaction dagegen empfiehlt sich das Phlegma. Die Indignation möge noch so groß sein, man muß sie verbergen, weil man sonst die Angst herausfordert, und die Angst ist jetzt die signatura temporis. In dieser Hinsicht hätten wir während des ganzen Zeitraums von dem Hauptorgan der Demokraten, von der Nationalzeitung, lernen können, die sich unter den schwierigsten Umständen mit einem Geschick bewegte, das einem Seiltänzer Ehre gemacht hätte. Es war damals die größte Thorheit, zu behaupten, wir wären die Revolutionairs in Glacéhandschuhen, Schlafrock und Pantoffeln, und die Demokraten wären die offenen Cannibalen; es fand gerade das Gegentheil statt. Während unsre Blätter sich mit einer Leidenschaft geberdeten, als ob es den folgenden Tag zum Losschlagen kommen müsse, saß die Nationalzeitung nicht nur in Glacéhandschuhen, nicht nur in Schlafrock und Pantoffeln, sondern frisirt und gepudert mit dem behaglichsten diplomatischen Lächeln von der Welt auf der Zuschauertribune, und kritisirte mit der Unbefangenheit eines Unbetheiligten die Ereignisse. Darin hatte die Nationalzeitung vollkommen Recht, und unsre Blätter hatten Unrecht; denn man muß das Gefühl nur dann laut werden lassen, wenn die Umstände von der Art sind, daß auch die entsprechende That darauf folgt. Schon damals mußte man eigentlich einsehen, daß wir die Schwächern waren, und daß wir der Regierungspartei keinen ernsten, thatsächlichen Widerstand entgegensetzen konnten. Jetzt, wo sich das durch die offenen Angriffe von Seiten der Letztern herausgestellt hat, bleibt uns Nichts übrig, als unfreiwillig die Taktik zu ergreifen, die früher eine freie Wahl gewesen wäre. Diese Taktik besteht nicht etwa darin, daß wir schweigen, denn das wäre unmöglich,

Digitized by Google

noch weniger darin, daß wir unsre Ansichten modificiren, sondern darin, daß wir dieselben aus der subjectiven Form in die objective übersetzen, was uns leichter sein muß, als allen andern Parteien, denn wir haben ja die besten Gründe für uns.

Vor allen Dingen müssen wir uns vor einem Fehler hüten, in den wir in der letzten Zeit nur gar zu häufig verfallen sind: wir müssen niemals einen ersten Schritt thun, ohne vorher mit uns genau ausgemacht zu haben, ob auch der zweite nothwendige darauf folgen wird. Wir dürfen nicht heute in Verzweiflung ausbrechen und erklären, wir wollten von der Politik gar nicht mehr reden, um morgen doch wieder von vorn anzufangen; wir dürfen nicht heute drohen, um morgen, wenn die Drohung Nichts gewirkt hat, uns dabei zu beruhigen; wir dürfen uns nie in die Lage versetzen, daß wir morgen einen heute gefaßten Entschluß zurücknehmen, wenn zwischen heute und morgen die Drohung eines übermächtigen Gegners liegt, weil man uns sonst mit einem allzugroßen Anschein von Berechtigung nachsagen würde, das Motiv unsrer Sinnesänderung liege in eben dieser Drohung, wie sorgfältig wir sie auch aus andern Gesichtspunkten begründen mögen, ein Fall, der unter andern bei der neulichen Abstimmung der Leipziger Stadtverordneten vorliegt, auf den ich aber doch unterlasse, näher einzugehen, weil das vollkommen richtige Gefühl im Publicum bereits darüber verbreitet ist. Wir müssen uns bei jedem Schritt davor hüten, unsrerseits den Absichten der Reaction, das constitutionelle Leben immer mehr zu discreditiren, in die Hände zu arbeiten, was uns in der letzten Zeit durch so Manches, was wir gethan, und durch so Manches, was wir unterlassen haben, nur allzusehr gelungen ist.

Ich mache noch auf einen Umstand aufmerksam, der zwar weniger bedeutend ist, aber doch nicht unberücksichtigt bleiben darf, auf unser Verhältniß zu den Demokraten. In einer Zeit, wo ein Theil unsrer Blätter sich durch die augenblickliche Stimmung verleiten ließ, in haarsträubenden Selbstanklagen mit den Vorwürfen der Demokratie zu wetteifern und der letztern auf jede mögliche Weise zu schmeicheln, wurde ihnen Nichts als Spott und Hohn zur Antwort. Herr Rodbertus sah sich veranlaßt, gegen den beschimpfenden Verdacht, als ob er mit Leuten wie Gagern u. s. w. unterhandle, sich mit der größten Entrüstung zu vertheidigen. Damals wurde es sogar noch von dem hochphilosophischen demokratischen Standpunkt vertheidigt, wenn feile Scribenten zugleich in die Preußische Zeitung und in die Wartburg oder ein ähnliches Blatt schrieben, in dem einen Herrn v. Bismark, in dem andern Herrn Schaffrath schmeichelten, nur um in Beiden auf die Gothaner schimpfen zu können. In diesen Tagen ist die Haltung der Demokratie doch schon eine etwas andere geworden. Ein gewisses gleichmäßiges Wirken dieser beiden Parteien, von denen jede ihre eigenen Sünden tragen möge, ohne damit zu renommiren, wird schon durch die Umstände bedingt. Jeder Versuch, eine nähere Vereinigung durch ein Compromiß zu bewerkstelligen, wird die Trennung nur noch vermehren. —

Wir gehen zu den eigentlichen politischen Thatsachen über. Das große Ereigniß der letzten Wochen ist die Rundreise des Königs von Preußen. Er ist allerdings überall mit den lautesten Beweisen unerschütterlicher Loyalität empfangen worden; wenn wir aber diesen lauten Jubel mit dem stillern Wesen vergleichen, welches sich bei ähnlichen Veranlassungen vor 1847 entfaltete, so stellt sich doch ein eigenthümliches Verhältniß heraus. Damals war alle Welt auf den Beinen, um den Landesvater zu begrüßen, oder, wenn man in ruhigerer Stimmung war, sich das Gepränge mit anzu-

Digitized by Google

sehen; heut zu Tage dagegen marschirt der Preußenverein oder der Treubund mit fliegenden Fahnen oder in geschlossenen Reihen dem Kriegsherrn entgegen, den er entweder als sein Haupt, oder wenigstens als seinen Beschützer ansieht. Der Inhalt dieser Vereine ist keineswegs die bloße Loyalität, die bloße Ergebenheit gegen die Person des Landesherrn, sondern noch ein weiterer: es mischen sich aristokratische, bureaukratische, ständische, kirchliche und sonstige Interessen hinein. Durch solche Demonstrationen wird der Landesvater zu einem Parteihaupt gestempelt, und es werden Aeußerungen provocirt, die wenigstens den Anschein haben, als bezeichneten sie einen großen Theil der Staatsbürger geradezu als Feinde des Staats. Eine solche Auffassung der Dinge ist ein großes Unglück, nicht blos für uns, sondern für die Monarchie, denn es wird dadurch die unsittliche Auffassung der Reaction, man müsse den Staat durch Gewalt zusammenhalten, verstärkt, und man wird nur zu leicht verführt, auch noch einen Schritt weiter zu gehen, nämlich die royalistische Partei mit den hervorragendsten Organen derselben zu identificiren, und die Empfindungen, die man gegen die Letztern hegt, nicht blos, weil sie eine feindliche politische Gesinnung vertreten, sondern weil sie mit gemeinen unredlichen Waffen kämpfen, auf die ganze Partei zu übertragen; mit andern Worten, in den cynischen Späßen des Zuschauers und in dem vorsündfluthlichen Pietismus der Rundschau den officiellen Ausdruck von den Ansichten der Regierung zu suchen. — Dadurch wird die Theilnahme, die wir für die Erwerbung der alten Stammburg der Hohenzollern, die wir für die Aufrichtung des Standbilds eines verehrten Königs hegen, wesentlich geschwächt, denn was ist die Wiederherstellung einer Reminiscenz im Vergleich zu der viel wichtigern Eroberung, die das Königthum zu machen hätte, und die es machen könnte, nämlich der Eroberung der Herzen des ganzen Volks? Wenn Kaiser Nikolaus in Warschau den besiegten und zitternden Polen gegenüber das Recht des Schwertes hervorhob, so geschah das in der Eigenschaft eines Russischen, von seinem eigenen Volk vergötterten Stammfürsten; bei uns Preußen dagegen darf man einer solchen Auffassung nicht Raum geben, denn wir sind alle von einem Stamm und einem Blut, es giebt bei uns keine Unterworfenen, und der König und der Staat gehören dem Einen eben so an wie dem Andern.

Erinnerungen aus den Kriegstagen von 1806 — 1813 vom Kanzler B. Müller. Braunschweig, Vieweg. — Die Zeitungen haben aus diesen Memoiren in der Regel die beiden Unterredungen referirt, welche Napoleon mit Goethe und mit Wieland hatte. Wir können an diesen das große Interesse nicht nehmen, das die Goethe'schen Reliquientrödler darin finden. Daß Napoleon es herausgefunden hat, wie in Werther's Entschluß zwei Motive sich durchkreuzen, gekränkte Liebe und gekränkter Ehrgeiz, scheint uns nicht eine so erhebliche Entdeckung zu sein. Goethe hat durch die Energie, mit welcher er den Inhalt dieser Unterredung verschwieg, wol am Meisten dazu beigetragen, die Neugierde rege zu machen, die nun nicht eingestehn möchte, daß das Resultat ihren Erwartungen nicht entspricht. — Dagegen bietet das Buch in anderer Beziehung einzelne, recht interessante Beobachtungen, zunächst über den Charakter und das Wesen Napoleons, der durch solche Detailschilderungen doch sehr viel von seinem romantischen Glanz verliert, weil er in seinem persönlichen Verhalten zu Andern nie auch nur die Spur einer großen Seele zeigt, sondern immer nur den Uebermuth eines modernen Attila, der eben so wenig das Gefühl der Ehrfurcht, als das des Mit-

Digitized by Google

leids kennt, und der an den Cultus seiner Persönlichkeit so gewöhnt ist, daß er zuletzt mit dem träumerischen Wesen eines Nachtwandlers seinem Schicksal entgegen geht. Diese Impertinenz des Glücks prägt sich in seinen Schergen mit derselben Energie aus, und Müller theilt von diesen kleinen Tyrannen, die damals über Deutschland die Geißel schwangen, einzelne sehr sprechende Züge mit. Am Interessantesten ist die letzte Unterredung, die Müller mit Napoleon bereits nach dem unglücklichen Ausgang der Russischen Campagne hatte. Napoleon hatte erfahren, oder vielmehr wollte erfahren haben, weil er für seine Wuth irgend einen Gegenstand suchte, daß Jenenser Studenten das Französische Militair beleidigt hätten; er ließ also sogleich einige Weimarer Räthe, in denen er die geheimen Urheber dieses Attentats sah, verhaften, um sie ohne Weiteres erschießen zu lassen. Den armen Müller, der zitternd vor ihn trat, überhäufte er zuerst mit den heftigsten Vorwürfen gegen seinen Herzog, welcher le prince le plus remuant de toute l'Europe wäre, erklärte, daß bereits die Ordre ausgefertigt sei, Jena vollständig niederzubrennen, ließ sich dann so weit besänftigen, daß er nur die Häuser der Professoren anzünden wollte, um den Ideologen eine Lection zu geben, und erwiderte auf die Rechtfertigung der verhafteten Räthe Nichts weiter, als daß er erklärte, in einer Stunde sollten sie erschossen werden. Als Müller bemerkte, der Eine derselben habe in frühern Tagen das Glück gehabt, als Kammerherr Beweise gnädigster Zufriedenheit von Sr. Majestät zu empfangen, antwortete er trocken: „Ah, Monsieur, je ne vois pas du tout, pourquoi un chambellan ne pourrait pas être pendu.“ Das Alles war zum Theil nur Komödie, die er zur Einschüchterung des armen Mannes aufführte, wie überhaupt Napoleon der größte Komödiant war, den es in der neuern Zeit gegeben hat. Von dieser Seite ist er nie so treffend geschildert worden, als von Alfred de Vigny in seinem Werke: Grandeur et servitude militaires, und neuerdings von Lamartine im Anfang seiner Geschichte der Restauration. — Noch weit mehr aber wird unsre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen durch das Betragen der Deutschen Höfe gegen den fremden Eroberer. Das Deutsche Volk kann solche Schilderungen nicht oft genug studiren. Napoleon, von dienstthuenden Königen, Herzogen und Fürsten umgeben, die mit Demuth und Eifersucht einer Gunstbezeigung des gefürchteten Gebieters harren, ist eins der erhebendsten Schauspiele unsrer Geschichte, und wird höchstens noch von dem Schauspiel übertroffen, welches die treuen Diener dieser Fürsten aufführten. Müller macht entschieden den Eindruck eines braven und redlichen Mannes; wenn man aber den ängstlichen Eifer ansieht, mit welchem er bei den Lakaien des Französischen Kriegers das althistorische Recht seines Herzogs an dem Vortritt vor dem Herzog von Gotha vertheidigt, in einem Augenblick, wo ganz Deutschland in Flammen steht, so weiß man wirklich nicht, ob man darüber lachen oder sich betrüben soll. Die höchste Spitze erreicht die Komik, als man Müller, der eben noch in der größten Angst schwebt, ob sein Herzog nicht mediatisirt, oder wenigstens dem Herzog von Gotha nachgesetzt werden soll, einen Brief übergiebt mit der Aufschrift: A la grand'duchesse de Weimar. — Großherzogin!!! Er traut seinen Augen nicht; er zittert, es könne ein Mißverständniß obwalten, bis man ihn endlich darüber beruhigt; und nun diese Verklärung, dieses Jauchzen eines treuen Herzens! — — In dieser Misère ist es wenigstens ein Trost, daß ein Mann, den wir auch in anderer Beziehung bereits lieben und verehren gelernt haben, das Gefühl seiner Manneswürde nicht verläugnete, und trotz der sehr ernsthaften Gefahren, die ihn bedrohten, es verschmähte, sich

Digitized by Google

unter das Gesinde des Kaisers zu drängen. Dieser Mann war Karl August von Weimar, der Freund und Beschützer Goethe's, der aber in der politischen Sphäre eine ungleich erhabenere und idealere Gesinnung gezeigt hat, als der große Dichter. Der erfreuliche Eindruck, den diese Darstellung macht, wird noch dadurch erhöht, daß der Verfasser sie halb wider Willen giebt, daß er mit der rücksichtslosen Tollkühnheit des Herzogs nie recht einverstanden ist, daß er ihm immer bessern Rath zu geben weiß, wie ein Deutscher Fürst sich fügen und schmiegen müsse, ungefähr mit den Grundsätzen Basil's in Figaro: Es ist doch kein übles Ding, sich in die Zeit zu schicken u. s. w. — Schon um dieses Lichtes willen, das es auf einen edlen Deutschen Namen wirft, ist dem Buche eine größere Verbreitung zu wünschen.

Memoiren des Frhrn. v. Müffling. — In Beziehung auf das Referat (Heft 30), über dieses Buch geht uns folgende Zuschrift ein, die wir aufnehmen, weil sie neben der abweichenden Ansicht auch einige factische Berichtigungen enthält. „Müfflings Nachlaß enthält auf jeder Seite latentes, oft auch zu Tage liegendes Gift gegen Gneisenau, dessen Sohn bereits eine Widerlegung versprochen hat, gegen Bülow, Clausewitz, Boyen — damals Generalstaats-Chef des Bülow'schen Corps (1814). Zum Belege verweise ich auf Das, was Müffling von der Belagerung von Soissons sagt. Nach der Richtung, die die Grenzboten seit Jahren vertreten, kann ich nicht glauben, daß sie durch Empfehlung des in Rede stehenden Buches zur Verbreitung der Verdächtigungen gegen die Männer jener großen Zeit, die unter allen damals wirkenden ihrer Richtung noch am Nächsten standen, werden beitragen wollen. Der geehrte Recensent scheint mit der Literatur dieser Geschichte nicht sehr vertraut, sonst würde er unter andern Müfflings unter dem Namen C. v. W. 1808 erschienene Schrift: „Bericht über den Operationsplan" ꝛc. erwähnt haben, da diese Müfflings Namen zuerst bekannt machte. Es würde ihn auch auf des in jeder Hinsicht verehrungswerthen Knesebek's Einfluß auf den Gang des Feldzugs von 1812 nicht erst Droysen's Biographie Yorks aufmerksam gemacht haben. Ein Beiheft des Militair-Wochenblattes von 1846 oder 47, und Henkel von Donnersmark's (Knesebek's Schwager) Memoiren, theilten das Betreffende schon früher mit. Ueberraschendes Licht fällt durch Müffling auch nicht eben in die Geschichte jenes Feldzugs; den Rückzug bis Moskau und den sich daran knüpfenden Sturz Napoleon's wollen fast eben so Viele veranlaßt haben, als Bücher darüber geschrieben sind. — Wie nun der Recensent in Müffling's Nachlaß „große Bescheidenheit" finden kann, ist unbegreiflich: er ist voll der größten Eitelkeit; zum Belege verweise ich auf die Stellen des Buches, die sein Verhältniß zu Blücher (1814), seine Stellung als Vermittler Blücher's und Wellington's, endlich die fast komischen, die seine Mitwirkung zum Frieden von Adrianopel und die rührende Dankbarkeit des Divans und der Padischahs besprechen. Obwol Müffling 1815 Gouverneur von Paris war, so hat dennoch nicht er, sondern der Commandant Pfuel, später weniger glücklich als Minister-Präsident, alles Verdienst um die Ruhe und Ordnung der Stadt. — Diese oeuvres posthumes habe ich weder discret noch bescheiden finden können, in ihrer selbstgefälligen Eitelkeit, ihrer mürrischen Schärfe und ihrem verdeckten Haß erinnern sie an die Denkwürdigkeiten des Ritters von Lang. Am Allerschwersten irrt aber der Recensent, wenn er meint, Müffling ließe „Gneisenau und den übrigen Officieren, die sich zu den Tendenzen des Tugendbundes hinneigten (eine unsichere, wol aus Unkennt-

Digitized by Google

niß des wirklichen Verhältnisses hervorgehende Bezeichnung, indeß sind Gneisenau, Grollmann, Boyen, Clausewitz — gemeint), volle Gerechtigkeit widerfahren." Nur auf diesen Irrthum habe ich hinweisen wollen, damit mit dem Gegenstande Unbekannte, auf die Autorität Ihres vielgelesenen und geachteten Journals hin, nicht die Urtheile und versteckten Angriffe Müffling's für gemünztes Gold annehmen."

Reichsunmittelbare Briefe. I. — „'s giebt nur ein' Kaiserstadt, 's giebt nur ein Wien," diese Worte haben, seit der König von Preußen die ihm angetragene Deutsche Kaiserkrone ausgeschlagen hat, nach wie vor ihre Geltung behalten. Insofern nun unsren sogenannten freien Reichsstädten das „Reich" in Verlust gerathen ist, dürfte es auch dem Schreiber dieser Zeilen erlaubt sein, zu sagen und zu singen: „'s giebt nur eine Reichsunmittelbare, 's giebt nur ein Triest!" Damit wissen jetzt Ihre Leser, woher diese Briefe kommen, und wovon sie handeln werden.

Nun müssen Sie aber nicht erwarten, daß ich Sie gleichsam bei der Hand nehmen und wie ein Cicerone planmäßige Wanderungen durch Stadt und Umgegend mit Ihnen antreten werde; auch dem Reisenden, der in Person hier eintrifft (und zwar hab' ich immer den Deutschen Reisenden im Auge), wird solche Gunst nicht zu Theil. Vergeblich erkundigt er sich, touristisch verwöhnt, in den hiesigen Buchhandlungen nach einem „Fremdenführer durch Triest," oder nach einer Topographie unter dem beliebten Zieltitel: „Ganz Triest für so und so viel Kreuzer!" — eben so vergeblich würde er wahrscheinlich auch an einen ortskundigen Freund oder irgend Jemand, an den er empfohlen, sich wenden; denn wie es Quellen giebt, die Alles versteinern, wenigstens incrustiren, was darein getaucht wird, so wird Alles, was in Triest auf einige Zeit sich ansässig macht, sei es Handwerker, Künstler, Literat oder was immer, je länger je mehr, zuletzt durch und durch verkaufmannt, und hat daher keine Zeit zu solchen Wanderungen die Kreuz und Quer — denn time is money. Desto glücklicher ist der hier ankommende Reisende, wenn er Italienisch versteht; alsdann kann er von schönen Lippen die Geschichte Triests sich erzählen, und von schöner Hand in Stadt und Umgegend sich umherführen lassen, denn er findet auf der via del ponte rosso im Schaufenster der Buchhandlung Colombo Coen ausgestellt: Notizie storiche di Trieste e guida per la città raccolte da Giovannina Bandelli, Triestina." Dieses Werkchen, auch erst im Laufe dieses Jahres aus der Presse hervorgegangen, und für Deutschland durch die Wiener Buchhandlung Jasper, Hügel und Manz zu beziehen, hat wenigstens nach einer Seite hin dem Mangel einer vollständigen Topographie von Triest abgeholfen, und giebt interessante Aufsätze. So drängt sich z. B., um für jetzt nur Eines herauszuheben, dem das Büchlein Durchblätternden als besonders in die Augen fallend auf: „Movimento della popolazione di Trieste," und wir werden an den Aufschwung der Amerikanischen Städte erinnert, ja, wir fühlen, mit einem befriedigten Seitenblicke über's Meer, gewissermaßen unserm Europäischen Ehrgeiz geschmeichelt, wenn wir lesen, wie Triest im Jahre 1705 ein Städtchen von 5000 Einwohnern war, genau 80 Jahre später es auch nur erst auf 17,600 gebracht hatte, 1786 aber schon 20,600, 1809 = 30,000, 1825 = 40,000, 1835 = 50,000, 1845 = 60,000, und im Jahre 1849 (die Campagnen mit, Militair und Fremde nicht mit eingerechnet) 82,200 Seelen zählte, eine Volksmenge, die dermalen nach allgemeiner Versicherung auf eine an die 90,000 weit näher grenzende Seelenzahl angewachsen sein dürfte.

Ob meine Seele bei der letzten Volkszählung schon mitgerechnet worden, bezweifle ich, denn ich athme die abwechselnd waarendurchdüftete, geschäftdurchlärmte oder boraerschütterte Luft von Triest erst seit Februar d. J., und war daher gerade zurechtgekommen, um während der letzten Carnavalstage den schon im Voraus mir vielseitig angepriesenen Corsofahrten beiwohnen zu können. Unter dem noch nicht verwischten, vielmehr aufgefrischten Eindrucke, welchen die Lesung von Andersens Schilderung des Römischen Carnavals kurze Zeit vorher auf mich gemacht hatte, eilte ich am letzten

Digitized by Google

Donnerstag vor Aschermittwoch um die vierte Nachmittagsstunde dem Corso zu, stellte mich zu Eck einer Straßenmündung auf, und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Eigentlich waren sie mir in Gestalt sehr geschmackloser, oft sogar anwidernd schmuziger; meist unweiblich weiblicher Masken schon entgegengekommen; indessen die Corsofahrten selbst sollte ich doch erst von der Stelle aus, wo ich Posto gefaßt, kennen lernen. Ich sah zwei Wagenreihen, die eine in der Richtung von der Piazza della Borsa zur Piazza delle legne, die andere in umgekehrter Richtung sich bewegend, zwischen einer zu beiden Seiten spalierbildenden, gedrängten Menschenmenge leichenzugfeierlich den Corso entlang fahren. Die Balcone der Häuser ächzten unter dichten Gruppen mannichfaltiger lebender Bilder, und in den Fenstern lagen die Zuschauerköpfe, wie Bomben auf den Exercirplätzen und Wällen der Festungen, hoch über einander geschichtet. Die Wagen selbst waren mitunter recht plump, mehrentheils wol leidlich hübsch, nur selten wahrhaft elegant; die davorgespannten Rosse, größtentheils Arbeitspferde, d. h. die nämlichen, welche Wochentags von früh bis spät die Kaufsmannsgüter von und zu Hafen schleppen; die zur Schau sitzenden Damen endlich beziehungsweise gegen ihre Wagen contrastirend, nur mitunter wirkliche Schönheiten, der Mehrzahl nach leidlich hübsch, nicht selten auch herzlich häßlich. Glücklich die Letztern! sie hatten außer von einem zärtlichen Sohne oder Bruder oder Hausfreunde keine Confettiwürfe zu befahren, und kamen mit heiler Haut davon; aber wehe den Schönen, wenn entgegenkommende oder verfolgende junge und alte Herren, mit pfundschweren Düten voll Confetti beladen, durch einige Handvoll rücksichtslos auf Haupt und Gesicht geschleuderten Zuckerschrotes ihren Reizen zur Gegenwehr reizende Huldigungen darbringen; doppelt wehe ihnen, wenn etwa zwei zu beiden Seiten der Straße auf dem Anstand stehende Verehrer oder Verehrergruppen sie ins Kreuzfeuer nehmen; ja dreifach wehe, wenn nun zufällig gar der Carrossenzug durch einen aus einer Seitengasse neu einlenkenden und sich anschließenden Wagen ins Stocken geräth und die durch der Damen hartnäckige Gegenwehr und Zurückwürfe zu noch hitzigerem Angriffe aufgestachelten Belagerer auf Bock und Tritt und Axe des Wagens springen und von oben, von vorn und hinten, von rechts und links die nun in die müde gewordenen Hände begrabenen Häupter der Schönen überschütten.

Da hilft dann kein Widerstreben mehr; es muß capitulirt, es muß eine Blume, ein Blumenstrauß oder irgend etwas Anderes geopfert werden, was die Eroberer besänftige und belohne zugleich, und womit als mit einer Trophäe prahlend sie endlich sich zurückziehen, um bei irgend einem der in den Straßen feilbietenden Confettihändler frische Munition zu kaufen. Denken Sie sich zu den oben geschilderten, oft recht drolligen Auftritten einige in den Wagen selbst nur dann und wann zum Vorschein kommende Charaktermasken, einen Harlekin, ein kleines Mädchen **à la rococo** gekleidet und frisirt, ein kleines Knäbchen als Chinese maskirt; denken Sie sich eine rechts und links ab und zu fluthende Menge, darunter zahlreiche, aber größtentheils absurde, oft widerliche Masken, in Einem fort schreiend, je zuweilen auch eine ohrzerreißende Musik aufführend; — denken Sie sich eine Anzahl muthwilliger Vertreter der in der ganzen Welt und zu allen Zeiten sich gleich bleibenden lieben Gassenjugend, wie sie mit Blitzesschnelle über die rings verstreuten Bomboni herfallen, und unter den Rädern der Wagen, unter den Hufen der Rosse sie aufklauben; — denken Sie sich endlich als ambulante Zugabe der all unser irdisches Thun und Treiben mütterlich überwachenden Vorsehung „Polizei" etwelche ab und zu reitende Gendarmen, und Sie haben ein ziemliches getreues Bild von den Triester Corsofahrten, wie es an dem gedachten Tage sich mir darbot. Obwol nun diese Donnerstags- nur eine erste Probefahrt, und noch dazu das Wetter ungünstig war, so fand ich doch die in den Nachmittagsstunden der letzten drei Faschingstage stattbabenden Haupt-Corsofahrten von jener ersten wenig unterschieden, nur daß, weil die Bora so gefällig gewesen war, etwas minder heftig zu wehen, und den unverhüllten Blick der schon lenzlich lächelnden Sonne uns zu gönnen, eine noch größere

Digitized by Google

Menschen-, Masken- und Bubenmenge die noch zahlreicheren Wagen umschwärmte und umlärmte, und, unter den einförmigen Carrossen eine angenehm überraschende Abwechslung darbietend, auf Rädern daher und vorüber gefahren kamen: ein Divan, auf welchem mit gekreuzten Beinen Türken saßen und schmauchten, ferner ein Haus, aus dessen Fenstern Narren grüßten, und endlich auch ein ziemlich stattliches Boot, aus welchem elegant gekleidete Matrosen Confetti und Bomboni mittelst Schaufeln warfen. Mit einbrechender Dunkelheit kehrt und fährt Jedermann nach Hause, um sich für die letzten Bälle zu schmücken, und die centnerweis verstreuten Zuckerkügelchen, welche, unter den Füßen knirschend, der Straße ein Aussehen geben, wie wenn es gehagelt hätte, sind Alles, was von den Corsofahrten übrig bleibt, bis es entweder zertreten, oder von den Händen der Armen aufgesammelt, oder von der den Gassenkehrern zuvorkommenden Bora weggefegt worden. Der National-Oekonom in mir sträubte sich über solche Verschwendung, denn ich erwog, daß ich schon Jahr und Tag keinen Silberzwanziger gesehen hatte, der eingeführte Rohzucker aber doch jedenfalls in Silber gezahlt werden muß. Ich äußerte diesen Scrupel einem mir nahestehenden Herrn, der mir aber sagte, daß größtentheils Kraftmehl und nur ein ganz Weniges von Zucker die Bestandtheile jener Confetti ausmache, das dafür ausgegebene Geld also nicht eigentlich weggeworfen sei, sondern dem Gewerbe und Kleinhandel zu Statten kommen. Waren nun auch meine nationalökonomischen Bedenken hiermit beschwichtigt, so waren doch meine mitgebrachten Erwartungen von den Corsofahrten keineswegs befriedigt worden. Ich fand zwar den Spruch: „Was sich liebt, neckt sich auch" selbst von der sonst nur Zahlen liebenden und Schuldner neckenden Bevölkerung Triests öffentlich anerkannt und bewahrheitet; aber die geistreiche Narrheit fand ich fast gar nicht. Wenn einige geniale Schalksnarren mit einigen Crösussen sich bei Zeiten vereinbarten, und die jährlichen Corsofahrten nach einem humoristischen Plane veranstalteten, wie ergötzliche, auch den Geschmack des Pöbels läuternde Darstellungen und Aufzüge ließen bei den Mitteln, die zu Gebote stehen, so wie bei den reichlich vorhandenen Vorwürfen für Satyre und Caricatur, zu Triests und des Gottes der Schwänke größerem Ruhme sich in Scene setzen! Sei es nun, daß die heurigen Corsofahrten, wie ich sie mit angesehen, etwa in Folge polizeilicher Beschränkungen nur die Ueberbleibsel früher interessanterer Aufzüge waren, oder daß sie, wie sie eben sich gaben, dem Vergnügungssinn und Witze der Triestiner genügen: ich für mein Theil nahm mir, wenn ich der Pferde gedachte, wie sie, von einer Handvoll Zuckerwerk getroffen, kopfschüttelnd sich bäumten, während die zartesten Damengesichter dem lebhaftesten Kartätschenfeuer ruhig Stich hielten, ich für mein Theil nahm mir die Moral mit nach Hause, daß wirklich unser Sprichwort nicht lügt, wenn es sagt, der Mensch vertrage mehr, als ein Roß.

Weit besser, als die Corsofahrten, hat mir das Leben und Weben in den Kaffeehäusern während der Carnavalszeit gefallen: da sah man Leute in den drolligsten Verkleidungen aus- und eingehen, und die ernsthaftesten, gesetztesten Männer in einer Narrentracht mit einer Ungeniirtheit, oft mit einer Würde sich bewegen, als ob kein Faden an ihnen etwas Auffallendes, etwas Abweichendes von der in der civilisirten Welt angenommenen Art und Weise, sich zu kleiden, darböte. Türke und Chinese handhabten den Billardstecken trotz einem Pariser Lion; die lächerlichsten Gruppen saßen mit den Karten in der Hand an Spieltischen beisammen, und die unvermeidlichen Harfenistinnen machten die Stadt aller Ecken und Enden von ihrem Geklimper wiederhallen. Wie zuwider das Letztere Einem mit der Zeit auch werden mußte, so erinnere ich mich doch mit Wehmuth und Wohlgefallen an ein Deutsches Vaterlandslied, das, von einer jungen Harfenistin mit wahrer Innigkeit vorgetragen, uns Deutsche Zuhörer unter den Andersredenden dieser vielzüngigen Stadt gemüthlich anheimelte, und dessen sich einschmeichelnder Refrain: „es ist mein liebes, theures Vaterland", ja, dessen ganze rührend melodische Weise jetzt nach Monaten mir noch immer in den Ohren klingt.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Verantwortlich: **F. W. Grunow.** — Druck von C. E. Elbert.

Digitized by Google

Bilder aus Algier.

II.

Ein buntes Gemisch Arabischer und Europäischer Sitten herrscht in der Stadt Algier. Man glaubt oft sich in Marseille, oder einer andern südlichen Hafenstadt zu befinden, so Europäisch sind die äußern Umgebungen, zwischen denen man umhergeht, die Menschen, mit denen man verkehrt. Kaum einige Schritte davon ist man plötzlich wieder in einer echt Arabischen Welt. Ich kann nicht läugnen, daß gerade dieser bunte Wechsel manchen Reiz für mich hatte. Schon das Gasthaus, in dem ich wohnte, zeigte diesen Verein von Europa und Afrika. Das Haus war früher die Wohnung eines höhern Officiers des Dey's gewesen, und daher ganz nach Orientalischer Weise erbaut. Durch eine enge, steile, krumme, schmuzige Straße, wie man solche, mit wenigen Ausnahmen, fast durchgängig in Algier findet, gelangte man an eine hohe, kahle, weißgetünchte Mauer. Ein großes festgeschlossenes Thor, über dem das Schild des Gasthauses in Französischer Sprache hing, war die einzige Oeffnung, welche die ganze Länge dieser Mauer unterbrach. Ein Schellenzug nach Europäischer Art öffnet den mächtigen Thorflügel, und ein alter Türke mit schneeweißem Bart empfing mich mit würdevoller Verbeugung. Es war der Portier des Hauses, der Tag und Nacht in einer kleinen dunklen Zelle neben dem Thorweg sich aufhielt. In gebrochenem Französisch frug er, ob ich eine Wohnung wünsche, und geleitete mich dann durch den engen Thorweg in einen geräumigen Hof. Hohe Arcaden von zierlichen Säulen unterbrochen umgaben die vier Seiten desselben; ein bunter Marmorboden, mit weißen und rothen Marmorfliesen in hübschen Mustern belegt, diente als Pflaster; ein schäumender Springbrunnen spritzte in der Mitte des geräumigen Hofes seine kühlenden Wasser in die Luft, üppige Orangenbäume, mit goldenen Früchten bedeckt, standen süßduftend in weißen Kübeln um diesen Brunnen. Unter den Arcaden waren größere und kleinere Tische, elegant nach Französischer Art gedeckt, zum Speisen der Gäste aufgestellt. Ein Glockenzug des

Digitized by Google

alten Portiers ließ schnell den Wirth und 3—4 Kellner herbeieilen. Lauter Franzosen, meistens aus dem Elsaß, der Heimath unzähliger Kellner, war ihr Empfang ganz wie in jedem Europäischen Gasthof. Der Oberkellner, in elegantem Frack, mit modisch gebranntem Haar, führte mich eine kleine, schmale Treppe, die außerhalb in einer Ecke des Hofes angebracht war, auf eine lange, breite Galerie über den Arcaden, und öffnete mir die Thür des für mich bestimmten Zimmers, welche auf diese Galerie ging. Das Zimmer selbst war hoch, mit einfach gegypsten Wänden, und so schmal, daß es bei einer ziemlichen Länge nur ein Fenster hatte. Als der Vorhang von einer schöngeflochtenen Strohmatte, der zum Schutz gegen die Sonne davor hing, hinweggezogen war, zeigte sich meinem Auge eine entzückende Aussicht. Tief unter mir lag der dunkelblaue Spiegel des Meeres, in dem die funkelnden Strahlen der Morgensonne goldene Arabesken erzittern ließen. Die Schiffe des Hafens erschienen in der klaren, durchsichtigen Luft so hell und scharf, daß man jedes Tauwerk erkennen konnte. Von dem riesigen Dampfer, der mich so eben von Frankreich herbeigeführt hatte, brachte ein buntes Gewimmel kleiner Boote, die mit fast nackten braunen Arabern bemannt waren, die Kisten, Fässer und Ballen, die in dem tiefen Bauche desselben verborgen gewesen waren, dem Hafendamm zu. Amphitheatralisch vom Meere an aufsteigend erheben sich die flachen Dächer der Häuser Algiers bis zu meinem Fenster. Wol 24—25 solche große Stufen, von denen jede an 15—20 Fuß höher lag wie die andere, zählte ich bis zu mir. Die schmalen Zwischenräume der Straßen, die durchgängig eng sind, durchschnitten die weiße Häusermasse mit scharfgezogenen dunkeln Linien. Vielfache blühende Bäume standen auf diesen flachen Dächern, das grelle Weiß derselben auf wohlgefällige Weise unterbrechend. Bilder des häuslichen Lebens buntester Art konnte man fortwährend mit Hilfe des Glases auf diesen Plattformen erschauen. Ein alter, langbärtiger Türke in weitem, wallendem Kaftan saß auf dem Dache unter mir, mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen auf einem bunten Polster, in bequemer Nachlässigkeit den Dampf aus einer 8—9 Fuß langen Pfeife blasend, während ein in Scharlach und Gold reichgekleideter Mohrenknabe ihm die Kaffeetasse auf einem kleinen niedern Tisch handrecht zurechtsetzte. Nicht weit davon wandelten gemessenen Schrittes einige in lange Schleier gehüllte Maurische Frauen auf dem Dache umher, die Kühle des Morgens zu genießen. Auf einem andern Dache verrichtete eine Maurische Kinderfrau die Operation des Waschens an einem kleinen, nackten, zappelnden Buben, der sträubte und wand sich unter den Händen seiner unerbittlichen Peinigerin, wie ein Aal unter dem Küchenmesser. Noch anderswo arbeiteten Handwerker auf ihren Dächern, hingen Wäscherinnen Wäsche auf, klopften Negersclaven Teppiche und Polster aus. Ein Jude wog Gold und Silber mit ängstlicher Sorgfalt auf seinem Dache, ein Schullehrer hatte einen ganzen Kreis mit untergeschlagenen Füßen um ihn her hockender Buben

Digitized by Google

um sich versammelt, denen er die edle Kunst des Lesens beizubringen schien. Nach der langen Gerte zu urtheilen, die er gravitätisch in der Hand hielt, häufig aber bald dem einen, bald dem andern der Buben auf die vorgehaltenen Fäuste schlug, scheint auch im Orient die Buchstabirerei mit gleicher Anstrengung für Lehrer und Schüler wie bei uns verknüpft zu sein. Nicht weit von diesem Dache stand eine junge Europäerin noch im weißen Morgennegligé, die blonden, langen Flechten aufgelöst weit über den Nacken darniederhängend. Ihre Hand schwang eifrig ein weißes Taschentuch zum Gruß. Wohl ein Abschiedsgruß für einen Officier auf der schlanken Fregatte, die so eben, die Tricolore-Flagge aufgezogen, unter den Abschiedsschüssen der Strandbatterie den Hafen verließ. Mit seinem Fernrohr konnte der Scheidende sehr gut dieses flatternde Tuch erkennen.

Meine Stube war ganz Europäisch möblirt, und nur die zierlich geflochtenen Binsenmatten, die den ganzen Fußboden bedeckten, wie auch das Muskitonetz, das die breite Bettstelle völlig umgab, zeigten, daß ich in einem südlichen Lande mich befand. Als ich, nach einigen Stunden Ruhe, mich zur Mittagszeit in den Hof des Gasthauses begab, war die Gesellschaft eine völlig Europäisch-Französische. Officiere aller Grade und Waffengattungen durchmusterten die Speisekarte, Handlungsreisende stritten sich mit daheim gewohnter lauter Rücksichtslosigkeit gegen die übrigen Gäste über die Güte der Baumwolle, oder die Preise des Kaffees; einige lustige Trinker hatten mehrere in Eis gestellte Champagnerflaschen vor sich, geschäftige Kellner rannten von Tischen zu Tischen. „Garçon, nous manquons aussi d'assiettes", rief es von einer Gruppe, „Garçon, encore une bouteille de vin" von der andern, während die Geschäftigen unaufhörlich mit ihrem schon zur mechanischen Gewohnheit gewordenen „tout de suite, toute de suite, messieurs," antworteten. Hinter dem eleganten Buffet stand eine hübsche „dame du comptoir" mit schmachtenden langen Hängelocken, die „carte payante" den Gästen ausfertigend, kurz, es war ganz wie in jeder großen Restauration in Marseille oder Toulon. Die Küche war gut, besonders für Südfranzösischen Geschmack, der schon an den Gebrauch des Oels statt der Butter beim Kochen gewöhnt ist, und auch der Wein gut und wohlfeil.

Ein Spaziergang nach Tische in Begleitung eines mir schon von früher bekannten Officiers brachte mich sogleich in Gegenden der Stadt, die noch von dem neueingedrungenen Franzosenthum sehr wenig berührt schienen. Araber mit braunen scharf markirten Gesichtern und langen dunklen Bärten, deren einzige Bekleidung ein alter zerlumpter Burnus, dessen ursprünglich weiße Farbe vor Schmuz kaum mehr zu erkennen war, bestand, liefen barfuß im geschäftigen Nichtsthun umher. Sehr starke muskulöse Arabische Lastträger, von denen fast Jeder ein treffliches Modell zur Statue eines Hercules abgegeben hätte, trugen auf dem Kopfe große schwere Lasten, unter deren Gewicht sie in eine Art von Hundetrab die steilen Gassen heraufeilten. Ein langer Zug Kameele, von Beduinen geleitet,

Digitized by Google

nahm mit seiner Ladung die Breite der engen Gassen so ein, daß man nur mit Mühe bei ihnen vorbeikommen konnte. Häßliche widerliche Geschöpfe, diese nützlichen Thiere! und besonders ihr Geschrei ist so unharmonischer Art, daß selbst das des Esels dagegen wohllautend erscheint. In Algerien bestreicht man die Kameele zum Schutz gegen das Ungeziefer mit einer Mischung von Theer und Braunroth an den besonders ausgesetzten Stellen, welche Bemalung gerade nicht dazu beiträgt, ihr Ansehen zu verschönern. Den hohen Kameelen mit ihren langen Hälsen folgte ein kleines mageres Eselein, so mit grünen Gewächsen bepackt, daß es fast einem wandernden Gebüsche glich. Trotz dieser Last saß der Besitzer deiselben, ein alter Maure, noch auf einem breiten Packsattel zwischen den umgehangenen Körben, bedächtig dabei den Dampf aus einer langen Pfeife, deren Rohr er über des geduldigen Thieres Kopf hinweghielt, einziehend und wieder fortblasend. Ein vornehmer Türke, der einen Spazierritt machen wollte, folgte bald darauf. Die Mähnen und Schweifhaare seines milchweißen Hengstes waren rosenroth angemalt, was gar nicht so übel aussieht. Ein prächtiges Zaumzeug von breiten, purpurrothen Sammetstreifen, reich mit Gold gestickt, umschloß den feinen Kopf des Thieres, das vor Ungeduld über den langsamen Schritt, zu dem es wegen des Gedränges in den engen Gassen gezwungen war, sein goldenes Gebiß mit Schaum bedeckte. In bunter, malerischer, noch echt Türkischer Kleidung saß der Besitzer in dem hohen Arabischen Sattel, der mit seiner Rücken- und Vorderlehne fast einem Lehnstuhle gleicht. Seine Füße, mit rothen Saffianschuhen bekleidet, ruhten in den breiten schaufelähnlichen Steigbügeln, die zugleich als Sporen dienen; rothe weite Pantalons überdeckten die Beine, ein himmelblauer Kaftan mit kostbarem Pelz besetzt, von einem schönen Shawl in der Mitte als Gürtel zusammengehalten, diente als Obergewand. Ein Reiherbusch wehte auf dem weiß und rothen Turban, der tief auf die Stirn des von einem langen, weißen, bis auf die Brust herniederwallenden Bart umflossenen Gesichts gedrückt war. Zwei reich in Scharlach und Gold gekleidete Negersclaven folgten auf kleinen feurigen Hengsten zur Bedienung. Lange nicht so malerisch sahen die Maurischen Frauen höherer Stände aus, die so eben nach einem Bade zu gehen schienen. Ganz in weite, weiße Gewänder, in denen nur für die dunklen blitzenden Augen ein Paar kleine Oeffnungen gelassen sind, gehüllt, glichen sie fast wandelnden Mumien. Mehrere schwarze Eunuchen und andere Sclaven begleiteten dieselben, mit strenger Macht die Annäherung aller Unberufenen verhindernd. Was die vornehmen Maurischen Damen zu viel an Kleidung trugen, scheinen die zahlreich herumlaufenden Negerinnen dafür wieder zu entbehren, denn nicht viel mehr wie zur Hälfte war ihr wohlgerundeter schwarzer Körper bedeckt. So sah ich z. B. ein junges Negermädchen von 17—18 Jahren mit kohlschwarzer Sammethaut, dunklen, feurig blitzenden Augen, eine Reihe Zähne wie aus Elfenbein in dem von purpurrothen aufgeworfenen Lippen umsäumten Mund, und mit rund und voll geformten Umrissen des übrigen Körpers, welche

Digitized by Google

mit Datteln hausiren ging, deren einzige Bekleidung ein kurzes weißgestreiftes Matrosenhemd von Baumwollenzeug war, das um den Leib mit einem breiten, rothen Band als Gürtel zusammengehalten ward. Auf dem Kopfe trug sie in dem krausen, schwarzen Haar einen alten rothen „Sey", den ihr wahrscheinlich einst ein Schah für ihre Gunstbezeugungen geschenkt hatte. Daß diesen Mädchen, deren es unzählige in Algier giebt, die Schamhaftigkeit ein ganz unbekannter Begriff ist, braucht wol nicht erst erwähnt zu werden. Die Listen der Garnisonshospitäler in Algerien liefern nur zu viele Beweise von dem Treiben derselben. An Gesinnungsgenossinnen aus Frankreich und Italien finden diese völlig emancipirten Damen übrigens vielfache Concurrenten. — Algier ist eine sehr belebte Handels- und Garnisonsstadt in einem südlichen Klima, da darf auch der Moralist keinen zu strengen Maßstab anlegen. Einen sehr zahlreichen Theil der Menge, die sich in diesen Gassen umhertrieb, bildeten die Juden, die von jeher in großer Zahl in der Barbarei wohnten. Auf jegliche Weise von den frühern Beherrschern des Landes schon aus religiösem Fanatismus gedrückt, wußten sie sich dennoch durch ihren mercantilischen Unternehmungsgeist und die ihnen angeborne Fähigkeit im Erwerben von Reichthümern vielfache Macht und nicht geringen Einfluß zu verschaffen. Ganz in derselben Stellung, wie bei uns im Mittelalter, wo sie die fast alleinigen Besitzer aller baaren Geldmünzen waren, und der geringste Christ dennoch hoch über dem reichsten Juden stand, waren sie in Algier bis zur Eroberung durch die Franzosen. Auch jetzt noch, wo die Israeliten hier, wie im ganzen Frankreich, der christlichen Bevölkerung völlig gleichgestellt sind, behaupten sie in mercantilischer Hinsicht einen nicht geringen Platz, und die angesehensten Banquiers- und Kaufmannshäuser in ganz Algerien befinden sich in ihren Händen, obgleich in den letzten Jahren viele Griechen, Italiener und auch Franzosen ihnen immer mehr und mehr den Rang abgewinnen sollen. Der eigentliche Schacher ist, wie überall in der Welt, allein in ihren Händen. Man kann sich, besonders als Fremder, in Algier kaum vor der Zudringlichkeit dieser unzähligen jüdischen Trödler und Factoren bewegen, die mit unerschöpflicher Beharrlichkeit Einem alle nur möglichen Dinge anbieten. Besonders Kuppler machen sich auf die ekelhafteste Weise bemerkbar, wie auch gerade unter den Jüdinnen in Algier, ganz abweichend wie bei uns, die größte Sittenlosigkeit herrschen soll. Auf den Straßen fallen übrigens bisweilen reiche Jüdinnen sowol durch ihre Schönheit, wie durch ihre eigenthümliche Tracht auf. Die kleinen zierlichen Füße, die nackt und ganz ohne Strümpfe sind, werden von gelben Sandalen, deren Bänder reich gestickt sind, umschlossen; Gewänder von Türkischem Schnitt, meistens von gelber oder blauer, schwerer Seide, oft sehr reich mit Gold gestickt, umhüllen den schöngewachsenen Körper; vielfache Reihen gehenkelter Dukaten, oft aber auch Perlen von großem Werth, dienen als Halsband, während eine an 3 Fuß hohe, eigenthümlich aus Draht geflochtene und mit Goldstoffen und goldenen Ketten überzogene Kopfbedeckung, die den alten Preu-

Digitized by Google

ßischen Grenadiermützen gleicht, auf dem Kopfe balancirt. Feurige schwarze Augen blitzen in den gelben Gesichtern, deren Schnitt fein und regelmäßig ist, wenn ihnen auch die Frische fehlt, und Frauen von 30 Jahren oft schon völlig gealtert sind, und dann, besonders in den untern Ständen, vor Schmuz einen ekelerregenden Anblick gewähren. Solche eigenthümlich geputzte Jüdinnen sieht man jetzt übrigens selten, da die meisten sich immer mehr zu französiren anfangen. Auch unter den jüngern jüdischen Herren sieht man viele elegante Modegecken, die sich durch Nichts von ihren Genossen in Marseille oder Frankfurt unterscheiden. Die ältern Männer haben noch vielfach ihren Kaftan, oft von schwerem Seidenstoff reich mit Pelz besetzt, beibehalten. Die hausirenden Schacherer gleichen in ihrer äußern Erscheinung unsern Polnischen Juden unterster Klasse. Statt der dunklen Kaftane und Mützen der Polen tragen ihre Brüder in Algier Gelb, Roth, Blau, überhaupt recht schreiende grell zusammengestellte Farben.

Um all dies Gedränge so vieler geschäftiger Menschen noch zu vermehren, kommt noch die Sitte vieler einheimischer Handwerker hinzu, ihre Werkstatt im Freien aufzuschlagen. Der Schuster stellt seinen Werkstuhl vor die Thür seines Hauses, der Goldsticker, ein in Algerien sehr verbreitetes Gewerbe, stickt, auf der Schwelle seiner Thür mit untergeschlagenen Beinen sitzend, auf dem gelben Saffian oder purpurnen Sammet die zierlichsten Arabesken. In den Gegenden des Hafendamms wimmelt es, außer dieser einheimischen buntartigen Bevölkerung, auch noch von Matrosen aller Länder. Der vierschrötige Engländer, wankend von dem vielen Genuß des Grogs, erwidert den Stoß eines Arabischen Lastträgers mit einem kräftigen „Goddam", der Pommer oder Mecklenburger, der Hanf oder Tannenholz hieher geführt hat, flucht sein „Hoahl Dir der Düwel" ganz wie zu Hause, dem Italiener zu, der ihm mit dem gutgemeinten „maladetto tedesco" erwidert, der Navarrese oder Cattalone ist mit seinem „carrayo" nicht faul, während der phlegmatische Holländer sich kaum die Mühe nimmt, die breiten Lippen zu einem langsamen „blexem" zu öffnen. Es giebt wohl in ganz Europa keine Sprache, von der man nicht hier und da an dem Hafendamm von Algerien einige Worte vernimmt, obgleich sonst die Franzosen, Spanier und Italiener unter den fremden Matrosen die größte Mehrzahl bilden.

In den Straßen, die nahe an den Casernen liegen, sieht man weniger Eingeborene, als besonders viele Französische Soldaten aller Waffengattungen und Grade. Infanteristen der Linie und leichten Regimenter, Soldaten der „Chasseurs à pieds"-Bataillone, Reiter der „Chasseurs d'Afrique"-Regimenter in ihren lichtblauen Litewken, Spahis mit ihren weiten weißen Burnussen, Zuaven mit ihren gelben hohen Lederstrümpfen, treiben sich hier im bunten Gemisch durch einander; Trommelschlag und Hörnerklang hört man hier oft; der taktmäßige Schritt marschirender Truppenmassen schallt aus der Ferne; das Pflaster dröhnt unter dem Hufschlag der Rosse eilig daher sprengender Adjutanten. In seinen

Digitized by Google

schwarzen oder weißen Burnus gehüllt schaut der finstere Kabyle, der von seinen Bergen herabgestiegen ist, die fremden Krieger an, die ihm seine Freiheit entreißen wollen, unter deren mörderischen Kugeln schon so Mancher seiner Stammesgenossen gefallen ist. Vor innerer Wuth ballt er oft die nervichte braune Faust gegen achtlos an ihn anstreifende Französische Soldaten, und murmelt ein ingrimmiges „allein allek“ (Gott verdamme Dich) denselben nach. Doch der lustige Franzose, das „Käppis“ etwas schief auf dem einen Ohr, hört nicht auf diese Verwünschung seines Todfeindes, und sein „L'enfant chéri des dames je suis en tous pays“ fortträllernd, legt er schäkernd seinen Arm um die Taille einer kokett gekleideten niedlichen vivandière. „Je vous aime de tout mon coeur, ma petite“, schmeichelt er der sich loswindenden Schönen zu, die aber diese feurigen Worte nur mit einem lachenden „c'est bon pour rire“ beantwortet. Dergleichen vivandières sieht man viel, da jede Compagnie eine besitzt, und stets ist ihr Anzug dem gleich, wie man sie auf unsern Theatern bei der Regimentstochter findet; oft sind es noch junge, hübsche Mädchen, denen der uniformartige Anzug sehr gut steht, häufig aber auch ältere Frauen, die dann gewöhnlich mit einem Unterofficier verheirathet sind. Den Soldaten sind diese Marketenderinnen, die ihnen alle ihre kleinen Bedürfnisse besorgen, von großer Wichtigkeit, und manche Compagnie würde lieber ihren Capitaine, als ihre vivandière verlieren. — Gleich am ersten Nachmittage meiner Ankunft in Algier besuchte ich noch in Begleitung Französischer Officiere die große „Cassuba“, das ehemalige Residenzschloß des Dey, welche auf der Spitze des Berges, an den Algier gelehnt ist, die ganze Stadt beherrscht. Eine entzückende Aussicht hat man von einer der niedern Terrassen dieser Cassuba. Ueber die Stufen der Dächer sämmtlicher Straßen, die bis zum Meere sich senken, schweift der Blick weit über den blauen Spiegel desselben hinweg. Gleich stumpfen Säulen ragen aus oder vielmehr über dieser Masse flacher Dächer die hohen Minarets zahlreicher Moscheen hervor, die ebenfalls nur mit Plattformen versehen sind. Die Cassuba selbst, deren großer Umfang von einer hohen Mauer umschlossen wird, ist ein buntes Gemisch der verschiedensten Paläste, Kioske, Kuppeln, Terrassen und Höfe, alle ohne festen Plan so angelegt, wie es das Bedürfniß der verschiedenen Deys mit sich brachte. So viel man aus einzelnen Ueberresten erkennen kann, muß früher das Ganze mit der höchsten Pracht eingerichtet, und Marmor und Vergoldungen im Ueberfluß darin angebracht sein. Jetzt freilich sieht Alles sehr zerstört und verfallen aus, da die Cassuba seit dem Besitz der Franzosen als Caserne gebraucht wird. In den Gemächern des Harems, wo sonst hunderte reizender Odalisken in glühender Sehnsucht harrten, daß ihnen der Gebieter das Schnupftuch zuwärfe, hausen jetzt die Schuster des Regiments; auf den Terrassen, die sonst zum Schauplatz manches verliebten Abenteuers dienten, exerciren rothhosige Recruten.

Digitized by Google

In militairischer Hinsicht ist freilich die Cassuba, die ganz Algier beherrscht, sehr zu einem Waffenplatz geeignet.

Den Heimweg von der Cassuba traten wir außerhalb der Stadt an. Hier sah ich zuerst den Reichthum der Vegetation, der bei sorgfältigem Anbau das Land zu einem der fruchtbarsten Theile der Erde machen könnte. Aloestauden von solcher Höhe, daß ich an ihre Blüthenstengel mit der ausgestreckten Hand nicht reichen konnte, standen am Wege, und wurden theilweise als Hecken benutzt; große Gebüsche von Myrthen, Granaten, Caisvas und Cactusse waren in allen Gärten, aus denen zahllose Orangenbäume von einer Ueppigkeit des Wuchses, wie ich sie weder in Italien noch Frankreich jemals gesehen habe, in voller Blüthe, mit eben so schönen Mandelbäumen untermischt, hervorsahen, während einzelne hohe Dattelpalmen auf dem schlanken, säulenförmigen Stamm das breite Fächerdach ihrer tiefgrünen Blätter gleich Herrschern der Pflanzenwelt alles Dies weit überragten. Es war der Orient mit seiner ganzen Ueppigkeit, und der Himmel war dabei so blau, die Sonne so golden, die Luft so rein und mit balsamischen Wohlgerüchen geschwängert, die zackigen Berge des kleinen Atlas mit dem hohen, schneebedeckten „Dschordorra", der höchsten Spitze desselben, zeigten alle ihre Umrisse so scharf, das Meer rollte so majestätisch seine schäumenden Wellen an die Küste zu unsern Füßen, daß wahrlich Nichts mangelte, um den Genuß noch mehr zu erhöhen. Aber der Orient, so zauberisch schön er oft sich zeigt, ist das Land der Contraste. Kaum wieder in Algier selbst eingetreten, befanden wir uns in einer so engen, schmuzigen Straße, wie ich sie in keiner Europäischen Stadt jemals gesehen; todte Katzen und Hunde lagen umher, und verbreiteten pestilenzialische Gerüche; der Schmuz ganzer Generationen schien den Boden zu bedecken; Schaaren zerlumpter Weiber und Männer, die ekelhaftesten Geschwüre zur Schau tragend, um Mitleid zu erregen, fielen uns mit gräßlichem Geschrei bettelnd an, und Gestank und Schmuz aller Art umgab uns.

Um mich von den Anstrengungen der Seefahrt zu stärken, besuchte ich gleich nach diesem Spaziergang ein Maurisches Bad, dessen wohlthätige Wirkung mehrere Französische Officiere mir angerühmt hatten. In einem Säulengange, der ringsum ein ziemlich großes Bassin mit einem Springbrunnen umgab, ward ich von einem Maurischen Bedienten entkleidet, und meine Sachen sorgfältig auf einer Strohmatte zusammengelegt. Nachdem dies geschehen, band er mir ein rothes Tuch gürtelähnlich um den Leib, steckte mir ein Paar Strohpantoffeln mit Korksohlen an die Füße, und führte mich in einen großen Saal mit marmornem Fußboden, in dem schon 6 — 8 Türken auf untergelegten Strohmatten ausgebreitet dalagen, und sich von eben so nackten Badedienern bearbeiten ließen. Eine glühende Luft von 40 Grad Reaumur erfüllte den Raum, und machte, daß schon nach wenigen Augenblicken der Schweiß mir aus allen Poren herabfloß. Ungefähr 10 Minuten ließ mich der Badediener in diesem Zustande, wobei er mit

Digitized by Google

mehrmals lauwarmes Wasser, das in einem großen Bassin im Saale floß, mit einem Eimer über den ganzen Körper goß. Jetzt mußte ich mich auf einen Teppich hinlegen, der Badediener salbte mir den ganzen Körper mit dichtem, weißem Schaum ein, der sehr nach bittern Mandeln roch, und begann nun meine Glieder zu recken, zu kneten, zu drücken, zu reiben, zu schlagen, als wenn er mir eine ganz andere Gestalt verleihen wollte. Bald reckte er meine Gelenke, daß diese laut knackten, dann pampte er mit seinen Händen auf mir herum, gleichwie der Bäcker den frischen Brodteig verarbeitet. Alle diese Behandlung verursachte mir aber nicht den mindesten Schmerz, im Gegentheil, eine angenehme, fast einschläfernde Empfindung. Bisweilen rieb er mich auch mit Handschuhen, die aus grobem Haartuch gemacht zu sein schienen, oder klaschte mich mit einem Wedel, der aus Aloefasern bestand. Wiederholtes Begießen mit warmem und zuletzt mit kaltem Wasser endete endlich diese Operation, worauf ich, in eine Unzahl erwärmter, weicher Tücher und Laken gewickelt, mich auf einen Teppich in der ersten Halle hinlegte, und eine halbe Stunde ruhte. Man fühlt sich unendlich wohl und erleichtert, wenn man aus einem solchen Maurischen Bade kommt; alle Glieder sind gelenkig, und der ganze Körper ist wie neu geboren.

Nach dem Bade besuchte ich, um meinen Tag recht nach Landessitte zu beschließen, ein Arabisches Kaffeehaus. Eine hohe, mit schönen Marmorsäulen, die aber schmuzig und verfallen aussahen, verzierte Rotunde bildete das einzige Gemach des Hauses, dessen weite Thür sich auf einen kleinen Hof öffnete, mit Marmorfliesen gepflastert, in der Mitte eine kleine Fontaine, um welche Orangenbäume in Kübeln standen; dieser Hof bildete in der heißen Jahreszeit einen angenehmen, kühlen Aufenthaltsort. Rings an den Wänden sowol der Rotunde wie des Hofes war eine Menge großer, breiter, rother Polster, die wol an $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch waren, hingelegt. Auf diesen Polstern hockten mit untergeschlagenen Beinen an 20 — 25 Türken, größtentheils schon bejahrtere Männer mit langen, weißen Bärten; aus einer oft 7—8 Fuß langen Pfeife mit kleinem rothem Thonkopf, das lange Rohr in der Mitte, wo die Hand es anfaßt, mit schön gesticktem Sammet umzogen, das Mundstück von hellgoldnem Bernstein, blies jeder derselben gut riechende Dampfwolken in kleinen bläulichen Ringeln in die Luft. Es geschah in ganz regelmäßigen, ziemlich langsamen Pausen, und ich machte mir den Spaß, einige Zeit nachzuzählen, in wie viel Secunden ein alter Türke, der mir zunächst saß, den Dampf wieder von sich blies, und fand, daß dies ganz genau sich wiederholte. Einige der Türken spielten mit großen Steinen auf einem Schachbret eine Art Spiel, welches mir viele Aehnlichkeit mit unsrem Damenspiel zu haben schien. Schweigsam wie Statuen saßen sie alle da. Der Französische Officier, mit dem ich dieses Kaffeehaus besuchte, war mit einem Türken dort, einem reichen Viehlieferanten, näher bekannt, und redete ihn auf Arabisch an. Die Antworten waren zwar sehr höflich und angemessen, aber möglichst kurz und abgebrochen.

Digitized by Google

Als der Officier ihn fragte: „er rauche wol, wie alle seine Landsleute, sehr gern und viel", antwortete er mit wohlgefälligem Lächeln: „Wachat supsi dochan cheer men mia tülph tachan" (eine Pfeife Tabak ist besser, wie hunderttausend Schelme), was ein Arabisches Sprichwort ist. Wie ich bei dieser Gelegenheit erfuhr, nennt der Orientale das Rauchen „schrop dochan", d. h. Dampf trinken, wie man auch eine Pfeife mit den Worten „hateni schrop" (gieb mir zu trinken) fordert. Wir forderten aber eine „feneschel kawa" (eine Tasse Kaffee), die uns ein kleiner, ziemlich reinlich gekleideter Negersclave brachte. Der Kaffee wird hier ganz dick und ungeklärt, so daß er fast der Chocolade gleicht, ohne Milch und Zucker getrunken. Derselbe ist von eigenthümlichem Aroma und Wohlgeschmack, und man gewöhnt sich leicht daran. Auf Verlangen erhält man übrigens in den Arabischen Kaffeehäusern auch feingestoßenen Kandiszucker zum Kaffee.

Vom Kaffeehaus begaben wir uns in ein anderes Local, wo öffentliche Tänzerinnen eine Art Ball feierten. Der ziemlich große Saal, der schlecht beleuchtet war, hatte ein schmutziges, dürftiges Aussehen. Auf eben solchen Polstern, wie im Kaffeehaus, saßen wol einige 40 — 50 Mauren und Türken, die aber gerade nicht den höchsten Ständen anzugehören schienen, schweigsam an den Wänden, ebenfalls gravitätisch den Dampf aus ihren langen Pfeifen blasend. Die Mädchen, ziemlich phantastisch, aber schmutzig und unordentlich angezogen, trugen kurze, vorn offene bunte Jacken mit allerlei blitzenden Ketten und Schnüren behangen oder besetzt, und sehr weite Beinkleider von dünnem Mousseline, welche nur bis kurz über die Knie reichten. Die Beine und Arme waren nackt, und mit Ketten und Ringen geschmückt, während ein bunter Turban das schwarze, glänzende Haar bedeckte. Blitzende dunkle Augen hatten alle, und einige auch schlanke, graziöse Gestalten und regelmäßige, hübsche Züge, während viele abstoßend frech und gemein aussahen. Bei manchen bemerkte ich, daß ihre Nägel glänzend schwarz, die innern Flächen der Hände und Füße aber hellroth gefärbt waren. Die Mädchen führten einzeln nach dem Klange einer schrecklichen, die Ohren zerreißenden Musik ihre Tänze auf, die größtentheils in den indecentesten und unsittlichsten Bewegungen und Gesten bestanden. Bisweilen führten auch zwei Mädchen paarweise die unanständigsten Pantomimen auf, was aber den Türken sehr zu gefallen schien, und häufig ihnen den Ausruf „meleech, meleech" (gut, gut) entlockte. Hatte eine solche Tänzerin ihren Tanz beendet, so rief sie dann gewöhnlich ein oder der andere Türke zu sich, und steckte ihr zum Zeichen seines Wohlgefallens unter verschiedenen Liebkosungen Geldstücke in den Busen oder in den Mund.

Ermüdet von den vielen neuen Eindrücken des Tages, und nicht allzusehr von dem letzten Schauspiel angezogen, verließ ich den Tanzsalon bald, und mit hochgehobener Laterne, eine Vorsicht, welche bei den fürchtbar schmutzigen Gassen, in die besonders am Abend die verschiedensten Dinge geworfen werden, sehr noth-

Digitized by Google

wendig ist, leuchtete ein Negerbube mich durch das Labyrinth der engsten Gänge zu meinem Hotel. Als ich den Laden des Fensters meiner Schlafstube öffnete, schimmerte, vom hellen Licht des Mondes beleuchtet, die weiße abgestufte Häusermasse der Stadt mir entgegen, während das mattglänzende Meer den Horizont begrenzte. Noch eine ganze Weile genoß ich diesen eigenthümlichen Anblick, bis ich endlich mein breites Bett, das zum nothwendigen Schutz gegen die Mücken mit einem dichten Muskitonetz umgeben war, aufsuchte, mich zu neuen Anstrengungen, aber auch zu neuen Genüssen des folgenden Tages durch sanften Schlaf zu stärken.

Italien drei Winter nach der Revolution.

II. Rom.

Die steigende Unsicherheit der Landstraße von Neapel über Capua und Terracina nach Rom, und der geringere Zeitaufwand lassen den Reisenden häufig die Seefahrt nach Civitavecchia vorziehen, auf welchem Wege man, wenn nicht besondere Störungen vorfallen, in ungefähr 14 Stunden die alte Hauptstadt der Christenheit erreicht. Wir verließen Neapel am Bord des „Vulcano" in den Abendstunden, trafen aber dermaßen ungünstiges Wetter, daß wir erst am Nachmittag des darauf folgenden Tages in Civitavecchia landeten. Hier wiederholte sich das unerquickliche Schauspiel der Neapolitanischen Mauthinquisition, und wahrscheinlich ärgerlich darüber, daß ich es vorzog, meinen Koffer öffnen und durchsuchen zu lassen, als mich mit einem blanken Silberstück abzufinden, confiscirte man mir zwei kleine Hefte, die ich mir in Paris zur Reiselecture gekauft hatte. Jedoch erhielt ich die Zusicherung, dieselben auf Anfrage vom Ministerium des Innern in Rom wieder zurückerstattet zu erhalten. In Folge dieser Verzögerungen erreichten wir in einer schlechten Postkutsche, mit zerschlagenen Gliedern, erst nach Mitternacht, unter dem fürchterlichsten Platzregen das Ziel unsrer Reise. Obschon das Gepäck in Civitavecchia amtlich plombirt worden war, machte man bei der Ankunft am Stadthor dennoch Miene, uns, trotz der späten Nachtstunde, nach der Dogana zu schicken, — allein es scheint dies nur ein wohlberechneter Kniff gewesen zu sein, uns zu einer Geldabfindung bereitwilliger zu stimmen. Denn nachdem wir nach zähem Unterhandeln dem Zollbeamten 1 Piaster (2 fl. C.-M.) und den habgierig geschäftigen Fachini, für das bloße Abschneiden der plombirten Stricke an unsren Koffern, außerdem ein Paar Franken bezahlt hatten, ließ man uns ungehindert nach dem Hotel de l'Allemagne fahren. Das Volk der Fachini ist hier wo möglich noch unausstehlicher, als in Neapel, und wenn man nicht Alles im Voraus abhandelt, so endet jeder Verkehr mit ihnen in einem ärgerlichen

Digitized by Google

Zank über ihre anmaßenden, betrügerischen Forderungen. — Wie selig war mein erstes Erwachen in Rom, dieser Tagstraum meines Lebens! Und vielleicht war es in keiner Zeit belehrender, als in unsrer so bewegten und doch so thatlosen Epoche, an der geweihten Hand eines Gibbon den elastischen Boden der Siebenhügelstadt zu durchwandern, und in ihrer Größe wie in ihrem Verfall unser eigenes Schicksal wieder zu erkennen! — Es liegt nicht in der Absicht dieser Schrift, dem freundlichen Leser ein Bild der alten Roma vorzuführen, vielmehr wollen wir ihn nach der modernen Residenzstadt des päpstlichen Reiches geleiten, und ausschließend die damaligen staatlich-socialen Zustände zum Gegenstand unsrer Betrachtungen machen. —

Mit zwei vortrefflichen Reisehandbüchern, Förster's*) in Deutscher und Murray's**) in Englischer Sprache, gerüstet, schritten wir getrost der Via Condotti entlang, nach dem am äußersten Stadtende gelegenen St. Petersplatze. Der geneigte Leser muß die Güte haben, sich in die Weihnachtszeit des vergangenen Jahres zurückzuversetzen, und uns vor Allem auf dem Wege zu den großen Kirchenfestlichkeiten den Arm zu bieten. — In der Sixtinischen Capelle***) im Vatican fungirt jeden Sonntag um die eilfte Morgenstunde der Papst, umgeben von seinem glanzvollen geistlichen Hofstaate, und es ist dies für den Fremden die beste Gelegenheit, das Oberhaupt der katholischen Kirche ganz in der Nähe anzuschauen; denn diese Haus- oder vielmehr Hofcapelle ist so klein, daß alle Functionen in nur geringer Entfernung von dem Auditorium vor sich gehen. — Der Eintritt ist blos in vollständiger schwarzer Toilette gestattet, — Damen werden einzig und allein in dem rückwärtigen vergitterten Theil der Kapelle, und auch dort nur verschleiert, zugelassen; Schweizergarde steht Wache und bildet das Spalier. Ich postirte mich neben einen solchen „Sohn der Berge", und fing mit ihm in Deutscher Zunge ein Gespräch an. Ueber diese Heimathsklänge ward der Hellebarde so gerührt, daß er mir nicht nur einen Platz einräumte, von dem aus ich der ganzen Ceremonie bequem und unbeschränkt meine ungestörte Auf-

*) Handbuch für Reisende in Italien. Von Dr. Ernst Förster. Mit einem Wegweiser für Leidende von Dr. R. Wagner. München, 1848.

**) Für keine Nation ist in Bezug auf Reisecomfort so viel Sorge getragen, als für die Englische. Ueberall finden die Söhne Albions eigens zu ihrem Gebrauche bearbeitete Handbücher, Aufschriften und Aushängeschilder in ihrer Muttersprache, und in allen Hotels harren ihrer schon dem Englischen kundige Aufwärter und Lohndiener; ja sogar die Bettelbuben strengen sich an, ein Paar Englische Worte einzuleiern, um dem erstaunten Mylord ein reicheres Almosen abzuschmeicheln! — Freilich reist auch keine Nation so viel, als die Britische, und wird so viel betrogen. — Doch dieser Grund allein scheint nicht hinreichend, um die geringe Aufmerksamkeit gegen Deutsche Reisende erklären oder rechtfertigen zu können! —

***) Von Sixtus VII. im Jahre 1473 durch Pintelli erbaut, mit prachtvollen Fresken des Michel Angelo und seinem berühmten „jüngsten Gericht", welches seiner vorherrschenden Nacktheiten wegen für den ästhetischen Kunstgeschmack höchst störende Ausbesserungen erleiden mußte! —

Digitized by Google

merksamkeit zuwenden konnte, sondern er lehrte mich überdies die interessantesten Persönlichkeiten, wie Lambruschini, Altieri, Feretti (Bruder des Papstes), Antonelli, bei deren Erscheinen kennen. — Der Papst kam aus der kleinen Pforte rechts hinter dem Altar mit zahlreichem, geistlichem Gefolge, und nahm seinen Sitz unter dem Baldachin zur Linken. In seinem feinen, scharfgeschnittenen Gesicht hatten dunkle Falten die Geschichte der letzten Jahre gezeichnet, und so viel Trauer und Wehmuth lag in seinem Wesen, daß seine Erscheinung auf die ganze Versammlung einen rührend erhabenen Eindruck hervorbrachte. Der Beobachter aber dürfte in Pio Nono's Persönlichkeit gar manche Erklärung für die Römische Revolution finden, denn nicht nur der höchste Edelsinn und das reinste Wohlwollen sprachen aus seinen sanften Zügen, sondern auch weibliche Schwäche und eine mehr zum Beglücken, wie zum Beherrschen geborene Seele. Die Function begann mit dem Kusse des Fischerrings durch die Cardinäle und des Pantoffels durch die übrige Geistlichkeit. — Nach dem Evangelium hielt ein Franziscaner-Mönch von seinem Platze weg mit sichtbarem Stolze über diese Auszeichnung eine kräftige Predigt in Lateinischer Sprache; doch kam er leider durch seine begeistert-heftigen Gesten allzu oft mit dem rothen Käppchen eines vor ihm sitzenden Cardinals in störende Berührung. — Der producirende Sängerchor war für die Heimath der Musik höchst mittelmäßig, *) und verhinderte vielmehr die Andacht, statt zu ihrer Erhöhung beizutragen. Mit dem allgemeinen Segen endete die Festlichkeit, welche mehr der künstlerischen Auffassung, als der Erbauung feierlich-imposante Momente darbot. Doch die interessanteste Wahrnehmung lag außer der Function. Es war die überwiegende Anzahl protestantischer Engländer und Engländerinnen, welche das fromme Auditorium in des Papstes Hauscapelle bildeten! Mehr als zwei Drittheile der Anwesenden waren solche Fremde, die an der ganzen Ceremonie blos den Antheil zu befriedigender Neugierde nahmen, während nur ein kleiner Rest aus jenen gläubigen Zuhörern bestand, denen man an Mienen und Benehmen ansah, daß sie ein ausschließlich religiöses Interesse in diese heiligen Räume zog. Ohne Fremdenbesuch wäre die Capelle wol zur Hälfte leer geblieben. Da aber in vorschriftmäßiger Toilette der Zutritt Jedermann ohne Ausnahme gestattet ist, woher kommt diese Theilnahmlosigkeit, dieser lässige Besuch der Römischen Bevölkerung in so heiliger Zeit? — Am Weihnachtsabend machten wir uns recht frühzeitig nach der Patriarchalkirche Santa Maria Maggiore auf den Weg, in welcher der Papst in der siebenten Abendstunde die erste Weihnachtsmesse**) celebrirte,

*) Bei den Functionen des Papstes ist Orgel- oder Instrumentalbegleitung außer Sitte, und wird der musikalische Theil blos von einem Sängerchor ausgeführt. — Auch bei dieser Gelegenheit bestätigte sich die Erfahrung, daß, so wie man nirgends schlechtern Champagner trinkt, als in Frankreich, man auch nirgends minder vorzügliche Sänger hört als gerade in Italien! —

**) Bekanntlich liest jeder katholische Priester am Weihnachtstage drei Messen als Ersatz für die an den Trauertagen der Charwoche ausfallenden Meßopfer.

Digitized by Google

und wo die Heiligkeit des Festes, die prachtvolle Ausschmückung der ganzen Kirche und die Beleuchtungsvorkehrungen auf den Straßen, welche der Zug berührte, mit Recht das Zuströmen einer großen Menschenmenge voraussagen ließ. Als wir in die noch spärlich besuchte Kirche eintraten, deren einfach edler Styl ihre Hauptzierde bildet, und ihr mehr den Charakter einer ehrwürdigen Säulenhalle des Alterthums, als eines modernen buntgemalten Bethauses verleiht, fanden wir die kolossalen Marmorsäulen mit rothen und weißen Draperien unschön verziert, und die überreiche Kerzenerleuchtung der funkelnden Glaslustre und der breiten Gesimse gaben den sonst so feierlich ernsten Räumen das heitere Ansehen eines eleganten Ballsales. Allmählich füllten sich bis zur Hälfte die allerdings immensen Hallen; die Anwesenden waren wieder größtentheils Fremde, viele bekannte Gesichtszüge aus der Sixtinischen Capelle. Die päpstliche Leibgarde (früher guardia civica), kräftige, stattliche Gestalten, bildeten in langen Colonnen die Spaliere. Auf einem rothsammetnen, goldbetreßten Stuhle, unter einem prachtvollen Baldachin trug man den auf seinem Wege die Christengemeinde segnenden Papst mitten durch die Kirche bis zum Hochaltar. Das war für meinen Begleiter ein neuer seltsamer Anblick, und der sonst so ruhige, in seinen Betrachtungen fast verstummende Engländer machte hier zum ersten Mal seiner gedrängten Verwunderung durch Mittheilung Luft. — Aber bald sollte ein noch imposanteres Schauspiel seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. — Ein langer feierlicher Zug von Mönchen und Geistlichen mit Wachslichtern bewegte sich unter Vortragung des Kreuzes zum Hochaltar, und in deren Mitte erschien, von Priestern im reichsten Ornate getragen, unter einem Krystallsturz, „die Bethlehemitische Wiege." Il bambino, il bambino, hörte man sich von allen Seiten zulispeln, als man die heilige Reliquie nahen sah. Nun fiel die ganze katholische Versammlung, Volk und Soldaten, auf die Knie, bekreuzte sich und schlug ehrfurchtsvoll an die Brust. Mr. Black flüsterte mir im Englischen die Worte: „Du sollst keine Götter haben neben mir" ins Ohr, und schien sich gleich vielen seiner anwesenden protestantischen Genossen über die knieende Ehrfurchtsbezeugung gegen ein Stück Holz und ein Wachskindlein über die Gebühr zu ärgern. Ich glaubte ihn nicht besser, als durch die Bemerkung besänftigen zu können, wie vortheilhaft das Niederknien der hochstämmigen Soldaten für die unbeschränktere Beschauung dieser imposanten Scene sei. „Sie haben ganz Recht", erwiderte Mr. Black, „es ist ein höchst imponirender Anblick für das Auge, aber ein schmerzlicher für die kalte Vernunft." — — Nach der Feierlichkeit kehrte der Papst im gleichen Prachtzuge nach dem Palaste des Vaticans zurück. „Und das ist der Nachfolger Desjenigen", sagte Mr. Black, als wir die via della fontane hinabgingen, „der nicht wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte!" „„Glauben Sie ja nicht," erwiderte ich, „„trotz aller dieser äußerlichen Pracht, die Sie hier gewissermaßen vorschriftmäßig entfaltet gesehen, daß Pio Nono in seinen häuslichen Lebensgewohnheiten irgend

Digitized by Google

einen tadelnswerthen Luxus, gleich manchen seiner Vorgänger, entwickelt; vielmehr beobachtet er die bescheidenste Einfachheit; ja, sein Wohlthätigkeitssinn ist so mächtig, und die Verhältnisse seines Staates sind so trostlos, daß er wahrlich mit Alexander V. (1409) ausrufen kann: „J'ai été riche évêque, pauvre cardinal et pape mendiant!“ —

Das prachtvollste, interessanteste Schauspiel harrte noch unser. Es war das am Weihnachtstage mit allem Kirchenpompe gefeierte Hochamt zu St. Peter, — eine der großartigsten Feierlichkeiten des Kirchenjahres. Schon eine Woche früher, wenn man dieses Riesenmonument eines Riesengeistes durchschritt, und die Seele sich in eine höhere Welt hingezogen fühlte, bei der Bewunderung der kunstvollen Mosaiken, oder jener zahlreichen Marmorgebilde, durch welche meistens mehr dem Genius des Künstlers ein Denkmal gesetzt wurde, als dem darunter Begrabenen, hörte man auf die störendste Weise hämmern und zimmern, und sah die vielfältigsten Vorbereitungen für diesen heiligen Festtag treffen. Doch mochte es selbst der reichsten Vorstellungsgabe schwer fallen, sich aus den rauhen Bretertribunen und den dünnstäbigen Holzgerüsten das Heiligthum herauszubilden, welches die höchsten Würdeträger der katholischen Kirche aufzunehmen berufen war, und dessen königliche Pracht und mystischer Zauber dem versinnlichungsbedürftigen Gemüthe der Menge die geheimnißvolle Anwesenheit eines unsichtbaren Heiligen vergegenwärtigen sollte.

Als aber der Festmorgen erschien, sah man Nichts mehr, als Gold und Purpur, und während die Schritte auf dicht gewebten Teppichen sanft dahinrauschten, schwelgte das Aug ein sinnverblendender Herrlichkeit, und ergötzte sich an den Anhäufungen von Schätzen und Kostbarkeiten, deren einzelne Betrachtung die stets geschäftige Phantasie in die ältesten Zeiten des Christenthums zurückversetzte. — Der Papst wurde, wie am vorhergehenden Abende, nur mit noch größerem Pompe von acht in rothen Sammet gekleideten Dienern auf einem reichen Thronsessel zwischen der aufgestellten Leibgarde durch die Kirche getragen, und über seinem Haupte schwebte wieder der prachtvolle, goldgestickte „Kirchenhimmel“. Als der geistliche Zug beim Hochaltar anlangte, erhoben sich alle dort Versammelten: die Cardinäle und die übrige Geistlichkeit, das diplomatische Corps und die auf den Tribunen zugelassenen Fremden, und verblieben in dieser achtenden Stellung, bis der Papst den Stuhl Petri gegenüber dem Hochaltar eingenommen hatte. Da die geringste Function mit unendlich vielen Förmlichkeiten geschah, so wurde die an sich kurze Festhandlung auf mehr als 3 Stunden ausgedehnt.

Aber der ergreifendste Anblick war der Moment der Transsubstantiation, wo in lautlos heiliger Stille die gesammte katholische Gemeinde, die Niedrigsten und Höchsten, sich vor dem **allein Hohen** im Staube beugten, daß sich selbst die Gläubigen anderer Bekenntnisse hingerissen fühlten, und — die ganze große Versammlung in Ein schönes Ganze zusammenfloß! — Leider war es eben nur Ein Augenblick! — Und der von wahrhaftem Frommsinn Durchdrungene mußte sich

Digitized by Google

bald wieder beschämt hinwegwenden, als beim Weggehen zahlreiche Gruppen vor der Bildsäule des heiligen Petrus sich sammelten, und die durch fortwährende Lippenberührung schon völlig abgenutzte Zehenspitze der bronzenen Statue ehrfurchtsvoll abzuküssen begannen. — Am nämlichen Tage, wo der katholische Klerus zu St. Peter seinen ganzen Aufwand von Pracht und Sinnenblendung, von profanen Reichthümern und geweihten Schätzen in verschwenderischer Fülle vor unsren erstaunten Augen vorübergleiten ließ, wohnten wir in den Nachmittagsstunden einer protestantischen Andachtsübung der hier lebenden Amerikaner bei, welche sich in einem einfachen schmucklosen Zimmer versammelt hatten, um in stiller Erbauung ihren Gott zu verehren. Ein Pastor, in schlichter Bürgerkleidung, hielt in Englischer Sprache einen zu Geist und Herz sprechenden Vortrag über die Bibelstelle: „Glorie sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden". Durch keinerlei äußern Zauber ward die Aufmerksamkeit der Zuhörer gestachelt, oder vor Erschlaffung bewahrt; nirgends erblickte man einen Versuch, durch den Reiz der Sinne auf das Herz zu wirken, und die Andacht zu erhöhen, und dennoch war die kleine Christengemeinde tief ergriffen und erbaut von dem Geist der Rede, der sich strahlend durch die Räume verbreitete. — Mr. Black hatte einige Freunde getroffen, und wir gingen nun zusammen nach dem Monte Pincio, dem Lieblingsspaziergange der Römer, wo man eine der herrlichsten Aussichten auf Stadt und Umgebung genießt. Es war gerade Sonnenuntergang, als wir auf die Terrasse traten. Gleich einer goldenen Riesenmonstranz strahlte die große Feuerkugel noch einmal ihren ganzen Lichtsegen aus über die ewige Stadt, ehe sie versank! Plötzlich ergriff Mr. Black die Hand eines jungen Amerikaners, mit dem er gerade über die pomphafte Feierlichkeit in St. Peter und das einfach-stille Bibelmeeting der protestantischen Brüder vergleichungsweise in feurigem Gespräche stand, und sagte in dem höchsten Grad begeisterter Aufregung: „Möchte der Tag erscheinen, an dem ein protestantischer Pastor von der Kanzel der Peterskirche herab das reine Gotteswort den freien Völkern der Erde verkündet!" —

„Sie scheinen mir ein Missionair, Mr. Black," fiel ich ihm in die Rede, „und darum sind Sie auch so wenig tolerant!" Unglücklicher Weise kam bei diesen Worten gerade eine schwarze Schaar junger Zöglinge der Propaganda*) an uns vorüber. — —

Trotz dieser Gesinnung war Mr. Black des künstlerisch-historischen Interesses willen der eifrigste Kirchengänger, und kein religiöses Denkmal, vom majestätischen Dome angefangen bis zur kleinsten Mariencapelle, blieb von ihm unbesucht oder unbeachtet. Nur an den vielen rohen Schaustellungen der Leidensgeschichte ging er kalt und theilnahmlos vorüber, von denen der geläuterte Kunstsinn fast auf

*) Die berühmte Erziehungsanstalt für junge Geistliche aller Nationen zur Ausbreitung des katholischen Glaubens. Am heiligen Dreikönigstage findet hier alljährlich das große Sprachenfest statt, wo Vorträge in den Zungen fast aller Völker der Erde gehalten werden. —

Digitized by Google

jedem Tritt beleidigt wird, denn der mißverstandene Eifer pietistischer Secten wird nicht müde, „„jenes Martergerüst und den daran leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszusetzen, die ihr Angesicht verbarg, als eine ruchlose Welt ihr dies Schauspiel aufdrang.““ So kamen wir auf unsrer Pilgerung auch nach der Capelle della Scala Santa, sogenannt wegen der dort befindlichen Stufen, auf denen einst Christus zu Pilatus gegangen sein soll. Dieselben wurden durch das unaufhörliche Knierutschen gläubiger Büßer dermaßen ausgehöhlt, daß man genöthigt war, diese Reliquie der Erhaltung willen mit Holz zu verkleiden. Allein dies hindert den Aberglauben nicht, sein demüthigendes Schauspiel fortzusetzen, und wir sahen die wohlgekleidetsten Personen, ja sogar reichgeputzte Frauen den hölzernen Bußweg mit vielen Beschwerden auf den Knien zurücklegen, obschon zu beiden Seiten eine bequeme Treppe zur Capelle hinaufführt. —

Oben in der Capelle befindet sich ein verschlossener Altar, an dessen Gitter auf einer Tafel mit großen Buchstaben zu lesen steht: „Altare privilegiato in qui si libera un anima del purgatorio.“ „Also auch im Gotteshaus Privilegien, und noch dazu so gefährliche!“ rief Mr. Black. „Wird die unwissende Menge sich nicht ohne allen Kampf der Versuchung einer sinnlichen Natur hingeben, wenn im frommen Hintergrund ein entsündigender Ablaß immer wieder seine Gnadenhand entgegenstreckt?“ — Ohne ein Wort zu sprechen waren wir über das Capitol nach dem Colosseum gelangt, und hatten auf einem der epheuumschlungenen Felsgesteine, gegenüber der Kanzel, wo alle Freitage ein Kapuzinermönch predigt, Platz genommen. Es bleibt beim ersten Besuche immer eine frappante Erscheinung, in diesen einst nur den Kampfspielen mit wilden Thieren gewidmeten Räumen das Zeichen des heiligen Kreuzes aufgepflanzt, und einen vollständigen Passionsweg mit Capellen angelegt zu sehen; allein diese Maßnahme gewinnt Erklärung und Rechtfertigung, wenn man bedenkt, daß eine solche heilige Aufstellung als das einzige Mittel erschien, um diesen wunderbaren Bau vor gänzlicher Zerstörung zu bewahren. Und darum können wir es Benedict XIV. nur Dank wissen, wenn Derselbe durch die Verwandlung des wilden Kampfplatzes in den heiligen Leidenspfad einer rohen Vernichtungswuth Einhalt zu thun bemüht war. — „In diesem Bilde,“ unterbrach endlich Mr. Black das lange Schweigen, — indem er auf das in seinen Trümmern noch erhabene Denkmal hindeutete — „in diesem Bilde erblicke ich das Schicksal des Römischen Glaubens!“

„Wol sind die schreiendsten Mißbräuche und Gewaltmaßregeln suspendirt, aber die Römische Kirchenpartei bleibt darum nicht weniger die heftigste Gegnerin alles geistigen Fortschrittes; und so lange die Satzungen der katholischen Glaubenslehre fortbestehen, ist auch kein vollständiger Sieg der Freiheit zu gewärtigen!“ — Da sie, statt durch kräftigende Reformversuche den tödtlichen Schlag abzuwenden, sich allein auf die Macht ihrer heiligen Waffe stützt, so wird sie im un-

Digitized by Google

ausweichbaren Kampfe des Dogma's mit der Vernunft endlich in unzählige Glaubensschattirungen sich auflösen, und so zum Mörder an sich selber werden! Die politische Verwirrung des Römischen Staates wird nur dazu beitragen, diese für jeden Gebildeten höchst schmerzliche Katastrophe zu beschleunigen. Sie wissen, wir Engländer sind keine Freunde von Republiken und staatlichen Umwälzungen. Zwar gilt auch uns die Freiheit als das erste Lebenselement — aber wir wollen, um sie sicherer und dauernder zu genießen, daß selbst die umfassendsten Reformen nur auf dem Wege des Gesetzes ausgeführt werden. Ich erblicke daher in dem gewaltsamen Umsturz der gegenwärtigen Regierungsgewalt, in der Gründung einer Römischen Republik, durchaus kein Heil für die Zukunft. Man kann wol republikanische Gesetze schaffen, aber nicht die gegenwärtige Nation für dieselben tauglich machen. Das feurige Blut der Italiener, die große Unwissenheit der Masse bedarf engere Grenzen des Regierungsantheils, als sie ein demokratisches System vorschreibt oder duldet."

„Sie haben allerdings Recht", erwiderte ich, „daß Revolutionen gemeiniglich einem Lande mehr Wunden schlagen als heilen; — aber in einem Staate, wo Unbehagen und Unzufriedenheit einen solchen Höhegrad erreicht, wo ein alter, verknöcherter Staatsorganismus alle Symptome der Fäulniß und Zersetzung an sich trägt, ist an eine Reform auf friedlichem Wege wol nicht zu denken, und die tiefgebeugte Bevölkerung erblickt in der Revolution das einzige Mittel, sich aus diesem unerträglichen Zustande mit Einem Male zu befreien! Statt die schwankende Menge durch die Förderung materieller Interessen für sich zu gewinnen, geschieht gerade Alles, um ihren Erwerb zu erschweren und zu verringern. Rom z. B. ernährt sich hauptsächlich durch seine Vergangenheit, d. h. durch die zahlreichen Fremden, welche aus allen Weltgegenden herbeiströmen, die herrlichen Kunstschätze dieser einzigen Stadt zu bewundern und zu studiren. Die Regierung thut alles Mögliche, um durch die schärfsten Polizeimaßregeln den Vergnügungsreisenden zu verscheuchen; die Staatslasten werden durch die Erhaltung zweier fremder Armeen größer und unerschwinglicher, und die Staatsverwaltung dadurch nur begehrlicher. Man fragt nicht mehr, wie viel man vom Bürger fordern dürfe, sondern wie viel man ihm lassen müsse! Sie wissen, wie die verschiedensten Kreise, ja selbst die bezahlten Diener des Papstes, über die Reformversuche der kurzen Mazzini'schen Verwaltung mit der größten Freude und Vorliebe sprachen*); Sie haben gleich mir erfahren, wie der offene Haß gegen die Regierung noch von jenem gegen die Franzosen übertroffen wird — und es darf daher gar nicht Wunder nehmen, wenn man anfängt, selbst die traurigste Ungewißheit der

*) Namentlich machte das halb in Angriff genommene Project der provisorischen Regierung, die Häuserreihe zwischen der Engelsburg und dem Petersplatze wegzureißen, und aus dieser schmächtigen Zufahrt einen entsprechenden prachtvollen Platz zu schaffen, allenthalben den günstigsten Eindruck.

Digitized by Google

jetzigen peinlichen Gewißheit vorzuziehen. Dieselben moralischen Gesetze, durch welche ein Kaufmann banquerout macht, der seinem Geschäfte nicht gewachsen erscheint, richten auch das große Staatshaus zu Grunde, dessen Leitung unfähigen oder vorurtheilsvollen Händen anvertraut ist. — Was diese, unter den herrschenden Verhältnissen fast unausbleibliche Katastrophe noch ernster und gefahrdrohender macht, das ist der völlige religiöse Indifferentismus, jener totale Mangel an sittlichem Halt, der sich nur dem ungeübten Auge unter der Larve der Frömmelei zu verbergen vermag. In einer sittlich-religiösen Zeit hätte das Ansehen des Gesetzes, die spannungsvolle Achtung vor dem Bestehenden, keinen empörenden Frevel, keine rohe Gewaltthat zugelassen, und hier rächt sich am Schmerzlichsten die geistige und moralische Vernachlässigung des Volkes."

Wenige Tage nach diesem Gespräch saßen wir schon auf dem Eilwagen, der nur einmal in der Woche von Rom in vier Tagen und eben so vielen Nächten über Ancona nach Bologna kollert. Es war eine höchst beschwerliche, ermüdende Fahrt, und die Unsicherheit der Gegend trug gerade nicht dazu bei, sie angenehm zu machen.

„Wie gut kommt uns jetzt Ihre Reiselecture zu Statten!" sagte Mr. Black ironisch, indem er einen zierlich gestickten Reisesack ergriff, in welchem sich die schon erwähnten Druckschriften vor ihrer Confiscation in Civitavecchia befanden. — „Aber Scherz bei Seite", fügte er hinzu, „da wir sie nicht lesen können, so erzählen Sie wenigstens Etwas von Ihrer Unterredung darüber mit dem Minister." —

„Das wird uns nicht viel Zeit vertreiben," entgegnete ich, „denn diese Unterredung war nur kurz, und dürfte, wie die meisten Audienzen, bei denen der Minister den Bittsteller bis über die Thürschwelle begleitet, auch ohne Erfolg bleiben. Indessen war es mir, offen gestanden, in der ganzen Sache weniger um die Zurückgabe der werthlosen Bücher, als um die Geltendmachung meines Rechtes zu thun. Monsignor Savelli empfing mich in einem kleinen, einfachen Arbeitszimmer im ebenerdigen Geschosse des Quirinal, und hatte in Gestalt, Haltung und Manieren viel Aehnlichkeit mit jenem berühmten Französischen Staatsmanne, welcher sagte: La parole a été donnée à l'homme pour déguiser sa pensée! Der Minister sagte mir, daß sich die beiden Bändchen in den Händen Sr. Heiligkeit befänden, und ihres gefährlichen Inhalts wegen mir schwerlich mehr ausgefolgt werden dürften. Ich erzählte, wie ich mir selbe in Paris als Reiselecture gekauft, verwahrte mich als nichtpäpstlicher Unterthan gegen solche Vormundschaft, und suchte darzuthun, wie der Besitz eines Buches durchaus kein Beweis sei, daß man sich auch zu dessen Grundsätzen bekennen müsse, indem ich darauf hindeutete, wie doch Se. Heiligkeit gegenwärtig auch im Besitze dieser so geächteten Brochuren sey, von welchen die eine „über die Association der Köche in Paris" handelte!! Allein Alles, was ich damit erreichte, war die Einladung, in einigen Wochen selbst oder durch einen

Digitized by Google

Bevollmächtigten wieder anfragen zu lassen. Ich rechne gar nicht mehr auf die Zurückgabe, und finde mich vielmehr geschmeichelt, daß zwei Brochuren aus meinen profanen Fingern in die Hände Sr. Heiligkeit und die Geheimbibliothek des Vaticans gewandert sind."

Auf der Straße von Tolentino nach Macerata begegneten wir dem Eilwagen aus Ancona auf seiner Reise nach Rom, dessen Conducteur uns mit Herzklopfen und blutspuriger Nase von dem Raubanfall erzählte, den er in der vorhergegangenen Nacht in der Nähe von St. Loretto auszustehen hatte. Die armen Reisenden mußten nicht nur ihre sämmtlichen Baarschaften den Räubern einhändigen, sondern erhielten noch überdies eine tüchtige Tracht Prügel, welche in den Gesichtern und Geberden der Gesellschaft die unverkennbarsten Spuren zurückgelassen. Wir hatten also die günstigste Aussicht auf ein höchst romantisches Abenteuer vor uns! Die einzige Hoffnung unsres nicht minder besorgten Conducteurs war, in der nächsten Poststation gerichtlichen Schutz anzusprechen, und wir verfügten uns daher gleich nach unsrer Ankunft zum Postmeister und mit Diesem zum Chef der Gendarmerie. Aber anstatt aller Hilfe erhielten wir die Antwort, daß sich nur zwei berittene Gendarmen in der Stadt befänden, und daher von einer Escorte gar keine Rede sein könne!! — Mr. Black war schon ganz trostlos, als ich erfuhr, daß das Städtchen Oestreichische Besatzung habe. Ich begab mich sogleich zum Commandanten, und erhielt auf mein Ansuchen mit der herzlichsten, echt Oestreichischen Zuvorkommenheit eine Begleitung von einigen Infanteristen, die sich, Jeder mit 60 Patronen bespickt, zu uns in den Wagen postirten. Gegen Mitternacht kamen wir nach dem gefürchteten Loretto, dem berühmten Wallfahrtsort, wo einst Ferdinand II. vor dem Bildnisse der heiligen Jungfrau das feierliche Gelübde der Ketzerbekämpfung ablegte, zu welcher ihn der Segen Clemens VIII. noch mehr befeuerte. — Kaum hatte unser Wagen vor dem Posthause angehalten, als sich trotz der späten Nachtstunde mehrere gegenüberliegende Kaufladen öffneten, und statt den umsonst erwarteten Räubern kamen uns alte Weibsgestalten entgegen, welche Rosenkränze und Marienbildlein zum Verkaufe anboten. Hier verkauft man alle Sorten Heiligen. — In Ancona verließ uns am nächsten Morgen unsre Oestreichische Sauvegarde — obschon die Gefahr noch nicht ganz vorüber war, indem gerade zu jener Zeit Passadore in Forli und Imola sein berühmtes Unwesen trieb. — Schon auf der ganzen Reise war es mir eine auffallende Erscheinung, in vielen Städten, die wir passirten, die Worte: „Viva Pio Nono!" fast an jedem Hause zu lesen, und ich hielt es für einen untrüglichen Beweis der großen Sympathien dieser Bewohner für den heiligen Vater. Als wir aber jetzt durch Faenza fuhren, sah ich den Namen der Grisi in gleicher Weise auf alle Mauern geschrieben. Es scheint daher in der Romagna die eigenthümliche Sitte zu herrschen, den Namen jedes gefeierten Durchziehenden, ob Papst oder Tänzerin, an die Wand zu malen.

Digitized by Google

„Sind wir noch in der Romagna?" fragte auf einer Station Mr. Black — „fast dünkt mir, wir reisen schon in Oestreich, beim Anblick der vielen kaiserlichen Soldaten und des Oestreichischen Silbergeldes, das hier überall im Verkehr ist." — „Das ist ein falscher Schluß", antwortete ich — „Oestreich ist gegenwärtig nicht die Heimath der Zwanziger!"

Die neue Capelle im königlichen Schlosse zu Berlin.

Von der Zinne des königlichen Schlosses zu Berlin, in der Mitte seines gegen Westen belegenen Flügels, strebt seit einigen Jahren ein mächtiger Kuppelbau zum Himmel, und giebt dem stolzen Schmuck des nach der Schloßfreiheit sich öffnenden Hauptportals, sowie der ganzen dazu gehörender Façade, ein prachtvolleres Ansehen. Man erkennt in dieser heutigen Ausführung eines ältern Planes zur architektonischen Vollendung des Schlosses den prachtliebenden Sinn eines der Kunst ergebenen und kirchlich frommen Fürsten.

Der Grundriß des Schlosses rührt bekanntlich von dem berühmten Schlüter her, und die Façade nach dem Schloßplatze wurde auch ganz von ihm gebaut. Höfische Intriguen verdrängten ihn jedoch bereits im Jahre 1706, und König Friedrich der Erste übertrug die fernere Leitung des Schloßbaues dem General Eosander v. Goethe, Schlüter's langjährigem Nebenbuhler; der schlichte Künstler mußte dem Aristokraten weichen. Dieser baute einen Theil des nach dem Lustgarten zu belegenen Flügels und die Façade nach der Schloßfreiheit mit dem Hauptportal, über welchem gegenwärtig die Kuppel der Schloßcapelle sich erhebt.

Das Eosander'sche Portal ist, unter bedeutender Erhöhung aller Verhältnisse, eine Nachahmung des Triumphbogens des Septimius Severus zu Rom. In seiner Mitte befindet sich ein hoher, zu jeder Seite ein etwa um die Hälfte niedrigerer Eingang, alle drei von Halbkreisbögen überwölbt. Vier freistehende Römische Säulen steigen von hohen Säulenstühlen zu Seiten der Portalöffnungen empor. Ueber ihrem verkröpftem Gebälk, jedoch in zurücktretender Façade, erhebt sich bis zur Dachhöhe des Schlosses eine Attika, die nicht von den Säulen, sondern von der hinter diesen stehenden Mauermasse getragen wird. Die Säulen entsprechen an dem Eosander'schen Bau nicht ihrer antiken Bestimmung, sie sind kein architektonisches, sondern ein rein äußerliches, decoratives Element, und hierdurch unterscheidet sich dieses Portal wesentlich von den stylvolleren, einander völlig gleichen Renaissance-Portalen Schlüter's am Schloßplatze. Letztere haben ebenfalls drei Eingänge, die aber nicht über das Erdgeschoß hinausreichen, oben durch einen flachen Balken abgeschlossen und rustik verziert sind, wie das ganze Erdgeschoß. Ueber ihnen ist ein Balcon angebracht, von dessen Fußboden vier

Digitized by Google

Korinthische Säulen in seiner Ausbauchung emporsteigen und den doppelten Architrav mit antikem Gesims und der bekrönenden Brüstung des Daches in schönem Verhältniß wirklich tragen. Zwischen den Säulen liegen die Fenster zweier Stockwerke, und ein zweiter nischenartiger Balcon über dem ersten. Das Gebälk über dem Architrav deckt den Raum des vierten (Halb-) Geschosses. Eosander's Portal hat größere Linien, ist mehr auf Pracht berechnet, aber Anmuth, Geschmack und Verständniß der Antike überwiegen bei Schlüter.

In Eosander's Plane lag es, der Attika seines Portals einen Thurm mit einer Kuppel aufzusetzen. Man sieht im Schlosse noch das Modell dazu. Ein mit Korinthischen Säulen verzierter Aufsatz sollte in einem zweiten Stockwerke noch einen Kreis freistehender und nach Innen gekuppelter Korinthischer Säulen und über deren Gebälk die bedeckende Kuppel tragen. König Friedrich der Prächtige beabsichtigte das untere Säulengeschoß zur Anlage von Wasserbehältern zu benutzen, damit die Wasserkünste im Lustgarten höher springen könnten, und in dem obern Säulengeschoß wollte er sein beliebtes Glockenspiel aufgehängt wissen, das von seinem Nachfolger später der Parochialkirche geschenkt wurde, und jetzt in Berlin unter dem Namen der Singuhr bekannt ist. Der König starb, bevor dieser Plan zur Ausführung gelangte, und Eosander, welcher von Friedrich Wilhelm dem Ersten keine Gunst zu erwarten hatte, nahm seinen Abschied. Der Thurmbau unterblieb. Die Attika des Portals wurde mit einer Art von Giebel, aus zwei umgekehrten Consolen bestehend, abgeschlossen, und nahm die Wasserbehälter auf, durch welche zu sehr praktischen Zwecken das Wasser in alle Räume des Schlosses geleitet werden konnte, nachdem es durch ein Druckwerk an der Schleuse zu jener Höhe gehoben worden.

Unter dem jetzt regierenden Könige wurde der Plan zu dem Kuppelbau wieder aufgenommen, aber mit verändertem Zwecke. Nicht einer Wasserkunst und einem Glockenspiel, sondern dem Gottesdienste sollte er nun bestimmt sein. Der Bau ist vollendet. Auf der über ihrem Sims mit den Statuen des Moses und Elias geschmückten Attika erhebt sich die achteckige Form des Cylinders als eine geschlossene Mauermasse, von kräftigen Pilastern unterbrochen, welche aus der Wand treten, ohne sich von ihr frei zu lösen; zwischen den Pilastern der acht Ecken finden sich je zwei kleinere Pilaster und in den an jeder Seite entsprechenden drei Mauertiefen die geradlinigen Fenster. Die Eckpfeiler reichen mit ihren Capitälen bis zu dem auf Consolen ruhenden, starken Gesims hinauf. Darüber ist eine steinerne Brüstung angebracht, welche acht Statuen der Propheten, in Sandstein gearbeitet, trägt. Sie umschließt eine Galerie, von der aus, auf einem breiten Mauerbande fußend, die mit Kupfer gedeckte Kuppel in energisch edlem Schwunge und vollem Profil sich emporwölbt.

Die Verhältnisse dieses Kuppelbaues sind durchweg in harmonischer Größe gehalten, aber die als Spitze aufgesetzte Laterne ist geradezu eine Verunzierung

Digitized by Google

desselben. Sie bildet einen kleinen Tempel, wie man ihn als Pavillon wol mit ähnlichen Formen in Gärten sieht, und eben auch nur zur landschaftlichen Decoration einer Parkanlage oder einer Anhöhe geeignet finden kann, wo es sich nicht um den ernsten Eindruck einer großen Architektur, sondern um einen spielenden Wechsel, einen zierlichen Ruhepunkt für das Auge handelt. Ueberdies finde ich die Composition dieses Pavillons, acht Engelgestalten, welche als Karyatiden mit symmetrisch geordneten Flügeln den Baldachin, in Form einer vergoldeten Königskrone, tragen, an sich selber häßlich. Sollte die Krone dem Bau Majestät verleihen, so ist die Absicht in ihr Gegentheil umgeschlagen. Die mächtige Kuppel gewinnt durch die Spielerei der Laterne einen winzigen, ja kindischen Abschluß. Leider ist es das Schicksal der meisten Berliner Neubauten, daß ihre Schönheiten durch irgend eine Tändelei, ein willkürlich aufgedrängtes Element oder barocke Zusammenfügung entstellt werden.

Darf im Uebrigen der Kuppelbau an sich als ein schönes Werk der neuern Architektur bezeichnet werden, so bleibt es eine andere Frage, ob er mit dem ältern Gebäude harmonire. Unten haben wir die mit Rococo verbundene Antike, oben eine Composition von Byzantinisch-Romanischen Formen. Der Mischstyl, in welchem das ganze Schloß erbaut ist, und der in Eosander's Nachahmung des Alterthums schon viel weniger Einheit gewann, als in der reinern Renaissance Schlüter's, möge dies entschuldigen. Ein Umstand jedoch, der sich meinem Auge als eine architektonische Sünde aufdrängt, vermag durch jene Reflexion nicht ausgeglichen zu werden. Es ist das für mich störende Verhältniß des untern schlanken Säulen- und Bogenbaues zu dem ungleich schwerern geschlossenen Pfeilerbau des aufgesetzten Cylinders, der scheinbar zu massenhaft auf das ältere Gebäude drückt. Bei den unter Friedrich dem Großen erbauten Thürmen auf dem Gendarmenmarkt ist die Einheit des leichten Säulenbaues gewahrt, und so steigt das Ganze frei und luftig zum Himmel. Auch der Plan Eosander's ging auf eine, dem Unterbau harmonisch sich anschließende Doppelgruppirung freistehender Säulen hinaus, und man hätte das Richtige dieses Planes wol annehmen können, ohne deshalb an die Geschmacklosigkeiten des Rococo gebunden zu sein.

Begeben wir uns nun in den Schloßhof, und betreten das Innere des Portals von der Rückseite, so nimmt uns in dessen Mitte eine mehr als hundert Fuß hohe, schön construirte Wölbung auf, deren Ausführung Eosanders Hauptverdienst. Der von Friedrich Wilhelm dem Ersten im Jahre 1728 zur Verbindung des zweiten Geschosses angeordnete hölzerne Quergang, welcher das prächtige Gewölbe länger als ein Jahrhundert widerwärtig verunzierte, fiel endlich dem bessern Geschmack zum Opfer. Die Decke des Portals wird von zwölf Jonischen Säulen, deren Basis auf hohen Stühlen oder Postamenten ruht, getragen. Rechts führt eine schöne steinerne Doppeltreppe bis in das dritte Stockwerk hinauf zu einer innern Verbindungs-Galerie zwischen dem restaurirten

Digitized by Google

weißen Saal und der neu erbauten Schloßcapelle. Die ebenfalls von Jonischen Säulen getragene, in einzelne gewölbte Felder getheilte Decke der Treppe wird jetzt mit Malereien in leuchtender Farbenpracht reich geschmückt. Eine hölzerne Wendeltreppe auf der gegenüberliegenden Seite bildet den Aufgang für die in der Capelle beschäftigten Künstler, sowie für diejenigen Personen, denen ein Besuch gestattet ist.

Das Innere der Capelle bildet einen cylinderförmigen Raum, der durch seine schlanke Höhe — 108 Fuß im Perpendikel der Mitte — imponirt. Vom Fußboden steigen vier breite und flache Nischen und, in wechselnder Folge mit diesen, vier schmälere und verhältnißmäßig tiefere Rundnischen empor. Die erstern sind durch hochgeschwungene Halbkreisbögen, die letztern durch Halbkuppeln nach oben abgeschlossen. In zweien der breitern Nischen liegen die beiden Eingangsthüren einander gegenüber; in der nach dem Hofe zu belegenen soll der Altar aufgestellt werden.

Ueber jenen Rundbögen, welche hier mit ihren Pfeilern das eigentlich tragende Element der Architektur ausmachen, springt ringsum ein starker Sims hervor, den der Baumeister zu einer Galerie benutzte. Von dieser aus erheben sich die von den Fenstern unterbrochenen Pfeiler des achteckigen Tambours, welche wieder durch Rundbögen verbunden werden. Die gegliederten Pfeiler tragen auf dem am Meisten hervortretenden Pilaster jeder Gruppe eine Statue. Darüber folgt ein zweiter Sims, und dann die aus achtzehn Rippen und eben so vielen dreieckigen Abschnitten zusammenstrebende Kuppelwölbung, deren Mitte durch einen mit matt geschliffenem Glase ausgefüllten Kranz eingenommen wird.

Dies sind die einfach edlen und doch mannichfach gegliederten architektonischen Formen, in denen der Baumeister Schadow den Capellenbau emporgerichtet. Aber ihre Einfachheit wird verschwinden unter einem alle Flächen und Räume an Pfeilern und Nischen, wie an den Wölbungen überziehenden Teppich von Gold- und Farbenprunk. Die Malerei der Kuppel, von Daege, Hopfgarten und Steinbrück in Wachsfarben ausgeführt, ist bereits vollendet. In drei stufenweise sich verengenden Kreisen folgen einander zwei Reihen singender und musicirender Engelsgestalten, und darüber eine Reihe von paarweise gruppirten, doppelt beflügelten Köpfen der heiligern Engel. Der übrige Raum der Decke ist mit leuchtendem Roth und malerischem Ornamente ausgefüllt.

In den obern, halbrunden Theil der flachen Nischen kommen die zum Theil schon begonnenen vier Hauptgemälde: die Geburt des Heilandes, die Ausgießung des heiligen Geistes, das Abendmahl, die Auferstehung; in die Halbkuppeln der Rundnischen je ein Evangelist. Ringsumher, an den Haupt- und Seitenflächen der Pfeiler, wird in doppelter Reihe über einander ein kirchengeschichtliches Panorama sich ausbreiten. Gestalten der Bibel eröffnen dasselbe: die Patriarchen, die Richter, die Propheten, die Apostel. Dann folgen die christlichen Märtyrer

Digitized by Google

und die fürstlichen Schützer der ältern christlichen Kirche, unter ihnen Karl der Große und Ludwig der Heilige, dann die Reformatoren, und als Beschützer der reformirten Kirche die hervorragendern Fürsten des Hauses Hohenzollern bis auf Friedrich Wilhelm den Dritten.

Alle diese Gestalten werden, nach Byzantinischer und altchristlicher Weise, von einem Goldgrunde sich abheben, und diejenigen Felder, welche von Golde frei bleiben, sollen eine Füllung von bunten Marmortafeln erhalten. Wie dieser glänzende und bunte Prunk, der auch die Gesimse und Galerien bedeckt, sich ausnehmen wird, wenn erst die ganze Architektur von ihm, wie von einem Mosaikteppich, überzogen ist, darüber will ich mir jetzt, wo das Meiste noch im Werden ist, und überdies Gerüste den Raum anfüllen, kein vorgreifendes Urtheil erlauben. Es dürfte dabei weder von der evangelischen, noch von der architektonischen Einfachheit für den Eindruck auf Sinn und Gefühl neben dieser Byzantinischen Pracht viel übrig bleiben. Im Augenblicke hat letztere jedoch einen sehr praktischen Werth, denn sie giebt zahlreichen Künstlern Beschäftigung und Verdienst. Außer der schon genannten Trias, welche den malerischen Schmuck der Decke vollendete, arbeiten im Innern der Capelle noch die Maler Eich, Elster, Eybel, Herrmann, Kaselowsky, v. Klöber, Schrader, Hermann, Schulz und Andere. Die früher erwähnte Statue des Moses ist vom Professor Fischer ausgeführt, und außerdem haben verschiedene Bildhauer sich an den Sculpturen des Aeußern wie des Innern betheiligt.

Die hier bei allen Gemälden, mit Ausnahme des Deckenschmucks, zur Anwendung kommende Malart ist die stereochromatische, jedoch nach einer vervollkommnenden Erfindung des hiesigen Maurergesellen Triloff, welcher die Fuchs'sche Methode verbessert hat und die Farben bereitet. Sie werden mit reinem Wasser auf die rauhe Fläche der Wand getragen, und während der Arbeit häufig mit Wasser bespritzt, endlich nach Vollendung des Bildes mittelst einer Spritze voll Wasserglases befestigt. Auch Kaulbach bedient sich jetzt der Farben Triloff's, denen er vor den Münchner Präparaten den Vorzug giebt, und läßt seine Bilder durch den erfinderischen Maurergesellen befestigen. Man sollte meinen, dem für die Kunst so ersprießlichen chemischen Talente dieses Mannes werde in dem kunstsinnigen Berlin neben gerechter Würdigung die genügende Belohnung nicht fehlen. Ich war erstaunt zu vernehmen, daß Triloff von der Verwaltung der königlichen Museen ein monatliches Gehalt von zehn Thalern bezieht, und dafür noch die Farben liefert, welche die Maler nicht von ihm nehmen dürfen, sondern sich aus dem Museum holen.

Zwischen der innern Kuppelwölbung und der äußern Kuppelbedachung führt eine Treppe, die sich nachher außen fortsetzt, zur Laterne empor. Hier steht man dann, 220 Fuß über dem Pflaster der Stadt, dicht an der Brüstung auf einem schmalen Brete, das den mit Glasscheiben ausgefüllten innern Kreis begrenzt. Ein Fehltritt, und man stürzt durch zwei Glasdecken 108 Fuß tief hinab auf den

Digitized by Google

Boden der Capelle. Aber welch' eine herrliche Aussicht hier-oben! Zu unsern Füßen breiten sich die Häusermassen aus, von der Spree und ihren Canälen durchschnitten, im Centrum ein Kranz von prächtigen Gebäuden, denen nach allen Seiten sich vereinzelte Bauwerke älterer und neuerer Zeit als hervorragende Höhepunkte anreihen. Man wird nun erst inne, daß Berlin eine große, schöne und reich belebte Stadt geworden. Neben den Kirchen und Palästen erheben sich in ihrem Kerne großartige und elegante Kaufhallen, eine geschäftige Menge zieht auf allen Straßen, und wo an den Grenzen der Häuserschnüre der Verkehr aufhört, rücken gewaltige Schornsteine ihr dampfendes Haupt empor, die nicht einem beschaulichen Leben, sondern rastloser Betriebsamkeit geweihten Minarets der Industrie. Weiter hin folgen die Kornfelder, die Dörfer und die Vergnügungsorte außerhalb der Stadt, die dunklen Partien des Thiergartens, des Grunewalds und der Jungfernhaide; die Thürme von Spandau und von Köpenick begrenzen hier und dort den Horizont. Der seltene Anblick ist mit der Schwierigkeit des Hinabkletterns nicht zu theuer bezahlt. A. G.

Babylon und Jerusalem.

Seitdem die Gräfin Hahn uns den Weg beschrieben, den sie von dem Babel der eitlen Weltlust bis zu dem Jerusalem der erscheinenden Kirche zurückgelegt, hat sie dem Drang nicht widerstehen können, uns eiligst zu berichten, wie es in ihrer neuen Wohnstätte aussieht, noch ehe sie recht Zeit gehabt, sich in derselben genauer umzusehen. Wir haben eine Gedichtsammlung von ihr erhalten, „Unserer lieben Frauen" gewidmet, und einen neuen religiösen Monolog mit der Ueberschrift: „Aus Jerusalem". Was die Gedichte betrifft, so hat man so viel unheilige und heilige Personen angesungen, daß man es wol auch der heiligen Jungfrau gönnen kann, wenn eine fromm gewordene Dichterin ihr die Erstlinge einer neuen Poesie darbringt, wenn auch die Formen, in denen sich dieselbe bewegt, durch ihre bequeme, vornehme Nachlässigkeit noch allzu sehr an die alte Manier erinnern. Ihre frühern Entzückungen waren freilich für weltlich gesinnte Schönheiten bestimmt, für die Faustinen, und wie sie sonst alle hießen, das heißt, für die reizenden, freilich etwas geschmeichelten Bilder, welche die Gräfin in einem allzu höflichen Spiegel von sich selber erblickte. Die heilige Jungfrau wird nun zwar gewöhnlich nicht in der Form dieser Heldinnen der Emancipation vorgestellt; sie ist die demüthige, bescheidene Magd, die ihr Kindlein in der Krippe barg, und die erst von einfachen Hirten Glückwünsche annehmen mußte, ehe die Könige des Morgenlandes ihr ihre Huldigungen, ihren Weihrauch und ihre Myrrhen darbrachten; allein wie die Kirche allmählich vornehmer wurde, nahm auch die

Digitized by Google

Gestalt der Himmelskönigin glänzendere Farben an. Neben der Sixtinischen Madonna, der Jungfrau, welche das erste Gefühl der Liebe mit unnennbarem Schauder durchbebt, und neben der Holbein'schen Mutter Gottes, der frommen, züchtigen Hausfrau, die in der Frucht ihres Leibes die Gabe des himmlischen Vaters pflegt und verehrt, tauchten auch brillante Weiber auf, die in aller Glorie einer feurigen Liebe zum Himmel emporstrebten, von den Engeln in entzückter Anbetung getragen, die Krone des Himmels auf ihrem Haupt, den Mond und die Erde zu ihren Füßen. Man erfann jene Spanischen Madonnen, die Madonnen von Calderon und Murillo, deren Anbetung von Seiten christlicher Ritter sehr stark ins Sinnliche überspielte. Ja man ging noch weiter. Mir ist in dem Berliner Museum eine Venetianische Madonna aufgefallen, die den knieenden Magiern ganz mit dem Anstand einer Edeldame das Kind zur Anbetung entgegenstreckt, mit aller Würde einer vornehmen Geburt und allem Bewußtsein einer höhern Stellung, nur durch die einfache Kleidung an ihre frühere Demuth erinnernd. Da also die frommen christlichen Maler sich berechtigt glaubten, die verschiedenen Ideale, welche ihre geheime Liebessehnsucht in ihnen erweckte, in die Gestalt der Auserwählten des Herrn zu verweben, so muß es der modernen, künstlich erworbenen Religiosität auch gestattet sein, ihr eigenes Ideal, die verklärte Faustine oder Lelia darin zu suchen, und, wenn auch auf einem Umwege, wieder zu jener Selbstanbetung zurückzukehren, die nun nicht mehr mit dem Makel sündhafter Eitelkeit befleckt ist. Diese Freude, die Befreiung und Verklärung des Weibes in der ursprünglichen christlichen Kirche legitimirt zu finden, von der unschuldig verläumdeten Eva bis zu der holdseligen Magdalena herab, der viel vergeben wurde, weil sie viel geliebt hatte, und der Haß gegen die verstockten Protestanten, welche das verklärte Weib wieder aus dem Himmel vertrieben, den Thron der Himmelskönigin umstürzten und an ihre Stelle den männlichen Gott setzten, entweder den zornerfüllten Messias der Propheten und der Apokalypse mit dem blutigen Schwert in der Hand, der rücksichtslos den Drachen dieser Welt in den Staub tritt, oder den sanften Heiland der Bergpredigt, der eine so allgemeine Liebe, Aufopferung und Hingebung fordert, daß für noble, auserwählte Gemüther kein Spielraum freier, immenser Thätigkeit übrig bleibt: — dieses doppelte Gefühl ist der Leitton des wunderlichen Buches, welches uns über das himmlische Jerusalem nähere Aufschlüsse geben soll, Aufschlüsse, welche die von den Priestern der innern Mission so eben wieder angeregten Mysterien in der Geisterkunde des seligen Jung-Stilling an Interesse bei Weitem übertreffen. Die gemeinsame Quelle dieser beiden frommen Propheten, die ihnen freilich vielleicht nur durch die Tradition bekannt ist, sind die christlichen Visionen des Herrn von Chateaubriand. — Gräfin Ida leitet ihre neuen Bücher seit ihrer Wiedergeburt stets durch den christlichen Spruch ein: Soli Deo gloria, allein Gott in der Höh' sei Ehr'. Aber es ist mit diesem Spruch nicht so ernst gemeint, sie macht vielmehr

Digitized by Google

dem Protestantismus die größten Vorwürfe, daß er Gott allein Ehre erweise, da doch das Kind des Staubes die Majestät des Wesens aller Wesen weder empfinden, noch anschauen könne, und daß er die gebührende Huldigung und Anbetung den heiligen Frauen, namentlich der allerheiligsten Jungfrau versage, „während doch Gott selbst aus seinem Himmel heraus dieser Jungfrau gehuldigt, und sie auf Erden verehrt hat.“ Sogar von Gott lassen sich die verstockten Protestanten in der Galanterie übertreffen! Und darum halten sie auch die Bibel so in Ehren, die höchst wahrscheinlich schon von Anbeginn durch verkappte Protestanten verfälscht worden ist, da sie offenbar Adam begünstigt und der unstreitig viel reinern und ätherischern Eva alle Schuld des Sündenfalls beimißt. Später haben die Protestanten jene Asyle für auserwählte und verkannte schöne Seelen, die Nonnenklöster, und namentlich die adeligen Stifter, aufgehoben, und das Weib in die Knechtschaft einer plebejischen Ehe herabgedrückt, wo sie sich um die Kinder, um den Herd und um die Wäsche bekümmern muß, anstatt dem allein schicklichen Geschäft obzuliegen, anzubeten und sich anbeten zu lassen. Ja, sie sind noch weiter gegangen, und haben diesem an sich schon gemeinen Institut durch die Entziehung des sacramentalen Charakters den letzten romantischen Reiz geraubt, und dadurch die höher gestimmten Naturen, wie die Gräfin Hahn und Georges Sand, gleichsam verführt, sich von ihren Männern scheiden zu lassen. Allen edlern Frauen bleibt daher Nichts übrig, als in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren, wo der hochmüthige Herr der Schöpfung sich vor dem Bilde einer Jungfrau in den Staub werfen muß, und wo man Magdelena als eine Heilige verehrt, weil sie eine schöne Seele war.

Diese denkwürdigen Angriffe auf das Princip des Protestantismus haben denn auch von Seiten gläubiger Protestanten Erwiderungen hervorgerufen. Der eine derselben, ein protestantischer Geistlicher aus der Schleiermacher'schen Schule, der sich Irenäus Monasticus nennt, empfiehlt der Dichterin, auf die er zwar wegen ihrer groben Ausfälle gegen seine Kirche ziemlich erbittert ist, deren Begabung er aber hoch verehrt, einen weitern Weg; er räth ihr, von Jerusalem nach Bethlehem zu pilgern, wie die Magier des Morgenlandes, die dem Stern folgten, obgleich sie nicht wußten, wohin er sie führte. Dieses Bethlehem, die unsichtbare Kirche, sei der Leitstern aller sehnsüchtigen Gemüther, bei den Katholiken wie bei den Protestanten, und auch die Gräfin, die ja so lange vergebens den Rechten gesucht, könne sich dieser allgemeinen Pilgerschaft nicht entziehen. Er redet zu ihr in ihrer eigenen Sprache, in ihren Bildern, Einfällen und Gleichnissen, und wir zweifeln nicht daran, daß die Dichterin, die in diesem Feld sich einer weit größern Uebung erfreut, an der unbewußten Huldigung, die ihr der fromme Geistliche darbringt, so wie an den wunderlichen Manieren, zu denen er sich wider seine Natur zwingt, um ihr gefällig zu sein, ein herzliches, mit einer gewissen Schadenfreude gemischtes Wohlgefallen finden wird.

Digitized by Google

Ein zweiter Triarier*) in dem Kampf mit dem weiblichen modernen Athanasius — auch in den Wendungen ihrer phantastischen Sprache erinnert die Gräfin an den guten Görres — giebt sich als Laie zu erkennen, aber es ist ein Laie von großer theologischer Kenntniß und Erweckung. Es ist in diesem Buch mehr noch, wie in dem vorhin erwähnten, eine seltsame Mischung von ernstem und tiefem Nachdenken einerseits, von einer sehr bequemen, gefügigen Gedankenlosigkeit andererseits. Der Verfasser sucht zuerst dem Grundprincip der Reformation nachzugehen, und faßt dasselbe schärfer und tiefer auf, als es sonst in der Regel der Fall ist. Er zeigt, daß die katholische Kirche auf strebsame Gemüther, die in sich selber ihren Halt nicht zu finden wissen, eine unglaubliche Anziehungskraft ausüben müsse, und zwar nicht allein wegen ihres äußern Glanzes und wegen der Consequenz in allen ihren Institutionen, sondern vorzugsweise durch die naive Sicherheit, mit welcher das Wunder der göttlichen Erscheinung sich täglich in ihr erneuert. Täglich wird der wirkliche Leib des Herrn den Gläubigen zu kosten gegeben, täglich spricht der Priester, zwar im Namen und mit der Vollmacht Gottes, aber doch mit autonomem Urtheil die Vergebung der Sünden aus, täglich erklärt das Oberhaupt der Kirche mit der unfehlbaren Gewißheit des heiligen Geistes dem Irrenden und Suchenden den richtigen Weg. Hier kann ein zweifelhaftes und unklares Gemüth nicht irre gehen; wie oft es vom Glauben abgefallen sein mag, es weiß, daß ein erbarmender Gott in unendlicher Gegenwart seiner harrt, und es weiß genau, wo es ihn zu finden hat. Es hat nicht nöthig, in schweren Kämpfen gegen sich selbst und gegen die Weisheit der Welt den Glauben zu erobern, es hat sich nur einfach zu unterwerfen. Diese Gegenwart des Göttlichen ist auch in allen einzelnen Institutionen der Kirche durchgebildet; es giebt keinen, auch noch so unbedeutenden Schritt des Lebens, zu dem sie nicht hilfreich und segnend ihre Hände ausstreckte. Der Protestantismus dagegen überläßt in geistiger Beziehung den Menschen den Qualen seines Gewissens und dem entsetzlichen innern Kampf der Wiedergeburt; er verlangt bei allen Wundern, die er thut, die Mitwirkung des entgegenkommenden Gemüths, des Glaubens, ohne dessen autonome Thätigkeit das Wunder nicht geschieht. Wein bleibt Wein, und Brod bleibt Brod, wenn nicht das gläubige Gemüth das Wunder vollzieht, und es in Leib und Blut verwandelt. So überläßt die protestantische Kirche auch im Aeußerlichen den Menschen seinem eigenen Schicksal; sie kommt ihm niemals entgegen, sie will überall gesucht sein, und auch dann erscheint sie ihm nicht in der übernatürlichen objectiven Gewißheit einer wirklichen Manifestation Gottes. — Diese Schattenseiten des Protestantismus weiß der Verfasser noch viel schlagender zu entwickeln, als die bekehrte Gräfin, und er hat in dem Einzelnen in

*) Babylon und Jerusalem. Ein Sendschreiben mit einer Nachschrift an Gräfin Ida Hahn-Hahn. Berlin. Wilhelm Hertz.

Digitized by Google

den meisten Punkten Recht, natürlich vom evangelischen Standpunkt aus. Er wendet sich dann zur Frage: wie kam die Reformation dazu, diese unendlichen Güter aufzugeben und den schwachen Menschen aus der Sicherheit seines Paradieses in die Wüste hinauszustoßen, wo er sich selber den Weg suchen muß? — Er findet auch hier die richtige Antwort. Es waren nicht einzelne Mißbräuche der kirchlichen Einrichtungen, die Luther bestimmten, es war auch nicht ein dogmatischer Gegensatz, der überhaupt gleichgiltig ist, und der jedenfalls auf einem andern Wege bequemer hätte erledigt werden können: — sondern es war das gewaltige, mit Entsetzen verknüpfte Gefühl, daß diese reale Erscheinung Gottes, deren die katholische Kirche sich rühmte, eine Lüge war. — Das ist allerdings der Kernpunkt der Sache, und daß der Verfasser ihn so scharf auffaßt, zeigt, daß er ernst und tief über seinen Gegenstand nachgedacht hat. Wie ist es aber möglich, daß er gleich darauf wieder in den alten stoff- und glaubenlosen Skepticismus der modernen pseudochristlichen Bildung verfällt, welche sich aus der romantischen Schule herschreibt; daß er der katholischen Auffassung, obgleich sie nach seiner eigenen Voraussetzung auf einer Lüge basirt, die gleiche Berechtigung neben der protestantischen zugesteht; daß er die Bekehrung der Gräfin zum Katholicismus als einen Schritt ins wirkliche Christenthum freudig begrüßt, wenn er auch der Meinung ist, daß sie bei redlichem Suchen in ihrer eigenen Kirche einen ähnlichen Weg hätte finden können? — Es ist das jener unerhörte geistige Pantheismus, der seit Schleiermacher's „Reden über die Religion" gerade unter den Bekennern einen so großen Raum gewonnen hat. Der alte naive Pantheismus, der Krokodile und Störche anbetete, irrte doch nur halb, denn im Geschöpf muß sich wenigstens eine Spur von der Hand des Künstlers zeigen, und das Krokodil ist nur eine Einseitigkeit, keine Lüge; aber in einer Religiosität, deren innersten Kern man als falsch und hohl begreift, dennoch wirkliche Religiosität gelten zu lassen, ist ein Zeichen von jenem blasirten Indifferentismus, welcher der Zukunft der restaurirten Kirche nicht viel Heil verspricht. — Diese philosophische Neutralität widerspricht dem Wesen des Bekenntnisses. „Der Geschichtsphilosoph — um mit den Worten eines Kritikers im Centralblatt zu reden — wird allerdings anerkennen, daß auch in der katholischen Kirche, selbst in der katholischen Kirche, welche sich gegen das ausgesprochene Wort verstockte, ein nicht unbedeutendes Bildungsferment für gewisse Kreise der Europäischen Cultur gelegen hat. Der echte Protestant, der Gläubige, der Bekenner, kann nicht ohne Gefahr so unparteiisch sein. Noch ist unsre Kirche die ecclesia militans, die mit ihren Gegnern nicht schön thun darf. Ein Glaube, der einem in der Theorie und Praxis vollkommen entgegengesetzten Glauben die gleiche Berechtigung zugesteht, spricht sich selber das Urtheil." — Diese Verirrung im Princip erstreckt sich auch auf das Urtheil im Einzelnen. Schon das große Interesse, das diese frommen Männer an den leichtfertigen Romanen der

Digitized by Google

Salondame nehmen, muß auffallen; daß sie aber in der impertinenten und dabei doch etwas coquetten Rücksichtslosigkeit, mit welcher diese jedem beliebigen Einfall, so wie jeder beliebigen Stimmung Worte giebt, eine energische Wahrheitsliebe sehen, ist ein starkes Zeichen dafür, daß Wahrheit für sie Nichts ist, als ein formeller Begriff.

Um das Urtheil abzuschließen, bemerke ich noch Folgendes. Die neue Katholikin ist nichts Anderes, als die alte Weltdame; es ist nicht eine weitere, oder höhere Entwickelung ihres Wesens, sondern nur die Ausbildung einer zweiten Seite desselben, die in der Doppelnatur der Lelia und Faustine begründet ist. Die Maßlosigkeit einer hochmüthigen weiblichen Subjectivität, die sich für den Mittelpunkt der Welt ansieht, um den alle Sterne kreisen, führt zu beiden Abwegen. Georges Sand hat das Problem ganz richtig gestellt; in jedem Augenblick erneuert sich die Frage: Buhlerin oder Betschwester? Rücksichtsloser Materialismus, oder rücksichtsloser Spiritualismus? Unendliche Befriedigung in der Lust oder unendliche Befriedigung im Schmerz? Und zwischen beiden Extremen schwankend, bleibt die schöne Seele in einem wilden Traumleben, in dem bald von der einen, bald von der andern Seite die Gestalten sich in den Vordergrund drängen, in der Mitte. Sie sehnt sich nach Faustischer Lust, nach Faustischem Schmerz, und ist doch in ihrem Wesen viel zu schattenhaft, um das Eine oder das Andere ertragen zu können. — Bei der Gräfin kommt noch Eins dazu. Der Verfasser des letzten Werkes meint, wenn ein neuer Philippus Neri aufträte, um ihre Heiligkeit zu prüfen, und von ihr verlangte, sie solle ihm die Stiefeln ausziehen, so würde sie es bei ihrer neuerworbenen Demuth gern und willig thun. Das weiß ich nicht; aber das weiß ich, wenn der Heilige von ihr verlangte, sie sollte sich nicht mehr gnädige Gräfin tituliren lassen, so würde sie entschieden erklären: „Lieber nach Babylon zurück!"

J. S.

Wochenschau.

Pariser Botschaften. — Wenn man sieht, wo die Franzosen ihre dramatischen Neuigkeiten auftreiben, kann Einem wahrhaftig nicht bange sein um die künftige Präsidentenwahl. — Der Pariser Erfindungsgeist wird schon helfen, und so ein 10. December läßt sich immer noch zusammenbringen. Diese Beruhigung für die Zukunft verdanke ich meinem Pflichtgefühle, das mich, trotz der schönen Sommertage, die auf dem Rückwege von der Londoner Weltausstellung bei uns einkehren, in die Theater trieb. Ich fühlte es, wie wir uns schon zu lange mit den Prorogationsmöglichkeiten und Revisionsunmöglichkeiten aufgehalten haben, und endlich auch einmal politische Ferien nehmen sollten. Ehe ich den Leser ins Theater führe, kann ich mir die Genugthuung nicht versagen, ihm anzukündigen, daß der erste Act einer andern politischen Komödie, die jetzt in den Provinzen aufgeführt wird, durchgefallen sei. Die Bezirksräthe sind

Digitized by Google

heimgekehrt, und blos 130—150 haben sich für die Revision (im Allgemeinen) ausgesprochen. Wir wollen zusehen, ob die Departementalräthe folgsamer sein werden. Und nun Adieu, Politik!

Wie leicht in Paris eine Mode durchdringt, das habe ich diese Wochen an zwei fünfactigen Vaudevilles gesehen. Alles will prolongirt werden. Die Verfassung, der Präsident, die Freudensfeste, gewisse Wechsel, denen vor 1852 bange wird — und es darf uns daher nicht wundern, wenn die Vaudevilles von dieser allgemeinen Epidemie angesteckt werden. Fünfacte im Montanster! das heißt, sich einen zweiten Rausch antrinken, noch ehe der Katzenjammer vom ersten vorüber ist. Und woraus sind diese fünf Acte gemacht? aus einem einfachen Strohhut, der von einem Pferde gefressen wird, und für den ein Substitut gesucht wird. Der Suchende ist ein Bräutigam, der mit seiner ganzen künftigen Familie von Haus zu Haus geschickt wird, um den einzigen, unfindbaren Florentinerhut zu finden. Die Leserin wird Nichts dagegen haben, daß zwei geistreiche Vaudevillisten fünf Acte, und wäre es auch bei einer Hitze von 36 Grad Reaumur, auf einen Strohhut vergeuden, aber dem Leser wird die Nothwendigkeit jenes Strohhuts (und wäre es ein Florentiner) weniger einleuchten. Diesem will ich daher sagen, daß besagter Strohhut einer Dame gehörte, welche besagte Dame am Arme eines (versteht sich Cavalerie-) Officiers im Boulognerwäldchen auf dem grünen Rasen ausruhte, während besagter Strohhut an einem Baume hängend vom besagten Pferde verzehrt wurde. Die Dame, welche außer dem Strohhute noch einen (vielleicht auch Stroh-) Mann hatte, mußte daher jenen um jeden Preis wieder haben. Der Eigenthümer des feinschmeckerischen Pferdes ist also à la recherche eines Florentinerhutes, ganz wie die Republik à la recherche eines Präsidenten ist. Unser Bräutigam, der bereits alle drei Verkündigungen vollbringen ließ, macht sich muthig auf den Weg, allein keine der Pariser Modistinnen hat einen solchen Hut, und man muß daher trachten, einen Florentinerhut d'occasion zu kaufen. Mit der Statistik und Adresse sämmtlicher Strohhüte in der Tasche macht der Held seine zwölf Leidensstationen durch, das lebendige Bild künftiger Leiden, die ganze Familie seiner Braut an der Ferse habend. Sein unglücklicher Stern führt ihn auch zum Gemahl des eigentlichen Strohhutes, das heißt der Frau, welcher der Strohhut gehörte, der die unschuldige Schuld an diesen fünf Acten trägt. Dieser, der Mann nämlich, will das gute Geschäft, und zugleich das gute Werk, einem armen Teufel in die Ehe zu verhelfen, nicht von sich weisen, er sucht und findet — — daß der gefressene Strohhut am Ende der seinige sein konnte. — Er sucht vergebens sogar auf seinem eigenen Kopfe — sein Unglück ist gewiß. Der Leser begreift, wie jetzt die Noth am Größten sei, und also Gott am Nächsten sein müsse. — Wir sind am fünften Acte, und mit einem Florentinerhute, der sich unter dem Hochzeitsstaate der Braut des unglücklichen Helden findet, findet sich auch der Schluß, die Heirath, die Beruhigung des Ehemannes, die Rettung der Frau, die Besänftigung des (Cavalerie-) Officiers, und Alles fügt sich zum Besten. Nun frage ich, ob man noch in Aengsten sein darf um einen Präsidenten, wenn so ein fünfactiger Kernspaß in einem Strohhute auf einem Baume hängt? Die komischen Situationen fließen aus dieser fünfactigen Wanderung reichlich wie der Honig im gelobten Lande, und die Witze und Calembourgs sind zahllos wie der Sand am Meere und die Sterne am Himmel. Man wird versöhnt mit der Politik, wenn man sieht, daß sie noch nicht alle Dummheiten absorbirt hat, und daß sie uns noch guten Humor

Digitized by Google

genug läßt, uns an solchem gesunden Spaße zu freuen. Der neuere Nestroy mag sich freuen, dieses Stück ist ein Treffer für ihn.

Das zweite prolongirte Vaudeville sah ich im Variétés-Theater, oder, wie ich unlängst einen purificirenden Deutschen Professor sagen hörte, im „Schauspielhause der Verschiedenheiten". Es heißt: La Gotton de Béranger. Wenn unsren Vaudevillisten der Stoff ausgeht, gehen sie bei den beliebten Dichtern des Volkes um ein Almosen betteln, und bei Béranger findet sich immer was. Der König von Yvetot, die Lisette des Béranger u. s. w. kommen nicht mehr von der Bühne, und nun ist Gotton dramatisirt worden.

Gotton ist die Cousine von Frétillon, derselben Frétillon, von der Béranger singt:

Francs amis des bonnes filles
Vous connaissez Frétillon;
Ses charmes aux plus gentilles
Ont fait baisser pavillon;
Ma Frétillon
Cette fille
Qui frétille
N'a pourtant qu'un cotillon.

Sie ist aber auch die Cousine von Lisette, der wirklichen, unsterblichen Lisette, und alle drei sind Enkelinnen der Großmutter, von der es heißt:

Ma grande mère, un soir à sa fête
De vin pur ayant bu deux doigts,
Nous disait en branlant la tête:
Que d'amoureux j'eus autrefois!
Combien je regrette
Mon bras si dodu,
Ma jambe bien faite
Et le temps perdu.

Im ersten Acte wird auch jenes verhängnißvolle Geburtsfest gefeiert; die drei Enkelinnen haben der alten Großmutter eine Freude machen wollen, und ihr einen freien Schmaus mit Champagner bereitet. Die gute Großmutter plaudert die Geheimnisse ihrer Jugend aus, und als sie nach diesen guten Lehren sanft einschläft, fliegen Lisette und Frétillon zur Thür hinaus, um mit ihren Anbetern, welche ihre Einladungen durch den Kamin und zum Fenster hineinwerfen, auf den Ball der Eremitage zu fliegen. Gotton, die häusliche Gotton, deren Leidenschaft die Küche ist, soll indeß daheim wachen bei der alten Großmutter. Die Enkelin einer solchen Großmutter soll keinen Anbeter haben? Ist das möglich? Nein, sie hat auch einen Anbeter, nein, sie hat zwei. Auch sie ist in Arkadien geboren, auch sie wurde in die Eremitage geladen, und zwar von einem bildhübschen Husarentrompeter, und von dem wildhäßlichen Hauseigenthümer. Gotton, die inmitten ihrer Küchenbeschäftigungen Zeit hat, häusliche Betrachtungen anzustellen, entscheidet sich für den Hausherrn, aber sie erfährt, daß dieser Windbeutel verheirathet ist, und ihr Nachbar, der Trompeter, trägt in ihrem Herzen den Sieg davon. Doch Gotton wirft einen Blick auf die Großmutter, sie schwankt; da singt der Champagner in der schlummernden Großmama:

Combien je regrette
Mon bras si dodu,
Ma jambe bien faite
Et le temps perdu;

und Gotton verliert keine Zeit.

Digitized by Google

Die alte Großmutter war gestorben, und Gotton, die verlassene Waise, läßt sich vom Husarentrompeter als Marketenderin bei seinem Regimente anstellen. Diese Stellung darf ihr nicht derogiren, denn ihre Mutter starb auch in einer Schlacht als tapfere Vivandière. Gotton hat aber ihre Liebe zur Häuslichkeit auch beim Militair nicht vergessen, und sie meint es mit ihrer Tugend und der Haube gleich ernst. Der Trompeter erwartet blos das nöthige Geld und die Einwilligung seines Onkels. Statt dessen kommt der Gärtner Bastien, der Jugendfreund und Anbeter Gotton's, als Bote des Onkels, und bringt dessen Fluch. Der Trompeter ist ein Taugenichts, der sein und Anderer Geld verspielt, und die Geduld des Onkels verspielt hat. Gotton verkauft ihre kleine Schenke, und will dem Ungetreuen entsagen. Dieser hatte indeß sogar seine Geliebte verspielt, und sollte eben Rechnung legen, als er Bastien, den erwarteten Retter, sieht. Dieser will den Fluch des Onkels an seinen Mann bringen, als ihm Gotton den Ertrag ihrer Schenke in die Hand drückt, um ihren Geliebten zu retten. Bastien hat Nichts dawider, wenn er nur seinen Nebenbuhler los wird, denn jetzt, hofft er, müsse Gotton sein werden. Allein er hat die Rechnung ohne den Wirth und ohne einen Studenten gemacht, mit dem Gotton nach Paris zieht.

Gotton ist Grisette, aber noch immer tugendhaft und versessen auf die Ehe. Der Student ist nicht glücklicher, als der Trompeter, er muß sich zur Heirath verstehen. Er ist Advocat geworden, hofft die Einwilligung seines Onkels, des Barons, zu erhalten, und hat mehrere Kameraden eingeladen, um den Verlobungsschmaus zu feiern. Die lustigen Gesellen, die ihre Speisen zu diesem Piquenique selber mitgebracht, wollen sich eben zu Tische setzen, da klopft es an die Thür. Gotton verdeckt schnell den Tisch, läßt die Jünger des Gesetzes in eine Nebenstube treten, und öffnet. Eine junge, reizende Dame tritt herein, und erkundigt sich nach Herrn Anatole. Gotton, die arme Gotton, erfährt, daß ihr Anatole dem jungen Mädchen die Ehe versprochen — so nahe an ihrem Glücke kann sie an ihr Unglück nicht glauben. Anatole soll selber entscheiden, er soll wählen. Er schwankt, das arme Mädchen fällt in Ohnmacht, Gotton eilt ihr zu Hilfe, und sieht ein Medaillon an deren Busen, in dem sie das Portrait ihrer Mutter erkennt. Cäcilie ist ihre verlorene Schwester, von der die alte Großmutter so oft ihr erzählte. Gotton entsagt ihrem Bräutigam, und legt dessen Hände in jene der glücklichen Schwester, doch verräth sie ihr Geheimniß. Gotton's guter Humor hat an diesem doppelten Schiffbruche ihres Herzens noch nicht Schiffbruch gelitten; die Gesellschaft setzt sich munter zu Tische, als Bastien hereintritt, der das arme Mädchen nach der Stadt begleitete, und der nun zu seinem Erstaunen seine Gotton wiederfindet.

Durch Bastien's Protection wird diese wieder Köchin bei einem alten Baron. Bastien ist Gärtner und Küchenjunge zugleich, und verliebter denn je. Gotton ist gerührt von seiner uneigennützigen Liebe, und macht ihm Hoffnungen, die sie nicht theilt. Unser Baron ist ein alter Junggeselle, der von seiner Haushälterin gequält und beherrscht wird. Alles wendet sich an die allmächtige Haushälterin, und so sehen wir unsern ehemaligen Hausherrn ein Wildpret in die Küche bringen, um die Stimme der Haushälterin für die nächste Mairewahl zu gewinnen. Der Trompeter kommt an, um mit Hilfe der Haushälterin die Stelle des Serpent (Schlangenbläsers in der Kirche) zu erhalten — Anatole erscheint, um bei der Gouvernante seines Onkels dessen Fürsprache zu seiner Ernennung als Unterpräfect durchzusetzen. Man ist guter Dinge, und denkt der schönen

Digitized by Google

Vergangenheit, als droben im Herrengemache ein Donnerwetter ausbricht, das sich der Küche näher zieht. Der alte Baron hat eine Juli-Revolution gemacht, er hat die Haushälterin entthront, und Alles, was an sie erinnert, muß aus dem Hause. Die Supplicanten werden als Schützlinge der alten Dienste zu allen Teufeln gejagt, und es kommt die Reihe an Gotton. Diese kocht ruhig weiter, und läßt den Baron austoben. „Was machst Du da?“ fragt Dieser endlich. „Le déjeûner de monseigneur,“ ist die Antwort. „Wird auch was Sauberes sein.“ „Sehen Sie selber, Herr Baron.“ Der Baron riecht den wohlschmeckenden Braten, er sieht auch zum ersten Male der reizenden Köchin ins Gesicht. Beide behagen ihm sehr, und er beschließt, in der Küche zu frühstücken. Der Wein macht ihn guter Dinge, und Gotton muß mit ihm frühstücken. Die Bekanntschaft ist gemacht, und die neue Dynastie wird auf dem Hôtel de ville proclamirt.

Gotton soll Frau Baronin werden, so wollen es das Lied und der alte Baron. Die Vorbereitungen sind getroffen, Gotton erscheint im Brautkleide, und es fehlt nur noch der Pommeranzenblüthenstrauß. Bastien, der Gärtner, hat daran gedacht, er bringt ihn mit zitternden Händen. Gotton will gern Etwas für den alten Freund thun; er bittet sich den Strauß aus, wenn er seine Dienste geleistet. Gotton wird gerührt, aber die Baronin läßt keinen andern Gedanken in ihr keimen. Der geschmückte Bräutigam, die Hochzeitgäste, der neue Unterpräfect und dessen Frau, der neue Maire, der Serpent, die frohen Werke Gotton's erscheinen mit ihnen, man will zur Kirche, da ertönt eine fürchterliche Katzenmusik; die undankbaren Bauern, die Gotton mit Wohlthaten überhäuft, singen:

Au vieux baron dès qu'elle eut
Fait abjurer son salut,
Gotton, rouge de bonheur,
Se créa dame d'honneur;
C'est par ci, c'est par là,
Trala, trala, tralala.
C'est par ci, c'est par là,
C'est le diable en falbala.

Bien que le chemin soit long
De la cuisine au salon
J'en viens, dit-elle, à mes fins
Dormons tard dans les draps fins, etc.

Au château tout empâtés
Que d'ânes elle a bâtés!
Notre maire qui l'a fait?
Gotton et le sous-préfet, etc.

A l'église, Dieu! quel ton!
Suisse, au banc menez Gotton,
Pour lorgner le sacripan
Qu'elle-même a fait serpent etc.

Der Baron geräth außer sich, er will von keiner Heirath wissen, und Alles verläßt die unglückliche Gotton. Sie reißt sich den Schleier vom Kopfe und den Strauß von der Brust. „Cela m'apprendra de vouloir être baronne,“ sagt Béranger's Lied, und damit ist auch ihre Philosophie wieder da. Aber auch Bastien kommt in athemloser Freude. Er erzählt, wie er die Bauern zur Vernunft gebracht, wie er ihnen seinen alten Vater gezeigt, dessen Glück Gotton gemacht, und wie er ihnen gesagt, daß, wenn Gotton seine Frau werden wollte, würde er, Bastien, der geachtetste Junge im Dorfe, sie gleich zum Altare führen; wie die Bauern ihr Unrecht eingesehen haben, und nun „vive Gotton“ rufen. Sie wären Alle zum Baron geeilt, und hätten sich sel-

Digitized by Google

der angeklagt, dieser werde auch gleich kommen, um Gotton nun um Vergebung zu bitten und zum Altare zu führen. Dies geschieht, aber vergebens, die tugendhafte Gotton muß die Frau Bastien's, die Tugend muß belohnt werden. Béranger hat's freilich nicht so gemeint, seine Gotton ist von vorn herein nur die Cousine von Lisette und Frétillon. Es wäre ihr auch nicht im Entferntesten eingefallen, ihre Tugend durch fünf Acte, durch die militiairische Laufbahn, durch die Carrière im Quartier latin und durch die Küche des Barons hinzuschleppen. Die Vaudevillisten haben diese historische Untreue auf eigene Verantwortlichkeit begangen, und so mußten sie denn bis zu Ende ausharren, und Gotton, der Teufel en falbala, wird nicht Baronin, adieu, trala, trala, tralala! Die Geschichte ist darum nicht weniger amusant und der sentimentale Schluß ist ein moralisches Pflaster auf die heidnische Unsittlichkeit des Urheiden Béranger. Die Pariserinnen wischen sich gerührt die Thränen aus den Augen, und denken vielleicht im Stillen, Béranger habe es doch besser verstanden, es wäre am Ende doch besser, Baronin zu sein, als Frau Gärtnerin. C'est par ci, c'est par là, trala, trala, tralala.

Die Prolongation ist doch durchgesetzt, und das ist die Hauptsache. — Die neue Errungenschaft des fünfactigen Vaudeville's kann uns Niemand nehmen. Wird der Präsident auch so glücklich sein?

C'est par ci, c'est par là.
C'est le diable en falbala.

Politische Tagesereignisse. — Wir haben lange versäumt, auf die Schritte der k. k. Regierung unser Augenmerk zu richten, was bei der Aufmerksamkeit, die uns von dorther zu Theil wird, nur durch den Mangel an Stoff entschuldigt werden kann. In den letzten Tagen ist ein Ereigniß eingetreten, welches zwar keine factische, wol aber eine principielle Bedeutung hat. Die Restauration des Kaiserstaates ist so weit vorgeschritten, daß man dem Fürsten Metternich seine Zimmer wieder einrichten kann, und damit dieser alte Hort Oesterreichs durch keine Erinnerungen an den revolutionairen Schwindel, der ihn nach England vertrieb, gestört und gekränkt werde, bricht man auch mit den letzten Ueberresten der Märztage, mit der Verfassung vom 4. März 1849, welche bis jetzt in den anmuthigsten Farben dem Oesterreichischen Liberalismus vorgeschwebt hat. Die Nachricht durfte uns eigentlich nicht überraschen, da uns Herr v. Radowitz bereits ausgeplaudert hatte, daß in dieser Beziehung gegen den Selbstherrscher aller Reußen bestimmte Engagements eingegangen wären. Sie hat auch, wie gesagt, factisch nicht viel zu bedeuten, denn die Verfassung war, wie die republikanische des Nationalconvents vom Jahre 1793, nur gegeben worden, um augenblicklich suspendirt zu werden, und es war davon Nichts weiter ins Leben getreten, als die Bezeichnung des Ausnahmestandes für die sonst als regelmäßig angesehene Polizeiherrschaft; auch enthielt sie so viel Widersprüche in sich selber, und namentlich Widersprüche gegen die wirklichen Zustände, daß nur eine excessive Gemüthlichkeit an ihre dereinstige Durchführung glauben konnte. Es ist in den neuen Verordnungen nur principiell ausgesprochen, was thatsächlich bereits vorhanden war: der Staat ist der Kaiser, ihm allein sind die Minister verantwortlich, denn nur ihm und seinen Zwecken leisten sie ihre Dienste. Es ist sogar in mancher Beziehung vortheilhaft, daß dieses Verhältniß klar und entschieden ausgesprochen ist, denn in der Politik wird man durch Illusionen nur aufgehalten.

Digitized by Google

Allein in einer andern Beziehung verdient dieser Schritt dennoch unsre ungetheilte Aufmerksamkeit. Das neue Oesterreich ist doch nicht mehr blos der restaurirte Kaiserstaat; dem Ministerium ist eine Revolution gelungen, welche ihm nicht blos eine neue Macht giebt, über die es nach Gutdünken disponiren kann, sondern auch einen neuen politischen Inhalt, der bestimmend auf seine weitern Schritte einwirken muß. Aus dem Conglomerat von verschiedenen politischen Staatsgebilden ist durch die Eroberung Ungarns, durch die militairischen Siege in der Lombardei und durch die diplomatischen Siege in Frankfurt ein Einheitsstaat geworden, dessen weitere Entwickelung nicht auf halbem Wege stehen bleiben kann. Wir möchten auf die trotz aller Versicherungen noch immer nicht aufgegebenen Versuche, den Gesammtstaat in den Deutschen Bund aufnehmen zu lassen, kein größeres Gewicht legen, als daß sie zu einer entschiedenern Haltung England und Frankreich gegenüber und zu einem engern Anschluß an Rußland führen müssen; weit wichtiger ist die veränderte Lage, in welche dadurch die Regierung im Innern ihres Landes gekommen ist.

Der Bruch mit der Revolution ist nämlich zugleich ein entschiedener Bruch mit der aristokratischen, oder wenn man will, mit der conservativen Partei, welche bis jetzt den Wahn hegte, sie könne den Neuerungen der Regierung mit eben so viel Erfolg widerstehen, als den Neuerungen der Demokratie. Kurze Zeit vor der Publication der neuen Edicte wurde die Verordnung an die kaiserlichen Beamten in Ungarn bekannt, durch welche Dieselben angewiesen wurden, ein scharfes Auge auf die Bewegungen der altconservativen Partei zu richten, und nöthigen Falls zu energischen Maßregeln zu schreiten. Diese Verordnung war sehr ernst gemeint, und sie steht zugleich mit dem Umstande in Verbindung, daß durch den definitiven Wegfall der Reichsstände der Aristokratie jede Hoffnung entzogen wird, den abhängigen Beamten gegenüber eine selbstständige Stellung einzunehmen. Diese Altconservativen waren eigentlich sehr thöricht in ihrer Opposition gegen die Ausführung der Verfassung, denn sie allein, oder wenigstens sie zum größten Theil, hätten die Reichsstände ausgemacht, und durch dieselben die Kraft erhalten, der Aufhebung der alten nationalen und provinziellen Sonderungen einen Widerstand entgegenzusetzen, der vereinzelt ohne Wirkung geblieben wäre; ja es scheint beinahe, als ob die Regierung, nur um die renitente Aristokratie im Zaume zu halten, in diesem Augenblicke gestissentlich auf ihre demokratischen Verheißungen zurückkäme, und eine Beschleunigung der Arbeiten im Felde der Agrargesetzgebung nur darum forderte, um eben dieser Aristokratie ein Galizisches Schreckgespenst entgegenzuhalten. Wir wollen damit nicht etwa sagen, daß die Regierung plötzlich demokratisch geworden sei, im Gegentheil, sie ist eben so aristokratisch, als die Regierung Ludwig XIV. es war, aber sie will nur eine dienende Aristokratie; der Adel soll bei Hofe und im Bureau seine Pflichten gegen den Kaiserstaat erfüllen.

Wenn man ein Urtheil oder auch nur einen Wunsch in Beziehung auf diese Wendung der Dinge aussprechen soll, so wird man von zwei entgegengesetzten Rücksichten bestimmt. Einmal haben die Ereignisse des Jahres 1848 gezeigt, daß die staatlichen und socialen Verhältnisse jener wunderbar zusammengesetzten Völkermassen so verwickelt sind, daß sie eine Dictatur provociren; auf dem Wege friedlicher und gesetzlicher Entwickelung waren sie kaum zu lösen. Auf der andern Seite aber wäre es schwer zu sagen, wo die wirklich productiven und organischen Kräfte des Kaiserstaats anders liegen sollen, als eben in jenen Sonderheiten, die man aufheben will, und was von Oester-

Digitized by Google

reich noch übrig bleibt, wenn man auch jene uralten angestammten politischen und sittlichen Einrichtungen zu Boden tritt. Da von Seiten der Regierung kein Ersatz geboten wird, denn ihre Reformen haben keinen weitern Inhalt, als den Absolutismus, so könnte daraus eine Demoralisation hervorgehen, die bei einem neuen Umschwung der Dinge noch viel schrecklichere Erscheinungen nach sich ziehen würde, als die des Jahres 1848. Die Regierung scheint es völlig vergessen zu haben, daß nur die Russische Hilfe ihr überhaupt den Sieg über die widerstrebenden nationalen Elemente möglich gemacht hat, und daß ihr eine solche Hilfe nicht immer zur Disposition stehen wird. Sie macht auf uns zuweilen den Eindruck eines Nachtwandlers, der auf dem schmalen Rande eines Abgrunds darum sicher einhergeht, weil er die Gefahr nicht sieht; es könnte aber doch einmal sein Name gerufen werden, und dann dürfte sein Untergang unvermeidlich sein.

Wenden wir uns zu Preußen. Auch dieses tritt in eine neue Phase seines Staatslebens, aber während die kaiserliche Regierung wenigstens in einer geraden Linie geht, bewegen sich die Fortschritte der Preußischen Reaction in einer Spirale, für die es schwer ist, ein Gesetz zu finden. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung die neueste Rundschau. Die Reactivirung der Provinzialstände geht ganz entschieden von der Kreuzzeitungspartei aus, die durch die Ernennung der Herren v. Westphalen, v. Raumer, v. Bismark und v. Kleist die glänzendsten Siege erfochten hat. Sie scheint aber jetzt in einiger Verlegenheit zu sein, was sie mit diesen Siegen anfangen soll. Ihr nächster Zweck, die Liberalen zu ärgern, ist erreicht; nun scheinen ihr aber die Mittel über den Kopf zu wachsen. Herr v. Gerlach giebt seiner Partei sehr ernst zu bedenken, sie solle sich über ihre eigenen Kräfte nicht täuschen. Das ständische Princip als Grundlage des Staats sei zwar ein sehr vortreffliches, aber ob es in Preußen möglich sein würde, sei doch noch sehr fraglich. Er ermahnt daher die neu zusammentretenden Provinzialstände, sich durchaus nicht von Träumen einer eigenen Selbstständigkeit berücken zu lassen; die Kraft Preußens liege nur in seiner Regierung, und ihre Aufgabe müsse daher sein, überall mit der Regierung Hand in Hand zu gehen; ja, er ermahnt sie sehr dringend, — und das ist nach unsrer festen Ueberzeugung keine Heuchelei — sich keinen Uebergriff in das den Kammern zugeschriebene Gebiet zu erlauben, denn einerseits sei die Verfassung beschworen, und es sei immer ein bedenkliches Spiel, zu dem guten Alten auf ungesetzlichem Wege zurückgehn zu wollen, andererseits seien die Kammern für die Organisation der conservativen Partei eine viel bequemere Handhabe, als die Provinzialstände. — Es ist das genau so, wie wir es vermuthet haben. Aber wir dürfen uns denn doch wol die Frage erlauben: Wozu ist denn nun eigentlich das Ganze? Bei der Gefügigkeit der gegenwärtigen Kammern war, wie in allen Fragen, wo die Regierung mit einem bestimmten, klar ausgesprochenen Willen auftrat, eine Revision sowol der neuen Gemeindeordnung, als auch des Wahlgesetzes zur zweiten Kammer mit ziemlicher Sicherheit vorauszusehen. Da sie die Pairskammer angenommen haben, so war kein Grund vorhanden, mit besonderm Eifer an dem Dreiklassensystem festzuhalten. Es ist aber völlig unmöglich, daß die Provinzialstände, die nun durch die Enthaltung der Liberalen zu einem reinen Parteiorgan geworden sind, sich nicht versucht fühlen sollten, ihrerseits in der Politik ein Wort mitreden zu wollen, und zwar sind es dann nicht blos die bisherigen Faiseurs der Partei, die das entscheidende Wort sprechen werden, sondern die Masse als solche wird sich geltend zu machen suchen, und wir werden dann das wunderliche Schauspiel zweier Verfassungen haben, die sich einander aus-

Digitized by Google

schließen, und die leicht die Regierung in einen Weg treiben könnten, den sie gern selber vermeiden möchte. Das Ministerium und die liberale Partei haben jetzt beinahe das Ansehen zweier Gegner, von denen jeder in seiner Handlungsweise das einzige Motiv beobachtet, den andern zu ärgern. Die weitern Schritte ergeben sich dann ganz von selbst, ohne, oder auch wider den Willen des Handelnden. Das ist ein Verhältniß, bei dem nichts Kluges herauskommen kann, und um nur irgend etwas Positives aufzustellen, geräth man dann auf die wunderlichsten Einfälle, wie z. B. Herr v. Gerlach die Neuenburger Angelegenheit wieder aufrührt. Ja, wir fürchten, man werde sich versucht fühlen, auf einem ganz eigenthümlichen Gebiet thätig zu sein, auf dem religiösen. Mit den Verfolgungen gegen die Lichtfreunde, die sich bis in die Kindergärten hinein erstrecken, ist es nicht abgethan; es ist das zu wenig productiv, zu wenig schöpferisch, und man sehnt sich nach einer großen That. Nun hat sich, wie wir zum Theil aus Radowitz' Geständnissen erfahren, wider den Willen der herrschenden Bureaukratie, die religiöse Richtung der Irwingianer in den höchsten Kreisen geltend gemacht, eine Richtung, die auf die Vereinigung sämmtlicher Gläubigen zu einer gemeinsamen Kirche hinarbeitet. Man wird nun gar zu leicht versucht, einzelne Symptome, auf die man sonst nicht achten würde, auf dieses Verhältniß zu beziehen; so z. B. die seltsame Bevorzugung, welche neuerdings am Rhein den katholischen Geistlichen vor den protestantischen zu Theil geworden ist. Alles Das kann, wie gesagt, etwas Zufälliges sein, aber bei dem völlig unberechenbaren System, nach welchem jetzt die Staatsangelegenheiten geleitet werden, kann man sich auch der seltsamsten Vermuthungen kaum erwehren, und wenn der jetzt in Oestreich principiell ausgesprochene Grundsatz, daß der Wille des Herrschers, d. h. der Inhalt seiner Persönlichkeit, über dem Gesetz und über dem Interesse des Staats steht, auch in Preußen Anklang finden sollte, was bei dem herzlichen Einverständniß zwischen beiden Höfen gar nicht so unwahrscheinlich ist, so hört vollends alle Berechnung auf.

Derselbe Fehler, den wir bei der herrschenden Partei rügen müssen, daß sie sich nämlich beständig versucht fühlt, mit irgend etwas Neuem, noch nie Dagewesenem hervorzutreten, wird auch von den Liberalen nicht vermieden. Während für uns für den Augenblick gar nichts Anderes zu thun ist, als abzuwarten und uns möglichst in geschlossener Ordnung zu halten, um für irgend eine neue Wendung bereit zu sein, glauben einzelne unsrer Führer, die zu sehr an die Continuität der parlementarischen Debatte gewöhnt sind, daß man beständig etwas Neues ersinnen müsse. Dahin gehört die hoffentlich jetzt aufgegebene Idee einer Fusion; dahin gehört das von der Weserzeitung mitgetheilte Sendschreiben eines „angesehenen Parteimitglieds". Also wir sollen Preußen aufgeben! Was soll das heißen? Ist Preußen ein Federball, den wir nach Belieben aufnehmen und wegwerfen können? Wenn es einmal zu einer Krisis dieser oder jener Art kommen sollte, so ist das Preußische Staatswesen, d. h. sein Militair und seine Bureaukratie, eine sehr positive Kraft, die wir entweder für oder gegen uns haben. Ob das Erstere möglich sein wird, wenn alle Kreise des Beamtenstandes, wie man jetzt anfängt, wenn die Verwaltung, die Gerichte, die Lehrstühle und die Kanzeln vollständig mit Kreuzrittern besetzt sein werden, darüber können wir jetzt gar Nichts ausmachen; aber es scheint doch zweckmäßig, daß wir unsrerseits, so lange wir noch überhaupt Etwas vermögen, diese Eventualität nach Kräften abwenden, ganz unbekümmert darum, ob wir Etwas ausrichten oder nicht, denn für den andern Fall sind nicht wir

Digitized by Google

es, sondern die Demokratie, d. h. die gestaltlose Masse, die das Wort führen wird, ein Wort, welches wir vergebens zu buchstabiren versuchen würden. † †.

Ein Gemälde aus der Belgischen Schule: die Almosenaustheilung von Hunin aus Mecheln, gemalt im Jahre 1848, welches sich in diesem Augenblick auf der permanenten Kunstausstellung von del Vecchio befindet, ist seit langer Zeit das erste historische Gemälde dieser Ausstellung, welches eine größere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen muß. An guten landschaftlichen Gemälden war kein Mangel; ich erinnere nur an die vor Kurzem ausgestellten Landschaften von Gurlitt; das historische Genre dagegen war sehr spärlich und nicht gerade in bedeutenden Ausführungen vertreten. Die Belgier verstehen sich wenigstens auf das Technische in hohem Grade. Der Gegenstand des Gemäldes ist eigentlich ein höchst unglücklicher, nicht nur, weil es ganz unmöglich ist, ihm eine ideale Wendung zu geben, sondern auch, weil er zu höchst ungeschickten Stellungen Veranlassung giebt und zur Affectation verleitet. Ganz sind auch diese Klippen auf diesem Gemälde nicht vermieden. Die gnadenvollen Nonnen in der Mitte, welche an die hungrigen Leute Brod austheilen, so wie das kniende Weib zu ihrer Seite, welches mit einer gewissen Ekstase diese Wohlthat empfängt, sind ein unerfreulicher Anblick; dagegen ist der derbe zerlumpte Junge, welcher im Vordergrund den malerischen Knotenpunkt der Situation bildet, das reizende kleine Mädchen links, die alte Frau in der Gruppe rechts von einer Naturfrische, Gemüthlichkeit, und wenn man den Ausdruck nicht mißverstehen will, von einer Keuschheit, die Nichts zu wünschen übrig läßt. Auch die Nebenfiguren zu beiden Seiten, die Schreiber links, welche die Gaben aufzeichnen, und die scheidende Familie rechts, die ihr Almosen bereits empfangen hat, sind sehr verständig gruppirt, in lebendiger und durchaus ungezwungener Haltung ausgeführt, und erregen auch durch ihre Physiognomie Interesse. Die Farbe ist, wie bei den meisten der neuern Belgischen Maler, ganz im Styl des 17. Jahrhunderts gehalten, worin zwar für uns eine gewisse Künstlichkeit liegt, aber doch auch eine berechtigte Reaction gegen die übertriebene, ganz materialistische Sinnlichkeit, wie sie heut zu Tage bei vielen unsrer beliebtesten Maler Mode geworden ist. Die technische Ausführung ist bis ins kleinste Detail hinein musterhaft.

Eine Mutter im Irrenhause, Beitrag zur Sittengeschichte unsrer Zeit. Bremen, Geisler. — Der Verfasser dieser Erzählung, die ein nicht geringes Aufsehen gemacht hat, ist zwar eine Person, deren Glaubwürdigkeit durch frühere Facta nicht besonders hergestellt ist, allein durch die hinzugefügte Erklärung der Frau Louise Gabe de Massarellos, welche der eigentliche Gegenstand dieser Criminalgeschichte ist, und welche in allen Punkten die Darstellung ihres Neffen Ebeling bestätigt, gewinnt die Sache doch ein anderes Aussehen. Ob hier eine criminalistisch strafbare Handlung vorliegt, kann man allerdings nicht aus dieser Darstellung schließen, die nicht blos den Charakter einer Parteischrift trägt, sondern auch im höchsten Grade unklar gehalten ist. Allein wenn das auch nicht der Fall sein sollte, so liegen in moralischer Beziehung doch so viele ernste Vorwürfe vor, daß die Betheiligten es wol dem Publicum schuldig wären, sich in einer ausführlichen Explication darüber zu rechtfertigen. Denn daß Kinder eine Mutter, auch wenn sie wirklich gemüthskrank war, mit einer Rücksichtslosigkeit, wie sie ihnen hier imputirt wird, einer fremden Anstalt überlassen, und durch die gleichzeitige Verfügung über ihr Eigenthum den Verdacht egoistischer Nebenmotive auf sich laden, wäre, wenn es constatirt werden könnte, eine öffentliche Anstößigkeit, in welche die öffentliche Meinung das Recht hat, sich zu mischen, auch wenn für eine Betheiligung der Gerichte keine Veranlassung sein sollte.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Verantwortlich: **F. W. Grunow**. — Druck von C. E. Elbert.

Digitized by Google

Dorfleben in Mecklenburg.

I.

Der Nachtwächter hat sein letztes „Getute" in der schon grauenden Morgendämmerung ertönen lassen, und geht nun rascher als gewöhnlich seiner niedern Wohnung zu, noch spärliche Stunden des Schlafes zu finden, bevor die harte Arbeit des Tages ihn wieder aufruft. Auf den Höfen werden die Hähne rege, und begrüßen sich gegenseitig durch lautes Gekrähe, das gleich einem Signalruf durch das ganze Dorf läuft. Oben am Kopf des Kirchthurms kehrt die Eule von ihren nächtlichen Streifzügen heim in das warme Nest, dort den Tag in abgeschlossener Ruhe zu verträumen. Der Darreborer (Storch) auf des „Schulten" Dach erhebt sich aus dem hohen Dornenneste, und reckt bedächtig die langen Flügel, schaut sich mit weitvorgebogenem Halse die Gegend an, und verkündet durch weitschallendes Geklapper den übrigen Genossen, daß er munter sei. In den von starkem Nachtthau weißgesprenkelten, glitzernden und blitzenden Hecken, Büschen und Bäumen der Bauerngärten werden allmählich die kleinen Singvögel lebendig. Im Innern der Kathen, die durch kleine Gärten getrennt in langer unregelmäßiger Reihe sich erstrecken, werden Zeichen des Erwachens sichtbar. Hier und da knarrt eine Thür, und aus dem Dunkel des Hauses tritt in Holzpantoffeln, großen bis an die Knie reichenden wollenen Strümpfen und engen kurzen Leinwandhosen, die Kniebänder aus Bequemlichkeit noch lose herabhängend, das nicht mehr recht weiße Hemd oben am Halse noch offen, so daß die haarige Brust dadurch sieht, ein Tagelöhner heraus, reibt sich noch halb schlaftrunken mit der braunen, schwieligen Hand die Augen und schaut bedächtig umher, das Wetter zu erkunden. Am Feuer des Heerdes, welches durch die offene Thür durchscheint, bereitet die Frau im tiefsten Negligé aus wenigen Kaffeebohnen, Cichorien und Syrup den gelben, fälschlich Kaffee genannten Morgentrank, der mit einem derben Stück Schwarzbrod das erste Frühstück bildet.

Auch auf des „Schulten" großem Hofe, der, von weitläufigen Gärten und Grasstoppeln umgeben, am Ende des Dorfes liegt, wird es lebendig. Ein 4—5 Fuß

hoher Zaun aus Weidenbüschen geflochten, oben mit einem Kranze von Dornen belegt, trennt Hof, Garten und Koppel von der ungepflasterten, je nach der Witterung entweder sandigen, oder schmutzigen Dorfstraße. Ein breites, schlecht aus ungehobelten Bretern zusammengeschlagenes Hofthor hängt lose in zwei etwas stärkeren Pfählen, läßt sich aber nur mit Mühe schließen, daher es gewöhnlich in der Nacht offen steht, oder höchstens halb angelehnt wird. Mehrere Flügel von Eulen, oder auch andern Raubvögeln, sind an den einen Pfahl angenagelt, weil dies heilsame Wirkung auf das ein- und austreibende Vieh äußern, und die Hexen abhalten soll. Von dem Thor führt ein schlecht gepflasterter und noch schlechter unterhaltener Steindamm in die große Hauptthür des Wohnhauses, welches ungefähr 25 Schritt davon liegt. Diese, gleich kunstlos wie das Hofthor gearbeitet, ist von der Höhe und Weite, daß ein voller Kornwagen ungehindert hindurchfahren kann. Tritt man in dieses Tag und Nacht offenstehende Hausthor, so befindet man sich in einem hohen, weiten Raum ohne Fenster, der sein Licht allein durch die offenstehende Thür erhält. Die aus festem Lehm geschlagene Diele desselben dient zum Dreschen, oder es stehen beladene Wagen darauf, da sie doch breiter als die Hausthür ist, und fast so lang, als das ganze Haus selbst. Glänzend schwarz von Rauch gebeizt, der vom Heerde kommend durch alle Fugen und Löcher sich einen Ausweg sucht, denn der Gebrauch des Schornsteins ist in den meisten Mecklenburgischen Bauernhäusern noch unbekannt, ist alles Holzwerk aus dieser „Dähl" (Diele). Am Ende derselben, der Thür gegenüber, schließt eine Lehmwand von 4—5 Fuß die Küche von dem übrigen Raum ab. Ein aus Steinen gemauerter Heerd, auf dessen einer Seite ein großer eiserner Kessel hängt, rings herum mit einer Borde für die irdenen Teller und Schüsseln umgeben, an der Seite der Lehmwand einige Wassereimer, Grapen, eine Biertonne, ein Butterfaß bilden die Ausstattung dieser Küche. Da sie ihr Licht nur von der Diele empfängt, so ist sie nie hell. An beiden langen Seiten der Diele, nur durch eine niedrige, oft nur aus Holzstämmen bestehende Wand von derselben getrennt, sind die Ställe für das Rindvieh und die Pferde, gewöhnlich 18—24 Kühe und 5—8 Pferde enthaltend. Die Thiere schauen mit den Köpfen frei in den Dielenraum hinein, und können, da die Raufen und Krippen auf der niedern Scheidewand angebracht sind, sehr bequem von derselben aus gefüttert werden. An dem Ende jedes dieses Ställe, nach der Küche zu, befindet sich auf jeder Seite eine kleine Kammer, die auch ein winziges Fenster nach außen hat, und aus der eine Thür nach der Diele führt. Die Kammer auf der Seite des Pferdestalls enthält die „Laden", Koffer der Knechte und das zweischläfrige Bett, in dem die beiden Pferdeknechte schlafen, die auf der Seite des Kuhstalls die gleiche Einrichtung für die beiden Dienstmädchen. So schläft Jedes an der Seite des Viehes, das seiner besondern Pflege anvertraut ist, und da die Zwischenräume oft sehr mangelhaft sind, so kann es sein, daß ein Pferd in das Bett des Knechtes mit dem Kopfe schnuppert, oder eine Kuh in das der Magd.

Digitized by Google

Die Deckräume des hohen Mittelraumes, der höher als ein volles Fuder ist, und der beiden Ställe an den Seiten, die viel niedriger sind, ist aus dünnen unbehauenen, oft 1 Fuß von einander liegenden Tannenstämmen gebildet. Zwischen den weiten Fugen derselben blickt das Korn oder Heu hervor, welches bis in den obersten Giebel reicht. Nur über dem Pferdestall ist ein kleiner festerer Raum, wo die Häckerlinglade und das Bett des Pferde- und Kuhhirtenjungen steht, die auf Leitern ihren Schlafplatz erklimmen müssen. Wo die Küche anfängt, hört die Strohlage auf, und bis zum obersten Dachsparren ist ein freier Raum, der „Wiemen" genannt. Hier hängen, dem beständigen Rauch ausgesetzt, die vielen Schinken und langen Mettwürste, der Stolz der Bauernfrau, die Sehnsucht des fechtenden Handwerksburschen. Neben der Küche vorbei führt ein schmaler Gang zu einer kleinen Thür („Binnendöhr") und durch diese in den Grasgarten. Hinter der Küche, so daß man gewöhnlich durch diese erst hineintreten kann, ist die „Dönzl" (Wohnstube des Bauern). Ein großer braun angestrichener Schrank mit blauen Kanten und einem flammenden Herzen in der Mitte zieht zuerst den Blick auf sich. In den obern Fächern desselben steht die Milch, welche zum Abrahmen bestimmt ist, in den untern Abtheilungen Brod, Käse und Tabak. Neben diesem Schrank schnurrt in grünem Bretergehäuse die Schwarzwälder Uhr. Der große Ofen, aus Backsteinen plump aufgemauert und so eingerichtet, daß er vom Küchenheerd mit geheizt wird, nimmt den letzten Platz an dieser Seite des Zimmers ein, und läßt kaum noch für einen aus Weiden geflochtenen Lehnstuhl Raum. Dieser, dessen Sitz durch eine Menge alter Kornsäcke noch bequemer gemacht wird, ist der Ehrenplatz des Hausvaters, auf dem er die langen Winterabende in halbem Schlummer zu verträumen pflegt. Der Thür gegenüber an der andern langen Seite der Stube sind zwei größere Glasfenster mit vielen kleinen Scheiben, die in den Grasgarten gehen. Da sie oft verquollen sind, so ist ihre Oeffnung und Schließung beschwerlich, so daß gerade nicht die beste Atmosphäre in diesem Zimmer zu herrschen pflegt. Unter den Fenstern läuft eine lange Holzbank entlang, vor welcher ein großer Tisch aus braungemaltem Tannenholz mit vielen „Schubladen" steht. Einen Fuß von der Decke, so daß man bequem mit der Hand hinaufreichen kann, läuft eine hölzerne Borde durch den größten Theil des Zimmers; die verschiedensten Gegenstände liegen darauf in bunter Unordnung neben einander. Ein Paar alte Stiefeln neben einer Butterdose, ein zerlesenes Gesangbuch neben einem Kamm, ein Strickstrumpf neben einem halb fertig geschnitzten Peitschenstiel. Sonst sind im Zimmer noch einige kleine Hängeschränke für Victualien, einige hölzerne oder aus Weiden geflochtene Stühle, ein Korb mit einer Gluckhenne oder Gans, deren Küchel piepend umherlaufen, die umhergestreuten Brodkrumen aufzulesen. Die schmuzigweißen Wände sind hier und da mit einem bunten Bilderbogen, gewöhnlich den alten Fritz, oder Blücher zu Pferde, oder den Großherzog darstellend, beklebt; an der Thür ist ein Wandkalender angenagelt. Ueber dem

Digitized by Google

Tisch hängen in kleinen Lederösen befestigt so viel hölzerne Löffel, als täglich Gäste am Tisch sind. Jedes, Knecht oder Magd, hat seinen bestimmten Löffel, den es gewöhnlich selbst ausschnitzt. Der Fußboden ist aus rothen Ziegelsteinen, die aber von dem beständigen Schmuz eine dunkele Farbe bekommen haben, denn die Stiefeln der Knechte werden nie, wenn sie vom Felde kommen, vorher gereinigt, und Enten, Hühner u. s. w. laufen frei in der Stube herum. Neben dieser Wohnstube befindet sich eine ähnliche, aber etwas kleinere Kammer, in der das grün angestrichene breite Ehebett des Bauern, mit blaukattunenen Vorhängen, und einige große hölzerne Laden (Koffer) mit Leinenzeug und Kleidern für Frau, Mann und Kinder stehen. Auf dem tiefsten Grunde einer dieser Laden ruht gewöhnlich der blaue Strumpf mit harten Guldenstücken, ja oft auch noch ein kleiner Lederbeutel mit blanken Louisdors vom Pferdehandel herrührend, dann der Contract und das Amts- und Contributionsbuch des Bauern. Sonst giebt es noch einige Vorrathskammern für Wolle, Eier, Butter, Aepfel u. s. w.; einen kleinen Kartoffelkeller unter der Kammer der Mädchen. — Ein spitzig zulaufendes, von Alter geschwärztes und mit Moos bewachsenes Dach reicht außen an dem einen Giebel, wo die Einfahrt sich befindet, bis auf 6 Fuß vom Erdboden, und bildet so von Außen gesehen den Haupttheil des ganzen Gebäudes. Oben an jedem Giebel laufen die beiden äußersten Giebelbalken noch einige Fuß darüber heraus, und sind in Gestalt von Pferdehälsen und Köpfen ausgeschnitten. Die niedern Wände des Hauses sind aus Balken, zwischen denen mit Stroh umwundene und dann mit Lehm bestrichene Stacken befestigt sind, gebildet, und einmal weiß angestrichen gewesen. Da in dem ganzen Gebäude nur zwei ordentliche Fenster sind, die Wände aber einzelne Löcher enthalten, um Luft und Lichtschimmer durch zu lassen, die zuweilen mit Strohbündeln verstopft werden, so sieht das Ganze von Außen eher einer Scheune als einem Wohnhause ähnlich. Die Bauart hat hinsichtlich der Wärme, der Fütterung und Beaufsichtigung des Viehes viele Vorzüge, ist sonst aber schlecht, und besonders feuergefährlich. Mit dem Wohnhause in gleicher Linie und eben so gebaut, nur etwas kleiner, liegt ein Gebäude, welches den Stall für 30—40 Schafe, Ställe für Gänse, Hühner und die Koben für 6—10 große und kleine Schweine, und die sogenannte „Hauskammer" enthält, in der sich der Bauer, mit Ausnahme der eigentlichen Räder, alle seine ländlichen Werkzeuge, als Pflüge, Wagen u. s. w. selbst verfertigt. Mit diesem Stall bildet die „Kurnschüün" einen rechten Winkel. Nicht weit von der Scheune ragt der große Hebebalken des „Sod" (Brunnen), an dem einen Ende der Eimer an langer Stange zum Hinabsenken, an der andern der schwere Stein zur Erleichterung des Heraufziehens. Das Brunnenloch, mit einer niedern Verzäunung umgeben, ist unbedeckt, daher Regen und sonstige Unreinlichkeiten leicht hineinkommen können. Um diesen Sod stehen einige lange Holztröge zum Tränken des Viehes. Der Hofplatz, auf zwei Seiten von diesen Gebäuden, auf der andern Seite von Straßen und Garten-

Digitized by Google

zaun eingeschlossen, ist ein einziger großer Dunghaufen mit wenigen trockenen Stellen, auf welchen Hacken, Eggen, oder Wagen herumstehen, und ein großer Haufen von Buschholz zum Brennen aufgestapelt ist. Das Ganze sieht wüst, schmuzig, ja selbst verfallen aus.

Neben dem Hofplatz und durch das Haus von demselben geschieden erstreckt sich der mehrere Morgen große Garten. Einige Obstbäume geben fast allein demselben ein gartenähnliches Ansehen, sonst gleicht er mit seinen Kartoffeln, Bohnen, Kohl und den vielen grünen Grasplätzen, zum Weiden des jungen Viehes, vollkommen allem übrigen Acker. Nur unmittelbar unter den Fenstern des Hauses ist das Walten einer pflegenden Hand sichtbar. Ein leicht aus Weiden geflochtener Zaun umgiebt hier einen kleinen Blumengarten. Sind es auch nur einige ganz gewöhnliche Blumen, Topfnelken, Goldlack, Levkoyen, etwas Reseda und Salbeikraut, so ist der Anblick doch erfreulich. Liesch, die einzige Tochter des „Schulten", hatte sich dieses kleine Gärtchen angelegt, hegte es mit vieler Liebe, und war stolz darauf, wenn ihre Sträußer, die sie an Sonn- und Festtagen beim Besuch der Kirche, oder beim Anmähen des Weizens, oder ähnlichen festlichen Gelegenheiten am Busen trug, den verdienten Beifall unter allen Mädchen des Dorfes fanden.

So ist der Schauplatz unsrer einfachen Erzählung.

Es wird im Dorfe allmählich lebendiger, obgleich noch sehr früh am Morgen, denn die Ziffer der Kirchthurmuhr zeigt kaum auf die vierte Stunde. Auch die große Hofthür des Schultenhauses öffnet sich zur Hälfte, und ein Mädchen, frisch wie der eben begonnene Tag, tritt aus dem Dunkel. Ihr Anzug ist sehr einfach. Ein bis halb über die Wade reichender Rock von eigen gemachtem, grün, schwarz und roth gestreiftem Wollenzeuge, unten am Saum mit drei fingerbreiten grünen Bandstreifen eingefaßt, ist lose um die vollen Hüften gebunden; den Oberkörper bedeckt ein offenes Leibchen von grobem grünem Tuch, ohne Aermel, und läßt vorn und an beiden Armen das weiße Hemd sehen. Die hellblonden Haare von seltener Fülle und seidenartigem Glanze sind lose im Nacken hinten aufgebunden, oben auf dem Hinterkopf durch ein ganz kleines, der Form nach einer Kindermütze ähnliches Käppchen von buntem Kattun, und mit schmalem hellgrünem Bande zugebunden, zurückgehalten. Die kräftige Wade, welche halb unter dem kurzen Rock hervorschaut, ist mit selbstgestrickten blauwollenen Strümpfen bedeckt, der zierliche Fuß ruht aber in einem plump gearbeiteten, schweren Holzpantoffel. Das runde frische Gesicht, mit großen blauen Augen, von sanftem, frommem Ausdruck, dazu die schlanke und dabei doch kräftige Gestalt bildeten ein ansprechendes Ganzes. Kein Wunder, daß „Liesch" als hübschestes Mädchen im ganzen Dorfe bekannt ist; dazu ist sie noch die beste Tänzerin auf Darebier und Fastellabend (Erntebier und Fastnacht), die flinkeste Binderin in der Ernte, die lauteste Sängerin beim Heimgang von der Arbeit, die immer die meisten

Digitized by Google

neuen Lieder weiß, und die reichste Erbin. Die möcht' ein Jeder gern als Braut (Braut) haben, und die jungen Bauernsöhne kommen oft ein Paar Stunden weit her, um mit ihr tanzen zu können. Wie freundlich grüßt auch jetzt eben der Postillon, der mit seinen müden Rossen, mit denen er eine Russische Fürstin nach Lübeck gefahren hat, langsam durch das Dorf zurück reitet, über den Zaun herüber: „Goden Morgen, Schulten-Dochter, so tiedig all upp?" „Ja, is all öwer veir Uhr, da möt ick dee Köhe börmen", antwortet das Mädchen. Der Postknecht setzt das Horn an den Mund, und freudig tönt sein „Freut euch des Lebens ꝛc." in den schönen Morgen hinein, so daß Liesch noch eine ganze Weile mit Wohlgefallen ihm nachlauscht. Dann geht sie raschen Schrittes zum Sod, das Wasser zum „Börmen" (Tränken) der Kühe aufzuwinden und die Tröge zu füllen, während der „Köhierd" erstere unterdessen losgebunden hatte, so daß sie, eine nach der andern, leise brummend angelaufen kamen. Kaum hatte Liesch den Eimer einige Mal in Bewegung gesetzt, so kam aus der Scheunenthür ein junger Knecht angeschlichen. Leise, so daß das eifrig mit ihrer Arbeit beschäftigte Mädchen ihn nicht bemerkte, schlich er sich hinter ihren Rücken. In demselben Augenblick, wo sich ihre über den Sod gebeugte Gestalt aufrichtete, den vollen Eimer aufzuziehen, fühlte sie sich von kräftigen Armen umfaßt, und eine braune, hartgearbeitete Hand bog ihren Kopf so geschickt zur Seite, daß der Störer schon einige Küsse auf die rothen Lippen gedrückt hatte, bevor sie nur den Mund zum Sprechen öffnen konnte. Der vor Schrecken losgelassene volle Eimer fuhr plumpend nieder in die Tiefe. „Aewer Jochen, wat häst Du mie verwiert, wo kannst Du ock so angeschläcken kamen", schalt das Mädchen, und gab sich alle Mühe, böse auszusehen. Aber ihr Auge glänzte so freundlich, daß man trotz der kleinen Falten auf der Stirn ihr wol ansah, die Störung sei nicht unangenehm gewesen. Jochen war aber auch nicht allein der beste, kräftigste, sondern auch hübscheste Knecht des ganzen Dorfes. Wie er da so mit seinem offenen, gutmüthigen Gesicht, dem krausen, blonden Haar da stand, die breite Brust nur mit dem vorn offenen Hemde bedeckt, die kräftigen Beine in einem Paar weiten, faltigen Leinwandhosen, ein Bild der Kraft und Gesundheit, da hätten sich noch viele andere Dirnen in ihn verliebt.

„Goden Morgen, mien söte Liesch, wat sühst Du wedder glat aut, Du möst mie noch Paar Küß geben", entgegnete der Bursche auf alles Schelten, sie dabei wieder von Neuem umfassend.

„Daför dat mie dat vulle Emmer wedder in den Sod fallen is, soll ick Die noch küssen, lat mie tosräden, ick häw so kenne Tied miehr, denn wenn dee Vader upstahn is und ick häw dee Kooh noch nich börmt, so weest Du, dat hee blarst (schilt).

Jochen ließ sich nicht abschrecken. „Ach wat, ick will die dat Wader wol herumtrecken." Spielend zog er den schweren Eimer mit einer Hand herauf,

Digitized by Google

während er mit der andern seine Liesch umfaßt hielt. Ueber die Kraft ihres Jochen erfreut, sah Liesch zu, und als die Kühe tranken, gab sie ihm unaufgefordert ein Paar Dutzend Küsse. So stand das Paar plaudernd und küssend am Brunnen unter den Kühen, die manchmal traulich sich der Liesch näherten, und leise vor Wohlbehagen brummend, sich auf der Stirn kraulen ließen, und war glücklich und froh.

Jochen, der Sohn eines armen Dorfwebers, war noch als „Schooljung" in den schulfreien Sommermonaten, gegen Kost und 4 Thaler Lohn, als Kuhhirte in den Dienst des Schulzen getreten. Damals hütete Liesch die Gänse des Vaters, und da Kuh- und Gänseweide nicht sehr weit von einander lagen, so besuchte die kleine 10jährige Liesch oft den 13jährigen Jochen, und suchte Fremsen (Kornblumen) mit ihm, aus denen sie dann Kränze wanden, oder hörte zu, wie er auf der aus Weidenbast verfertigten Flöte blies, oder ergötzte sich an der zahmen Krähe, die er als Junge aus dem Nest ausgenommen hatte, und die nun, schreiend und ihm aus der Hand fressend, ihm immer auf dem Felde nachflog. So hatten die Kinder den ganzen Sommer mit einander gespielt, und sich so an einander gewöhnt, daß Jedem die Zeit erschrecklich lang wurde, wenn das andere nicht bei ihm sein konnte. Aber ein Vorfall sollte ihre Freundschaft noch mehr befestigen. Eines Abends, als Liesch, der gerade die Mutter ein brennend rothes Brusttuch mit gelben Blumen vom Jahrmarkt mitgebracht hatte, wohlgefällig in diesem Staat durch das Dorf ging, um sich bewundern zu lassen, kam die Kuhheerde vom Nachbar angetrieben. Der „Bull", schon so oft „krusnäsig", schien kein gleiches Wohlgefallen an dem rothen Tuche, wie dessen glückliche Besitzerin, zu haben, sondern lief in starkem Trabe mit lautem Gebrüll auf sie los. Vergebens schrie das geängstigte Mädchen, und lief, eine Hausthür zu erreichen; das wüthende Thier war schon nahe daran, sie einzuholen, da erschien plötzlich ein Retter in der Noth. Jochen, der etwas früher mit seiner Heerde eingetrieben war, stand noch auf dem Schultenhof, als er das Hilfsgeschrei des Mädchens und das Brüllen des Bollens hörte. Schnell sprang er über den Zaun, lief, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, dem Thier entgegen und klopfte ihm mit der langen „Schwäb", die er als Kuhhirte noch bei sich hatte, tüchtig um die Ohren, so daß es in seinem Laufe inne hielt, und als nun noch „Strom", der graue Hirtenhund, bellend an ihm emporsprang, eiligst umkehrte, von Jochen lachend verfolgt, der noch einige Peitschenhiebe ihm nachknallte. Von diesem Augenblick an war die kleine Liesch ihrem Erretter mit schwärmerischer Liebe zugethan. Nicht daß sie viele Worte gemacht hätte, denn das liegt überhaupt nicht in der Art des Mecklenburgischen Landvolkes, aber alle ihre Handlungen zeigten dieselbe. Wenn ihre „Modder", die damals noch lebte, ihr einen „Stuten" (Semmel) aus der Stadt mitgebracht hatte, so suchte sie gewiß ihren Jochen auf, um ihm die größte Hälfte davon zu geben. Und als sie später viel zu der

Digitized by Google

„Frau Pastourin" ging, die an dem hübschen, artigen Kinde Wohlgefallen hatte, und es mit ihren Töchtern zusammen im Nähen und Stricken unterrichtete, und dort oft hübsche bunte Bilder zum Einlegen in die Bücher erhielt, so gab sie Jochen gewiß immer die buntesten davon. Als Jochen aber, der trotz seiner Munterkeit doch in der Schule der fleißigste war, und ganz gut gedruckt und „geschräben Schrift" lesen, ja sogar seinen Namen schreiben konnte, im 14. Jahr nach dem „Nachtmahl" (Confirmation) in den Dienst treten mußte, da zog er als „Lütjung" (unterster Knecht) zum Schulzen, obgleich es bekannt war, daß er oft den „Tagel" (Stock) gebrauchte, und die „Schultenmudder", Liesch ihre Stiefmutter, gar geizig mit der Kost sein sollte. Aber der Wunsch, mit seiner Liesch unter einem Dache zu sein, mit ihr aus einer Schüssel zu essen, trieb ihn zu dieser Wahl. Und wie er zuerst seinen Jahreslohn empfing, und der Schulz ihm die 10 Gulden hinzählte, da nahm er einen ganzen halben Gulden davon ab, und kaufte auf dem nächsten Jahrmarkt das schönste rothe Band, das zu finden war, für den Hut seiner Liesch. Aber auch sie verdoppelte ihre Aufmerksamkeit, und stopfte oft in später Abendstunde seine Strümpfe, oder flickte seine Hemden, und suchte ihren Stolz darin, daß er beim Anmähen und beim „Darebier" stets die weißesten Jacken oder Hosen hatte. Und wie der junge Hengst ihn so bedeutend am Fuße geschlagen hatte, daß er mehrere Wochen das Schmerzenlager hüten mußte, da wollte zuerst das Weinen kein Ende nehmen, und so viel es nur die schweren Arbeiten erlaubten, schlich sie sich in seine Kammer, ihm Pflege angedeihen zu lassen. Ja sie ging sogar in das Pastorenhaus, und bat ihre alte Gönnerin, die Pastorenfrau, um eine Flasche Wein, so daß Jochen zuerst in seinem Leben, außer beim „Nachtmahl", dieses ungewohnte Getränk kosten konnte.

Jochen stieg nun allmählich durch alle Grade des Knechtthums, ward „Mittelknecht" und mit dem 19. Jahre „Grotknecht" im Hause des Schulzen. Unbestritten war er der hübscheste, kräftigste und dabei gesittetste Knecht des ganzen Dorfes. Wenn er am Sonntag Nachmittag mit den frisch mit Thran geschmierten Stiefeln, den weiten, langen, weißen Leinwandhosen, der bunten Kattunweste, der kurzen blauen Jacke von „Lacken" (Tuch) mit vielen blanken Zierknöpfen, um den Hals lose ein kleines Tuch geschlungen, durch das Dorf ging, da lachte ihm mehr als eine Dirne zu. Und welche Lust war es anzusehen, wenn er auf seinem dicken „Sadelpierd" in nachlässiger, aber doch sicherer Haltung saß und und mit der langen „Schwab" (Peitsche) klappte, daß es durch das ganze Dorf schallte, und seine vier Bramen dann vor lauter Uebermuth „för Sprung" (im Galopp) angehen wollten, trotzdem, daß sie ein schweres Fuder Mist in der schlechten Dorfstraße hinter sich hatten. Aber er liebte sie auch, seine Pferde, nächst seiner Liesch und seiner Mutter, die im „Armenkathen" (Armenhaus) ein kleines Stüblein hatte, auf dieser Welt am Meisten. Sie glatt und „buckig" (gut gefüttert) zu sehen, war sein höchster Stolz, und obgleich man ihn unbe-

Digitized by Google

denklich hätte zwischen ungezähltem Gelde stehen lassen können, so wußte er doch mit vieler Schlauheit und Gewandtheit jede Gelegenheit zu benutzen, um ein Paar Hafergarben oder tüchtige Brodschnitte heimlich für seine Pferde auf die Seite zu bringen. Auch in allen Arbeiten und ländlichen Belustigungen, wie sie im Leben eines Großknechts vorkommen, suchte er seinen Meister. Wie fiel der Weizen unter dem gewaltigen Schwunge seiner Sense, wenn die Liesch hinter ihm herband; — kaum daß die andern Mäher zu folgen vermochten. Beim Einfahren da stackte er die schweren Garben so nur mit einer Hand auf das hohe Fuder, und noch nie hatten sich bei ihm die Mädchen oben auf dem Fuder die Hände an den Forkenspitzen verletzt, wie es bisweilen aus Ungeschicklichkeit der aufstackenden Knechte wol vorkommt. Beim „Tründelspähl" des Sonntags Nachmittags mußte man ihn sehen. Mit welcher Gewalt sauste der schwere eichene Tründel durch die Luft, wenn Jochen ihn warf, so daß Keiner der Gegend ihn aufhalten konnte; wie geschickt wußte er denselben aber mit seiner langen Stange umzuschlagen, wenn die Gegenpartei am Wurfe war. Die Seite, bei der Jochen stand, wurde selten zum Dorfe hinaus gedrängt. Und hatte doch neulich der „Muskant" im „Kroog" (Wirthshaus) laut gesagt, so schön wie von Jochen habe er den „Küssedanz" noch nie tanzen sehen, und der mußte dies doch wissen, denn seit 25 Jahren war er bei allen Musiken im ganzen Lande. Betrunken war der Jochen nie, selbst wenn er vom Jahrmarkt nach Hause ging, wo doch fast die meisten Knechte „Einen gefaßt hatten". Er trank zwar auch seinen Schnaps, wie es einem ordentlichen Knechte zukommt, aber Der sollte im ganzen Dorfe noch kommen, der den Jochen je besoffen gesehen hätte. Und auch von den andern „Schelmenstücken", wie die Knechte sie oft in den langen Winternächten verübten, hielt er sich fern, und noch nie hatte er aufs Amt gemußt. Von Nachts zu den Mädchen gehen und von Kartenspielen im Kruge war gar keine Rede. Wenn er sich ein Paar Schillinge vom Lohn ersparen konnte, gab er sie der Mutter, daß diese sich etwas Cichorie dafür kaufen, und sich so einen Topf Nachmittags-Kaffee kochen konnte, welcher der alten Frau so gut schmeckte. Alle diese vielen guten Eigenschaften des Jochen hatten auch schon den „Eddelmann" auf dem benachbarten Hofe bewogen, demselben die Stelle eines Kutschers anbieten zu lassen. So ein Kutscher auf dem Hofe ist doch gleich ein ganz anderer Kerl, als ein Knecht beim Bauer. Wie schön hätten dem Jochen gewiß der feine blaue Rock mit den blanken Wappenknöpfen, und die rothe Scharlachweste, und die engen weißen Lederhosen, und die blanken Stulpstiefeln mit den blitzenden Spornen und der runde Hut mit der funkelnden breiten Goldlitze und der bunten Cocarde gestanden. Und nun gar die Pferde. Es ist wahr, des Schulzen Bramen waren nicht schlecht, aber gegen die 4 Kutschschimmel auf dem Hofe kamen sie doch nicht auf, die wären für den Großherzog selbst nicht zu schlecht gewesen. Dazu gab der Gutsherr seinem Kutscher außer der Livrée 24 Thaler jährlichen Lohn,

Digitized by Google

ohne die Trinkgelder. Beim Bauer hatte der Großknecht aber nur 14 Thaler Lohn, und 12 Ellen Hemden, und 12 Ellen flachsen Linnen, und 2 Pfund Wolle zum Strümpfestricken, und was an Trinkgeld abfiel, war auch nicht viel, wenn es auch manchmal beim Pferdeverkauf einen Gulden Halftergeld gab. Jochen hatte sich bei solchem Anerbieten auch wohl bedacht, ob er es nicht annehmen und zu Gallen nach dem Hofe ziehen sollte. Da sah er aber seine Liesch, und es fiel ihm ein, daß er diese dann nicht täglich mehr sehen könne. Eines Abends, wo Liesch spät von der Stadt heimkehren sollte, ging Jochen, besorgt über ihr langes Ausbleiben, ihr auf dem halben Weg entgegen, und kam gerade dazu, wie drei betrunkene Handwerksburschen das Mädchen umringten und mit ihren Liebkosungen bedrohten. Der wüthende Knecht hieb mit seinem Peitschenstiel derb auf sie ein. Aber als er nun in dem stillen Abend das noch erschrockene Mädchen nach Hause führte, da sprachen ihre Lippen zum ersten Mal es aus, wovon das Herz Beiden so voll war. Sie gelobten einander „Brunt und Brügam so sien, und den Vader to birren (bitten), dat see sick frien künnen", und einige herzhafte Küsse besiegelten den Bund. Aber ihre Liebe war unglücklich, und erhielt nicht die Billigung von Lieschens Aeltern. Der Schult war, wie alle Leute im Dorfe sagten, „een grugelick riek Kierl (ein gräulich reicher Kerl), dee sien Dochter an dusend Daler mitgeben künn", und hatte dabei seine tüchtige Portion Geldstolz. Jochen's Mutter aber lebte im Armenhause, und außer seinen gesunden Armen hatte er kein Vermögen. Als daher Liesch und Jochen an einem Sonntag Morgen, wo er gerade in die Kirche gehen wollte, zu ihm in die Kammer gingen und um seine Einwilligung baten, da fluchte er gewaltig, drohte der Tochter, er welle ihr mit dem Stock solche dumme Dinge aus dem Kopfe treiben, und verschwor sich, sie solle nur einen reichen Bauern oder Stadtmann heirathen. Und der „Schult" war ein „Querkopf", der wohl hielt, was er sagte. Trotzdem behielt er Jochen im Dienste, denn er wußte zu berechnen. So lebten Liesch und Jochen unter einem Dache mit einander fort, und aßen aus einer Schüssel, das Beste von der Zukunft hoffend. Ertappte der Schult oder die böse Stiefmutter sie bei einer zärtlichen Zusammenkunft, so gab es freilich sehr heftige Schelte, ja sogar Drohen mit Schlägen, doch wie leicht verschmerzt die Liebe solche kleine Dinge. So waren schon einige Jahre bis zu dem Morgen, wo wir Liesch und Jochen zusammen am Brunnen finden, ohne besondere Ereignisse vergangen.

Pariser Botschaften.

Warum dieser Luxus von Orientalischen Gesichtern im Gymnase, woher die vielen langen Nasen und der Deutsche Accent, welcher in der Conversation des

Digitized by Google

Orchesterpublicums die Oberhand behält? Woher diese literarische Wuth der rue Taitbout und der rue Vivienne? Ist ein neuer Klaviervirtuos am hiesigen Künstlerhorizonte erschienen, oder hat uns irgend ein exotisches Land eine exotische Wade geschickt, welche auf dem sentimentalen Theater der Herzogin von Berry die Lorgnetten der Bankokratie beschäftigt? Hat sich die Börsenwelt in der Thür getäuscht und ist ins Gymnase gekommen statt ins Variété zu gehen, wo die Chinesischen Gaukler ihre Vorstellungen geben? Oder galt dieser Besuch den „sieben Schlössern des Teufel's" der Gaité, um zu sehen, ob sich mit dem reichen Herrn nicht ein Geschäftchen machen läßt? Mein Gott, nein, die Wallfahrt der modernen Tempelritter des alterum tantum-Ordens ist diesmal dem Gymnase gemeint, jenem Lieblingsschauspielhause des Spießbürgerthums, das gewiß noch einmal den prix Monthyon davon trägt, so viel Tugend consumirt er. Unsre Financiers gehen bei Balzac's „Mercadet" in die Schule. Anfangs sträubten sie sich gegen den unbequemen Spiegel, sie schrien über Verrath, und Léon Faucher, der den Machthabern unsrer modernen Gesellschaft gern einen Liebesdienst erwiesen hätte, ließ das bereits von der Censur erlaubte Stück wieder ins Ministerium des Innern bringen, um es gänzlich zu verbieten oder doch neuerdings zu censuriren. Zum Verbote hatte er den Muth nicht, aber seine Schere überließ sich einer lobenswerthen Thätigkeit, und es wurden wenigstens die ärgsten Ketzereien gegen die Plutokratie weggeschafft. Die Börse fügte sich mit Resignation in das Unvermeidliche, und schickte blos dem abwesenden Finanzminister Fould einige Stoßseufzer nach. „Der ist einer von unsern Leuten, der würde es anders gemacht haben, aber da Mercadet nun einmal am Leben bleibt, sehen wir uns wenigstens dieses Ideal der Speculation in der Nähe an, man kann nicht wissen wozu das gut ist." Daher die Invasion des Gymnase durch die Jünger Rothschilds.

Der arme Balzac, so lange er lebte, konnte er es zu keinem dramatischen Erfolge bringen; bald war es die Polizei, bald war es sein eigenes analytisches Genie, das ihn verhinderte auf der Bühne durchzudringen. Nur erst nach seinem Tode und mit der Beihilfe eines geschickten Arrangeurs, eines unsrer fruchtbaren Vaudeville-Fabrikanten, wird ihm Gerechtigkeit widerfahren, doch, wie der Leser sieht, ist es auch diesmal nicht die Schuld der Polizei.

Mercadet wurde schon im Jahre 1840 geschrieben, zu einer Zeit, wo Ludwig Philipp's Regierung in voller Blüthe stand, und wo Frankreich nur Börsespeculationen athmete. Balzac wollte blos ein Gelegenheitsstück schreiben, aber unter seiner Feder ward die Caricatur des Momentes zum Typus, und heute noch nach zwölf Jahren sehen wir die vorübergehende Schöpfung des Meisters mit demselben Interesse an, mit dem es zur Zeit jener allgemeinen Schwindeleien der Fall gewesen wäre, welche dem Faiseur von Balzac zur Taufpathin diente. Balzac, der trotz seiner absolutistischen Grundsätze, welche

Digitized by Google

er in seinen Betrachtungen über Politik so gern zur Schau trug, durch und durch Socialist war, hatte bald den Krebsschaden unsrer Zeit, den financiellen Materialismus erkannt, und mit seinem ganzen Hasse verfolgt. Bei seinen anatomischen Studien über die moderne Gesellschaft kam er zu dem Resultate, daß Gold und das Vergnügen die einzigen Hebel seien, welche Paris in Bewegung setzen, und diese genaue Kenntniß der innern Triebfeder der Französischen Gesellschaft führte ihn zur Schöpfung einer Galerie von Gestalten, die sich in seiner Idee zu einer Komödie des menschlichen Lebens erweitern und auswachsen sollte. Balzac hatte die Eigenschaft genialer Naturhistoriker, kühne Hypothesen aufzustellen, die nur in seiner Phantasie begründet zu sein scheinen, die aber in der That ein instructives Zusammenfassen von Folgerungen aus Erfahrungssätzen sind, und deren mathematische Genauigkeit und metaphysische Richtigkeit er jedesmal auf dem Wege des analytischen Processes nachwies. Balzac hatte die Gabe, in die geheimsten Falten der menschlichen Seele zu blicken, weil er das Talent hatte, die Typen aus der Menge herauszufinden, welche ihm dann, so zu sagen, als Rahmen für seine Armee dienten. Es giebt wol keinen Schriftsteller der neuern Zeit, der so vielfache Experimente an der menschlichen Gesellschaft angestellt, wie eben Balzac, denn bei seiner merkwürdigen Lebensweise, die ihn häufig vom Gipfel des Reichthums in den Abgrund der tiefsten Armuth stürzte, hatte er Gelegenheit, alle Klassen genau kennen zu lernen, und da er, wie bemerkt, sich immer an die gelungenste Species hielt und diese aufzufinden wußte, war es ihm möglich, schneller und dem Scheine nach blos auf dem innern Anschauungswege zu dem außerordentlichsten Resultate zu gelangen. Er fand überall und nach allen Seiten hin einen dichten Schlagschatten über unsre Gesellschaft ausgebreitet: die Habsucht. Der Stein der Weisen, wie ihn die alte Chemie suchte, die Bestrebungen Gold zu machen, die Alchymie hat in unsren modernen Tendenzen einen neuen und intensivern Ausdruck gefunden: Geld ist Alles; mit Geld hat man Ruhm, Ehre, Tugend, das Vergnügen und sogar Weisheit und Gesundheit. Balzac glaubte also blos die modernen Adepten, wie sie sich in allen Kreisen der Speculation zeigen, schildern zu müssen, um die Gesellschaft geschildert zu haben. Darum drehen sich auch fast alle seine Romane um das eine Moment, und in diesem Sinne kann man seine Werke in der That eine — vielleicht einseitige Sittengeschichte der Jetztzeit nennen, und man kann dem Dichter die Anmaßung verzeihen, eine „Komödie des menschlichen Lebens" angestrebt zu haben. Daß Balzac eben so gut Naturhistoriker war als Poet, dies beweist seine Vorliebe, mit der er auf merkwürdige Menschen-Exemplare Jagd machte, mochten diese nun im Gefängnisse oder auf der Straße zu finden gewesen sein. Balzac war bestürmt von sogenannten Projectenmachern, und er ging auch auf die extravagantesten Unternehmungen ein, wenn nur der Mann, der sie vorschlug, sich der Mühe lohnte. Er ließ sich betrügen, wenn der Betrüger

Digitized by Google

für seine Galerie tangte, und je schlauer der Betrug, um so lieber war er ihm. Hatte er einen solchen Pflanzstock gefunden, so beutete er ihn auch gründlich aus, und bei seiner vergleichenden Beobachtungsgabe mußte eine solche Studie für eine Reihe von Arbeiten fruchtbringend für ihn werden.

Man hat dem Dichter häufig vorgeworfen, daß er in spätern Zeiten über dem Zergliederer den Poeten und den Künstler vergessen habe, dies ist aber nur in den seltensten Fällen wahr. Bei Balzac fehlen die versöhnenden Elemente des wahren Kunstwerkes nur in einigen wenigen seiner Romane, und wenn sich der Arzt auch zuweilen zu sehr in den „schönen Krankheitsfällen" gefiel, so läugnete er doch nie die Gesundheit. Seine Schöpfungen sind manchmal zu ideal, und er ignorirt hier und da die menschliche Schwäche, die sich dem bösen Principe gegenüber eben so gut geltend macht, als dem bösen gegenüber, aber nur der heuchlerische Aerger des getroffenen Originals kann dem Dichter die Fehler der Gesellschaft in die Schuhe schieben wollen.

Ein anderes Moment in Balzac's Charakter war die Vorliebe für außerordentliche Speculationen, um im Guten und Schönen den Reichthum zu verwenden, den er täglich auf unwürdige Weise verschwenden sah. Balzac's Pläne in dieser Beziehung grenzen oft an's Wahnsinnige und er, der die Schwindler so vortrefflich zeichnete, gefiel sich nur zu oft in chimärenhaften Unternehmungen.

Man begreift nun leicht, welches Interesse die Komödie Balzac's, die wie ein Resumé seiner speciellen Beobachtungen zu betrachten ist, beim hiesigen Publicum erregen muß. Mercadet ist ein Speculant, der durch die Flucht eines Compagnons seit acht Jahren den Kampf auf Tod und Leben mit seinen unzähligen Gläubigern, mit dem drohenden Elend und mit dem vor der Thür stehenden Banquerout kämpft. Seine Ressourcen sind am Ende, und er macht aus dem Eigennutze der Wucherer und Wechselagenten, die über sein Schicksal zu verfügen haben, eine Münze, um seine Tochter mit einem reichen Grafen zu verheirathen. Mercadet kennt seine Pappenheimer, und weiß ihnen durch seinen unversiegbaren Erfindungsgeist, durch seine Beredtsamkeit, durch seine Finten neuen Credit zu entlocken in dem Momente, wo sie ihn nach Clichy bringen wollen. Die nahe Heirath beruhigt Alle: das Gesinde, die Lieferanten und seine Gläubiger. Mercadet weiß den Anbeter seiner Tochter zu bewegen, ihrer Hand zu entsagen, angeblich, weil er vor der Armuth zurückschreckt, und diese willigt aus Verzweiflung ein, die Frau des Grafen de la Brive zu werden. Der Graf de la Brive ist aber selber nur ein Schuldenmacher, der im Hafen der Ehe vor Clichy seine Zuflucht sucht, er ist der Schuldner Mercadet's, dem seine unter fremdem Namen ausgestellten Wechsel als gutes Geld aufgehängt wurden. Mercadet ist überlistet worden! Sein verfehlter Coup wird auf der Börse bekannt, und nun scheint Alles verloren. Mercadet sieht noch einen Ausweg vor sich — de la Brive soll in den Champs élysées einen kothbeschmutzten Wagen kaufen,

Digitized by Google

sich in einen Pelz hüllen und als Godeau (so heißt sein Compagnon, der vor acht Jahren die Flucht ergriff), als Millionair Godeau von Indien zurückkommen. Das Erscheinen seines Associé's wird ihm Zeit verschaffen, er kann nun dreihunderttausend Franken Actien der basse Indre auf Credit kaufen, diese müssen in einigen Tagen um dreißig Procent steigen und er ist gerettet. Madame Mercadet hört von diesem Plane, und redet dem Grafen de la Brive zu Herzen, er soll sich in dieses verbrecherische Unternehmen nicht einlassen, sie will ihren Mann lieber im Schuldthurme als im Zuchthause wissen. Ihr redliches Gemüth schaudert vor den Plänen ihres Mannes zurück, und die Beredtsamkeit der Ehrlichkeit trägt über die schlechten Eigenschaften des Verschwenders den Sieg davon. Er tritt zurück. Die Gläubiger erscheinen, und diesmal verstehen sie keinen Spaß. Mercadet, der auf den Pseudo-Godeau rechnet, ist heitern Sinnes, und läßt geheimnißvolle Worte fallen, welche seine Gläubiger stutzig machen. Eine Kalesche fährt in den Hof, seine Frau stürzt athemlos zur Thür herein: Godeau ist angekommen. Mercadet glaubt, seine Frau würde von La Brive mit in die Komödie gezogen, und freut sich ob des guten Spiels. Die Gläubiger sind entzückt, Alles soll bezahlt werden. Mercadet schickt gleich auf die Börse, läßt die Actien kaufen. Der Wechselagent will aber die gekauften Papiere nicht liefern, weil Mercadet's Freund Verdelin, der seine eigene Speculation auf die basse Indre durch Mercadet vereitelt sieht, rund heraus erklärt, daß er an keinen Godeau glaube. Mercadet, dem die endliche Rettung schon die Hand zu reichen schien, sieht sich wieder am Rande des Abgrunds. Er hat wieder eine Idee! Sein Commis Minard, der großmüthig seiner Geliebten entsagte, so lange er ihrer reichen Heirath im Wege stand, war auf die Nachricht von Mercadet's naher Fallite wieder herbeigeeilt und hielt von Neuem um die Hand des Fräuleins Mercadet an. Er erklärt seinem künftigen Schwiegervater, daß er in Besitz einer Erbschaft von dreißigtausend Franken gelangt sei, die er sogleich realisirt und mitgebracht habe, um sie Mercadet zur Verfügung zu stellen. Diese edle Aufopferung rührt den Speculanten, und nach einem komischen Kampf mit seiner Speculationswuth schlägt er die angebotene Summe aus. Als nun Minard hört, daß Godeau angekommen sei, begiebt er sich erschreckt zu Mercadet, um Abschied von ihm zu nehmen, überzeugt, daß der Millionär ihm, dem armen Teufel, seine Tochter nicht geben werde. Mercadet lacht über seine gut gespielte Komödie, und versichert seinem Schwiegersohne, daß seine Absichten noch immer dieselben seien. Wie nun Pierquin, der Wechselagent, die Actien nicht liefern will, schickt er Minard zu Godeau, und verlangt von diesem einen Vorschuß von dreißigtausend Franken, er raunte seinem Schwiegersohne ins Ohr, seine Erbschaft zu bringen. Die Gläubiger, denen die Zeit in Mercadet's Cabinet zu lange wurde, hatten sich mitterweile alle zu Godeau begeben, und dieser bezahlte in guten Wechseln und zum Theil auch in baarem Gelde. Sie stürzen über Mercadet her und beglückwünschen ihn — sie

Digitized by Google

sagen dem Erstaunten, daß sie alle bezahlt seien. Bezahlt?! Als Mercadet Wechsel sieht, glaubt er noch immer an die Komödie de la Brive's — das baare Geld übersteigt noch immer nicht dreißigtausend Franken, also das ist Minard's Geld — aber nun erscheint Dieser mit dreihundert Tausendfrankennoten! Die Vorsehung hat Mercadet den Streich gespielt, seine Lüge zur Wahrheit zu machen! Die Scene, wie La Brive hereintritt und später Minard mit dem Gelde, ist von so drastischem Effecte, daß man vor der losbrechenden Heiterkeit des Publicums die Schauspieler kaum hört. Mercadet schenkt de la Brive seine Schuld, und borgt ihm noch überdies zehntausend Franken: er will auch einmal das Bewußtsein haben, Gläubiger zu sein!

Die Komödie hatte ursprünglich fünf Acte, und sie wurde nun zur Vorstellung in drei abgerundet, so wie noch sonstige Veränderungen vorgenommen wurden. Bei Balzac steht Minard wirklich von der Heirath zurück, so wie er aus den Büchern Mercadet's dessen Ruin erfährt. Das Gymnase konnte sich zu solcher Häresie nicht hergeben, ohne hausbackene Tugend läßt es den Vorhang nicht fallen, und diesmal wollen wir ihm auch gern Recht geben. Die hohe Finanz applaudirte natürlich nur wenig, aber ihrem Witze muß es nachgesagt werden, daß sie herzlich mitgelacht, da die Herren nur sich gegenseitig auslachten. Es kommt nämlich in dem Stücke eine so reiche Sammlung von Börsenhelden vor, daß die Schadenfreude über das gelungene Portrait der Nachbarn den Verdruß über das eigene verdrängte. Mercadet wird bereits ins Deutsche übertragen, und nach der Probe, die ich aus der Uebersetzung gesehen, muß diese als sehr gelungen bezeichnet werden. Es hat hier ein Verein Deutscher Literaten eine Uebersetzungscompagnie gebildet, welche es sich zur Aufgabe stellt, bessere Bearbeitungen als die gewöhnlichen zu liefern, und auch eine bessere Auswahl zu treffen. Mit den Bühnen correspondirt sie unter der Firma Etienne et Comp., und die übertragenen Stücke werden alle gedruckt nach Deutschland besorgt.

Schulwesen in Polen.

3.

Das Taubstummeninstitut in Warschau erfreut sich einer Berücksichtigung von Seiten der Regierung, wie sie sonst keinem Institute zu Theil wird. Die Anstalt befindet sich in der schönen Vorstadt am Alexanderplatze, dicht vor der Alexanderkirche. Auf der Stelle, wo die Kirche steht, empfing man Alexandern, als er vor 36 Jahren mit der Pariser Lorbeerkrone zurückkehrte. Das war ein großer Augenblick, ein Augenblick, in welchem der Polnischen Phantasie die Polnischen

Digitized by Google

Grenzmarken wieder an der Ostsee und auf den Zaporogen des Dniepers, an der Oder und am Waldaigebirge erschienen, denn Alexander sagte, die Wiedervereinigung Litthauens mit dem Königreich sei keine Unmöglichkeit, und man solle die schönsten Hoffnungen im Herzen tragen. Zur Erinnerung an diesen großen Augenblick setzten die Polen auf die Stelle, wo der Messias empfangen wurde, eine Kirche und schmückten sie mit dem Namen desselben.

Das Taubstummeninstitut ist mit demjenigen Glanze ausgestattet, den die Russen überall in Polen da spenden, wo sie sich frei von politischen Beziehungen fühlen. Schöne Gebäude, herrliche Gärten, ein zweckmäßiger Unterricht durch Fingersprache, Fürsorge für die Zöglinge, selbst wenn sie die Anstalt verlassen haben, das wären die Dinge, über welche ich mich lobend zu ergehen hätte, wenn sie nicht den stärksten Contrast zu allen übrigen Polnischen Bildungsanstalten ausmachten.

Die Bildungsinstitute Polens lassen sich in drei Klassen theilen, nehmlich solche, welche die Regierung begünstigt und eifrig unterstützt, solche die ihr gleichgültig sind, und solche, welche sie unterdrückt. Zu den unterdrückten gehören die Militairischen, von denen Polen vor 1830 voll war. Da gab es Soldaten-, Fähndrich- und Officierschulen in Menge. Fast jede der bedeutendern Wojewodschaftsstädte hatte eine, und für jede war die Soldateneitelkeit des Großfürsten Constantin ein wunderwirkender Genius.

Nach der Revolution wurden diese Anstalten plötzlich alle aufgehoben und blieben es für immer, da die Ansicht zur Geltung gelangte, daß, um gefährlichen Revolutionen vorzubeugen, man den Polen die Mittel zur militairischen Bildung in ihrem Vaterlande abschneiden müsse. Nachdem es unumstößliche Maßregel geworden, die Polen, welche früher in ihrem Lande zu der sogenannten Nationalarmee zusammentraten, in die Regimenter des östlichen Rußlands zu vertheilen, kann der Pole nur noch als Russischer Soldat eine Carrière machen. Die Russischen Militairanstalten sind sehr zahlreich, und stehen dem Polen offen; allein bei dieser Aussicht unterdrückt er gern die feurigste Neigung zu diesem Stande, zumal da er weiß, daß ihm als Polen, und zeigte er sich noch so Russensinnig, doch das Avancement sehr erschwert werden würde. Mit Ausnahme der Söhne derjenigen Familien, deren Treue zurückreicht bis auf den Grodnoer Reichstag, gelingt es nicht leicht einem Polen, den Hauptmannsgrad zu übersteigen. Das Mißtrauen der Regierung ist zu stark.

Genug, die Russische Regierung scheut Nichts so sehr als die militairische Bildung der Polen, und hat sie auch durch Aufhebung jener Anstalten, von denen nur in Kalisch ein kleiner jämmerlicher Rest übrig geblieben ist, gänzlich verhindert. Dieses Schattenbild einer Anstalt steht unter der speciellen Leitung und Aufsicht des Gouverneurs .Neun Officiere der Garnison und einige Professoren des Gymnasiums sind zu den Lehrämtern designirt, allein die guten Leute haben kaum

Digitized by Google

Jemanden, dem Etwas zu lehren wäre. Die Polnischen Edelleute haben die Berechtigung, ihre Söhne hineinzuschicken, allein sie thun es nicht, und wollten sie es thun, so würde ihnen die Regierung so viel Schwierigkeiten als möglich machen. — So ist diese Anstalt gegenwärtig Nichts mehr als ein sehr schlecht frequentirtes Russisches Militairpädagogium, mit der Eigenthümlichkeit, daß es bei Polnischen Zöglingen Adel zur Bedingung macht, bei Jünglingen Russischer und anderer Geburt darnach aber gar nicht fragt. Es sind nur einige wenige Russische Beamte, welche ihre Söhne auf diese Anstalt schicken. Vermögende Russen schicken die Ihrigen ohne Ausnahme auf die Anstalten Rußlands, und dieselben sind dann für ihre Zukunft ungleich besser empfohlen. Als der unlängst verstorbene Leibarzt des Fürsten Paskiewitsch seine Söhne auf die Kalische Anstalt bringen wollte, und seine Sorge wegen seiner Adellosigkeit aussprach, äußerte der Vicedirector: „Da Sie ein Deutscher sind, so ist das ziemlich so gut, als ob Sie ein Russe wären; wir können ja Ihren Sohn aber auch so einschreiben, als ob er adeligen Standes wäre."

Es ist ein eigenthümliches Verhältniß, in welchem sich der Polnische Adel befindet. Die Regierung erklärt ihn militairpflichtig, aber sie mag nicht, daß er sich militairisch tüchtige; sie gesteht ihm das Recht des Avancements zu, aber sie scheut Nichts so sehr, als Officiere Polnischer Herkunft in ihrer Armee. Sie bietet ihm sogar Gelegenheit, sich dem Dienst zu entziehen. Die landwirthschaftliche Akademie in Marymont bei Warschau ist eins der Mittel. Es besteht nehmlich seit einigen Jahren die Verordnung, daß jeder Edelmann, welcher die Akademie in Marymont bezieht, und ihren dreijährigen Cursus durchmacht, vom Militairdienst befreiet ist. Natürlich ist der Zudrang ungeheuer geworden. Die Frequenz hat sich seit 1845 wenigstens vervierfacht, und man kann die Akademie die blühendste Anstalt des Landes nennen. Die Regierung hat ihr bedeutende Länderflächen eingeräumt, die aber leider hinsichtlich der Bodenqualität für eine landwirthschaftliche Lehranstalt zu gleichartig sind. Die Gärtnerei, welche der Unterricht erfordert, verursacht einen Kostenaufwand von jährlich 10,000 Gulden. Ungleich größere Summen werden auf die Maschinerien, das physikalische und chemische Cabinet, die Bibliothek, die landwirthschaftlichen Mustermaschinen, und die Modellirung landwirthschaftlicher Fabriken verwendet. Die Ausstattung der Anstalt ist wirklich über alle Maßen reich und glänzend. Auch die Polnischen Edelleute, die sie für ein ausschließliches Besitzthum ihres Standes betrachten, thun viel für sie, und einige haben ihr sogar Vermächtnisse zu Theil werden lassen. Am Meisten hat für sie ein Graf Aszarowski gethan. Da er sich durch politische Farbe bei seinen Landsleuten nicht in Ansehen zu setzen vermocht oder gemocht, so hat er es durch die Landwirthschaft versucht, und es ist ihm gelungen. Er gilt für Polens ersten Landwirth, und seine Güter für Musterwirthschaften.

Uebrigens nimmt man es bei dieser Akademie nicht so ungenau mit der

Digitized by Google

Wissenschaft, als bei andern Polnischen Anstalten. Man lehrt gründlich und läßt in dem Examen eine Strenge walten, als ob ihr Bestehen Anwartschaft auf Orden und glänzende Staatsämter verliehe. Man lehrt Klimatologie, Pflanzenphysiologie, Mineralogie, Zoologie, Chemie, Physik, Thierarzneikunde, Anatomie, Boden- und Beartungskunde, Thierzucht, Technologie, Maschinenkunde, landwirthschaftliche Baukunde und Forstwesen.

Doch möchte ich behaupten, daß eben so wenig im politischen Gefühle des Adels, als in dem Zustande der Polnischen Landwirthschaft eine wesentliche Veränderung bemerkbar geworden sei. Die meisten Zöglinge besuchen die Akademie erstens, um vom Russischen Militairdienst frei zu werden, und zweitens, um ein Wenig allgemeine Bildung zu gewinnen, denn diese mag sich der Adel auf den gegenwärtig vorhandenen Gymnasien nicht holen. Der eigentliche Zweck der Anstalt bleibt beinahe bei ihren Zöglingen allen unerfüllt. — Man besitzt in Warschau eine Handwerkerschule. Die Fabrikanten der Stadt, meist Deutsche, haben sie errichtet. Diese Schule sollte Achtung gebieten in ihrer Form und Wirkung. Ihre Stifter wollten eigens für sie einen Director einsetzen und die Mitwirkung von vier Professoren des Lyceums erkaufen. Allein der Regierung schienen gelehrte Handwerker gefährlich, und so gebot sie, die Direction einem alten Kinderlehrer, der sich, wie man sagt, als „politisch gut" bewiesen hatte, anzuvertrauen, und sich mit diesem einen Lehrer zu begnügen. Die Lehrfächer, welche man im Prospecte angegeben hatte, bildeten eine lange Reihe, und hatten einen respectablen Klang; allein die begutachtende Behörde machte ihre vernichtenden Striche, und ließ Nichts weiter stehen, als die Worte „Lesen", „Schreiben", „Rechnen", welchem letzten sie noch die Bemerkung beifügte: „bis zur regula de tri". So ist die Anstalt eben nicht mehr als eine Elementarschule geworden. Doch auch als solche gewährt sie einigen Nutzen, da die wenigsten Polnischen Knaben, welche als Lehrlinge in die Werkstätten kommen, zuvor eine Schule besucht haben. Andere Zeiten erwartend, sind die Herren der Werkstätten verständig genug, die Anstalt nicht zu verachten, und sichern ihr vielmehr ihre Autorität dadurch, daß sie keinem Lehrling einen Lehrbrief ausstellen, wenn er nicht ein Zeugniß darüber beibringt, daß er bei dem Schuldirector eine Abgangsprüfung bestanden habe. Gegenwärtig ist dies sogar eine Verordnung der Behörde geworden, wie denn in der Regel in Polen Dasjenige die Gestalt eines von oben niedersteigenden Befehls annehmen muß, was sich nicht gut hindern läßt. — Geht man Polen durch, so findet man keine einzige gelehrte Bildungsanstalt mehr. In der glücklichen Periode von 1815 bis 1829 waren ziemlich viele entstanden, aber alle sind in der neuesten Periode entweder geradezu aufgehoben, oder allmählich zum Sterben gebracht worden. Selbst die Anstalten für die weibliche Jugend wurden nicht geschont, nicht einmal das berühmte Alexandrinische Institut, dessen Vorsteherin die Kaiserin ist. Nicht genug, daß man verschiedene Lehrzweige desselben beseitigte, man entfernte das

Digitized by Google

Institut auch aus Warschau, unter dem Vorgeben, daß die kleinen Fräulein in den Mauern von Pulawy (dem Stammschlosse des vertriebenen Fürsten Czartorvski) minder der Verführung ausgesetzt seien. Dergestalt unter den Kanonen der jungen Festung Iwangorod (Demplin) sind freilich die politischen Minnelieder der Warschauer Dandy's nicht zu fürchten; allein die Handküsse der jungen Officiere, welche über die Zinnen der nahen Festung herüberfliegen, sind auch gefährliche Dinge — aber freilich nicht in politischer Beziehung. Das Institut ist durch die Verlegung dergestalt gesunken, daß es kaum für mehr als eine kleine Russische Mädchenschule anzusehen ist. In den Jahren 1845 und 1846 hatten fast alle Polnischen Familien ihre Töchter zurückgezogen, und es waren nur noch 11 Fräulein in der Anstalt. Um sie nicht zu schließen und die angewandten Maßregeln vor Spott zu bewahren, sah man sich genöthigt, Töchter von Beamten so viel, als man nur bekommen konnte, unentgeldlich aufzunehmen. Dadurch wurde der Sturz der Anstalt verkappt.

Zu den nicht verpönten Lehrfächern gehört der Tanz. Es giebt in Warschau concessionirte Tanzinstitute, und hierin ist die zweite Residenz der Russischen Kaiser vielleicht einzig. Tanzschulen giebt es so viele, daß es zu gewagt wäre, Ungefährbestimmung zu machen. Vor drei Jahren war die Trompeter so voll von diesem hochbegünstigten Wesen, daß man von Krassow's Restauration bis zum Zollhofe Nichts hörte, als Geigen und stampfende oder schlürfende Füße. Einige dieser Schulen, die nur in der Abendzeit geöffnet zu sein pflegen, besitzen ganz ansehnliche Orchester und glänzende Locale. Als Lehrer in diesen Tanzschulen findet man zuweilen Personen, die man in ganz anderer Form gekannt hat. Der ehemalige Professor Kr., welcher durch den vorletzten Procurator der Polnischen Schulen aus seiner Stelle getrieben worden, ist Eigenthümer einer Tanzschule. Eben so verdienen einige Doctoren der Philosophie, darunter ein Deutscher Candidat, durch Tanzunterricht ihren Lebensunterhalt. Es mag nicht übel sein, einen Professor vor dem Warschauer Municipalgericht Probe tanzen zu sehen. Denn eine gerichtliche Prüfung muß der Tanzschulunternehmer eben so bestehen, wie ein Künstler, der sich mit seinen Leistungen öffentlich zur Schau stellen will. Im Municipalgericht ist ein besonderer Saal für derartige Prüfungen, deren oft mehrere zugleich stattfinden. Die höhern Beamten, wenn sie sich vor dem Herrn Polizeimeister sicher wissen, wohnen den Prüfungen bei, und haben ihren Kunstgenuß gratis; doch gehören dieselben besonders vor das Amt des Polizeimeisters, und ein gewisser Herr Gruvel, ein Deutscher, ist Kunstrichter. Zur Zeit der Herren v. Pizarew und Storozenko sollen die Künstlerprüfungen in dem Saale gar nicht aufgehört haben. Herr v. Abramowicz ist weniger von denselben gequält, denn die Künstler umgehen jetzt Warschau gern, da es ihnen die Federn, die es ihnen aufsteckt, wieder abreißt. Erstens gehört jede zur Oeffentlichkeit zu bringende künstlerische Leistung, welcher Art sie auch sei, wegen politischer Rücksicht vor die

Digitized by Google

Censurcommission, zweitens, in Rücksicht auf die Schauwürdigkeit, vor das Amt des Polizeimeisters. Diese beiden Aemter wollen von dem Künstler gut beschenkt sein, wenn seine Angelegenheit befördert werden soll. Hat er endlich die Erlaubniß zu seinem Auftreten erlangt, so wird ihm a) der Preis der Billets vorgeschrieben; b) er wird bei Strafe verpflichtet, dem Cirkelcommissair die Zeit der Darstellung anzuzeigen, und Demselben für seine polizeiliche Beaufsichtigung ein Honorar zu zahlen; c) die Kasse wird unter Controle zweier Polizeipersonen gestellt, welche, wenn sie nicht Niederträchtigkeiten ausüben sollen, auch beschenkt werden müssen; d) der neunte Theil des Reinertrags muß unverweilt diesen beiden Beamten übergeben werden, und geht den kaiserlichen Theatern zu Gute; e) drei Procent von der Gesammteinnahme müssen dem beiwohnenden Cirkelcommissair übergeben werden, und gehen dem Municipalgericht (Kassy Mieyskiey) zu Gute; endlich f) müssen 5 Groschen vom Silberrubel für die Armen der Stadt abgegeben werden. So drückende Bedingungen werden aber nur den fremden reisenden Künstlern, aus Scheu vor dem ausländischen Gifte, welches sie mit ins Land bringen, gestellt; die Tanzschulunternehmer zahlen Nichts weiter als ihre Steuer und den Tribut, den die Beamten von jedem Geschäftsmanne erzwingen. Die öffentlichen Tanzinstitute sehen Freudenhäusern sprechend ähnlich. Die Tänzerinnen, die meist schon anderwärts gewesen sind, wohnen in dem Hause. Die „Cleven" abonniren mit einem ziemlich hohen Preise monatlich auf den Besuch des Institutes und was dazu gehört. Die Meisten studiren nie aus, d. h. sie bleiben immer Besucher des Institutes, oder wenigstens so lange, als ihre Geldmittel es erlauben. Man findet unter ihnen ziemlich gealterte Herren, und selbst angesehene Russische Stabsofficiere.

Die eigentliche Kunst erfreut sich nicht der gleichen Begünstigung. Der frühere Chef des Paßbureau's, Hr. v. S., dem man bis 1848 alljährlich diejenigen Deutschen Badeorte besuchen gesehen, nach welchen Russische Päße gefordert und gegeben worden waren, sagte zu seinem Schwager, einem jungen Berliner Maler, als er nach Warschau kam, um sich da anzusiedeln: „Man liebt hier die Maler nicht, denn sie sind abnorme Geister." In den Kunstausstellungen, von der ersten im Jahre 1840 bis zu der jüngsten, war es verboten, historische Gemälde aufzustellen. Das Verbot auf Polnische historische Gemälde zu beschränken, hätte die politische Engherzigkeit zu sehr durchblicken lassen, also dehnte man es auf alle historischen Gemälde aus, und so fand man auf der Ausstellung Nichts weiter als Portraits. Später ging man sogar damit um, die Kunstausstellung ganz zu beseitigen und nur die Gewerbeausstellung noch fortbestehen zu lassen.

Digitized by Google

Dramaturgische Miscellen.*)

Clavigo von Goethe. Heut zu Tage würde es wol nicht mehr recht angehen, einen Mann auf der Bühne unzubringen, der noch zweiunddreißig Jahre lang lebte. Clavigo, den Goethe in seinem 1774 geschriebenen Stück von Beaumarchais erstechen läßt, starb erst im Jahre 1806. — Was das Stück selber betrifft, so hat man es in der Regel zu gering angeschlagen; man war daran gewöhnt, jedes Drama, in welchem außer der sublunarischen Welt nicht wenigstens noch Himmel und Hölle auftrat, als unwürdig eines großen Dichters anzusehen. Clavigo trägt allerdings einige Spuren schneller Arbeit an sich, und verfällt zuweilen in einen novellistischen Ton, von dem es wenigstens fraglich ist, wie weit er im Drama seine Berechtigung hat, dafür hat es aber auch einen wirklich dramatischen Zug, den wir bei den meisten Dramen von Goethe vermissen. Die Charaktere sind zwar skizzenhaft, aber doch sehr bestimmt gezeichnet, in ihren Motiven ist nichts Unklares; die Fabel fügt sich bequem und geschmeidig in die ideelle Anlage, und wir bewegen uns überall unter wirklichen Menschen, die Jedermann versteht, nicht unter wunderlichen Originalen, zu deren Verständniß Localkenntniß nöthig ist. Allerdings ist Goethe auch in diesem Stück, wie in allen seinen Werken, durchaus subjectiv; er hat seine Doppelnatur in Clavigo und Carlos zerlegt, wie in Tasso und Antonio, wie in Wilhelm Meister und Jarno, wie in Faust und Mephistopheles u. s. w., auf der einen Seite der weiche bestimmbare Idealist, auf der andern der nüchterne Verstandesmensch. Wenn wir in „Wahrheit und Dichtung" die Reflexionen verfolgen, welche die Trennung von Lili motivirten, so haben wir vollständig den Dialog zwischen Clavigo und Carlos, wenn auch die Folgen nicht so ernster Natur waren. — Außerdem hat zur Conception der Figuren unstreitig die Emilia Galotti viel beigetragen, welche drei Jahre vorher erschien. Der Prinz, Marinelli und Appiani sind die Vorbilder für Clavigo, Carlos und Beaumarchais. In Bezug auf die freie, natürliche Entfaltung der Empfindungen haben wir aber bei Goethe die vollste Unmittelbarkeit, während wir bei Lessing fortwährend an die Vermittelung durch Reflexion erinnert werden. — Was die Aufführung des Stücks betrifft, so stellen sich eigentlich alle Verhältnisse so klar heraus, daß man ein Mißverständniß kaum für möglich halten sollte; es ist aber doch durch manche bedeutende Schauspieler, namentlich durch Seydelmann, der im Carlos von den meisten der gegenwärtigen Schauspieler copirt wird, ein falscher Accent hineingelegt worden, auf den man aufmerksam machen muß. Seydelmann benutzte das Uebergewicht, welches Carlos durch seine geschlossene, oder nur nach einer Seite hin geöffnete Natur über den von ver-

*) Wir fahren fort, die interessanten Stücke alter und neuer Zeit, die in Leipzig aufgeführt werden, mit einigen Bemerkungen zu begleiten.

Digitized by Google

schiedenen Motiven bestimmten Clavigo behauptet, dazu, den Letztern ganz und gar herunterzudrücken, was nicht schwer ist, was aber der Absicht des Dichters widerspricht. Er blieb z. B. in der großen Scene dem Clavigo gegenüber mit verschränkten Armen unbeweglich an den Tisch gelehnt stehen, um symbolisch die Festigkeit und Unbeweglichkeit des Charakters auszudrücken. Durch dieses äußerliche Mittel wird zuletzt das Publicum so bezaubert, daß es seine Aufmerksamkeit ungetheilt auf Carlos richtet, während doch die Umstimmung im Gemüth des Clavigo in dieser Scene die Hauptsache sein muß. Außerdem beruht diese Auffassung auf einem Mißverständniß des Charakters, wozu Goethe allerdings leicht verführt. Es ist genau derselbe Fall mit dem Antonio und Tasso. Gewöhnlich stellt man sich vor, man habe es mit einem abstracten Verstandesmenschen zu thun, und ist daher geneigt, die ganze Theilnahme des Gemüths auf Tasso zu richten, weil der bloße Verstand keine unmittelbare Betheiligung hervorruft; allein ein Charakter wie Antonio, welcher von früher Jugend auf gewohnt ist, sich in diplomatischen Cirkeln zu bewegen, ist deshalb keineswegs ohne Leidenschaft; er ist nur geübt, dieselbe zurückzuhalten. Sein Motiv in der Hauptscene ist nicht das stolze Gefühl der Ueberlegenheit über eine unreife Bildung, welche im Gegentheil der rücksichtsvolle und für das Verständniß einer jeden Natur fein empfängliche Weltmann mit Wohlwollen und einer gewissen Dankbarkeit aufnehmen würde, sondern die Eifersucht, die um so heftiger hervortritt, je mehr er sie selbst während der Unterredung zurückhalten muß. Antonio dem Tasso gegenüber ist nicht der überweise Mentor, der dem jungen Poeten das ABC sittlicher Haltung beibringt, sondern der stille Feind, der seine überlegenen Fechterkünste benutzt, und dessen spätere, durch seine gute und gesunde Natur vermittelte Versöhnung um so mehr anerkannt werden muß, da sie nicht leicht ist. — Aehnlich verhält es sich mit Carlos. Man muß die Unterredung nicht so auffassen, als geschähe sie nach einem vorher genau überlegten Plan, und als würde Clavigo systematisch bearbeitet. Carlos ist zu Anfang derselben der Ansicht, sein Freund, den er nach seiner Art wirklich liebt, und der so ziemlich alle guten Seiten seines Herzens in Anspruch nimmt, da er im Uebrigen die Welt mit den Augen eines ironischen Misanthropen ansieht, sei in die Netze der verschmitzten Französin so verstrickt, daß er ihn nicht werde losreißen können, und seine ersten Worte haben keinen andern Zweck, als seinen Unwillen auszulassen. Erst als er merkt, daß Clavigo noch bestimmbar ist, fängt er Feuer, und nun redet er sich selbst im Eifer in eine immer größere Ueberzeugung hinein. Diese Eigenthümlichkeit, daß kalte Menschen in solchen Fällen sich selbst berauschen, hat z. B. Shakspeare in seinem Jago wunderbar schön durchgeführt. Daß Carlos nicht ein bloßer Marinelli ist, zeigen die letzten Worte des Clavigo; er ist vollständig davon überzeugt, seinen Freund durch den Handschlag unbedingt gebunden zu haben. Der Weltmann hat zwar, namentlich in Beziehung auf den Umgang mit Weibern, ein weiteres Ge-

Digitized by Google

wissen, als der Moralist, er hält auch gleichgiltigen oder feindseligen Personen gegenüber sehr bedenkliche Fechterkünste für erlaubt, aber seine Immoralität hat doch eine gewisse Grenze; wenn er sein Ehrenwort giebt, so hält er es auch. So muß Carlos aufgefaßt werden, wenn er in die Stimmung des Stücks passen soll. Er muß außerdem an Alter nicht viel dem Clavigo überlegen sein, eben so wenig wie Antonio dem Tasso. — Clavigo selbst muß als eine sehr leicht erregliche poetische Natur dargestellt werden; man darf keinen Augenblick auf den Verdacht gerathen, das Motiv seines zweiten Verraths sei die kalte Reflexion, es muß vielmehr derselbe als das Resultat einer unbefriedigten und unklaren Bestimmung erscheinen. Er liebt Maria nicht mehr, und fühlt sich unfähig, ihr Liebe zu heucheln. Die Idee der abstracten Pflicht hat über ihn keine Gewalt, und als Poet macht er sich's bequem, gerade wie Weißlingen. Wenn wir vermuthen könnten, daß die Berechnung ihn bestimmte, so würde diese Unwürdigkeit auch auf sein früheres Benehmen zurückfallen, und wir würden in seinem Verhalten gegen Beaumarchais die gemeine Feigheit sehen, so daß wir nicht mehr im Stande wären, irgend ein Interesse an ihm zu nehmen. Das ist aber nicht der Fall. Der Poet verlangt nur immer, daß seine Empfindung ihm gegenständlich werde, wenn er daran glauben soll, und so sieht er zuerst in Beaumarchais die eigene Empfindung der Pflicht, nachher in Carlos die eigene Empfindung der Neigung vor sich. Beide leiten ihn nur dadurch, daß sie ihm einen Spiegel zeigen. — Was endlich Marie betrifft, so ist ihre Krankheitsgeschichte mit wunderbarer Wahrheit dargestellt. Die Schauspielerin muß sich nur hüten, diese Wahrheit, namentlich in der ersten Hälfte des Stücks, zu sehr ins Physische hinüber spielen zu lassen. Marie trägt allerdings schon im ersten Act den Tod im Herzen, allein sie darf das nicht zur Schau tragen, im Gegentheil, sie muß es durch einen kleinen Anflug von Französischer Munterkeit so zu verdecken wissen, daß wir wenigstens die Möglichkeit eines glücklichen Ausganges ahnen können, weil sonst das Ganze als eine überflüssige Komödie erschiene. Wir müssen zwar stets in Besorgniß schweben, aber wir dürfen nicht die Gewißheit haben, sonst würde das pathologische Interesse das psychologische überwiegen, und die weinerliche Stimmung, aus der wir gar nicht herauskämen, würde jede Erschütterung und Erhebung unsres Gemüths unmöglich machen. —

Lorbeerbaum und Bettelstab, von Holtei. — Holtei hat unsre Bühne mit einer großen Zahl vortrefflich ausgeführter und in der besten Laune gehaltener Vaudevilles bereichert. Bei dem großen Mangel an Fruchtbarkeit auch in diesem Genre sollten die Theater häufiger auf dieselben zurückkommen. Wenn wir daher hier auf ein Stück von ihm zurückgehen, welches die entschiedenste Mißbilligung verdient, so geschieht es nicht, um den Dichter anzugreifen, den man vielmehr viel zu gering anzuschlagen geneigt ist, als eine moralische Verkehrung der Begriffe zu bekämpfen, die seit der Zeit nur zu sehr Raum unter uns

Digitized by Google

gewonnen hat. Lorbeerbaum und Bettelstab war, soviel wir wissen, auf dem Deutschen Theater das erste Stück, in welchem jene wunderliche Ansicht vertreten wurde, daß der Genius eine ganz eigenthümliche moralische Weltordnung für sich in Anspruch nehmen dürfe. Damals, wie zum Theil noch heute, galt die Unordnung und Regellosigkeit für das sicherste Kennzeichen des Genies, und man war geneigt, auch ohne daß irgend eine Production dazu die Berechtigung gab, Denjenigen für einen geborenen, wenn auch verkannten Dichter zu halten, der abweichend von den übrigen Menschen lebte und empfand. Holtei schildert in seinem Stück ein ganz ruppiges Subject, einen Menschen ohne Halt und Charakter, der Frau und Kinder verhungern läßt und für irgend eine reiche Banquierstochter schwärmt, die ihm einmal wegen seiner Verse Artigkeiten gesagt hat; der nur die Extreme kennt, und von einem regel- und zwecklosen Leben sogleich in knechtische, trotzige Abhängigkeit verfällt, der, weil seine Trauerspiele keine Anerkennung finden, alles menschliche Gefühl in seinem Herzen erstickt; und er schildert diesen Menschen nicht blos als ein krankhaftes, von vorn herein halb verrücktes Individuum, sondern als den Typus eines echten Deutschen Dichters. Dem armen Deutschen Volk wird hier wieder einmal der Vorwurf gemacht, daß es seine Genies verhungern lasse. Die unbefangene Betrachtung der Dinge lehrt das Gegentheil. Wir Deutschen sind kein reiches Volk, und wenn unsre Dichter, verleitet durch das Beispiel anderer Nationen, nur in Orientalischem Luxus gedeihen zu können glauben, so ist das eine Verkennung ihrer eigenen Kraft und der Ansprüche, die sie an das Volk zu machen haben. Bei uns ist noch nie ein guter Dichter zu Grunde gegangen. Die Beispiele von Günther, von Lenz, von Grabbe, von Hölderlin u. s. w. gehören nicht hieher, denn das kann man von der Poesie nicht verlangen, daß sie allein ein unsittliches, oder krankes, oder willenloses Individuum aufrechthält. Es liegt in jener Darstellung ein doppeltes Unrecht, ein Unrecht gegen den Genius, und ein Unrecht gegen die Gesellschaft. Das Wesen des Genius liegt keineswegs in der unbedingten Knechtschaft unter der Macht der Stimmungen und Empfindungen. Zwar gehört die Irritabilität der Nerven allerdings zum Dichter, der lebhafter empfinden muß, als Andere, um lebhafter darstellen zu können, aber eben so gehört dazu eine concentrirte Herrschaft über diese Mannichfaltigkeit der fremden Einflüsse und Stimmungen, denn ohne diese ist man unfähig, zu gestalten. Wenn sich also einerseits die Dichter darüber beklagen können, daß man die Würde ihrer Kunst an die Caricatur eines verkümmerten Gemüths knüpft, so hat andererseits die Gesellschaft ein noch weit begründeteres Recht zur Beschwerde, wenn man ihr die Pflicht imputiren will, diese Regellosigkeit des Genius nicht nur zu ertragen, sondern zu pflegen, für den Dichter eine exceptionelle Moral gelten zu lassen. Es liegt das im Wesen der Romantik, in der hitzigen Verfolgung eines über alle Wolken hinausgehenden Ideals die Idealität überhaupt aufzugeben, denn ohne das Gesetz giebt es kein Ideal und

Digitized by Google

keine Freiheit; die gesetzlose Willkür, wie reich sie auch ausgestattet sein möge, verfällt in das Gebiet der Empirie. Um seinen Repräsentanten des Genius, über den er im Stillen selber den Kopf schütteln muß, doch einigermaßen zu rehabilitiren, läßt Holtei die Repräsentanten der Gesellschaft, die er bis dahin als sehr verständige, humane und ehrenwerthe Männer dargestellt hat, im entscheidenden Augenblick plötzlich zu einer unmotivirten Rohheit übergehen, und dann zuletzt, nachdem die Trauerspiele des Verkannten im Publicum sich Bahn gebrochen haben, in Sack und Asche Buße thun, und so das Recht des von ihnen verlästerten Genius anerkennen. — Mit dieser Verirrung hängt eine zweite zusammen, die Neigung nämlich, in die wir Deutsche nur allzuhäufig verfallen, räthselhafte, abnorme, isolirte Individualitäten zu schildern, für welche der Verstand und das gesunde Gefühl keinen Schlüssel bieten. Die Originalität, deren Gesetz man zu entdecken nicht im Stande, und die sich dessen eben so wenig bewußt ist, artet zuletzt zum Wahnsinn aus, denn Wahnsinn ist nichts Anderes, als das von dem Gesetz der Wirklichkeit isolirte Gemüth. Holtei läßt seinen Helden allerdings erst im Epilog in Wahnsinn verfallen, aber eigentlich ist er es schon bei seinem ersten Auftreten. Solche Schilderungen kommen der Neigung unsrer modernen virtuosen Schauspieler sehr gelegen, sich in seltsamen, noch nie dagewesenen Geberden und Grimassen auszuzeichnen. Es ist aber Nichts leichter, als einen verschrobenen Verstand und eine verschrobene Empfindung zu schildern, denn man mag carikiren, nach welcher Seite man immer will, man trifft stets das Richtige, weil es für die Absurdität kein Maß giebt; Nichts dagegen ist schwerer, als für das gesunde Empfinden, den gesunden Gedanken und die gesunde That den richtigen Ausdruck zu finden, denn dieser ist nur ein einziger, und um ihn zu treffen, muß man selber gesund empfinden und denken. Durch Scenen aus dem Irrenhause kann unser Theater immer nur mehr verwildern. —

Donna Diana, von Moreto. — Ein ausgeführtes Rechenexempel, wie es bei dem Spanischen Lustspiel fast überall der Fall ist. Das Thema, daß man bei dem Stolz nur durch den Schein der Kälte Liebe erwecken kann, wird regelrecht mit einer gewissen Geschicklichkeit exponirt, aber in einer abstracten Weise, daß man glauben sollte, der Dichter habe es absichtlich vermieden, seine Gestalten, die doch nur bloße Beispiele dieser Regeln sein sollten, mit Fleisch und Blut zu bekleiden. Sonst hätte es so nahe gelegen, die Kälte, welche Don Cesar seiner Geliebten gegenüber zur Schau trägt, wenigstens zum Theil als Ausfluß einer humoristischen übermüthigen Natur darzustellen, ungefähr wie es bei Perrin der Fall ist. So haben wir aber Nichts, als ein kaltes, herzloses Experiment, nur unterbrochen durch das beständig wiederholte Gewimmer, in welches Cesar verfällt, sobald er sich mit seinem Vertrauten allein sieht, die ewige Klage, daß er es nicht länger aushalten könne, u. s. w. Die Art, wie Donna Diana sich von dem Spaßmacher täuschen läßt, ist etwas gar zu roh angelegt. Die Ver-

Digitized by Google

führungskünste, die sie dem Don Cesar gegenüber anwendet, streifen zu nahe an ein nicht mehr der Aesthetik zugehöriges Gebiet, und die Naivetät, mit welcher Don Cesar auf dieses Gebiet eingeht, als er z. B. einmal ausruft: „Wie kann ich sie in diesem Anzug sehen und nicht vor Liebe sterben!" wird geradezu lächerlich. Die beiden Prinzen und Prinzessinnen sind zu schablonenhaft gehalten, und der ganze Conflict der Empfindungen wird gleich von vorn herein zu sehr ins Didaktische gezogen. Diana stellt nicht den Stolz und den Uebermuth einer freien Natur, sondern die Pedanterie einer ziemlich langweiligen Doctrin den Bewerbungen ihrer Freier entgegen, und auch von der andern Seite wird die Sache so viel als möglich theoretisch abgemacht. Trotzdem hat das Stück sehr bedeutende Vorzüge, die es mit Recht zu einem Lieblingsstück unsrer Debutanten gemacht haben. Der Gedanke selbst ist originell, die Ausführung wenigstens in ihren Grundzügen geschickt arrangirt, und die Steigerung der Empfindungen Donna Diana's sogar recht poetisch dargestellt. Man sollte einmal daran denken, die allzu großen Rohheiten aus dem Stück zu entfernen, unter Anderm auch den Schluß etwas abzuändern, denn daß Donna Diana, nachdem sie sich überzeugt hat, Cesar und Laura lieben einander und seien bereits versprochen, plötzlich hervortritt, und ihrerseits Don Cesar mit ihrer Hand beglückt, widerspricht nicht blos unsern modernen Begriffen von weiblicher Würde, sondern der idealen Natur des Weibes überhaupt. — Außerdem würde der Darsteller des Don Cesar so viel als möglich versuchen müssen, sich als freien, seiner Gegnerin ebenbürtigen Mann darzustellen; er muß zeigen, daß nicht blos das Ziel, sondern auch der Weg ihm Vergnügen macht, daß er nicht blos ein gelehriger Schüler des verschmitzten Bedienten ist, sondern daß es ihn innerlich kitzelt, Gleiches mit Gleichem zu erwiedern, und die stolze Schönheit zu demüthigen.

Die Umgestaltung der evangelischen Kirche.*)

Wenn es sich in dem Streit zwischen den supranaturalistischen und rationalistischen protestantischen Geistlichen um weiter Nichts handelte, als um die Lehrsätze, die sie in ihren Predigten, ihren theologischen Zeitschriften, ihrer Exegese u. s. w. anzuwenden haben, oder um die Formalitäten, welche diese oder jene kirchliche Handlung begleiten sollen, so könnten wir, die wir weniger daran gewöhnt sind, die Bildung unsres Geistes und die Nahrung für unser Herz in jenen Zeitschriften oder vor den Kanzeln zu suchen, in diesem Conflict ganz unbetheiligt

*) Vorträge über Wesen und Gestaltung der evangelischen Kirche, mit Rücksicht auf die in Preußen ihr bevorstehende neue Gestaltung, von Elteſter, Prediger in Potsdam. Potsdam. Riegel'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

bleiben, wir könnten ruhig zusehen, was sich aus der Dialektik zweier Vorstellungen, von denen die eine das Wunder als etwas Natürliches, die andere als etwas Uebernatürliches begreift, entwickeln wird, ja wir könnten kaum sagen, daß wir eine warme Theilnahme für die eine oder die andere der beiden Seiten empfänden; allein es handelt sich hier nicht blos um uns, die wir uns von den Einflüssen von dieser Seite her ziemlich frei gemacht haben, sondern um die ganze Generation, und da kann es uns allerdings nicht gleichgiltig sein, ob die große Masse des Volks sich daran gewöhnt, einen unsrem Verstand entgegengesetzten Verstand, ein unsrem Gefühl entgegengesetztes Gefühl als heilig und unfehlbar zu verehren.

Denn der Supranaturalismus bezieht sich nicht allein auf das Denken, sondern auch auf das Empfinden. Wenn er sich lediglich im Gebiet der Intelligenz bewegte, so wäre keine so große Gefahr dabei, denn die Wissenschaft hat seit Galilei's Zeiten nach allen Seiten hin so feste Verschanzungen aufgeworfen, daß man ganze Legionen von Jesuiten zum Sturm gegen dieselbe antreiben könnte, ohne ihr auch nur den kleinsten Vorposten zu entziehen; und wenn die Wissenschaft auch keineswegs das Niveau der allgemeinen Bildung ausdrückt, so ist sie doch eine uneinnehmbare Festung, in welche versprengte Freicorps sich zurückziehen können, und von wo aus der Feind auch in den schlimmsten Umständen mit Erfolg zu bekämpfen sein wird.

Mit unsrem sittlichen Empfinden ist es aber anders. Dasselbe erfreut sich keineswegs der Sicherheit und Integrität der wissenschaftlichen Erkenntniß, im Gegentheil sind wir, die Söhne der Romantik, in unsrem Gefühl viel unklarer und schwankender, als es selbst im vorigen Jahrhundert der Fall war. Es kann uns also nicht gleichgiltig sein, daß man der Menge, die nach irgend einem Glauben lechzt, von welcher Seite er auch kommen möge, Heiligenbilder und Reliquien zur Anbetung darreicht, die nicht die unsrigen sind, daß man sie in Geschichten und allgemeinen Grundsätzen Ideale verehren lehrt, die uns als Götzenbilder erscheinen. — Es handelt sich hier nicht blos um den Inhalt der neuen Orthodoxie, sondern um die Träger derselben.

Es ist noch kein volles Menschenalter her, daß der Rationalismus durch ganz Deutschland ziemlich die ausschließliche Herrschaft hatte; in einzelnen Gegenden, z. B. in Sachsen, herrschte er sogar geradezu despotisch. In der religiösen Reaction, die sich seit der Zeit überall erhoben hat, sehen wir auf der einen Seite zwar allerdings die Empörung glaubensbedürftiger Gemüther gegen ein leeres und unfruchtbares System, gegen eine Halbheit, die weder dem Verstand, noch dem Herzen genügt, und wir sind vollkommen überzeugt, daß ein Theil der neuerweckten Rechtgläubigkeit aus einer an sich ganz berechtigten Sehnsucht hervorging; aber auch nur ein Theil. Leider haben sich die Regierungen der Sache angenommen, und die Frömmigkeit durch äußerliche Begünstigungen zu fördern

Digitized by Google

gesucht. Der größte Theil der frommen Professoren, Lehrer und Geistlichen, die in der jetzigen Zeit in Preußen zu finden sind, stammen aus der Eichhorn'schen Zeit, und das jetzige Ministerium der geistlichen Angelegenheiten übertrifft das Eichhorn'sche in demselben Grade an Intoleranz und an Fülle kirchlicher Glaubenssätze, als in der Politik die jetzt herrschende Kreuzzeitungspartei die bureaukratische des Jahres 1842. Das hat, wie immer die Herrschaft einer einseitigen Partei, auf die Sittlichkeit die nachtheiligsten Einflüsse. Ich glaube zwar gern, daß von einer bewußten Heuchelei nur bei einem sehr kleinen Theil die Rede sein kann, aber schon, wenn man sich zu dem Amt eines Geistlichen vorbereitet, hat man instinctmäßig die von oben her beliebte Form des Glaubens im Auge; man richtet seine Studien und seine Empfindungen darnach ein, und das führt leicht zu einer Selbsttäuschung, die vom höhern sittlichen Standpunkt aus betrachtet viel schlimmer und viel gefährlicher ist, als jene bewußte Heuchelei.

Es muß uns daher von großer Wichtigkeit sein, auf die Bemühungen unsre Aufmerksamkeit zu richten, welche innerhalb der Kirche selbst stattfinden, die einseitige Herrschaft einer extremen Partei zu hintertreiben. In diesen Bemühungen nimmt das unten angezeigte Werk eine werthvolle Stellung ein. Der Verfasser gehört zu der Schule Schleiermacher's, die sich überhaupt um die Versöhnung des religiösen Sinnes mit der Humanität große Verdienste erworben hat. Sie hat allerdings in etwas weit getriebener Toleranz dem Princip des Supranaturalismus Concessionen gemacht, die es zu einer Einheit des Princips bei ihr nicht recht kommen lassen wollen; dafür hat sie aber auch in ihre Lehren eine Fülle von sittlichem, gemüthlichem und ästhetischem Inhalt eingeführt, die gegen die Dürftigkeit des alten und platten Rationalismus sehr vortheilhaft absticht. Sie hat außerdem eine viel günstigere Stellung innerhalb der Kirche selbst, als die Rationalisten, die, je aufrichtiger sie sind, sich immer weiter von der eigentlichen Kirche entfernen müssen, und denen zuletzt Nichts übrig bleibt, als sich in freien Gemeinden zu zerstreuen, wo die eigentliche Leerheit ihres Princips sich auch nur allzu bald ausspricht.

Herr Elteſter geht also nicht auf eine Trennung von der Kirche aus, sondern auf eine Reform derselben und auf ihre Trennung vom Staat. Bekanntlich ist von oben her diese Idee gleichfalls ausgesprochen worden, und man hat durch die Berufung der Generalsynode im Jahre 1846, wenn auch vergebens, versucht, etwas Aehnliches anzubahnen. Die evangelische Kirche ist aber in der schlimmen Lage, daß sie sich ihre Verfassung nicht selbst geben kann, sondern sich dieselbe vom Staat octroyiren lassen muß, denn es fehlt ihr vollständig an einem Organ, und die neu zu schaffenden kirchlichen Organe sind unter keiner andern Bedingung denkbar, als daß der Staat sie constituirt: der Staat, das heißt hier so viel, als die herrschende Partei. Wenn man dies im Auge behält, so erscheinen die Anträge des Verfassers von einer wahrhaft bewundernswürdigen Kühnheit.

Digitized by Google

Er will — und er ist darin nur der Ausdruck der Unionsvereine, wozu auch seine Freunde Jonas, Sydow, Pischon und Andere gehören — der Kirche die vollständige Autonomie in der Verwaltung ihrer Angelegenheiten, in der Besetzung ihrer Lehrstellen u. s. w. vindiciren, und er will diese Kirche von unten auf, von den Ortsgemeinden aufbauen. Die Ortsgemeinde wählt den Pfarrer und das Presbyterium, die verschiedenen Gemeinden wählen die Kreissynode, die Kreissynode wählt das Kreispresbyterium, und so immer weiter herauf bis zum Oberconsistorium, welches von der Landessynode gewählt wird.

Es ist das, wie gesagt, eine erstaunliche Kühnheit, nicht blos darum, weil die Möglichkeit vorausgesetzt wird, die jetzt herrschende Partei werde darauf eingehen, und ihren Besitzstand freiwillig an eine im günstigsten Fall noch gar nicht zu berechnende Majorität veräußern, sondern auch, weil sie aus der vollständig irrationellen Mannichfaltigkeit der Gemeinden eine homogene Kirche aufzubauen gedenkt, die ihrerseits wieder controlirend auf die Gemeinden einwirken soll. Das ist ein Glaube an die Lebenskraft und an die Productivität des bestehenden kirchlichen Sinnes, wie wir ihn kaum für möglich gehalten hätten.

Wie dem auch sei, die ventilirte Frage ist eine nothwendige, unabweisbare, eine tief eingreifende in das Leben der Nation. Wir selber sind nicht in der Lage, auch nur Vorschläge darüber zu machen, wir können also nichts Anderes thun, als auf ein System, welches wenigstens aus gutem Willen gekommen und vielseitig durchdacht ist, die allgemeine Aufmerksamkeit hinlenken.

Wochenschau.

Skizzen aus Natur- und Völkerleben, von J. G. Kohl. Zwei Bände. Dresden, Kuntze. — Der berühmte Reisende hat in diesen zwei Bänden eine Reihe vereinzelter Abhandlungen gesammelt, die sich aus den letzten Jahren herschreiben. Der Inhalt derselben ist zum großen Theil ein ernster. Wir glauben aber, in dieser schweren Zeit unsern Lesern einen Gefallen zu thun, wenn wir als Probe eine etwas leichtsinnigere Darstellung auswählen, die einen uns naheliegenden Gegenstand betrifft, nämlich den Genuß des Kaffees und Tabaks in Sachsen. „So viel ich weiß, giebt es kein Land in der Welt, — selbst Mocca in Arabien nicht ausgenommen, — in welchem die geringen Leute solche Quantitäten Kaffee verconsumirten, wie in Sachsen. In Frankreich trinkt man selbst des Morgens zum Frühstück etwa nur eine halbe Tasse Kaffee, die freilich gut ist, und ungefähr eben so viel nach Tische. In England ersetzt der Thee den Kaffee beim Frühstück fast ganz, und in der Regel ist dieses Getränk dort so schlecht, daß man auch bei der Mittagstafel auf die gebotene Tasse ziemlich willig verzichtet. In Rußland treten beim geringen Volk ebenfalls Thee und Branntwein und andere Flüssigkeiten an die Stelle des Kaffees. Deutschland ist das Land, welches die Kaffeekanne zu einem so respectablen und umfangreichen Gefäß gemacht hat, und in Deutschland

Digitized by Google

gebührt in dieser Beziehung wieder Sachsen vor allen andern Ländern die Krone, denn hier sprudelt der Kaffee in tausend Quellen.

In andern Ländern ist er nur ein Getränk der Wohlhabenden, und die Geringen und Armen kennen ihn kaum. In Frankreich bekommt der Arme eher Wein ins Haus als Kaffee, in England hat der Arme zwar überall Thee, aber fast nie Kaffee. In Sachsen dagegen ist beinahe Niemand so arm, daß er nicht Kaffee tränke. Mit Kaffee bringen sie ihre kleinen Kinder auf, Kaffee trinken die Erwachsenen am Morgen, am Mittage und am Abende. Kaffee ist ihre Suppe, ihr Wein, ihre Sauce, ihr Alltags- und Festtagsgetränk.

In Dresden und andern Sächsischen Städten giebt es eine Menge armer Handlanger und Tagelöhner, die Morgens ihre sechs Tassen wäßrigen Kaffee mit Brod, Mittags ihre sechs Tassen Kaffee zum Butterbrod und Abends wieder ihre sechs Tassen Kaffee zu ihren Kartoffeln genießen. Bei den Spitzenklöpplerinnen und Strohflechterinnen im Erzgebirge kommt der Kaffeetopf fast den ganzen Tag nicht von dem Ofen. In Folge Dessen hat sich denn auch in den meisten Haushaltungen Sachsens ein solcher permanenter Kaffeegeruch festgesetzt, daß man diesen Geruch als vorherrschend bezeichnen kann. In den Häusern Dresdens und Leipzigs, und überhaupt aller Städte des Königreichs Sachsen, verschlingt der Kaffeegeruch alle andern Gerüche, und man könnte, mit verbundenen Augen reisend, allein aus diesem Geruch erkennen, wenn man zuerst in ein Haus jenes Königreichs trete.

Die Sächsischen Mädchen, wenn sie des Nachts hindurch Besuche von ihren Geliebten haben, kochen ihnen Kaffee, und nähren die Nacht hindurch bis zum Sonnenaufgange die Flammen der Liebe mit diesem Getränke. Ihre Aeltern, wenn sie Gäste bekommen, die sie ehren wollen, kochen ebenfalls Kaffee, und kaufen einige Semmeln dazu. Bei den Spinngesellschaften, den Strohflecht-, Klöppel-, Stick- und Strickzusammenkünften der Mädchen im Erzgebirge bildet die Kaffeekanne eben so den Hauptmittelpunkt, und die Kaffeetasse kreist von Mund zu Mund. Ich möchte sagen, die mäßigen Sachsen sind sonst in keinem Genuß unmäßig, als in dem dieses lauen Getränkes, das, so reichlich mit Wasser getauft, wie es bei ihnen erscheint, selbst ein wahrer Repräsentant der Nüchternheit ist.

Die Sachsen haben eine solche Passion, Kaffee — oder vielmehr warmes mit irgend einer bräunlichen Substanz gefärbtes Wasser — zu trinken, daß sie eine zahllose Menge von Gegenständen ausfindig gemacht haben, aus denen sie diesen Extract ziehen können. Der Arabische echte Kaffeebaum ist nur ein sehr niedriger, unscheinbarer Strauch, der unter allen Umständen dieselbe Form und Gestalt behält. Das Sächsische Kaffeegewächs aber ist ein wahrer Proteus, der bald als Strauch, bald als großer Baum, bald als ein unscheinbares Wurzelgewächs, bald als Halm erscheint.

In der That, ich weiß in den Gärten, oder auf den Feldern der Erzgebirgler kaum eine einzige fruchttragende Pflanze, sei sie über oder unter der Erde wachsend, deren Früchte von den hiesigen Leuten nicht geröstet, zerrieben, mit Wasser begossen und als Kaffee verschlürft würden. Der eigentliche echte Kaffee ist den Meisten zu theuer, und zunächst und vor allen Dingen treten an seine Stelle alle Arten des Getreides, Roggen, Hafer, Weizen, Gerste, Malz, ganz insbesondere aber Roggen und Gerste. Die Cichorienwurzel ist in ganz Deutschland als ein treffliches Kaffeesurrogat bekannt. Auch die meisten andern Arten von Wurzeln, als z. B. Runkelrüben, Möhren, Erdmandeln, ja

Digitized by Google

sogar Kohlrüben und Kohlrabi werden hier zu Kaffee verwandt. Alle diese Rüben und Wurzeln werden in kleine Stückchen zerhackt, geröstet und auf die Kaffeemühle gebracht. In jedem Haushalte findet man immer eine ziemliche Quantität von solchen Wurzelgewächsen zu dem genannten Zwecke vorräthig. Auch Erbsenkaffee ist hier sehr häufig; aber gerade dasjenige Gewächs, dessen Frucht am Meisten Aehnlichkeit mit der des Kaffeestrauches hat, die Garten- oder Feldbohne, halten sie zum Kaffeebrauen am Wenigsten für tauglich. Auch die saftigen Früchte der Obstbäume, die Pflaumen, die Aepfel, die Birnen, müssen es sich gefallen lassen, im heißen Backofen ihrer aromatischen Säfte beraubt, in Halbkohlen verwandelt und in Staub zermahlen zu werden, um das warme Wasser des Sachsen braun zu färben, und ihm die lockende Täuschung vorzuspiegeln, daß er Kaffee trinke. Die Aepfel rösten sie in feinen Scheibchen zerschnitten, die im Ofen so dürr wie Holzkohlen werden, und sich dann leicht zermahlen lassen. Sogar mehrere Arten von Dornsträuchern, z B. Hagebutten, lesen sie sorgfältig ab, um ihre Früchte zu rösten und gleichfalls auf die allzermalmende Kaffeemühle zu bringen.

Die Arabischen und Westindischen Kaffeehändler und Kaffeetrinker gerathen in Jahren des Mißwachses in die größte Noth. Die Sächsischen Kaffeetrinker haben sich, wie man aus dem Vorigen sieht, so vernünftig eingerichtet, daß sie weder eine solche Noth, noch einen solchen Mißwachs für ihre Kaffeeernte je zu befürchten haben. Denn ist der Kornkaffee auf dem Felde nicht gerathen, so giebt es doch Pflaumenkaffee auf den Bäumen, oder Wurzelkaffee unter der Erde. Es wäre zu wünschen, daß man jeder Nahrung des Volkes eine solche breite Basis geben könnte.

Da die Sächsischen Surrogatkaffees auch in größern städtischen Haushaltungen Verbreitung erhalten haben, so sind dadurch die Surrogatkaffeefabriken in den Städten Sachsens entstanden. In keinem Theile von Deutschland giebt es deren so große, wie in Magdeburg, Leipzig, Dresden ꝛc. Ja, auch die Sächsischen Gelehrten und Doctoren haben die Sache ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt, und in gründlichen Tractaten die Bereitungsweise jener unzähligen Kaffeearten beschrieben. Das Verlagscomptoir zu Grimma verbreitet unter seinen vielen nützlichen Schriften auch solche Abhandlungen wie diese: „Anweisung zur Bereitung des besten Roggenkaffees; Versuche und Erfahrungen des Herrn Dr. Heim, mittelst deren dem Gerstenkaffee fast alle Eigenschaften des Levantischen mitzutheilen sind.“ Vielleicht haben auch schon der Runkelrüben-, der Erbsen-, der Möhren- und Hagebuttenkaffee ihre eigene Literatur.

Doch hat dieses Getränk erst in neuerer Zeit eine solche außerordentliche und bemerkenswerthe Ausbreitung erhalten, und erst sehr allmählich und stufenweise ist man zu dem jetzigen Zustande gelangt. Ich habe mit alten Leuten viel darüber gesprochen, die mir versicherten, daß man in ihrer Jugend in hiesigen Landen noch kaum den Kaffee gekannt habe. „Ich war in dem Anfange dieses Jahrhunderts,“ sagte mir einer dieser Alten, „ein junger Bursche, und ich erinnere mich, daß damals mein Vater nur an den Markttagen, wenn er früh Morgens um 2 Uhr aufbrechen mußte, um nach Dresden zu fahren, ein Paar Tassen Kaffee trank. Meine Mutter mußte ihm dann Kaffee bereiten, was ihr allemal viel Umstände machte. Mein Vater trank ihn, um sich munter und wach zu erhalten, und sich für seine Frühfahrt etwas zu erwärmen. Im Uebrigen tranken wir den Kaffee nur an hohen Festtagen, zu Weihnachten, zu Ostern und zur Kirmes, aber auch selbst dann nur in sehr kleinen Portionen. Da die Kaffeeplantagen auf Cuba und den andern Westindischen Inseln sich mehrten, und die Engländer immer äm-

Digitized by Google

siger in der Einführung der Kaffeebohne nach Deutschland wurden, und dadurch dieses kostbare Getränk billiger zu haben war, so tranken wir am Ende auch an allen Sonn- und übrigen Festtagen Kaffee. Auch wurde er dann als Festgetränk den Gästen bei Hochzeiten, Begräbnißschmäusen ꝛc. vorgesetzt. An den übrigen Tagen aber blieben die Wasser- und Biersuppen als Frühstücksgetränk noch ein Zeit lang in ihrem uralten Rechte, welches sie wahrscheinlich seit der alten Germanen Zeiten bei uns geübt hatten."

„Da auf diese Weise sich indeß die Kaffeevorräthe sowol in den Läden der Kaufleute, als in den Hauswirthschaften mehrten, und da des Sonntags zuweilen mehr Kaffee gebraut wurde, als man nöthig hatte, so fing man an, zuerst auch den Montag mit in die zum Kaffee berechtigten Tage hineinzuziehen. Man genoß an diesem ersten Tage der Woche den Kaffeerest vom Sonntage, und zuletzt gewöhnte man sich daran, daß nun die Wirthinnen beim Kochen des Sonntagkaffees immer auf den Montag mit Rücksicht nahmen, und dafür sorgten, daß für diesen Tag eine hinreichende Portion übrig bleibe."

„Die Napoleonische Continentalsperre ließ es uns zum ersten Mal schmerzlich empfinden, wie sehr wir uns bereits an das ausländische Getränk gewöhnt hatten, und in wie hohem Grade es uns zum Bedürfniß geworden war. Da die echte Bohne uns entzogen wurde, so griffen wir nun zu den Schätzen des eigenen Vaterlandes, und sahen uns in den eigenen Gärten und Feldern um, um die Dinge zu entdecken, welche uns und unsren Gästen ein Getränk liefern könnten, das wenigstens demjenigen ähnlich wäre, das sie bei uns zu finden sich gewöhnt hatten."

„Seit dieser Zeit nun entstand in unsern Haushaltungen und Fabriken die Anfertigung und Bearbeitung der vielen Kaffeesurrogate, die sich seitdem in so außerordentlichem Maße ausgebreitet und vermehrt haben. Kaffee wurde nun ein so billiges Getränk, daß wir, während wir früher unsre Wasser-, Milch- und Biersuppen als minder kostspielig vorgezogen, jetzt umgekehrt den Kaffee als leichter erreichbar betrachten, und die Milch- und Biersuppen jetzt fast doppelt so theuer sind. Zuerst verbreitete sich der Kaffee als allgemeines Frühstücksgetränk über alle Tage der Woche. Doch trank man ihn wenigstens jeden Tag nur ein Mal. Jetzt aber genießen wir ihn fast alle Tage drei Mal."

Bei den eigentlichen wohlhabenden Bauern oder Bauergutsbesitzern herrscht noch am Meisten alte Sitte. Hier wird der Kaffee noch jetzt gewöhnlich nur des Morgens, und dann des Nachmittags nach einer soliden Mittagsmahlzeit, oder wenn sie Gäste haben, aufgetischt. Auch gilt dies nur von der Gutsherrschaft selbst. Knechte und Mägde dagegen in solchen größern Wirthschaften genießen oft nur an Sonntagen Kaffee, und bekommen an Alltagen auch zum Frühstück noch die alten herkömmlichen Frühstücksspeisen, Milch-, Wasser- und Biersuppe ꝛc., theils weil sie dieser kräftigen Nahrung bedürftig sind, theils weil sich überhaupt alles Hergebrachte bei den eigentlichen Bauern länger erhalten mag. Die ärmern Klassen dagegen auf den Dörfern sowol als in den Städten, die kleinen Gärtner und Häusler, die Handwerker, die Spinnerinnen, die Spitzenklöppler und die zahllosen kleinen Fabrikarbeiter im Gebirge betrachten den Kaffee durchweg als ihr vornehmstes Getränk. Wie in Irland und England die Ausbreitung der Kartoffeln, so ging in Sachsen die Ausbreitung des Kaffees mit der Vermehrung des Pauperismus Hand in Hand. In der That, man kann sagen, daß es Tausende in Sachsen giebt, deren einzige und vornehmste Nahrung jetzt

Digitized by Google

nichts Anderes als Kaffee und Kartoffeln sind. Schon fast von der Geburt an bildet Kaffee die Nahrung der Armen, und die kleinen Kinder, sowie sie von der Mutterbrust entwöhnt sind, nehmen alsbald an dem Kaffeegeschlürfe der Großen Theil. In der Regel indeß setzen sie den Kleinen doch etwas mehr Milch und, wenn sie können, auch etwas Zucker hinzu, um dadurch die nährenden Bestandtheile in der Substanz zu vermehren. Nur die Kinder der Wohlhabenden, die an Milch Ueberfluß haben, werden mit diesem Getränke groß gezogen.

Diejenigen kleinen Säuglinge, deren Mütter ihnen selbst keine eigene Milch zu geben haben, und solcher sind leider nicht wenige, müssen zu ihrem „Zulp" gleich von der Geburt an Kaffee trinken. Es giebt Tausende kleiner Neugeborenen, die in ihrem ersten Lebensjahre keine andere solide Kost zu sich nehmen, als die, welche sie aus dem „Zulp" saugen, und kein anderes Getränk als das, welches ihnen die Kaffeetasse gewährt. Der berühmte Sächsische „Zulp" ist ein Läppchen Leinwand, in welches sie in Wasser aufgelöstes Weizenbrod hineinbinden, und das sie dann dem Kinde statt der Mutterbrust in den Mund stecken. Viele thun statt der Weizenkrume auch Roggenbrod hinein, Manche blos Mehl und andere Dinge. Viele fügen auch wol, um die Sache nahrhafter und schmackhafter zu machen, etwas Zucker hinzu.

Ein solcher Zulp, an dem die Kinder saugen, oder, wie die Sachsen sagen, „nutschen" oder „zulpen", ist in ganz Sachsen gebräuchlich, fast bei allen Klassen, auf dem Lande sowol, als in den Städten. Die Sächsischen Mütter, Ammen und Kinderwärterinnen sind große Anhängerinnen des Zulps. Sie lassen ihn oft Tage lang den Kindern im Munde, die dabei in der Regel ruhig und zufrieden sind. Weil bei dem Saugen die kleinen Löcher der Zulplappen sich durch die Mehltheile allgemach verstopfen, so pflegen sie sie am Ende der Woche auszuwaschen. Ich traf einmal eine Bauerfrau, die am Sonnabende funfzehn solche Zulplappen für ihren kleinen Säugling auswusch. „Wahrscheinlich," sagte ich, „verstopfen und verkleistern sich der Magen und die Eingeweide Eures Kindes auch eben so, wie dieser Lappen, und die werdet ihr nicht so leicht waschen können." Die Aerzte, die Gesetzgeber und alle Patrone der unbewachten Säuglinge sollten gegen die Sächsischen Mütter und ihre Zulpe zu Felde ziehen. Denn was kann man in der That von der Energie, Gesundheit und Kraft eines Geschlechtes erwarten, das in seinen ersten und kostbarsten Jahren seinen ganzen Lebensorganismus mit nichts Anderem, als mit Kaffee und Zulp im Gange erhielt. Viele lassen ihre Kinder bis ins zweite und dritte Jahr zulpen und nutschen. Manche Kinder, besonders Mädchen, können es sich kaum mehr abgewöhnen, und thun es bis ins achte, ja zehnte Jahr. Ich kannte einige, die deswegen oft hart bestraft wurden und es doch nicht lassen konnten. Sie nahmen, wenn sie keinen Zulp bekommen konnten, die Finger, und eine hatte ihren Finger durch Saugen am Ende ganz zugespitzt.

Ich sage, was für Arbeiter mögen aus diesen bei Zulp und Kaffee groß gewordenen Kindern, die von Müttern geboren wurden, welche ebenfalls bei Kaffee und Spinnrocken und stets an Stuhl und Tisch gefesselt im Dunste enger warmer Stuben groß wurden und lebten, werden? — Der physische Zustand der Sächsischen Gebirgsbewohner scheint keine sehr günstige Antwort auf diese Frage zu geben. Denn in der That, so ausgezeichnet sie sonst in vieler Hinsicht sind, so sind sie es doch keineswegs in Bezug auf Größe, Stärke und Körperbildung. Sie stehen darin ihren Nachbarn im Osten, den Wenden, bei Weitem nach. Im Ganzen ist ihre Statur klein, und hat etwas Ver-

Digitized by Google

kommenes. Ihre Gesichtsfarbe ist in der Regel nicht sehr frisch. Man sieht mehr bleiche als blühende Wangen. In den Sächsischen Städten sind die Krüpel und Verwachsenen häufiger, als in den Städten irgend eines andern mir bekannten Landes." —

„Die Sachsen haben nur stille Leidenschaften. Außer dem Kaffeeschlürfen ist eine andere solche geräuschlose Leidenschaft das Tabakrauchen. Und diese Unart, die jetzt zwar überall in der Welt, sogar in England, überhand zu nehmen droht, ist allerdings hier zu einer Ausbildung gediehen, wie man dies sonst nirgends als noch in andern Theilen Deutschlands wiedersehen kann. Auch in Sachsen scheint dieses Uebel, das fast gar keine guten, sondern nur lauter schlechte Seiten hat, noch immer im Wachsen zu sein. Wenn der Bauer blos in seinen Erholungsstunden in der Muße rauchte, so ließe man sich das Ding noch gefallen. Man könnte denken, daß dadurch die Gemüthlichkeit in seinem Familienkreise vergrößert würde. Auch könnten durch den seelenberuhigenden Tabaksqualm manche rohe Ausbrüche von Leidenschaftlichkeit gemildert werden. Was kann aber in der That dieser lang herabhängende Mundauswuchs, den man die Pfeife nennt, dem Ackersmann, dem Steinhauer, dem Holzhacker bei seiner Arbeit nutzen? Die Pfeife und ihre Besorgung macht ihm selbst so viele Arbeit, daß sie da nur hinderlich ist; auch wirkt der Tabaksrauch gewiß nur lähmend auf die Energie des Arbeiters ein. Man sieht schon die Knaben von 14 und 15 Jahren rauchen, und ich glaube, unter 10 Männern ist kaum Einer, der nicht mit seiner Tabakspfeife zusammengewachsen zu sein scheint. Ich zählte einmal 60 Sächsische Arbeiter, die bei einer Eisenbahn beschäftigt waren, und ich konnte kaum ein Dutzend Leute herausfinden, die nicht eine qualmende Pfeife zwischen den Zähnen hielten."

„Zuweilen bin ich allerdings auf einen Mann gestoßen, der das Rauchen nie gelernt hatte, doch ist dies eine so große Seltenheit, wie eine weiße Krähe unter den schwarzen. Ich traf auch in Rußland zuweilen Leute, die nie in ihrem Leben Branntwein gekostet hatten, und es kam mir dann so vor, als stieße ich in jenem allgemeinen Branntweinsumpfe auf ein Stückchen festen Grundes und Bodens, so wie es mir in Sachsen, wenn ich einen Nichtraucher traf, schien, als träte ich inmitten dieses allgemeinen Tabaksnebels auf ein Fleckchen freie, frische Atmosphäre. Die Pflüger gehen rauchend hinter dem Pfluge her. Die Waldarbeiter hauen rauchend ihre Bäume um, und spalten das Holz mit der Pfeife im Munde. Die Steinhauer bei ihrer schweren Arbeit kleben rauchend in den Rissen und Spalten ihrer Steinbrüche. Der Todtengräber gräbt seines Nachbarn Grab mit der Pfeife im Munde, und räuchert die Höhle so gründlich aus, als sollte der Leichnam darin für ewig conservirt werden. Selbst die Aermsten, die oft Noth um das liebe tägliche Brod im Hause haben, sind nicht im Stande, sich den Genuß des Tabaks zu versagen. Ein armer Sächsischer Tagelöhner raucht in der Regel das Pfund Tabak zu 3 und 4 Neugroschen, und er verdampft davon leicht sein Pfund in der Woche. Viele aus derselben Klasse rauchen aber auch das Pfund zu 6 bis 8 Neugroschen, und Mehrere gestanden und berechneten mir, daß ihnen ihre Pfeife im Jahre auf 10 Thaler zu stehen komme. Welches erfreuliche kleine Capital könnten diese Leute sich und ihren Familien in 20 Jahren bilden, wenn sie jedes Mal, wo sie 4 Groschen für Tabak zum Kaufmann zu tragen im Begriffe sind, Selbstüberwindung genug besäßen, diese 4 Groschen statt dessen in eine Sparbüchse zu werfen."

„Sie rauchen von ihrem 15. Jahre ununterbrochen fort bis an das Ende des

Digitized by Google

Lebens, und ein alter, in Lumpen gehüllter Bettler von 82 Jahren gestand mir, daß er glaube, seine Pfeife habe ihn während seines Lebens über 600 Thaler gekostet, welche Summe er jetzt ungemein gern in der Tasche gehabt hätte." —

Aehnliche ans Humoristische streifende Schilderungen finden sich mehrere auch in den ernsten Abhandlungen, wie man es bei unserm braven Reisenden gewohnt ist, allein vorwiegend ist der Ernst. Mit den politischen Meditationen, welche den ersten Band eröffnen, hat er kein Glück gehabt. Man muß zwar im Ganzen die Gesinnung billigen, die sich in denselben ausspricht, allein einerseits geben sie nicht viel Neues, andererseits ist die Form, namentlich die beständigen Parallelen mit naturhistorischen Gegenständen, zu barock, als daß der Zweck einer verständigen Belehrung erreicht würde. Sehr vortrefflich ist dagegen die Abhandlung, die Panem et circenses überschrieben ist, und in welcher der auffallende Widerspruch unsrer Zeit erklärt wird, daß alle Dinge und Mittel, durch welche der Mensch gewöhnlich befriedigt zu werden pflegt, zu keiner Periode der Geschichte allgemeiner verbreitet waren, und doch auch zu keiner Zeit zugleich so allgemeine Unzufriedenheit die Welt ergriffen hat. Der Verfasser weist nach, wie sowol die Bedürfnisse, als die Vergnügungen, zu welchen letztern er das ganze geistige Treiben rechnet, gerade in der neuern Zeit eine Befriedigung und Ausbildung erlangt haben, von denen frühere Jahrhunderte keine Ahnung hatten. Im Allgemeinen ist das schon früher häufig ausgesprochen worden, und namentlich hat Macaulay in seiner Englischen Geschichte sehr energisch darauf hingewiesen, daß die Klagen in dieser Beziehung jeder Begründung entbehren; aber Kohl hat das Verdienst, diese allgemeine Wahrheit durch seine reiche Detailkenntniß den Augen näher gerückt zu haben. Er fängt von der Behausung an, schildert die Reform in den neuern Städteanlagen, deren Vortheile auch den Armen zu Gute kommen, die Verbesserungen im Ackerbauwesen u. s. w., geht dann auf die Nahrung über, und giebt eine Masse von Notizen, die auch für den Gastronomen nicht ohne Interesse sein werden, und kommt endlich auf die Kleidung, in welcher eine Revolution von wahrhaft demokratischer Bedeutung eingetreten ist. — Andere Abhandlungen, die sich strenger auf die Politik beziehen, z. B. die Beobachtungen über die Deutsche Kriegsflotte, enthalten viel werthvolles Material, sind aber für uns etwas zu Großdeutsch gehalten. — Den größten Theil der beiden sehr starken Bände, von denen wir behaupten können, daß nur sehr wenig Seiten sein werden, in denen nicht irgend eine interessante Notiz vorkommt, füllen Beschreibungen von den Deutschen Flüssen aus, in der Form einer Reise, mit genauer Darstellung ihrer Physiognomie und ihrer culturhistorischen Bedeutung. Im Uebrigen hat der Name des Verfassers bereits einen zu großen Ruf, als daß wir nöthig hätten, ihn weiter zu empfehlen.

Das Bad Oeynhausen. — Unter allen Bädern Norddeutschlands ist keins binnen so kurzer Zeit zu einer so wohlverdienten Berühmtheit gelangt, als das königlich Preußische Bad Oeynhausen bei dem Salinen-Dorfe Rehme an der Weser, unweit Pr.-Minden. Im Jahr 1829 wurde vom Berghauptmann v. Oeynhausen (nach dem das Bad seinen officiellen Namen führt, während das Publicum gewöhnlich von dem „Bad Rehme" spricht) jene berühmte Bohrarbeit begonnen, welche bis zu einer Tiefe von 2220 Fuß fortgesetzt wurde, und deren Alexander v. Humboldt in seinem Kosmos als der tiefsten auf der ganzen Erdoberfläche gedenkt. Der Erdbohrer durchbrach den 500 Fuß mächtigen Liasschiefer, drang durch die 1200 Fuß mächtige Keuperformation, förderte aber erst in der Nähe des Muschelkalks die herrliche Soolthermе zu Tage, welche, reich mit

Digitized by Google

Kohlensäure geschwängert, bei einer natürlichen Temperatur von $26^1/_2{}^0$ R., in jeder Minute 60 Kubikfuß Wasser liefert und 66 Badewannen überreichlich versorgt. Schon im Jahr 1843 wurden in den ländlichen Badehäusern, welche die über ihre Aecker hinfließende Soolquelle als Privatgut benutzten, über 20,000 Bäder an 1000 Curgäste verabreicht. Ausgezeichnete Heilwirkungen bei scrophulösen Leiden und Störungen der Motilität verschafften dem Bad einen Ruf in die Ferne, mit welchem die bisherigen dürftigen Einrichtungen auffallend contrastirten. 1844 beschloß das Finanzministerium, die Heilquelle zur Gründung eines Curorts zu benutzen, was jedoch nicht ohne einen bedenklichen Proceß mit dem Besitzer des betreffenden Grundstücks vor sich ging, welcher, gleich dem Müller von Sanssouci, jeden billigen Vergleichsvorschlag hartnäckig zurückwies, wodurch er sich selbst freilich den größten Schaden that. Oeynhausen sorgte nun im Auftrag der Staatsregierung für Erbauung eines zweckmäßig eingerichteten Badehauses. Speculative Privatleute aus der Nähe und Ferne bauten prächtige Hotels oder bescheidene Wohnungen zur Aufnahme der Curgäste. Der Preis der Grundstücke in und um Rehme ist auf diese Weise rasch gestiegen.

Die Gegend vereinigt die Anmuth der Ebene mit den Schönheiten der Gebirgslandschaft. Die nach Nord-Osten geneigte fruchtbare Ebene wird von der Detmolder Werre, die unweit Rehme in die Weser fällt, durchzogen; sie wird nördlich und nordöstlich von dem Wesergebirge, das man rechts und links von der Westphälischen Pforte in weiter Ausdehnung überblickt, südlich von den Lippischen Bergen umkränzt, welche als die nördlichen Ausläufer des Teutoburger Waldes zu betrachten sind. Das Klima ist sehr günstig. Bei einer Erhebung von 200 Fuß über den Meeresspiegel beträgt die mittlere Bodentemperatur 8^0 R., also nur 1^0 weniger, als die von Frankfurt und Hanau. Das nahe Wesergebirge schützt gegen kalte Ost- und Nordwinde, während atmosphärische Strömungen, welche die Ausdünstung der Flüsse innerhalb der Thäler bewirkt, die milde Bergluft in erfrischender Reinheit erhalten.

Die Soolquelle tritt aus den nördlich geneigten Schiefern der südlichen Gebirgsmassen seitlich in das Bohrloch, entsteigt mit einer Kraft von 11 Fuß in der Secunde dem untern engern Theile des Bohrbrunnens, schäumend und zischend durch ausströmende Kohlensäure aus der eisernen Röhre von 9 Zoll Durchmesser. In die Wanne eingelassen, ist das Wasser bei starker Strahlenbrechung wasserhell, und trübt sich erst bei erfolgender Abkühlung; alsdann beginnt auch die ganze Kohlensäure zu entweichen.

Nach Dr. Bischof's Analyse kann die Therme als Verbindung der Soole von Ischl und der Stahlquelle von Pyrmont angesehen werden. Bei größerem Gehalt an Kochsalz, kohlensaurer Magnesia und kohlensaurem Eisenoxydul hat sie eine namhafte Quantität schwefelsaurer Magnesia. Einzig ist die Quelle, in sofern sie bei dem Vorzug directer Verwendbarkeit in Form des warmen Bades eine wirksame Quantität von kohlensaurem Eisenoxydul enthält. Bekanntlich lassen die kalten Stahlquellen Letzteres beim Erwärmen fallen, während die heißern Thermen davon nur wenig aufnehmen können. Dieser Vorzug wird vermittelt durch die innige Verbindung der Kohlensäure mit der Soole. Erst 2 Fuß unter dem Wasserspiegel entwickelt sich das Gas aus der Soole, 3 Cubikfuß Kohlensäure in der Minute. Die Entwickelung ist so energisch, daß die Nase kaum einen Augenblick den Dunst des geöffneten Bohrlochs zu ertragen im Stande ist. Das Badesalz ist ebenfalls ein wichtiges Heilmittel des Curortes, indem vermittelst desselben die kräftigsten Wirkungen jod- und bromreicher Soolen erzielt werden. Dieses Badesalz wird nebst vielen andern chemischen Präparaten auf der hier befindlichen chemischen Fabrik nicht aus dem Soolbadwasser, sondern aus der Mutterlauge der Saline gefertigt. In der Trink-Cur wird die Soolquelle in Form und Gabe dem Meerwasser analog angewendet. Die durch Bromgehalt ausgezeichnete Bülowsoole wird in ähnlicher Weise verdünnt getrunken. Auch ein Bitterbrunnen ist vorhanden. Für weitere Bedürfnisse der Trinkcur ist gesorgt durch die Struve'sche Trinkanstalt für künstliche Mineralwasser mit der natürlichen Quellentemperatur.

Digitized by Google

Auch die versandten natürlichen Brunnen sind in gehöriger Auswahl vorhanden. Den Heilapparat des Curortes vervollständigt die Molkenanstalt der ausgezeichneten Nicke'schen Apotheke und das kalte Wellenbad im Werre-Canal.

Was nun die Einrichtung der Bäder selbst anlangt, so gewährt die unmittelbare Verwendung des Wassers, so wie es aus dem Mutterschooß der Erde quillt, den großen Vorzug, daß vor dem Gebrauch keine jauchenartige Zersetzung stattfinden kann, wie sie bei den künstlich geheizten Mineralwassern unvermeidlich ist. Physikalische Begünstigungen gestatten mittelst eines sehr einfachen Mechanismus die Darstellung des allgemeinen Bades in verschiedenen Formen, und die ungemeine Ergiebigkeit der Quelle erlaubt den anhaltenden Zufluß von frischem Wasser für die ganze Dauer eines Bades. Das Wasser strömt aus der Röhrenleitung des etwas höher liegenden Bohrbrunnens mit der Kraft einer Druckhöhe von 10 Fuß, also mit der Kraft einer Douche mittlerer Stärke, in die hölzernen Wannen ein. Daher findet bei anhaltendem Zufluß starke Wellenbewegung statt, verbunden mit Entbindung vielen kohlensauren Gases aus dem Schaume; so entsteht gewissermaßen eine Vereinigung des Wasser- und Gasbades. Die kohlensauren Schaummassen bedecken den Badenden mit unzähligen Perlbläschen. Dies Wellen- und Schaumbad ist überaus angenehm.

Neben dem Wannenbad leistet das Dunstbad die wichtigsten Dienste. Durch unterirdische Röhren fließt ein Theil der Thermalwasser einem nördlich von der Badeanstalt gelegenen Pavillon zu. In Gestalt eines Achtecks umgiebt das Gebäude einen Springbrunnen, zu welchem die Steigkraft der Soole benutzt worden ist. Der Mündung einer Hohlsäule von 16 Fuß Höhe entsteigt das Wasser, und breitet seine Strahlen cascadenartig nach allen Seiten aus. Diese fallen in dem tiefen Bassin auf Dorn-Incrustationen, womit der Fuß der Säule umgeben ist, nieder, und bringen zerstiebend die kohlensauren Soolddünste hervor, welche den Raum erfüllen. Die Temperatur in demselben schwankt zwischen 20 — 25° R. Sie wird geregelt durch Züge, die in dem kuppelartigen Aufsatz angebracht sind, durch welchen das Licht von oben einfällt. Neben der Wannen-Douche durch natürlichen Druck werden auch künstliche starke Wasser-Douchen, und am Bohrloch Nr. I eine Gas-Douche gegeben. Außerdem wird die von den Gradirwerken ununterbrochen ausströmende „Seeluft" vermittelst der zu beiden Seiten angebrachten, stets trockenen Spaziergänge als wirksames Unterstützungs-Heilmittel zurmäßig genossen.

Obgleich mit den Wirkungen des Bades noch immer experimentirt wird, und obwol ein ausgezeichneter Arzt der Nachbarschaft die ernste Besorgniß ausgesprochen hat, daß die entfernten Preußischen Aerzte den wohlverdienten Ruf des Bades bald untergraben dürften, wenn sie noch fernerhin alle möglichen Sorten von Kranken nach Rehme dirigiren würden, so ist der Ruf des Bades durch vielfache glänzende Curen, besonders in Neurosen, Scrophulosis, Hämorrhoiden, Arthritis, chronischem Rheumatismus, Chlorosis und Anämie, fortwährend gestiegen. Insbesondere hat sich die wundergleiche Wirksamkeit des Bades auf Scropheln und Nervenlähmungen von Jahr zu Jahr mit immer größerer Evidenz herausgestellt.

Logis sind zu allen Größen und Preisen in Gast- und Privat-Wohnhäusern genügend vorhanden; auch entstehen jährlich neue Häuser, welche trotz des hohen Ankaufpreises der Grundstücke sich gut verintereſſiren. Was die Zeitungen von Zeit zu Zeit über die exorbitanten Preise berichtet haben, beruht nicht gerade auf Uebertreibung, ist aber einseitig. Die Hotels sind mit Englischem Comfort ausgestattet, und machen dem entsprechende Ansprüche an den Beutel der Gäste. Bei den Colonen dagegen findet man auch freundlich tapezirte und gut möblirte Zimmer zu dem wöchentlichen Miethpreis von 2 Thaler.

Die Musik der Bade-Capelle läßt Nichts zu wünschen übrig. An 4 Nachmittagen wöchentlich wird auf mehrseitigen Wunsch die Bade-Capelle auch zu größern Partien mitgegeben. Bälle und Concerte finden wenig Anklang, weil die meisten Cur-

Digitized by Google

gäste sich zu angegriffen fühlen. Ein Roulette-Tisch ist nicht vorhanden. Dagegen ist für das Vergnügen der Curgäste durch Eröffnung von 4 eleganten Salons, durch ein reich ausgestattetes Lesecabinet und Leihbibliothek, durch ein gutes Forteviano, durch Billards, Kegelbahnen, Scheibenschießen, Fischerei und Kahnfahrten auf der Werre gesorgt. Das Tivoli-Theater, welches im vorigen Sommer auf der Wiese in den jungen Parkanlagen aufgeschlagen war, scheint seine Rechnung nicht gefunden zu haben, und ist in diesem Sommer ausgeblieben. Da die Köln-Mindener Eisenbahn mitten durch Rehme hindurchzieht, so sind den Gästen auch weitere Ausflüge leicht ausführbar, welche bisweilen auf Extrazügen mit bekränzter Locomotive unternommen werden. Nordöstlich erreicht man binnen 18 Minuten die Station Porta-Westphalica, besteigt den 528 Fuß hohen Jakobsberg auf dem rechten — oder den noch weit belohnendern 855 Fuß hohen Wittekindsberg auf dem linken Weserufer. Letzterer trägt eine steinerne Warte, von welcher man eine entzückende Rundsicht in das Weserthal, südlich in die classischen Lippischen Berge bis zum Hermannsdenkmal auf der Grotenburg, nördlich in die unermeßliche Norddeutsche Ebene hat. Von der Porta nach Minden fährt man in weitern 10 Minuten. Der sehr umfangreiche vereinte Köln-Mindener und Hannoversche Bahnhof ist in edlem Style erbaut, und bildet einen wohlbefestigten Brückenkopf der Festung Minden. Von da nach Bückeburg fährt man in 20 Minuten, und macht zu Fuß oder Wagen eine interessante Seitenpartie durch die reizenden Waldwege des Harl nach dem Schwefelbad Eilsen und dem fürstlichen Lustschloß Arensburg. In südwestlicher Richtung erreicht man in 30 Minuten das alterthümliche Herford, in weitern 40 Minuten das gewerbthätige Bielefeld in reizender Gegend zwischen dem Sparenberg und Johannisberg mit seinen großartigen Bleichen und weltberühmten Leinen- und Damastwebereien. Bei Schildesche zwischen Bielefeld und Herford überfliegt man einen der großartigsten Viaducte. Kleinere Ausflüge zu Fuß, zu Esel oder auf Miethwagen unternimmt man Weser aufwärts nach dem $1\frac{1}{2}$ Stunden entfernten Gebirgs- und Fabrikstädtchen Blotho. Der nahe Amtshausberg mit Ruinen, mehr noch der $\frac{1}{2}$ Stunde hinter Blotho liegende 970 Fuß hohe Winterberg bietet herrliche Aussicht in das Weserthal bis zur Paschenburg und in den Teutoburger Wald. $\frac{1}{2}$ Meile weiter liegt in einem wildromantischen Seitenthale das Schwefelbad Seebruch. Höchst belohnend ist auch per Dampfschiff die Bergfahrt über Blotho in dem reizenden Weserthal nach Rinteln und Hameln mit Abstechern auf die berühmte Paschenburg und andere ausgezeichnete Höhepunkte. Tägliche Omnibusfahrten sind nach und von Minden, Herford und Blotho eingerichtet. Die Schnellzüge der Eisenbahn halten nicht hier an, wol aber in dem benachbarten Minden.

Ein ausdrücklicher Gottesdienst für die kirchlichen Bedürfnisse der Gäste ist bis jetzt nicht eingerichtet worden. In Rehme, in den nahen Dörfern Eidinghausen und Gohfeld ist protestantischer Cultus, in Blotho auch eine katholische Kirche und Synagoge. Für den hiesigen katholischen Gottesdienst wird auf der Saline Neusalzwerk eine Localität hergerichtet.

Manufactur-, Gold- und Silberwaaren, Uhren, Böhmische Glaswaaren, Galanterie- und Luxusartikel, fertige Herren- und Damen-Garderobe u. s. w. werden in Häusern und Buden zahlreich feilgeboten.

An Frequenz kann unter den Norddeutschen Bädern nur Pyrmont mit Bad Oeynhausen wetteifern; die übrigen Bäder sind längst überflügelt. Auch Pyrmont füllt sich meist später und langsamer, als Rehme. Obgleich die Cur in diesem Jahre erst mit dem 1. Juni, 14 Tage später als im vorigen Jahre, beginnen sollte, fanden sich doch schon in der zweiten Hälfte des Mai 210 Badegäste ein. Die Curliste vom 25. Juni führt bereits über 850 Gäste, 169 Passanten, 10486 verabreichte Bäder auf. Die meisten unsrer Curgäste gehören, wie schon gesagt, dem nördlichen Deutschland, viele der reichen haute volée an; aber auch Rheims, Petersburg und Moskau haben ihr Contingent gestellt. Weil unser Bad nicht ein Luxus-, sondern ein eigentliches Krankenbad ist, se

Digitized by Google

ist es auch dem Wechsel der Mode nicht unterworfen, und geht einer immer glänzendern Zukunft entgegen.

Dr. Martin Luther, der Deutsche Reformator. In bildlichen Darstellungen von Gustav König. In geschichtlichen Umrissen von Heinrich Gelzer. Hamburg, Rudolph Besser. — Die künstlerische Leistung dieses Werks war das Erste, der Text kam erst später dazu. Schon vor mehrern Jahren hatten die Zeichnungen König's in München zu den wichtigsten Momenten in Luther's Leben in Berlin einen so günstigen Eindruck gemacht, daß man wünschte, es möchten dieselben gleichzeitig mit einer entsprechenden Biographie vor das Deutsche Publicum treten. Leopold Ranke, den man zuerst aufforderte, lehnte ab, und so übernahm Professor Gelzer die Aufgabe. Die erste Lieferung, 15 Radirungen mit den dazu gehörigen Erklärungen enthaltend, erschien 1847, die zweite mit 10 Radirungen 1848, die dritte wieder mit 10 Radirungen 1849, die vierte mit 13 Radirungen und einem ausführlichen, übersichtlichen Text so eben.

Was den letztern betrifft, so versteht es sich von selbst, daß eine für ein Volksbuch bestimmte Erzählung dem Standpunkt, den der Reformator selbst einnahm, näher stehen muß, als die durchschnittliche Ansicht, welche unsre Zeitschrift vertritt. Der Verfasser hat sich übrigens im Ganzen noch ziemlich mäßig gehalten, und von dieser Seite hätten wir gegen seine Arbeit Nichts einzuwenden. Dagegen hätten wir gewünscht, daß er den Volkston, den er in einzelnen Abschnitten recht glücklich trifft, auch im Ganzen getreuer bewahrt hätte. Freilich verkennen wir die Schwierigkeit der Aufgabe keineswegs. Es sind in Luthers Leben eine Menge naiver Züge, deren einfache Combination für einen gläubigen Protestanten eine vollkommen volksthümliche Geschichte verstattet. Dieser Versuch ist auch Marheinecke in seiner Geschichte der Reformation so ziemlich gelungen, wenn man seiner Darstellung auch zuweilen eine größere Energie in der Plastik, ich möchte sagen, eine größere Derbheit, gewünscht hätte. Wenn man sich dagegen auf einen Standpunkt stellt, der nicht mehr vollständig mit dem des naiven Protestantismus übereinkommt, der also ein reflectirender, oder, wenn man will, ein philosophischer ist, so wird die Aufgabe unendlich schwieriger. Luther's Erscheinung darzustellen erfordert keine weitere Kunst, als die einer geschickten Zusammenstellung aus seinen Schriften; aber über Luthers Wesen im Verhältniß zu den frühern Phasen des Christenthums, zu der Bildung seiner Zeit und zu unsrem gegenwärtigen Glauben ein kritisches Urtheil festzustellen, dazu gehört eine Vielseitigkeit der Gesichtspunkte und eine Tiefe der Einsicht, die mit der Natur eines Volksbuchs unverträglich ist. Herr Gelzer hat wenigstens zum Theil diesen kritischen Standpunkt einzunehmen gesucht, er hat sich dadurch seine Aufgabe unendlich erschwert, denn mit der geistvollen, tief eingehenden Darstellung eines Ranke kann er natürlich nicht wetteifern. Indessen ist auch so in dem Text, wie er vorliegt, Vieles enthalten, was dem betreffenden Publicum Vergnügen und Belehrung verschaffen wird.

Wenn wir aber dem begleitenden Text nur eine bedingte Anerkennung zu Theil werden lassen konnten, so können wir unsre Freude an dem Kunstwerk selbst unbedingt aussprechen. Die Gründlichkeit der Ausführung, das Geschick und die technische Sicherheit der Composition und die Sinnigkeit der Empfindung, mit welcher der Gegenstand aufgefaßt ist, lassen Nichts zu wünschen übrig. Wir haben es hier mit einer echt Deutschen Malerei zu thun. Es spricht sich das sowol in der Sauberkeit und Gewissenhaftigkeit der Zeichnung, als namentlich in der sinnigen und gemüthlichen Auffassung des Gegenstandes aus. Der Künstler hat mit dem sorgfältigsten Portraitstudium ein ganz entschiedenes Streben nach Styl und Idealität verbunden. Zwar eignen sich natürlich nicht alle Scenen aus Luthers Leben zu einer kunstgerechten Darstellung, sie dürfen aber doch zu dem Gesammteindruck von der Persönlichkeit des großen Reformators nicht fehlen; wo aber eine Action verstattet war, hat Herr König gezeigt, daß er auch lebendige, leidenschaftlich bewegte Gestalten wiederzugeben versteht. Die äußere

Digitized by Google

Form des Werkes bedingte auch für diejenigen Scenen, bei denen man sonst an eine größere Ausdehnung des Raums gewöhnt ist, z. B. bei dem Reichstag zu Worms, den Scenen aus dem Bauernkriege u. s. w., eine strengere Begrenzung, und dieses erhöht die Schwierigkeit der Ausführung ungemein, da in der Form eines idyllisch zusammengedrängten Bildes wenigstens die Ahnung einer höhern geschichtlichen Bedeutung durchscheinen soll. Die Aufgabe ist aber glücklich gelöst worden, hauptsächlich durch die geistreiche Darstellung der Physiognomien, die ohne irgend eine Verzerrung, doch mit großer Schärfe und Bestimmtheit, den Geist der jedesmaligen Situation ausdrücken. Den Vorzug möchte ich aber doch derjenigen Reihe von Bildern geben, welche sich mit den gemüthlichen Seiten des innern und namentlich des Familienlebens beschäftigt.

Das Werk, welches bei einer glänzenden Ausstattung zu einem verhältnißmäßig sehr billigen Preise hergestellt ist, eignet sich nach meiner Ansicht mehr als irgend ein anderes der Art zu einem werthvollen Haus- und Familienbuch.

Die Lage der Weber und Spinner im Schlesischen Gebirge und die Maßregeln der Preußischen Staatsregierung zur Verbesserung ihrer Lage, unter Benutzung amtlicher Quellen zusammengestellt vom Regierungsrath Alexander v. Minutoli. Berlin, Wilhelm Hertz. — Das in dieser Schrift zusammengestellte Material ist ziemlich vollständig, mit großer Einsicht geordnet und allen Denen zum unparteiischen Studium zu empfehlen, die nur zu geneigt sind, bei jedem Unglück und bei jeder Noth dem Staate die fürchterlichsten Vorwürfe zu machen, daß er nicht durch ein Wunder eingreift. Es ergiebt sich daraus, daß es allerdings dem Preußischen Staat nicht gelungen ist, die Lage jener unglückseligen Gegenden wesentlich zu verbessern, wenn auch im Einzelnen manches Gute geschehen ist; es ergiebt sich aber eben so daraus, daß weit mehr die Umstände anzuklagen sind, als der Mangel an gutem Willen. Die ganze Ausführung ist zu zusammenhängend, als daß es von Nutzen sein sollte, einzelne Bruchstücke mitzutheilen, allein wir können nicht unterlassen, auf einen Umstand aufmerksam zu machen, den alle derartigen Nothstände uns immer dringender ans Herz legen müssen. Der Preußische Staat geht mit seinem ganzen Verwaltungsmechanismus darauf aus, das Volk soviel als irgend möglich zu bevormunden. Er befördert dadurch die Unselbstständigkeit des Einzelnen und der Gemeinden, und ruft unvermeidlich Ansprüche an seine Hilfe hervor, die er nachher nicht befriedigen kann. Er muß daraus lernen, daß es in seinem eigenen Interesse liegt, die Autonomie der localen Verwaltung aus allen Kräften zu fördern, damit sie sich nachher selber helfen könne, anstatt ihr Hindernisse in den Weg zu legen, wie es bis jetzt geschehen ist. Freilich würde durch eine energische Durchführung einer bessern Gemeindeordnung noch lange nicht aller Noth abgeholfen, im Gegentheil könnte es geschehen, daß wenigstens für den Anfang die ungeübten Kräfte in Abwege verleitet würden, vor denen sie früher durch eine verständige Bevormundung bewahrt blieben; aber es ist das doch der einzige unvermeidliche Durchgangspunkt, auf dem man zu einem bessern Zustande gelangen kann. Durch eine unmittelbare Betheiligung an den ihm zunächst liegenden Interessen wird auch der Einzelne vor jener Neigung zu Abstractionen, vor jener Unterwürfigkeit unter demagogische Einflüsterungen und vor jener allzugespannten Aufmerksamkeit auf die grande politique bewahrt, die aus der gesammten Politik eine ins Große getriebene Kannegießerei machte. Der Staat hat aber die Verpflichtung, sich eines Theils dieser scheinbaren Macht über alles Einzelne zu entledigen, wenn er sich nicht von allen Einzelnen bestimmen lassen, und sich nicht im communistischen Sinne an die Stelle der Versehung setzen will, welche die Raben speist und die Lilien des Feldes kleidet ohne ihr Zuthun.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Verantwortlich: **F. W. Grunow.** — Druck von C. E. Elbert.

Digitized by Google

Losoncz.*)

Diese Ungarische Stadt, welche nebst Nagy Enyed in Siebenbürgen das unschuldigste und blutigste Opfer des Revolutionskrieges wurde, liegt im obern Theile des Neograder Comitats in einem anmuthigen, fruchtbaren Thale, unmittelbar von einer amphitheatralisch sich erhebenden Hügelkette umschlossen, die sich ringsum, aber in ungleicher Entfernung, zu den höchsten Berggipfeln Ungarns erhebt, um mit diesen den Horizont zu begrenzen. Bei heiterm Himmel reicht das Auge nördlich bis zur Lomnitzer Spitze, südlich und östlich dehnen sich mehrere Zweige des Matragebirges, der Schauplatz der Schlick'schen Operationen und Windischgrätz'schen Niederlagen während des Frühlingsfeldzuges 1849, gegen Westen das Gácer Gebirge und das goldbergende Hochland der Ungarischen Bergwerksstädte, wo Görgei auf seinem Rückzuge vor Windischgrätz der Ungarischen Regierung Gold- und Silberbarren, und sich unvergeßlichen Kriegsruhm holte. Losoncz bildet, wie mehrere Städte des nördlichen Ungarns, die Grenzscheide zwischen dem von der Galizischen und Mährischen Grenze sich heranziehenden Nordslavischen und dem nach den südlichen großen Ebenen sich ausdehnenden Magyarischen Elemente. Solche Städte stehen in Ungarn gewöhnlich in ziemlicher Blüthe, da sie die Vermittler zwischen dem kornreichen Süden und dem industriellen Norden sind. Der Magyar bringt oder sendet durch Kleinhändler seine Bodenproducte für den unfruchtbaren Norden, und holt sich von dort seine unentbehrlichen Feldbaugeräthe, die in den Eisenhütten von Gömör, und von den Holzschnitzern von Lipto, Thurócz, Hont und Neogard, ferner Leinwand und grobes Manteltuch, die ebenfalls in diesen nördlichen Comitaten verfertigt werden. Die Hauptgeschäfte dieser Städte geschehen in Frucht, Wein, Tabak (fuit), Eisen und Leinwand. Die Bevölkerung in solchen Städten, und auch in Losoncz, ist gemischt; die wohlhabendere Klasse gehört dem Ungarischen oder dem Deutschen Elemente an, die untere Klasse ist Slavisch, aber gewöhnlich sehr magyaren-

*) Wir theilen diese Darstellung, unserm Versprechen gemäß, auszugsweise aus dem Ungarischen des Phönix mit.

freundlich, da die Blüthe der Stadt von der innigsten Verbindung mit diesem Elemente bedingt ist, und der Magyar im Geschäft von einer seltenen Ehrlichkeit, ja oft von einer zum Betrug einladenden Naivetät ist. Nationale Reibungen finden in diesen nördlichen Zwischenstädten, bei dem bekannten Umstande, daß die Nordslaven überhaupt treu zu den Magyaren halten, und nur einige an der Landesgrenze liegende Gegenden, wie Lipto, der nordwestliche Theil von Neutra, und einige Theile von Thurócz von dem Panslavismus inficirt sind, selten Statt; aber Losoncz war und ist auch durch seine Lage den Gefahren des offenen Krieges um so mehr ausgesetzt. Seit 1128, wo dieser Stadt zum ersten Mal in den Chroniken Erwähnung geschieht, ging selten ein Decennium vorüber, wo die Einwohner nicht von den Kriegen der Ungarischen Könige unter einander und mit ihren mächtigen Vasallen, oder von den Raubzügen und Brandschatzungen der gewaltigen Burgherren von Gács, Divény und Fülek, von den Hussiten unter Giskra, von den Türken und den Ungarischen Insurgenten Bocskay, Bethlen, Tököly Rakóczy, oder ihren Gegnern hart mitgenommen worden wären.

Ihr großes Unglück im Sommer 1849 hat diese Stadt, wie wir sogleich sehen werden, ebenfalls nur ihrer strategischen Lage, durchaus aber nicht ihrer eigenen Verschuldung zuzuschreiben. Hier nur noch eine vorläufige Bemerkung. In Ungarn bestanden im Vormärz, außer den Dörfern und Marktflecken, zwei Gattungen von eigentlichen Städten, nämlich: königliche Freistädte, welche einen selbstständigen Magistrat und das Recht hatten, den Reichstag mit zwei Deputirten zu beschicken, und sogenannte freie und bischöfliche Städte, deren Senat in juridischen und Administrationsangelegenheiten eine bedeutende Competenz hatte, aber dennoch unter der Controle und Oberhoheit des Comitats stand, und die beim Reichstag gar nicht vertreten waren. Manche dieser letztern standen sogar noch in gewissen Punkten unter grundherrlicher Botmäßigkeit. Diese Städte waren in den letzten Decennien die treuesten und eifrigsten Genossen der liberalen Opposition, während die Rottenboroughs, wie Rust, Sz. Georgen, Skalitz u. s. w. auf den Reichstagen der conservativen Partei den Schlepp trugen, und zwar aus dem ganz natürlichen Grunde, weil diese bereits ihr unveräußerliches Recht einer königlichen Freistadt besaßen; die noch nicht privilegirten Städte aber, und besonders jene, welche wenig Hoffnung hatten, je ein solches Privilegium zu erhalten, waren durch die Verhältnisse in die Arme der Opposition gedrängt, da ihnen nur von dieser Seite eine Vertretung in der Legislative und freiere Bewegung im Gemeindeleben versprochen, und auch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit in Aussicht gestellt wurde. Zu dieser letztern Klasse gehörte auch Losoncz, und diese Gesinnung fand, wie in andern ähnlichen Städten, im öffentlichen und Privatleben der Einwohner ihren Ausdruck. Ich habe diesen Gegenstand etwas genauer erörtert, weil sie den ausländischen Leser einen leichtern Blick in die vormärzlichen Verhältnisse unsers Landes thun läßt. Man findet es in gewissen

Digitized by Google

Kreisen so seltsam, daß es heute in Ungarn noch Menschen geben kann, die sich nach den vormärzlichen „chaotischen" Zuständen zurücksehnen. Es kann mir nicht in den Sinn kommen, den Mißbräuchen, welche die alte Constitution mit sich brachte, das Wort führen zu wollen; doch könnte ich es sehr begreiflich finden, wenn das Volk nicht nur die jetzigen Zustände, sondern selbst ein viel schöneres Definitivum für die gute alte Zeit hingeben wollte. Nach dem Wortlaute der Constitution war bei uns zwar nur der Adel berechtigt, aber jede Verfassung führt gewisse Dinge in ihrem Gefolge, die sich durchaus nicht durch Adelsdiplome absperren lassen, und die, wie die Luft, durch alle Fugen der Gesellschaft dringen. So ist es z. B. mit dem Rechte der freien Aeußerung in Wort und Schrift, mit dem Rechte der Association, und dem Schutz des Eigenthums gegen die Anmaßungen der Regierung. Daß die Regierung in Ungarn, wohl wissend, daß die Censur in diesem Lande auf anticonstitutionellem Wege eingeführt worden sei, die Bande derselben lockerer handhaben ließ, als in den Erbstaaten, kam nicht dem Adel allein, sondern jedem Schriftsteller und Leser zu Gute; daß das Polizeiwesen in Ungarn nicht geduldet wurde, ließ nicht nur den Adel, sondern jedes Landeskind sich freier bewegen und äußern. Bildete sich zu einem Zwecke irgend eine Gesellschaft, so fragte Niemand, ob die Mitglieder die Hundshaut*) haben oder nicht. Ueber die Steuern berieth und beschloß der Adelslandtag, aber dem ist es nie in den Sinn gekommen, zu sagen: „Wir brauchen nicht die Sympathien, sondern das Geld des Volkes!" (Worte eines officiellen Organs des Ministeriums Schwarzenberg;) die freie Pfeife, die der Ungar für einige Dutzend Paragraphen des Olmützer Octroi nicht freiwillig hingäbe, war das Recht eines jeden Ungars, mögen seine Vorfahren als große Feldherren gegen Türken und Tartaren, oder als Sträflinge auf einer Galeere excellirt haben; der Steuern nicht zu gedenken, die dem Ungarischen Volke nach der alten Constitution nie auferlegt werden konnten. Hierin müssen wir den Grund zu jener gewaltigen öffentlichen Meinung suchen, welche sich besonders in der letzten Zeit durch den bedeutenden Aufschwung der Presse so sehr zu Gunsten der liberalen Opposition ausbildete, und das Volk zum Kampfe vorbereitete; und eben in den mittlern unberechtigten Städten, wo der intelligente Bürger durch Luxus und Philisterstolz noch nicht so sehr von der niedern Volksklasse geschieden ist, um bei dieser allen Glauben und Einfluß verloren zu haben, und wo keine vielahnigen Magnaten, sondern schlichte, mit den Bedürfnissen des Volkes näher vertraute Landedelleute ihren Wintersitz nahmen, ging diese Neubildung und Fortpflanzung der politischen Ideen mit dem besten Erfolge vor sich. — Casino's, die in keiner dieser Städte fehlten, Lesevereine, Filialindustrieschutzvereine, Bälle, dramatische Aufführungen zu wohlthätigen Zwecken, bildeten die vielseitigen Berührungspunkte zwischen Adel und Volk, und trugen

*) Adelsbrief.

Digitized by Google

alle dazu bei, den Gemeingeist zu wecken, und alle Tagesfragen vor das Forum der öffentlichen Meinung zu führen, der sich in letzter Zeit selbst die Conservativen zu huldigen genöthigt sahen. —

So war es in den meisten Mittelstädten Ungarns, und so war es in Losoncz, wo auch die protestantische Hochschule nicht wenig dazu beitrug, das Streben nach politischer Freiheit und nationaler Einheit allgemein zu machen. — So traf das Jahr 1848 Losoncz mit seinen 4000, der Mehrheit nach protestantischen, wohlhabenden und fleißigen Einwohnern. — Die Märzereignisse machten auf diese, wie auf den größten Theil der übrigen Ungarischen Städte, einen höchst belebenden Eindruck, und die vom König sanctionirten neuen Gesetze wurden mit Begeisterung aufgenommen. Es wurden diesen gemäß die Gemeindeordnung modificirt, neue Magistrate gewählt, die Nationalgarde conscribirt und mit Eifer eingeübt, und als später die Werbung und Recrutirung begann, eilte auch Losoncz, dem bedrängten Vaterlande sein Contingent darzubringen; doch wurde die Ruhe nicht im Geringsten gestört, und das Gesetz überall in Ehren gehalten. — Das Jahr 1848 lief ferner ohne bedeutendes Ereigniß für diese Stadt ab; allein mit dem Einzuge der Oestreicher unter Windischgrätz in Pesth im Januar 1849 wurde diese Gegend und auch Losoncz selbst der Schauplatz häufiger Truppenmärsche, die von beiden Seiten, bald nach erfochtenen Siegen, bald nach erlittenen Niederlagen, erfolgten, was für die patriotischen Einwohner nach jeder Seite hin ein gefährlicher Umstand war. — Baron Majthényi, der zum kaiserlichen Regierungscommissair des Neograder Comitats ernannt wurde, schickte dem Magistrat den Befehl zu, in corpore mit dem städtischen Siegel bei ihm zu erscheinen, um der kaiserlichen Regierung die Huldigung zu leisten. — Am 15. Februar rückte die kaiserliche Brigade Parrot in Losoncz ein, und wurde, trotzdem, daß die Stadt von dieser Truppeneinquartierung nicht unterrichtet war, von den Einwohnern gut verpflegt. Am 27. wurde die kaiserliche Fahne ausgesteckt. In jener Zeit bildete Neograd den letzten Posten im Nordost, den die Kaiserlichen inne hatten, denn in Gömör streiften Ungarische Truppen und eine bedeutende Anzahl Pesther Guerilla umher. Diese Letztern waren es besonders, welche der Stadt Losoncz, in ihrer Meinung vielleicht unwillkürlich, ihr heutiges Unglück bereiteten. — Am 15. März 1849 gegen Abend erschienen nämlich mehrere unbekannte Individuen in verschiedener Verkleidung in der Stadt, eilten nach den Thürmen, rissen unter großem Lärm die an denselben aufgesteckten kaiserlichen Fahnen herab, zogen mit Musik durch die Straßen und verschwanden. Ueber dieses Ereigniß forderte der städtische Magistrat selbst den Bezirksstuhlrichter auf, eine Untersuchung vorzunehmen, — aber eben als dieser mit der Untersuchung beschäftigt war, erschienen wieder gegen 40 fremde Männer mit Bayonnettgewehren, welche sich für Pesther Guerilla ausgaben. Angst und Verwirrung verbreitete sich über die ganze

Digitized by Google

Stadt,*) denn diese Männer nahmen den inquirirenden Stuhlrichter gefangen, drangen in den städtischen Rathssaal, setzten den Bürgermeister und Stadtrichter außer Function, steckten nationale Fahnen aus, und drohten den Einwohnern, wenn sie wagen sollten, dieselben herabzunehmen, mit Brandschatzung. Hierauf verlangten sie die Herausgabe von 800 Paar Halbstiefeln, welche General Parrot verfertigen ließ, und eigneten sich dieselben, da sie ihnen von der Behörde verweigert wurden, mit Gewalt zu. Die Behörde machte hiervon dem Regierungscommissair Anzeige, welcher sich sogleich nach Ofen wendete, worauf am 24. März um 10 Uhr Morgens ein Bataillon Infanterie und zwei Raketen unter Oberstlieutenant Zaitsek einrückten; eine Stunde später langten unter Oberst Almássy noch 160 kaiserliche Uhlanen und 400 Mann Infanterie an. Das Wetter war sehr rauh, die Luft so voll von windgepeitschten Schneeflocken, daß man nicht fünf Schritte weit sehen konnte. Das Militair, vom Marsche müde, quartierte sich selbst ein. Die Infanterie — Italiener — machte es sich in dem großen Wirthshause am Markte und im Casinogebäude bequem, und die Vorposten, welche an allen Stadtenden aufgestellt wurden, zogen sich vor dem Wetter in die ersten Häuser zurück. Gegen ein Uhr Nachmittag erscheinen plötzlich zwei Ungarische Hußaren auf dem Markte, und bald darauf sprengten noch andere 30 auf der Straße von Rimaßombat heran. Die Wachtposten hatten sie nicht wahrgenommen. Die kühnen Reiter galoppirten mit gezogenem Säbel durch alle Straßen, feuerten ihre Pistolen ab, und schlugen einen fürchterlichen Lärm. Die Kaiserlichen ließen Reveille schlagen, ihr Commandant warf sich auf's Pferd, und fing an, seine Leute zu ordnen, aber es war zu spät; ein Theil der Uhlanen schickte sich zwar zum Angriff gegen die Hußaren an, aber der Anführer der Letztern — ein Lieutenant — bediente sich einer List, und commandirte in Deutscher Sprache: „Hußaren! erste Division zur Attaque! zweite Division zur Deckung der Kanonen! Vorwärts!" Die verschiedene Uniformirung der Hußaren — die noch damals, bei dem Mangel an Monturstücken, fast in jedem Ungarischen Regimente zu treffen war — machte die Kaiserlichen glauben, es seien mehrere Abtheilungen zugegen, und sie fingen an, eine offensive Stellung anzunehmen. Bald darauf erschienen auch wirklich zwei Kanonen, und richteten ihre wohlgezielten Schüsse nach dem Wirthshause und auf die Uhlanen; endlich kamen noch gegen 400 Honvéd unter Oberst Benyiczki, worauf sich die Kaiserlichen zurückzogen, und von der Schwesterstadt Tugar aus noch einige Raketen nach Losoncz schleuderten, die aber an den schneebedeckten Dächern nicht zündeten. Die Ungarn machten 300 Gefangene und erbeuteten 40 Pferde, 27,000 Gulden Münze baares Geld und die ganze Bagage der Officiere. Gleich nach Beendigung des Kampfes zogen sich die Ungarn wieder

*) Die kaiserlichen Truppen waren vermuthlich während dieser Ereignisse nicht mehr in Losoncz; der Verfasser im Phönix jedoch läßt uns hierüber in Ungewißheit.

Digitized by Google

zurück, die Kaiserlichen nahmen in Balassagyarmath Posten, und es verbreitete sich die Nachricht: die Losonczer hätten die Kaiserlichen verrathen, die Einwohner hätten mit an dem Kampfe Theil genommen, und die Honvéd und Kanonen in der Kirche verborgen gehalten. In Balassagyarmath wurde auch beschlossen, Losoncz exemplarisch zu bestrafen, und die Fama sprach von Brandschatzung, über die Klinge springen lassen u. dgl. — Schrecken bemächtigte sich der ganzen Stadt, und als die Oestreicher bald darauf wieder in Losoncz einzogen, hatte sich der größte Theil der Einwohner mit seiner Habe geflüchtet. Die Kaiserlichen überzeugten sich jedoch bald von der Unschuld der Stadt, da glaubwürdige Zeugen bestätigten, daß sie die Hußaren und Honvéd unter Benyiczki auf der Straße von Osgyán nach Losoncz eilen sahen, und es sich bei der Untersuchung der Kirche herausstellte, daß ihre Thüren eine Kanone weder ein- noch herauslassen können. Bald darauf verließen die kaiserlichen Truppen — nach der verlornen Schlacht bei Waitzen — die Stadt. Neograd gerieth wieder in die Hände der Ungarischen Regierung, und die Unabhängigkeitserklärung wurde auch in Losoncz auf öffentlichem Markte verlesen und gefeiert.

Als die Russen in Oberungarn einrückten, und eine Abtheilung derselben die Sohler Gespanschaft besetzte, zog die Nationalgarde der Neograder Gespanschaft aus, um den Krivaner Bergpaß zu besetzen. Aber dies war das letzte Aufflackern der patriotischen Flamme der Neograder, denn nach der zweiten Schlacht bei Waitzen zog sich Görgei nach Nordosten, und die Losonczer sahen zum letzten Male den Kern der Ungarischen Armee durch ihre Mauern ziehen, um ihre ruhmgekrönten Waffen nach Vilagos zu tragen, und sie mitsammt ihrem Vaterlande zu den „Füßen seiner Majestät" niederzulegen. Am 18. Juli bekam die Stadt den Befehl, Lebensmittel für die ausgehungerte Armee bereit zu halten, und am 19. und den darauf folgenden zwei Tagen zog diese durch die Stadt, und zehrte Alles auf, was in der Eile herbeigeschafft werden konnte. Da sich von den Russen, welche Görgei auf dem Fuße folgten, die Kunde verbreitet hatte, daß sie brandschatzen und plündern werden, so wanderte wieder ein großer Theil der Einwohner aus, aber General Saß, der mit 4000 Mann Cavalerie durch die Stadt zog, hielt strenge Disciplin — damals hatte man noch Ursache, für gewisse Fälle Sympathien zu erregen —; nach ihm kamen mehrere größere und kleinere Truppenabtheilungen, die von der Stadt verpflegt wurden, und sie im Uebrigen nicht behelligten.

* * *

Am 1. August 1849, Morgens 9 Uhr, kamen gegen 90 Russen auf der Straße von Neusohl auf Wagen nach Losoncz, und bivouakirten auf dem Marktplatze. Zehn Officiere, die bei der Truppe waren, quartierten sich im Wirthshause ein. Eine Viertelstunde darauf kamen gegen 150 Guerilla, die in dem

Digitized by Google

nahe gelegenen Bade campirten, in die Stadt, griffen die Russen mit Ungestüm an; die Mannschaft wollte sich vertheidigen, aber nachdem drei von ihnen gefallen waren, zogen sie sich nach Rimaßombat zurück; auch von den Officieren wurden drei auf der Flucht getödtet, die übrigen zu Gefangenen gemacht; das ganze Gepäck fiel in die Hände der Guerilla, die sich sogleich aus der Stadt entfernten. Die Todten wurden in ein gemeinschaftliches Grab gelegt. — Dies war das Motiv, welches die Russen zur fürchterlichsten Rache gegen die unglückliche Stadt anfachte. — Es verbreiteten sich auch bald die schrecklichsten Gerüchte über das der Stadt Losoncz bevorstehende Schicksal, obwol es eine unläugbare Thatsache ist, daß die Losonczer nicht nur an dem Kampfe keinen Antheil nahmen, sondern im Gegentheil Alles aufboten, um die eindringenden Guerilla von dem tollkühnen Vorhaben zurückzuhalten, aber vergebens. Als sich am 7. August die Nachricht von der Ankunft einer Russentruppe in der Stadt verbreitete, bemächtigte sich ein panischer Schrecken aller Gemüther; ein Theil der Einwohner suchte Rettung in der Flucht, viele waren durch die Angst gelähmt; man suchte Habe, Kranke und Greise im Walde, in Kellern und benachbarten Ortschaften in Sicherheit zu bringen, aber das Jammern der Furchtsamen, das Weinen der Kinder und das Aechzen der Kranken — die Cholera wüthete eben in der unglücklichen Stadt — richtete eine solche Verwirrung an, daß nur sehr wenig gerettet werden konnte. In diesem Zustande traf der Vortrab der Russen die Stadt am 7. August gegen Mittag. Die Kosaken sperrten sogleich die Straßen ab, und trieben die Flüchtlinge mit der Knute und dem Rufe: „Psja krew wengerska!“ — Ungarisches Hundeblut — zurück. Bald darauf erschien ein Major auf dem Stadthause und ernannte — da der Magistrat geflüchtet war — einen Bürgermeister und Stadtrichter, und legte der Stadt folgende Brandschatzung auf: 27,000 Brodrationen, 100 Stück Ochsen, 100 Centner Speck, 200 Kilo (ein Maß von 2 Preßburger Mezzen) Hülsenfrüchte, 100 Klaftern Holz, 100 Eimer Branntwein, 52 Eimer Spiritus, 100 Eimer Wein, 100 Eimer Silvorium (Obstbranntwein), 50,000 Rationen Heu, 500 Kilo Hafer, 20 Centner Tabak. — Diese Brandschatzung, welche, nachdem die Stadt durch die massenhaften Ungarischen und Russischen Truppenzüge so sehr erschöpft wurde, im eigentlichen Sinne des Wortes unaufbringbar war, sollte bis morgen früh 8 Uhr vollständig entrichtet werden, widrigen Falls die ganze Stadt geplündert würde. — Ein bedeutender Theil dieser Brandschatzung wurde noch am selben Tage abgeliefert, und es eilten einige Bürger zu General Grabbe, um bei ihm Gnade für die Stadt Losoncz zu erflehen; diese mußten durch ein Russisches Lager gehen, welches auf den Wiesen zwischen Losoncz und Apatfalva campirte. Diese wollten sie nicht durchlassen, spuckten ihnen ins Gesicht, und drohten ihnen mit dem Tode; endlich gelang es ihnen, zum Oberst Nadde zu gelangen, der sie mit fürchterlichem Zorn empfing, ihnen aber endlich doch Gnade versprach. Aber dieses Versprechen blieb unerfüllt; noch am nämlichen Tage gegen

Digitized by Google

Abend fingen die Russen an einigen äußern Punkten der Stadt zu plündern an, und die Officiere gaben den Einwohnern zwar die Tröstung, daß die Stadt nur geplündert, aber nicht in Brand gesteckt werden würde, aber die Mannschaft drohte offen auch mit dem Letztern. Mit dem Eintritt der Nacht wurde die Angst noch drükkender, und gegen 10 Uhr erschien ein wilder Kosaken-Trupp auf dem Markte, drängte die in den Straßen herumirrenden Einwohner in ein Carré, und verlangte wüthend und mit Knutenschlägen, zum Grabe der getödteten Russen geführt zu werden. Die Kosaken, von mehrern Officieren angeführt, ritten in schnellem Trabe, und trieben, was ihnen in den Weg kam, vor sich her. Als sie auf dem Friedhof ankamen, befahlen sie den Losonczern, die Gräber der Russen zu öffnen; diese wollten mit Haue und Grabscheit aus Werk gehen, aber ein Officier rief ihnen wüthend zu: „Hunde! Diese verdienen es, daß Ihr sie mit Euren mörderischen Händen aufgraben sollt; denn Ihr habt sie gemordet, und jeder Losonczer ist ein räuberischer Guerilla", und die Unglücklichen mußten die Gräber mit den Nägeln aufwühlen. — Das dichte Dunkel jener Nacht, die wilden Flüche der Russen, das Schwirren der Knuten und das Stöhnen der Grabenden brachten einen Anblick hervor, wie ihn die finstern Jahrhunderte der Völkerwanderungen kaum aufzuweisen haben. Endlich tauchten am Boden des geöffneten Grabes die halbverwesten Körper der Todten auf; die Russen besahen sie beim Lampenschein, hieben auf die Losonczer mit gesteigerter Wuth ein, und ließen die Leichen hervorholen; die Gemeinen wurden wieder in das Grab gelegt, die 3 Officiere in die Kirche getragen, und Tags darauf mit militairischen Ehren begraben. Nach Mitternacht fing das Plündern im Großen an; das Zeichen wurde durch Trompeten gegeben. Die Russen wurden regimentweise in die Stadt geführt, und nach bestimmten Zeiträumen von andern Regimentern abgelöst. Diese Horden begnügten sich nicht mit den vorgefundenen Gegenständen, sondern hieben auf die unglücklichen Einwohner ein, um von ihnen die vermeinten Schätze zu erpressen; ja, sie rissen den Armen die Kleider vom Leibe, und zogen ihnen die Stiefeln von den Füßen. Die letzten Regimenter waren die wüthendsten, denn nach ihren in diesem Handwerke ausgezeichneten Vorgängern war ihnen sehr wenig übrig geblieben, und sie wollten ja gleichberechtigt sein. Die Officiere, besonders die gebornen Russen, wetteiferten mit ihren Subalternen im Plündern und allen Ausschweifungen, und nachdem Nichts mehr zu nehmen war, wurden Hacken und Aexte herbeigeholt, um die Möbeln und Hausgeräthe zu zertrümmern. Das Bettzeug wurde aufgeschlitzt und die Federn in den Wind gestreut, so daß die Straßen Losoncz's wie mit Schnee bedeckt aussahen. Die Waaren aus den Kaufläden wurden auf Wagen gepackt und weggeführt. Die Keller wurden erbrochen, der Wein nur zum sehr kleinen Theile ausgetrunken, das Uebrige rinnen gelassen. Selbst die Apotheke, welche geschont werden sollte, verfiel endlich ihrer Raubwuth; die Kirchen wurden nicht geschont, die Gräber aufgewühlt, und im

Digitized by Google

Rausch von Wein und Wuth keine menschliche Scheu gefühlt. Wir müssen es hier zum Lobe einiger Officiere, Nichtrussen, erwähnen, daß sie bei dem Anblick der schändlichsten Ausschweifungen ihrer Kameraden, die sie umsonst zurückzuhalten sich bemühten, Thränen vergossen. Das Plündern dauerte $1\frac{1}{2}$ Tage; die Straßen blieben während dessen abgesperrt, und die sich flüchten wollten, wurden mit der Knute zurückgejagt, der auch Mehrere unterlagen. — Und was sie an den Frauen begangen haben! . . . Jene Ungarische Hand soll verdorren, die es je niederschreiben könnte!

Doch dies war Alles noch nicht genug. — Am 9. August Nachmittag ertönte die Feldmusik, und unter furchtbarem Gebrülle zogen die Kannibalen fast in jedes einzelne Haus, und legten daselbst mit den zertrümmerten Möbeln Feuer an. Patrouillen durchzogen die Stadt, und wenn Jemand beim Löschen getroffen wurde, so büßte er es mit der Knute; Mehrere wurden ins Feuer gejagt. In wenigen Minuten stand die ganze Stadt in einem Feuermeer, und das Heulen des Windes, der die Flammen schürte, wurde nur von dem Brüllen und Fluchen der Russen, von dem Blöken des herumirrenden Hausviehes und dem Winseln der Hunde übertönt. — Gegen Abend wurde die Hitze so groß, daß die Russen selbst nicht mehr in der Stadt bleiben konnten; sie trieben die Losonczer vor sich her nach Apatfalva, wo die Nackten und Obdachlosen diese schauderhafte Nacht zubrachten, während die siegestrunkenen Russen ihre Musikbanden spielen ließen und die ganze Nacht hindurch schlemmten und jauchzten.

So wurde die Zerstörung von Losoncz gefeiert.

Tags darauf wurden die Losonczer ins Hauptquartier berufen, wo ihnen per Kopf ein Commisbrod und zwei Gulden als „Entschädigung" ausgetheilt wurde. Hierauf erschien ein Officier und sprach: „Ich habe über die Brandlegung in Losoncz eine strenge Untersuchung vorgenommen, und bin zu der Gewißheit gelangt, daß Eure Stadt nicht von den Russen, sondern von in Bauerntracht verkleideten Guerilla's in Brand gesteckt wurde." Nach diesem Hohn, der vielleicht auf Russisch ein Witz heißen soll, wurden die Losonczer entlassen, und die Russen verließen bald darauf die Gegend, um in ihrer Heimath von ihren glänzenden Siegen über die Ungarn zu erzählen.

Wir wollen hier nicht versuchen, das Elend der Einwohner nach ihrer Rückkehr zu beschreiben, und wollen nur im Allgemeinen die Verluste dieser vor einigen Tagen noch so blühenden Stadt angeben. Von 500 Häusern, welche die Schwesterstädte Losoncz-Tugar zählten, waren nicht mehr als 40 in Gärten und äußersten Stadtwinkeln geblieben; die übrigen waren, da sie größten Theils von innen angezündet wurden, bis auf den Grund zerstört; von 6000 Einwohnern fanden sich nur 1400 zusammen, die übrigen waren zerstreut und zogen bettelnd im Lande umher; im Orte war kein Stück Brod, kein Korn Frucht, kein Leinenlappen geblieben. An öffentlichen Gebäuden wurden die Kirchen dreier Confessionen (Ka-

Digitized by Google

tholiken, Calviner und Lutheraner), das Stadthaus mit den Archiven und vielen an Privaten gehörenden Actenstücken, das vereinigte Lyceum der beiden protestantischen Confessionen, die katholische Schule, das Casino, die Kleinkinderbewahranstalt, das Spital und die Sparkasse, außerdem die reiche Bibliothek und wissenschaftlichen und Kunstsammlungen des Lyceums, die an Münzen, Antiquitäten, Waffen und Mineralien reiche Privatsammlung des Gelehrten Franz Kubinyi, Custos des Nationalmuseums in Pesth, ein Raub des modernen Vandalismus. Der materielle Verlust dieser unglücklichen Stadt beläuft sich auf fünf Millionen Gulden.

Unmittelbar nach der Katastrophe eilten die nahen und fernen Ortschaften, der bedrängten Schwester beizustehen, und es liefen in einer kurzen Zeit 16,000 Gulden Münze in Ungarischen Banknoten ein. Einige Tage darauf kam der Befehl, diese Banknoten einzuliefern, und Losoncz mußte die wenigen geretteten Trümmer seines frühern Wohlstandes dem Generalcommando ausliefern; 70,000 Gulden Kossuthnoten wurden von Losoncz dem Feuertode entgegengetragen. Die Stadt kam dann bei der Regierung ein, sie möge durch eine Commission die Veranlassung zu ihrem schrecklichen Unglücke untersuchen lassen. Dies geschah: Losoncz wurde für unschuldig erklärt; und dennoch fand es die Regierung für gut, den unschuldig Leidenden die Erlaubniß, durch Aufrufe Sammlungen in der Monarchie anstellen zu lassen, zu verweigern. V.

Dorfleben in Mecklenburg.

II.

Im tiefen Plaudern versunken stand das liebende Paar noch am „Sod", und Liesch erzählte dem aufmerksam zuhörenden Jochen, wie die „Scheck" dort schon an der Milch nachließe, und die große braune „Bleß" ihr die liebste Kuh im ganzen Stalle sei, als plötzlich eine rauhe Stimme dicht hinter ihnen sie durch die Worte: „Stocht Jie wedder biesamen un verschnackt dee Tied, ick möt man mit den Toegel (Prügel) mang Jüüch kamen, Jie Aastuch!" auseinanderschreckte. Der alte Schult war es. Sein runzelvolles, gebräuntes Gesicht drückte Härte und Festigkeit, das kleine graue Auge Schlauheit aus. Da er noch am Morgen in die Stadt reiten wollte, so war er schon fast vollständig in seinem besten „Staat". Große Stiefeln mit engen Schäften reichten bis dicht unter das Knie, und ließen nur eine Hand breit von dem weißen Wollenstrumpf sehen, der am Knie selbst durch die silberne Spange gehalten wurde, welche hier die weite kurze Hose von braunem Manchester-Sammet schloß. Da diese nicht durch Hosenträger festgehalten

Digitized by Google

wurde, so fiel sie etwas weit auf die Hüfte herab, und ließ zwischen ihr und der Weste von grünem Tuche mit vielen kleinen blanken Silberknöpfen das Hemd mehrere Finger breit heraus sehen. Ein langer, weiter, plump gemachter Rock von blauem Tuch, der Länge nach mit zwei Reihen Silberknöpfen von der Größe eines Thalers besetzt, vollendet den Anzug. Das lange, grau melirte Haar ist auf den Hinterkopf durch einen kleinen Kamm festgesteckt, und eine runde Pelzmütze von grünem Tuch mit einem Fuchsbräm bedeckt, die beim Ritt nach der Stadt mit einem runden Filzhut vertauscht wird.

So aus einander gescheucht schlich Liesch sich in den Stall zu ihren Kühen, um diese zu melken, Jochen aber zu den Pferden, während der „Schult" seine dicke „Fahlenstunt" bestieg, und, von dem lustig daneben springenden Säugefüllen begleitet, der Stadt langsam zutrabte. Bald darauf fuhr auch Jochen mit seinen vier Braunen fort, um Holz zu holen, und knallte zum Scheidegruß an Liesch noch beim Herausfahren, daß die beiden jungen Vorderpferde sich kerzengrade auf den Hinterfüßen aufrichteten, und es in vollem Galopp zum Dorfe hinausging. So verging der Morgen, bis zum Essen die ganze Familie sich wieder im Hause eingefunden hatte. Oben an der „Schult", der seinen Stadtrock ausgezogen hatte, in „Hemdsschmocken", neben ihm die „Schultenmudder", neben dieser Jochen als Großknecht, dann der „Mittelknecht", der „Pierjung" und unten Liesch und die andern „Diern", damit sie leichter in die Küche gehen konnten. Der „Kohhierd" hatte sein Essen aufs Feld hinaus bekommen. Liesch, welche den Dienst der Köchin versah, hatte eine große irdene Schüssel mit „Klump in Melk" (Klöße in Milch) auf den Tisch gesetzt, und in langsamem Takt senkten Alle ihre aus „Spillbaumholz" selbst geschnitzten Löffel in den weißen Inhalt derselben, schrabten sie dann gehörig am Rande ab, damit beim Wege zum Munde Nichts verloren ginge, und verschlangen langsam und mit sichtbarem Wohlgeschmack die Speise. Als nur noch ein kleiner Rest übrig blieb, setzte Liesch diesen, tüchtig vorher mit Wasser vermischt, den schon gierig darauf wartenden Hunden vor, und holte dann aus der Küche eine eben solche Schüssel hoch mit Kartoffeln gefüllt, über die eine fette Brühe von zerlassenem Speck und klein geschnittenen Zwiebeln gegossen war. Jetzt brachte die „Mudder" aus dem verschlossenen „Schabb" (Schrank) einen kleinen Teller mit geräucherter Wurst, und gab unparteiisch Jedem ein handbreites Stück davon, dem Schulten aber das Doppelte. Die Wurst wurde nun in der einen Hand gehalten, dazu mit der andern durch das aufgeklappte Taschenmesser, denn Gabeln kennt das Mecklenburgische Landvolk nicht, eine Kartoffel nach der andern aus der Schüssel in den Mund befördert, und dann und wann ein „Happen" (Bissen) Wurst dazu abgebissen. Ein großes grobes Brod lag zur feinen Benutzung auf dem Tisch, wie auch ein hoher Zinnkrug mit einem Klappendeckel, angefüllt mit Dünnbier, fleißig von Mund zu Mund ging. Gesprochen wurde bei Tisch fast gar nicht, nur hier und da eine

Digitized by Google

kurze Frage über die Geschäfte des Tages, oder wie viel die „Bodder", (Butter) oder dat „Kourn" (Korn) in der Stadt kostete, gethan. Das Essen war beendet, und die Mädchen räumten das Tischtuch weg, die vielen Brocken darauf den in die Stube gekommenen Hühnern zuwerfend, als plötzlich der „Jung", der schon herausgegangen war, mit den Worten: „der Roßkamm Meyer is da up seinen Gälen (Gelben), hee hät noch een „Stufftiert" (Kurzschwanz) an der Hand", rasch ins Zimmer kam. Der „Schult" ging heraus, den alten Bekannten zu begrüßen.

Die Gestalt des Pferdehändlers hatte gerade nichts Angenehmes. Aus dem rothen, dicken Gesicht mit vielen Pockennarben blickte große Rohheit, und die dunkelrothe Nase bewies den Genuß geistiger Getränke. Dazu war seine Gestalt plump und ohne Schick und Form. Ein langer grauer Tuchrock, der von vielem Gebrauch bei Wind und Wetter zeugte, enge braunlederne Reithosen, bis an die Knie reichende Stulpstiefeln mit braunen Stulpen, und ein großes buntwollenes Halstuch waren die Hauptbestandtheile seines Anzuges. Um den Leib trug er als Zeichen seines Standes die breite Geldkatze von rothem Juchtenleder geschnallt, während eine kurze Peitsche mit einem Rehfuß als Stiel um seine Schultern gebunden war.

Die beiden Alten (denn auch der „Roßkamm" stand schon in den Vierzigern) traten bald in die Stube. Liesch trug ein „Jogem" (Zwischenessen) aus Brod, Butter, Wurst und gesalzenem Hering bestehend, auf den Tisch, und setzte die große grüne Pottbouteille mit Kümmelbranntwein und ein kleines spitzes Schnapsglas daneben. Lüstern ruhten die kleinen grauen Augen des Pferdehändlers auf der vollen Gestalt des Mädchens, und verliebt schlang er den Arm um ihre Hüften, ward aber mit einem ernsten „Lat see son Narrerien sien" abgewiesen. Dann verließ sie rasch das Zimmer, und ging aufs Feld, beim Hauen zu helfen.

Nachdem ein Gläschen Kümmel geleert und ein Stück Wurst dazu verzehrt war, rückte der Pferdehändler auf mancherlei Kreuz- und Querfragen auf den Zweck seines Besuches, nämlich dem „Schulten" seinen vierjährigen braunen Hengst, der „vöorbie" (vorbei) ging, abzukaufen, oder vielmehr abzutauschen. Mit Schrecken hörte Jochen die Nachricht, den Hengst herauszuführen, damit der Pferdehändler ihn „mustern" könne. Ein schönes, edles Thier war es; wie es vor Lust wieherte, und wenn der Schult in die Hände klappte, kerzengrade in die Höhe stieg, so daß selbst der gewandte Jochen es oft kaum bändigen konnte. Es war dazu geboren, einen stolzen Krieger vor die Front seines Regiments zu tragen, nicht für immer den Dungwagen eines Mecklenburgischen Bauern zu ziehen. Dem Pferdehändler entging die Schönheit des Pferdes nicht, obgleich er, dies zu verbergen, hier und dort Etwas zu tadeln wußte, was der Schulz dann eifrig bestritt. Die beiden Männer feilschten eifrig und lange, obgleich Meyer mehr auf die Forderungen des Schulzen einging, als Dieser selbst erwartet hatte.

Digitized by Google

„Na nu hüer (höre) to, dat is dat letzte Wourt (Wort), ick gäve Die den Stufftiert und twintig Lugedours (Louisd'ors). Schlah in," sagte endlich der Pferdehändler.

Der Schulz that der Form nach, als bedenke er sich noch etwas, sagte dann aber, „Topp, dee Handel is afmackt", und schlug schallend in die dargebotene Rechte ein.

Mit einer Thräne im Auge empfing Jochen den Befehl, den Hengst zu dem Pferde des Roßkammes, den „Stufftiert" aber in seinen Stall zu ziehen. Seinen Liebling, den Hengst zu missen, den er schon als „Sugfahlen" (Saugefüllen) gewartet und gepflegt hatte, der jetzt so schön herausgefüttert war. Wie hübsch hatte er es sich ausgedacht, wenn er beim Korneinfahren den Hengst vorne hätte, und nur mit der Peitsche zu klatschen brauche. Und statt dessen nun so einen „stiefgejägten" Stumpfschwanz. Sein ganzes schönes Gespann wurde dadurch verunziert. Aber den armen Burschen sollte heute noch ein viel härterer Schlag treffen.

Der alte „Schult" war über den guten Handel sichtlich aufgeräumt, — denn der eingetauschte Stumpfschwanz war noch ein gutes kräftiges Thier, nur jetzt in der Stadt etwas steif geworden, — und trank auf den vortheilhaften Handel ein Glas Kümmel nach dem andern. „Hüür (höre) mal, Schult, ick will noch eenen anderen Handel mit Die macken", sagte endlich nach manchem Hin- und Herreden der Roßkamm.

„Wat denn för eenen, wist Du mienen Sadelschimmel noch?"

„Nee, dat nich, äber gief mie dien Liesch to Frun."

„Mien Liesch!" fragte erstaunt der Schulze.

„Ja, dee Diern gefällt mie god, un ick bün een Mann, der een Frun brucken kann, denn sied mien arme Frun dodt is, will dee Wirthschaft gar nick miehr gahn. Du weest, ick häw Huns un Hof, un ock een paar dusend Dahler. Wie künnen näheer (nachher) so in Kumpagnie handeln. To Frühjahr hebben se in Swerin ümmer vähl (viele) Stier to nicht jagt, denn dat lange Hollen för dat Kummedienhuns gript dat Veeh an, denn kann man se wullfeel köpen, un wenn wie se dann im Sommer up dien Koppeln jagen, so verköpen wie se up den Hamborger Markt wedder ganz god. — Na säg, Schult, wist Du mie Dien Dochder gäben."

Der Schulz kratzte sich im Haar, und erwog, was bei dem vorgeschlagenen Compagniehandel Alles zu verdienen wäre. Auch schmeichelte es seiner Eitelkeit, daß ein Mann in der Stadt seine Tochter zur Frau haben wollte. Nach einer kleinen Pause, während spähend des Pferdehändlers Blick auf ihm ruhte, antwortete er daher: „Ja, Du kannst mien Dochder kriechen, wo vähl Utstüer möt ick Die äber gäben?"

„Ick meen föftheinhunnert Daler."

„Nee, dat is mie to vähl, neigenhunnert (neunhundert) will ick gäben."

Digitized by Google

„Säg twölfhunnert.“

„Nee, dusend Daler un een riecke Utstüer.“

„Na, dat gelt,“ (es gilt). Ein Handschlag besiegelte den Bund, und gleich einem Stück Vieh war Liesch an den Roßkamm Meyer zur Frau verkauft.

Die „Schultenmudder“, die froh war, daß ihre Stieftochter fortging, ward nun dazu gerufen, und in ihrer Gegenwart das Nähere über die Ausstattung, und wenn die Hochzeit sein sollte, verhandelt. Da der Bräutigam noch am Abend zu Hause sein mußte, weil er einen fremden Händler erwartete, Liesch aber weit auf's Feld gegangen war, so unternahm es der Vater, sie in Kenntniß zu setzen. Vergnügt bestieg der Pferdehändler seinen Gelben, und, den jungen Hengst am Zügel, der wiehernd zuletzt noch seine Geburtsstätte und den Mist, auf dem er als Füllen so oft zu Jochens Freude lustig herumgesprungen war, begrüßte, trabte er zum Dorfe hinaus.

Als der „Schult“ am Abend Liesch von der Bewerbung und seiner Einwilligung in Kenntniß setzte, da wurde das Mädchen so weiß wie die Wand, und ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen. „Vader dat kann hee mie nich andohn, den Roßkamm kann ick nich frien, ih leew ja den Jochen;“ schluchzte die Unglückliche. Aber vergebens war ihr Flehen, der Alte blieb ungerührt.

„Hüür (höre) mit dat Stoahren (Weinen) up, Du sast den Roßkamm frien, ick will dat hebben.“

„Vader, ick kann nich, dat breckt mie dat Hert, wann ick von den Jochen laten soll.“

„Wat hart dummes Tüch (Zeug), der Roßkamm is een riecker Kierl, un deen Jochen sien Mudder is in Armenhuse, so'n Dochtermann will ick nich, un wenn Du vom Jochen noch wedder schnackst, so hau ick Die so vähl mit den Pietschenstähl, dat Du nich krüchen kannst.“ Und damit ging der zornige Schult fort.

Vergebens ging Jochen am Abend, als er die Schreckensnachricht erfahren hatte, noch zum Schulzen; hoffnungslos mußte er davon schleichen. Selbst seine spätere Bitte, ihn doch wenigstens gleich aus dem Dienst zu entlassen, da er Liesch nicht so leiden sehen könne, ward verweigert, da der Schult nicht gleich zur Ernte einen tüchtigen Knecht wieder bekommen konnte. So mußte er bis Gallen bleiben, und die Geliebte täglich sehen, die doch für immer für ihn verloren war. Eine düstere Schwermuth hatte sich des armen Burschen bemächtigt, finster, schweigend that er alle seine Arbeiten, und saß in den müßigen Stunden entweder bei seinen Pferden im Stall, oder schweifte allein im Felde umher. Beim Mähen, wo ihm diesmal eine andere Binderin folgte, — denn Liesch ward von allen Feldarbeiten befreit, und mußte den ganzen Tag in der Kammer sitzen, und unter Thränen an der Aussteuer nähen, — war er gar nicht wieder zu erkennen, und alle Leute im ganzen Dorfe sagten: „Schulten Liesch hat et den Jochen angethan.“ Er haute wol noch kräftig drauf los, aber von Lachen und Scherzen war keine Spur, und

Digitized by Google

er sah so trübselig aus, daß es Alle dauerte. Aber mehr noch welkte die arme Braut hin; von ihren Backen war die rothe frische Farbe verschwunden, ihre sonst so klaren Augen waren von Thränen getrübt, so daß selbst der Bräutigam, der jetzt häufiger kam, darüber besorgt wurde. Doch er meinte, nach der Hochzeit würde sich dies wol wieder geben, und das vornehme Leben in der Stadt Liesch sehr gut gefallen. Im Dorfe fanden es Alle natürlich, daß der Schulz seine Tochter lieber dem reichen Roßkamm, als dem armen Jochen gäbe, und konnten nicht begreifen, warum denn Liesch so sehr sich darüber gräme, da sie doch ihr gutes Auskommen haben würde. Nur einige junge Mädchen meinten, „sie möchten lieber den glaren Jochen, als den ollen Roßkamm frien." Mit Jochen hatte Liesch seit ihrer Verlobung nie wieder allein gesprochen, es war, als schämte sie sich vor ihm, daß sie ihm so tiefen Kummer bereite.

So verging die Ernte und der Herbst; am nächsten Donnerstag war die Hochzeit bestimmt, und am Tage darauf konnte auch Jochen seinen Dienst beim Schulzen verlassen.

Das war eine Hochzeit, so eine große hatten die Leute im Dorfe lange nicht mehr gehabt, und noch nach Jahren werden sie davon sprechen. Der „Hochtiedbidder" auf dem besten Pferde des Schulzen, das am ganzen Leibe, selbst am Schwanze, mit bunten Bändern und Rauschgold aufgeputzt war, konnte sich fast müde reiten, so viel Bauern aus dem Amte hatte er einzuladen. Wenn er so „för Sprung" auf die Diele des Hauses angejagt kam, und Alles an ihm glitzte und blitzte, und die vielen bunten Bänder an Jacke, Hut und Pferdeschwanz herumflatterten, was machten die Leute da für Augen. Zuletzt konnte er kaum mehr sprechen, so heiser war er von dem vielen Aufsagen seines Einladespruches und dem Schnapstrinken, denn ohne ein Paar Gläser Kümmel im Sattel geleert zu haben, durfte er das Haus nicht verlassen. Aber nur die Bauernhauswirthe ladete er ein, zu den Büdnern und Kathenleuten zu reiten, war nicht Brauch. Wenn diese überhaupt am Abend zum Tanze kamen, so geschah dies ohne besondere Einladung. Und was hatte der „Schult" nicht Alles eingekauft, wie tief hatte er zu Ehren des Tages in den Geldbeutel gegriffen. Staunend wurde von allen Dorfbewohnern erzählt, die „Schultenfru" habe tein (zehn) Pund Rosinen, viertig Pund vom besten Ries, dörtig (dreißig) Pund Kaffee, acht Höd Zucker, eenen groten Büüdel vull Kanneel, Krinthen, un twintig Buddel Wien vom Koopmann köft; und beim Bäcker für twölf Taler Stulen und Koken (Kuchen) bestellt, un acht Tonnen van bästen Beir un twee Anker Brounewien, un wat dat noch all wäst weir. Dann eenen twölf Göese und eben so vähl Höhner schlacht, und grote Schinken und so vähl Mettwurst vom Wiener nahmen und dato (dazu) noch so vähl Rindfleesch ut dee Stadt.

Die große Diele des Schultenhauses war sorgfältig gereinigt, und ganz mit kleinen Birken und Tannenbäumen an den Wänden besteckt, so daß sie einer

Digitized by Google

weiten, grünen Grotte glich. Große Tische und lange Bänke, aus dem ganzen Dorfe zusammengeliehen, standen bereit. Noch sorgfältiger war mit Blumen und Zweigen die eigentliche Wohnstube geschmückt, denn hier sollten die Ehrengäste, der Herr Pastor mit Gattin, der Herr Förster mit Frau und Tochter, der Herr Inspector vom nahen Edelhofe, das Brautpaar selbst, die Aeltern desselben, die Schulzen der benachbarten Dörfer und einige städtische Verwandte des Rostkamms, tafeln. Gewaltige Feuer flammten auf dem Herde und die beiden Dierns und zwei zur Aushilfe genommene Kathenfrauen wußten kaum, woran sie zuerst Hand anlegen sollten, so viel gab es zu thun; dafür entstanden unter ihren fleißigen Händen aber auch Gerichte so fett und lecker, daß Jedem beim bloßen Anschauen das Wasser im Munde zusammenlief.

Gegen eilf Uhr versammelten sich im besten Sonntagsstaat alle Gäste; auch der Bräutigam im blauen Tuchfrack mit großen blanken Messingknöpfen, gelber Casimirweste, und großer, steifer, bunter Halsbinde, unter der die hohen Vatermörder handbreit hervorsahen, war kurz vorher in Begleitung einiger Freunde aus der Stadt, die als Brautführer dienten, erschienen. Die Braut wurde von ihren „Kranzjunfern", die sie von ihren besten Freundinnen gewählt hatte, aus ihrer Kammer geholt, und Allen zur Schau gestellt. Bleich und abgezehrt durch tiefen Gram, war das fröhliche Mädchen jetzt kaum noch zu erkennen. Mit Bestimmtheit hatte sie erklärt, sich noch in ihrem Bueruttüg (Bauerzeug) trauen zu lassen, und das Stadtzeug, das ihr der Bräutigam mitgebracht hatte, erst von dem Augenblicke an, wo sie dessen Wohnung bezog, anzuziehen. Der dunkle Anzug stand dem bleichen Mädchen gut, und einte sich passend zu ihren farblosen Wangen. Ein schwarzer, kurzer, sehr faltiger Rock von Wollenzeug, unten am Saum mit drei Reihen breitem grünem Seidenband besetzt, und ein eben so farbiges Jäckchen über Brust und Nacken, mit einem feinen weißen Leinentuche bedeckt, waren die Hauptbestandtheile des Anzuges. Auf dem schönen blonden Haar war die große, reich mit grünem Laubwerk und bunten Flittern verzierte Brautkrone befestigt.

Wenn auch der Weg zur Kirche nicht sehr weit war, so wollte es doch das Herkommen, daß derselbe von dem Brautpaar nicht zu Fuße zurückgelegt werden durfte. Die vier Braunen des „Schulten", wohlgeputzt und am Kopfgestell des Zaumes mit Blumen und Bändern verziert, standen schnaubend vor dem grün angestrichenen Korbwagen, das Brautpaar und die Brautjungfern und Brautführer zur Kirche zu bringen. Jochen war der Kutscher des Gespannes, es war dies der letzte, der schwerste Dienst, den er im Lohn des Schulzen verrichtete. Unbeweglich saß er auf seinem Sattelpferd, keinen Blick rückwärts wandte er auf das einsteigende Paar. Hochauf bäumten sich die jungen, wenige Tage zuvor erst eingespannten Vorderpferde, als an der Kirchhofsthür die ganze Jugend des Dorfes mit lautem Jubelschrei den Wagen begrüßte, und der ganzen

Digitized by Google

Kraft und Geschicklichkeit des Führers bedurfte es, sie zu zügeln, und am bestimmten Platz zum Halt zu bringen. Während Alles in die Kirche eilte, der Trauung beizuwohnen, blieb er einsam draußen bei seinem Gespann, und, den Kopf am Sattelpferd gelehnt, rannen unaufhaltsam seine Thränen. Kaum hörbar hatte Liesch vor dem Altar das Jawort ausgesprochen. Sie war nun die Gattin des Pferdehändlers geworden.

Großes Behagen war unter den vielen Hochzeitsgästen im Schulzenhause verbreitet. Wie schwanden bald die großen Schüsseln mit Reis in Milch, überall tüchtig mit Rosinen und Zucker und Kanneel durchmengt, wie rasch wurden die fetten, so recht braun und krustrig gebratenen Gänse zu so leeren Gerippen, daß selbst die Katze sie liegen ließ, verwandelt, und eben so ging es dem großen gekochten Schinken. Ein Bierfaß nach dem andern wurde als leer geworden weggerollt und durch ein volles ersetzt, die großen grünen Bouteillen mit dem besten Kümmel mußten oft von Frischem gefüllt werden. Jubel und Lust herrschten auf der Diele. Vor der Hofthür standen in dichten Haufen die Dorfkinder groß und klein, mit vollen Backen die Stulen und Spickaal kauend, welche immer wieder von Neuem unter sie vertheilt wurden. Jeder Fremde, jeder fechtende Handwerksbursche konnte hereinkommen, und so viel von der besten Speise essen und Bier und Wein trinken, als er nur mochte. Bei der großen Hochzeit ist Jeder ein Gast, der kommen will. In der Stube aber, wo das Brautpaar und die vornehmen Gäste saßen, ging es doppelt hoch her. Mit silbernen Löffeln und von weißen Tellern wurde gegessen, und jeder Gast hatte sein eigenes Weinglas vor sich stehen. Die bestgebratene Gans, der fetteste Schinken, dazu große, schön roth gekochte Krebse und Kuchen aller Art, sie fanden nicht minder guten Abgang, als auf der Diele. Einen Knopf nach dem andern lüftete der Pastor; des Försters rothes Gesicht glänzte noch feuriger; mit vollen Backen arbeitete der Küster, und auch der Bräutigam aß und trank wacker. Scherze und Anspielungen, oft nicht von der feinsten Art, wurden mit lautem Gelächter belohnt. Dazwischen schmetterte die Trompete, quiekte die Violine, ächzte die Flöte, brummte der Baß des 4 Mann starken Orchesters, das jetzt noch Tafel- und später Tanzmusik zu machen hatte. Die allzu reichlichen Libationen, denen die Künstler gehuldigt hatten, bewirkten, daß Jeder, ohne sich gerade viel an den Andern zu kehren, seinen Takt für sich fortspielte, was aber nicht hinderte, daß Alle erklärten: „Die Muskanten spählen wie dat Dunnerwedder.“ Die Tische wurden endlich abgeräumt, und die Diele in einen großen Tanzplatz verwandelt. So viel Stalllaternen man nur im Dorfe auftreiben konnte, wurden an allen Ecken und Pfosten verbreitet, um dem hohen, dunklen Raum die nöthige Helle zu geben. Im besten Sonntagsputze erschienen alle Dirnen und Burschen des ganzen Dorfes, ja der Umgegend, denn freie Musik die ganze Nacht und so viel Bier und Branntwein und Rosinenkuchen und Käse und Heringe, als Jeder haben wollte, ward heute

Digitized by Google

gegeben. Die Knechte sprangen vor Lust in die Höhe, und schwenkten die Dirnen herum, daß die kurzen, weiten Röcke weit abflogen. Ein Walzer nach dem andern, „Lang-Englisch" und zuletzt der „Küssedanz" wurden unermüdlich bis spät in die Nacht getanzt. Gegen Mitternacht mußte endlich die junge Frau ihr Strumpfband abbinden, um das dann mit lautem Jubel eine Art Reihetanz getanzt wurde. Dann zog sie sich unter dem Schmettern der Musik und dem Hurrahrufen und Jauchzen der ganzen Menge in die mit Blumen und Kränzen verzierte hintere Kammer zurück, in welcher das hochaufgethürmte Brautbett stand. Das Gelärme auf der Diele dauerte aber mit ungeschwächter Lust die ganze Nacht bis zum hell anbrechenden Morgen fort. Oft ward die Musik von dem Blöken der Kühe, dem Gewieher der jungen Pferde unterbrochen, die neugierig über den ungewohnten Lärm ihre Köpfe über die Raufen steckten, mit ihren großen Augen zwischen die Tanzenden schauend. In dem hintersten Winkel der Scheune saß Jochen auf einem Strohbund, sich noch zuletzt recht auszuweinen. Schneidend drangen die Klänge der Tanzmusik in sein Herz.

Im eigenen Holsteiner Wagen mit muthigen Schimmeln in blankem Geschirr bespannt führte am andern Morgen der Roßkamm seine verweint aussehende junge Frau in die Stadt. Hoch mit der reichen Aussteuer von Betten, Leinen und Hausgeräth aller Art bepackt folgten die beiden Wagen des Schulzen. Das erste Gespann führte der neue Großknecht an, denn Jochen's Dienstzeit war beendet. Morgens früh schon hatte er nach Uebergabe der Pferde an seinen Nachfolger das Haus ohne weitern Abschied verlassen. Seinen Koffer hatte er zu der Mutter geschoben, und war dann still, ein kleines Bündel Sachen am Stock tragend, zum Dorfe hinausgegangen, ohne Jemandem zu sagen, wohin er sich wenden wolle.

Liesch lebte in dem stattlichen Hause ihres Mannes mit den großen hellen Fensterscheiben und der grün angestrichenen Thür mit blanken Messingknöpfen. Sorgsam führte sie den Haushalt, und war eine treue Stiefmutter der beiden Kinder erster Ehe des Pferdehändlers, aber ein Lächeln hat Keiner wieder von ihr gesehen. Ohne irgend eine bestimmte Krankheit zu haben, schwand sie hin, und die Leute aus dem Dorfe, welche zufällig in der Stadt sie gesehen hatten, pflegten dann stets zu sagen „Schulten sien Liesch hät den Dood an Harten". Kaum ein Jahr nach ihrer Hochzeit ward ihre Leiche aus dem Hause getragen.

Von Jochen ward im Dorfe Nichts weiter gehört, nur dann und wann erhielt seine alte, fast stumpfsinnig gewordene Mutter einige Thaler geschickt, wofür sie sich Kaffee und dergleichen Leckereien kaufte. In diesem Sommer brachte ein Knecht, der unterm Militair gewesen war und jetzt zurückkehrte, die Nachricht ins Dorf, der Unterofficier von dem Mecklenburgischen Dragonerregiment, der seiner Schwadron kühn voraufreitend im Gefecht bei Düpel von einer Dänischen Kugel durch den Kopf geschossen wurde, sei der Jochen gewesen, der früher so lange beim Schulten gedient habe.

Digitized by Google

Flüchtiger Blick in das Pariser Studentenleben.

Das Studentenleben ist wol überall ein lustiges und tolles, denn die Heiterkeit ist eben ein Privilegium der Jugend, das sie in allen Ländern und durch alle Revolutionen hindurch zu bewahren weiß. Es ist dies das einzige Recht, das von keiner Revolution und von keiner Contrerevolution abhängig ist, eben weil es auf der unveränderlichen Constitution der menschlichen Natur beruht. Doch hat das Studentenleben im Quartier latin so viel Eigenthümliches, so viele ganz besondere Seiten, daß es sich wol der Mühe lohnt, ihm einige Aufmerksamkeit zu schenken. Und sagen wir es nur von vorn herein, das Charakteristische der Pariser gelehrten Jugend ist eben nicht die Gelehrsamkeit, noch Stubenhockerei. Der Pariser Student kommt nach Paris, seine Jugend auszutoben; wenn er nebenbei noch Etwas lernt, ist Das weder sein Verdienst, noch seine Schuld. Die wenigen Auserwählten, die sich ernst den Studien widmen, nehmen hier die Stellung ein, die in Deutschland die sogenannten „Ochser" von ihren Collegen angewiesen bekommen, sie sind übrigens hier fast in keiner Berührung mit ihren lustigen Schulgefährten.

Wie überall, so hat auch hier der Jüngling, welcher der ängstlichen Sorgfalt und Aufsicht seiner Aeltern sich entronnen weiß, kein dringenderes Geschäft, als sich seiner Freiheit und Selbstständigkeit auf jede mögliche Weise zu freuen. Er fühlt, daß er im Begriffe steht, Mann zu werden, und da ist es denn natürlich, wenn er ängstlich die Manieren und Gewohnheiten des Mannes sich anzueignen sucht. Wie gern verzeiht man den armen Jungen nicht das Märtyrerthum einer Reihe von Seekrankheiten, dem sie sich gern unterziehen, um nur der Manneserrungenschaft des Rauchens nicht entsagen zu müssen. Wer kann Etwas dawider haben, daß die liebenswürdige Jugend in begreiflicher Coquetterie sich herumzeigt, um das zum ersten Male zur Geltung kommende Individuum mit um so mehr Talent hervorzuheben. Wer freut sich nicht mit der Jugend an ihren Freuden, die schön sind, wie jeder Frühling, und reizend, wie Alles, was die Jugend berührt. Um so weher geschieht uns, sehen zu müssen, wie schon ein sechzehn- oder siebzehnjähriger Knabe durch den Comment des hiesigen Studentenlebens gezwungen wird, den Umgang mit dem weiblichen Geschlechte von einer Seite aufzufassen, welche den Schmetterlingsstaub der Unschuld von der jungen Seele streift, und ein blasirtes, beflecktes Menschenleben zu Tage fördert. Von jener liebenswürdigen Flegel- und Tölpelhaftigkeit, welche Jean Paul's germanische Jünglinge bezeichnet, findet man am Pariser Studenten auch nicht die Spur. Er ist mit einem Satze im sinnlichen Leben, im terre à terre des materiellen Taumels drin, noch ehe er ein Recht hat, durch verschwundene Illusionen, durch jene bitter-

Digitized by Google

süßen Erfahrungen, die uns wol Keinem erspart bleiben, den schönen poetischen Träumen der Jugend zweifelnd den Rücken zu kehren.

In Prag fiel mir auf, daß die jungen Leute, die sich den Studien widmen, einen Stolz darauf legen, sich durch Brillen, die ihnen ein gelehrtes Aussehen verleihen sollen, das gesunde Auge zu verderben. Hier sucht man zwar kein gelehrtes Aussehen zu erlangen, aber man huldigt noch verschiedenen Aeußerlichkeiten, durch die man seinem Alter vorzueilen strebt. Die Prager wollen frühzeitig unter die Propheten gehen, die Pariser wollen früher, als gut wäre, mit den berauschenden Vergnügungen der großen Verführerin Lutetia Bekanntschaft machen. Das Leben der Pariser Studenten ist eine Französische Uebersetzung des Burschenlebens; man darf nur der Bierkanne die Grisette und dem Fechtboden den Prado oder Closerie lilas unterstellen, und man kann sich vom Uebrigen sehr leicht eine richtige Idee machen. Die Grisette ist das Alpha und Omega des Pariser Studentenlebens. Ein hiesiger Studiosus spricht von „ma femme", wie ein Deutscher Spießbürger von seinem Weibe sprechen möchte. In Paris sind übrigens blos der Student und der Arbeiter so glücklich, femmes zu haben. Der Bourgeois hat eine madame oder épouse — die Aristokratie hat eine madame la baronne oder madame la comtesse, und beide haben sie maîtresses. Nur der Student und der Ouvrier sind mit femmes beglückt.

Es gab eine Zeit in Paris, wo die Studenten das ausschließliche Privilegium hatten, den Grisetten unentgeldliche Lectionen in der Liebe zu geben. Damals hatte das Zusammenleben dieser jungen Leute noch etwas Rührendes, Poetisches, denn es war uneigennützig, eine Vereinigung, die in der gegenseitigen Anhänglichkeit ihre Entschuldigung fand. Es war nicht die Liebe, welche Knigge den jungen Leuten zu ihrer Ausbildung und Entwickelung empfohlen, aber Knigge schrieb für Deutsche, und im Quartier latin sieht man das Leben eben nicht Deutsch, sondern Französisch an. Aber ach! diese Zeit ist längst vorüber; die Grisette droht nach und nach auszusterben, und nur in der Freundin des Arbeiters kann man noch hier und da diese liebenswürdige seltene Species erkennen. Die Grisette im Dachstübchen, die den ganzen Tag mit der Nadel beschäftigt ist, und für die jungen und alten Damen arbeitet, ihnen zu Reizen zu verhelfen, die ihnen die Natur versagt; die Grisette, welche Morgens blühend wie eine Rose und schmuck wie der Frühling in den weltbeherrschenden Modesalon wandert, um erst spät Abends am Arme ihres Freundes in die trauliche Mansarde heimzukehren; die Grisette, welche die Woche über unausgesetzt arbeitet, um Sonntags an der Seite ihres Geliebten von den ausgestandenen Mühen sich zu ergehen; die Grisette mit dem netten Häubchen und dem niedlichen Füßchen, die über die Straßen schwebt und mit seltsamer Coquetterie die huldigenden Blicke der Vorübergehenden im Fluge erhascht, diese Grisette existirt jetzt zu Paris kaum mehr dem Namen nach. Bérangers Lisette wird bald nur eine Mythe sein, und wenn

Digitized by Google

wir die Geschöpfe betrachten, die man jetzt noch so nennt, wird es schwer begreiflich, wo der unsterbliche Dichter seine Begeisterung für sie hergenommen hatte. Die Grisette von ehemals war so zu sagen die Poesie unbewußter Liederlichkeit. Sie meinte es aufrichtig und brachte immer zuerst ihr Herz zum Opfer. Sie liebte ehrlich, und wenn man ihr auch zuweilen Wankelmüthigkeit nachsagen konnte, so mußte man doch zugeben, daß sie noch öfter verlassen und getäuscht wurde. Und dann ihr neuer Geliebter hatte wieder ihr ganzes Herz; sie beweinte den Ungetreuen redlich, bis ein Anderer sie zu trösten, ihre Liebe zu gewinnen verstand.

Jetzt ist es anders, und namentlich die weibliche Bevölkerung des Quartier latin ist weit entfernt, dem reizenden Bilde zu entsprechen, das sich der Fremde macht, wenn er von einer Pariser Grisette hört. Das sind nicht mehr jene naiven Geschöpfe, welche, von der laut gewordenen Sprache ihres Herzens getrieben, in einem andern Herzen die Antwort auf die Frage suchen, durch welche das ihrige so ungestüm pocht. Jetzt sind sie alle längst gefallene Engel, welche im Quartier latin ästhetische und moralische Vorstudien für's Quartier notre dame des lorettes machen. Das Beste haben sie ohnehin schon gelernt. Die guten Studenten sind demnach in keiner Beziehung sehr zu beneiden. Die Lateinerin wandert von Haus zu Haus, und wechselt die ménage mit jeder Jahreszeit, und wenn sich in diesem republikanischen Stadttheile Alles duzt, so hat diese brüderliche Sprache eben nicht in politischen Anschauungen ihren Grund. Man duzt sich auch nicht wie in Tyrol aus herkömmlicher Sitte — im Quartier latin nennt man sich Du, weil man sich gut kennt. Die Studentengrisette ist wie eine Schwalbe, die nur so lange bleibt, als der Frühling des älterlichen Ueberflusses im Hause des Studenten währt, über diesen hinaus macht sie ihren Knix und trägt ihr Nest anderwärts hin. So lange aber das häusliche Glück im Latinium dauert, so lange giebt's ein lustiges Leben, und der Student thut keinen Schritt ohne sa chère femme. Ins Kaffeehaus, ins Theater, zum Restaurant, auf die Promenade, überall hin folgt ihm die heitere Lebensgefährtin, und wenn sie das Collége nicht mit ihrem Besuche beehrt, so geschieht es nur darum nicht, weil entweder unser Student auch nicht hingeht, oder weil sie diese Zwischenacte ihren Freundinnen oder vielleicht gar weniger unschuldigen Geheimvergnügen widmen zu müssen glaubt.

Aus diesem Zusammenleben folgt von selber, daß die Pariser Studenten im Allgemeinen nicht übermäßig viel lernen, denn wem ein Frauenschooß zum Schreibpulte dient, dessen Gedanken müssen sich allerlei Zerstreuungen zu Schulden kommen lassen. Ferner segnet diese wilde Ehe die armen Jungen mit allerlei Qualen einer wirklichen, er hat Famlienſorgen. Endlich duldet die Grisette des Quartier latin auch gar nicht, daß ihr Geliebter sich allzusehr den Kopf anstrenge, sie betrachtet die Beschäftigung mit den Büchern als eine Untreue, und Eifersucht ist

Digitized by Google

eine ihrer vielen Cardinaltugenden. Es giebt natürlich auch in dieser Beziehung Ausnahmen und sehr würdige Ausnahmen; manche Grisette wird zum Schutzengel ihres Freundes, sie opfert ihm ihr Leben, nachdem sie ihm ihre Ehre geopfert, und das ist keine blinde, sondern eine ganz bewußte Ergebenheit, denn die armen Geschöpfe wissen, daß mit Beendigung der Studien auch ihr Glück zu Ende geht, und sie fügen sich in ihr Schicksal mit einer Resignation, die man in andern Klassen vergebens suchte. Freilich manchmal auch bricht das arme Herz, und die Morgue hat manchen Jammer zu erzählen. Mancher Roman findet hier seinen tragischen Schluß, und gar mancher Mediciner sieht die Geliebte eines Schulkameraden auf dem Secirtische zum letzten Male wieder. Es ist überhaupt merkwürdig, daß in dem revolutionairen Paris noch eine solche Achtung vor den Rangunterschieden herrscht, und es fällt diesen unglücklichen Geschöpfen gar nicht ein, daß ein junger Doctor oder ein junger Advocat bis zu ihnen herabsteigen könnte. Es steckt in der Pariser Grisette ein Gemisch von Leichtsinn und Aufopferung, die allein sie auf die Bahn des Lasters führen. Sie hält das Schicksal quitt für die wenigen Jahre jugendlichen Glücks, und nimmt ihre spätere Prostitution als eine unabweisbare Sühne hin.

Leider gehören diese Erscheinungen edler Weibernaturen im Quatier latin fast zu den Ausnahmen. Das Leben der Studenten ist ein rein liederliches geworden, und wirkt verderbend auf diese armen Geschöpfe, indem sie mit den Bedürfnissen des Luxus, die ihnen sonst fremd gewesen, dem Laster in die Arme geworfen werden. Das Verhältniß zwischen den jungen Leuten gestaltet sich dadurch zu einem eigennützigen, vertragsmäßigen.

Dies verhindert die Grisette, wie bemerkt, nicht, eifersüchtig zu sein, wie eine wahre Geliebte, und wehe dem Studiosus, der auf einer Untreue ertappt wird, die er anders als an seinen Büchern ausübt. Die liebenswürdige Lateinerin liest ihm den Text mit einer Beredtsamkeit, der es auch an handgreiflichen Argumenten nicht fehlt. Ihre Hand ist flink, und ein Paar Ohrfeigen sind leichter bekommen als vergessen. Sie weiß, daß sie von den männlichen Vorurtheilen über Ehre und Genugthuung unberührt bleibt; sie braucht sich nicht zu schlagen, und hat eben genug gethan, indem sie schlägt. Solche Scenen gehören in den Regionen des gelehrten Stadtviertels keineswegs zu den Seltenheiten, und schließen eben so wenig die radicalste Wiederversöhnung aus. Nur wenn der Gegenstand der Untreue eine Freundin der betrogenen Geliebten ist, nimmt die Sache eine ernstere Wendung, denn in diesem Falle muß unser Studiosus für den Verrath an der Freundschaft und für seine eigene büßen.

Im Quatier latin giebt es keinen Sonntag, da für die Unterhaltung dortiger Jugend jeder Tag ein Festtag ist. Der Sonntag unterscheidet sich für den Studenten nur darin, daß er im Sommer auf's Land hinaus zieht, um den Schauplatz der Thorheiten, die er an Wochentagen im Quartier latin übt, in

Digitized by Google

einen der vielen reizenden Flecken der Pariser Umgebung zu verlegen. Aber weder er, noch seine Grisette befinden sich anderweitig so heimisch, als in ihrem geliebten Lateinerlande, und die Unterhaltung im Prado, oder im Sommer in der Closerie lilas gehen ihm über Alles. Hier sind sie zu Hause, hier gehört die Welt ihnen, da haben sie lauter bekannte Gesichter, denn außer den Studenten wagen sich nur die Künstlerscholaren hieher, welche angeblich à la recherche eines modèle sind. Es wäre überflüssig, zu erwähnen, daß es kein modèle an Tugend ist, was sie suchen.

Beim rauschenden Orchester des Herrn Pilodi, auf dem hellerleuchteten Wiesenplane, oder in den gehörig dunkel gelassenen Lauben und Schattengängen der geschmackvoll angelegten Gärten, beim Tanze oder beim duftenden Mokka oder beim berauschenden Gerstensafte, bei der dampfenden Cigarre findet der Student und die emancipirte Frau des neunzehnten Jahrhunderts ihre Lieblingszerstreuung. Wenn die müden Beine nicht mehr Elasticität und Humor genug besitzen, um den Ueberschwänglichkeiten zu genügen, die man in der Closerie lilas Tanz nennt, setzt man sich um einen Tisch und verplaudert die Zeit, wie man nur in Paris und wie namentlich nur die Pariserin zu plaudern versteht. Da werden auch die neuen Chansons und Romane zum Besten gegeben, und deren Werke sanctionirt. In Ermangelung neuer Lieder kehrt man auch gern zu den ewig frischen Chansons Béranger's zurück. Dieser bleibt der Liebling der männlichen und weiblichen Studentenwelt, er ist der Dichter der Jugend, so wie er der Sänger der Hütte ist. Béranger weiß dies sehr gut, und von Zeit zu Zeit schleicht er sich unter seine Freunde, um in der Freude dieser rauschenden Jugend das Ich seiner eigenen wiederzufinden.

Vergangenes Jahr erschien er einmal unter der Studentenwelt, und saß lange unbemerkt an der Seite seiner Lisette, die in unveränderliche Treue an ihm hängt, bei einem Bierschoppen. Plötzlich wird er erkannt, und auf den Ruf: „Mr. Béranger est ici!" eilt Alles herbei, und bildet einen dichten Kreis um den Erschrockenen. „Vive Béranger!" erschallte es aus jedem Munde, und man stimmte ein Lied des geliebten Dichters an. Hierauf wurde er mit Blumen, an denen es in Paris nirgends fehlen darf, wo Frauen sind, reichlich bekränzt, und er mußte überdies jedem der anwesenden Mädchen einen Kuß geben. Nun sollte er im Triumph herumgetragen werden, und erst auf vieles Bitten verschonte man den liebenswürdigen Chansonnier mit dieser Ovation, und ließ ihn entschlüpfen. Die Pietät für ihre großen Geister, mögen diese sich nun in was immer für einem Fache auszeichnen, ist den Franzosen aller Klassen gemeinschaftlich, und Béranger würde eine ähnliche Demonstration überall widerfahren, wo er nur erkannt würde. Man glaube aber ja nicht, daß solche Kundgebungen im Bedürfnisse, Spectakel zu machen, ihren Grund haben; die Franzosen lieben theatralische Scenen, das wird Niemand läugnen, allein ihre Huldigungen, die sie ihren Lieblingsschrift-

Digitized by Google

stellern darbringen, sind ernst gemeint, es sollen wirkliche Huldigungen sein. Bei solchen Gelegenheiten sind vorzüglich die Frauen reizend, und Béranger war sehr gerührt, als ihm so zu sagen die Heldinnen der besten seiner Poesien die Wange zum Kusse hinhielten.

Mit dem eilften Schlage der Uhr geht Alles aus einander; die vielen Gaslampen erlöschen mit einem Male, und unter dem lärmenden Rufe: des lampions! des lampions! tobt man zur Thüre hinaus. Dieser Garten liegt hinter jenem des Luxembourg, die ganze Gesellschaft wandert wie eine einzige Familie heimwärts, und zwar nach den Gesetzen der Arche Noah's, Alles gepaart. Man merkt es dieser tollen Caravane an, daß sie sich daheim eben so wenig langweilen werde, als in der Closerie lilas. Die tanzerhitzten Gesichter, die feuersprühenden Augen der sanft am Arme des Freundes hangenden Schelminnen sagen übrigens noch ganz andere Dinge, die wir aber vorläufig nicht verrathen wollen. . . . Und wenn der Leser zu seinem Erstaunen findet, daß ich mehr von den Lateinerinnen, als von den Lateinern gesprochen, so mag er eben bedenken, daß die größte Merkwürdigkeit des Quatier latin eben Jene und nicht Diese seien. Die Frau ist auch in der That ein interessantes Studium, und es wäre nur zu wünschen, daß die hiesige Jugend sich weniger gründlich und weniger materiell mit dieser schönen Wissenschaft befaßte.

Aus Lausanne.

Wer zum ersten Mal in die Schweiz kommt, verwundert sich in der Regel, daß er überall ein ewiges Krachen und Knallen vernimmt. Ist man aber einige Zeit im Lande, so gewöhnt man sich an diese Sitte. Es ist wahr, zu manchen Zeiten klingt es Einem vor den Ohren, als wenn die alten Schweizerberge einstürzen sollten, allein, wer die Verhältnisse kennt und weiß, daß bei Familien- und öffentlichen Festen, groß oder klein, das Pulver nicht gespart wird, der läßt sich durch diese kriegerischen Töne nicht mehr stören, und findet zuletzt dieses Böllern und Schießen eben so natürlich und nothwendig, wie es die Schweizer im Allgemeinen finden. Nur selten wird man daher veranlaßt, nach dem Grunde des Schießens zu fragen, wenn nicht gerade Kanonen von ungewöhnlichem Klange zur besondern Aufmerksamkeit auffordern. Hört man aber das regelmäßige Krachen des großen Kalibers und die gewöhnlich üblichen 22 Schüsse (zu Ehren der vereinigten 22 Cantone), so kann man annehmen, daß etwas Wichtigeres vor sich gehen soll.

Auch uns machten vor einiger Zeit Abends kurz vor Sonnenuntergang die Kanonen aufmerksam, und Aller Blicke richteten sich nach der äußersten

Digitized by Google

Spitze der großen Kathedrale Lausanne's, wo in dieser Zeit die grün und weiße Fahne, die Cantonalfahne, aufgezogen wurde; — wir befanden uns am Vorabend der fête civique, der Jahresfeier der 1845.-Waadtländer Revolution, der Feier des Jahrestags der Einführung der jetzigen neuesten Verfassung des Landes. Es ist bekannt, daß der Canton Waadt bis zur ersten Französischen Revolution unter der Oberhoheit Berns stand, welches dieses schöne Land mit mehr als stiefmütterlicher Kargheit behandelte; daß die eigentliche Entwickelung des Landes erst seit der Zeit seiner, später 1815 durch die bekannten Verträge anerkannten Selbstständigkeit herdatirt, und daß, wenn gegenwärtig dieser Canton an Bildung, Vortrefflichkeit seiner Schulen, öffentlichen Anstalten und innern Verwaltung einer der ausgezeichnetsten der ganzen Schweiz genannt werden muß, es diesen Umstand namentlich der im Jahre 1845 gegebenen neuen Verfassung zu danken hat. Kein Wunder also, daß dem Waadtländer Volke, das die Segnungen seiner neuen Verfassung tagtäglich vor Augen hat, die Erinnerung der Entstehung derselben heilig ist, und daß dasselbe die Feier des Jahrestags der Einführung dieser segenbringenden Constitution aufrecht erhalten wissen will. Es war daher vorauszusehen, daß, als der Große Rath im Laufe des letzten Monats beschlossen hatte, diese Feier auszusetzen, das Volk trotzdem sein Fest, auch ohne Zuschuß aus der Staatskasse, feiern würde, und die Ueberschrift über dem Eingang zur Festhütte: „Un jour de fête pour la famille Vaudoise est-il de trop?“ die von den Ab- und Zugehenden beim Feste selbst mit allgemeinen Beistimmungszeichen begrüßt wurde, war wol geeignet, den Großräthen, die gegen das Fest gestimmt hatten, zu beweisen, daß sie sich damit auf ein höchst unpopulaires Feld versetzt hätten.

Ich meines Theils war neugierig, den Verlauf dieses Festes mit anzusehen, da ich einem solchen in der Schweiz noch nicht beigewohnt hatte, und aus früherer Erfahrung wußte, daß es nicht leicht ist, Volksfeste, ohne langweilig zu werden, in entsprechender Weise durchzuführen. Freilich haben die Ansteller solcher Feste in der Schweiz schon in sofern gegen Andere in andern Ländern ein leichteres Spiel, als die herrliche Natur ihnen unter die Arme greift, und es ihnen leicht macht, mit geringen Kosten jeden halbweg geeigneten Platz in ein kleines Paradies vorübergehender Lust und Herrlichkeit umzuwandeln! Lausanne besonders mit seinem wundervoll gelegenen Montbenon bietet hierzu die schönste Gelegenheit. Die Esplanade de Montbenon ist unstreitig der schönste Platz in der unmittelbaren Nähe des schöngelegenen Lausanne. Ein ungeheurer, weiter Platz, zu beiden Seiten mit den schönsten Lindenalleen versehen, dient Montbenon den Lausannern zu den meisten größern Festlichkeiten, vor Allem aber zum Exerciren sowol des Militairs, wie der Collégiens, und ist zugleich einer der schönsten Spaziergänge, die man sich denken kann. Die schönste Aussicht über den ganzen ungeheuren Spiegel des Genfersees und die gegenüberliegenden Piemontesischen,

Digitized by Google

Walliser und Berner Berge bietend, eröffnet er zugleich dem Auge einen freundlichen Blick über das diesseitige, weite Ufer des Sees, mit seinen unendlichen reichen Weinbergen und vielen kleinen Städten und Dörfern, bis wo das Juragebirge die Grenze des nachbarlichen Frankreichs bildet. Die unmittelbare Nähe des lebhaften Lausanne's mit seinen ab- und zuströmenden Fremden läßt Einem im gleichen Augenblicke den tiefen Frieden der herrlichsten Natur und das bewegte Leben der bevölkerten Stadt überblicken.

Nachdem am frühen Morgen des 10. August die nochmals ertönenden Kanonen die Feier des Festes begonnen, beginnen die Zuzüge von den umliegenden Ortschaften, und unter Trommelschlag zieht Alles nach dem Montbenon, wo sich der Festzug ordnet, der in unabsehbarer Menge, bestehend aus Beamten, Bürgern, Landleuten, Militair, Gendarmen, Knaben, Mädchen, Genossenschaften u. s. w. mit Fahnen, Bändern und Blumen geziert, unter dem Vortritt der Militairmusik und einer beträchtlichen Anzahl Trommler, sich langsam und feierlich, während des Geläutes sämmtlicher Glocken der Stadt, nach der Hauptkirche Lausanne's, der alten, ehemals bischöflichen Kathedrale, ziemlich auf dem höchsten Punkte der Stadt gelegen, bewegt. Nach Beendigung eines angeordneten Gottesdienstes begiebt sich der Zug zurück auf den Festplatz, wo das eigentliche Volksfest beginnt. Ich habe früher verschiedene Volksfeste und Volksversammlungen u. dgl. im Norden und Süden Deutschlands mit angesehen, nirgends aber noch in meinem Leben ein solches Leben, ein solches Feuer, solche Begeisterung, zusammengedrängt auf einen verhältnißmäßig immer noch kleinen Raum, zu beobachten Gelegenheit gehabt. Nicht daß sich, wie anderwärts zu geschehen pflegt, Alles nach einem gewissen, im Voraus bestimmten Plane abzuwickeln gehabt hätte; — alle Berechnung und programmmäßige Durchführung war verschwunden. Bunt durch einander, wie Gelegenheit, Raum und Geschmack es gestatteten, wogte die Menge, und während hier die rauschendste Musik die Tanzlustigen nach dem dazu bestimmten Platze rief, strömte auf der andern Seite die Menge bald nach diesem, bald nach jenem Zelte, aus dem die gewaltige Stimme eines Toastbringers den Lärm der Tausende übertönte, sei es, um in das rauschende Hurrah oder das hier übliche taktmäßige Händeklatschen mit einzustimmen, da eben von den Worten selbst meist nur die ganz nahe Stehenden Etwas zu hören im Stande waren. Es kann mir natürlich nicht einfallen, mittheilen zu wollen, was gesprochen worden, da dies Einem Menschen unmöglich ist, er müßte denn seine Ohren zu gleicher Zeit in den 20 bis 30 verschiedenen Wirthschaften auf dem Platze gehabt haben, — soviel steht aber fest, daß, wo nur immer Reden erschallten, und das war eben immer zu gleicher Zeit an 30 verschiedenen Orten, der Herren Großräthe nicht mit sonderlicher Ehrerbietung gedacht wurde. Der Wein spielte natürlich bei alle Dem seine angemessene und nothwendige Rolle, und wenn auch dem Bacchus nicht solche Opfer gebracht wurden, wie z. B. in Genf, wo während des

Digitized by Google

Schießens an einem Tage (Donnerstag) blos in der großen Festhütte (Cantine) 99,800 Flaschen Wein verkauft wurden, so lag dies doch weniger an dem guten Willen der hier Versammelten, als an ihrer geringern Anzahl. Ohne Wein im Waadtlande kein Vergnügen, ohne Wein keine Arbeit! Gehen Sie heute auf den Markt und kaufen Holz — bedungen oder nicht bedungen, die Flasche Wein gehört zum Kaufe. Man kann es den Leuten auch nicht verdenken, der Wein hier ist gut und billig, und zum Trinken wird er ja gebaut, und wahrlich, ein Land ist glücklich zu preisen, wo auch dem Arbeiter, der bei seiner schweren Arbeit ein geistiges Getränk haben muß, die Möglichkeit geboten ist, sich für ½ Batzen (2 Kreuzer Rheinisch) einen Schoppen trinkbaren, für 4 Kreuzer einen guten Schoppen Weins (halbe Flasche) statt des anderwärts heimischen, ungesunden, Geist und Leben vergiftenden Fusels, zu kaufen. Doch kehren wir zurück zu unsrem Feste. Wie schon erwähnt, fehlte natürlich auch der Tanzplatz nicht, dessen Boden der grüne Rasen, dessen Decke das blaue Himmelsgewölbe war, und der doch bei all seiner einfachen, von grünen Tannenzweigen errichteten Einfassung nicht wenig dazu beitrug, dem Ganzen ein heiteres, freundliches Ansehen zu geben. Freilich würde sich manches feine Stadtdämchen in Deutschland beim Anblick dieses holperigen Bodens erschreckt fragen: „Hier tanzen?" — allein hier in der Schweiz wird das nicht so genau genommen; der Schweizer liebt seine Berge und freie Natur selbst bei diesen Vergnügungen, und sind die Pas hier auf dem frischen Rasenplatze auch nicht künstlerisch recht, so sind sie doch eben so gut gemeint, als auf dem feinsten Ballsaale. Mir, ich muß es gestehen, macht es mehr Vergnügen, die Heiterkeit der Tanzenden im Fernen mit anzusehen; im Schatten schöner hoher Bäume, inmitten einer wundervollen Natur, als in den schönsten Ballsälen, wo man vor Hitze oder Zugluft umkommen möchte. Dieselbe Ansicht hatte wahrscheinlich auch ein Engländer, der, um die Sache recht genau zu besehen, in einem ungeheuren Wagen mit seiner Lady sitzend, sich dieses Schauspiel vom hohen Standpunkte aus ansah, nicht bedenkend, daß er durch diese eigenthümliche Idee, mehrere Stunden ruhig im Wagen an einem solchen Platze zu sitzen, selbst zum Mitspieler bei dem Feste wurde, um so mehr, da sein entzücktes Lächeln, mehr dem Grinsen eines Affen gleichend, den heitern Waadtländern vielfachen Stoff zu lustigen Bemerkungen bot. Es ist wirklich sonderbar, wie oft man gerade hier in der Schweiz Reisenden begegnet, welche sich eben dadurch, daß sie sich auf alle Weise von der Gemeinschaft mit einem Volke, dessen Sitten und Gebräuche sie kennen zu lernen doch so begierig sind, loszumachen suchen, bei demselben Volke zum Gelächter machen, über das sie vornehm hinwegblicken möchten, und das sie eben deshalb trotz ihrer langen Reisen, wenn sie endlich wieder nach Hause kommen, eben so wenig kennen, wie sie es vorher aus ihrem Reisehandbuche studirt hatten!

War der Tag des Festes heiter und froh vorübergegangen, so bot sich auch

Digitized by Google

am Abende den Blicken der zahllosen Menge ein wahrhaft bezauberndes Schauspiel dar, als auf dem Festplatze ein schönes Feuerwerk abgebrannt wurde, deren ich zwar in meinem Leben mehrere und größere und schönere in Betreff ihrer Anstalten gesehen habe, nie aber mir denken kann, daß es einen schönern und geeignetern Ort gebe, wo ein solches Kunstfeuer einen herrlichern und entzückendern Eindruck hervorzubringen im Stande ist.

Wie die Schweizer auf ihre Vorfahren halten, und sie noch heutigen Tages ehren, ist bekannt, und man kann diese Verehrung des Andenkens der Begründer der Schweizerischen Freiheit in den verschiedensten Einzelheiten bemerken, und namentlich, daß diese Verehrung nicht etwa nur etwas in Büchern und Zeitschriften Ausgesprochenes, sondern wirklich im Herzen des Volke Lebendes ist. Ein Zwischenfall brachte mir dies recht lebhaft vor Augen. Es erschienen nämlich plötzlich inmitten der Menschenmenge zwei von Denjenigen, welche bei dem Vevayer Winzerfeste mit zu dem Corps der „alten Schweizer" gehört hatten. Beide gingen noch in ihrem roth und weißen Costum, mit Brustharnisch und Barett, so daß sie eben sehr unter der übrigen Menschenmasse hervortraten. Ich bin überzeugt, daß zwei wirkliche alte Schweizer auch nicht im Stande gewesen wären, bei ihrem plötzlichen Erscheinen mehr Aufsehen zu erregen, als diese beiden Abbilder Derselben, die beide, große, kräftige Gestalten, in ihren großen Bärten und ihrer martialischen Haltung ganz unwillkürlich die Rückerinnerung an die großen Helden des Vaterlandes rege machen mußten. Ein allgemeiner Jubel, Schwenken der Hüte empfing die Ankommenden, gleich als wenn sie eben die Vertreter der Voräitern gewesen wären; die Väter hoben ihre Kinder auf die Arme, und an die Namen Tell u. s. w. knüpften sich nun Gespräche, Mittheilungen und Reden, nachdem durch diese einzige bildliche Erscheinung der Phantasie und dem Patriotismus eine neue, momentane Richtung gegeben war. —

Südslavische Wanderungen im Sommer 1850.

Zwei Bände. Leipzig, Herbig.

Das Buch ist hübsch geschrieben, und enthält recht interessante Beobachtungen. Der Verfasser, der sich selbst einen Czechen nennt, und als solcher in Belgrad mit dem Serbischen Helden Knitschanin fraternisirt, schreibt ein zu gewandtes Deutsch, als daß man nicht annehmen sollte, er gehörte zu jenen neumodischen romantischen Czechen, die mehr durch ihr Princip, als durch ihre Geburt diesem Namen angehören. Er läßt sich zuweilen in Politik ein, aber ohne besonderes Glück; nur wo er einfach referirt, ist er von Werth.

Digitized by Google

Die erste Schilderung betrifft die Ruinen von Neusatz, von da geht es nach Carlowitz, Semlin und über die Donau nach Belgrad. Der erste Eindruck, den diese Festung auf den Verfasser macht, ist sehr hübsch geschildert; wir theilen ihn hier mit.

„Nach anderthalbstündiger Fahrt hatten wir den Fuß des Felsens erreicht, auf dem Belgrad, die alte geschichtenreiche Veste, erbaut ist. Das Wasser hatte hier eine solche Höhe erreicht, daß es längs der ganzen untersten Festungsmauer durch die Schießscharten ins Innere der Werke drang, und an manchen Stellen fehlte wenig, daß es die Mauer selbst überströmte. Die Momzen richteten im Kahne einen kleinen Mast auf, zogen einen Strick über dessen Spitze, und sprangen ans Land, um die Festungsmauer zu erklimmen, und auf derselben hinlaufend das Schiff um die Festung herumzuziehen. Hier und da stießen wir während dieser Fahrt auf Gruppen von Türkischen Soldaten, welche in halbnacktem Zustande mit der längst nothwendig gewordenen Reinigung ihrer Wäsche sich beschäftigten, oder auf einem Steinhaufen sitzend rauchten. Von Zwischenraum zu Zwischenraum gingen auf den Wällen einzelne Wachtposten vor halbverwitterten Schilderhäusern auf und ab.

Der äußere Anblick der Festung ist nicht im Stande, einen günstigen Vorbegriff von deren innerem Zustande zu erwecken. Allenthalben sind die Mauern von der Gewalt des Stromes unterwühlt, lückig, stellenweise versunken und zusammengebrochen, durchgehends morsch und verwahrlost. Die Wälle sind hier von wucherndem Unkraut überwachsen, hier von Regengüssen abgespült, dort überschüttet.

Einige Schritte von der Festung stromaufwärts ist der Landungsplatz für die herüber kommenden Schiffe. Ein Serbischer Haiduk, im Anzuge von andern Serbanern durch Nichts unterschieden, und blos an dem Stocke, den er trug, als polizeiliche Autorität kenntlich, nahm uns die Legitimation ab, und wir befanden uns auf fürstlich Serbischem Boden.

Der Eindruck, den der erste Anblick von Belgrad auf mich ausübte, bleibt mir ein unvergeßlicher, bedeutungsvoller. Zuerst sieht man einen breiten, nicht eben hohen Felsen, der aus den Fluthen emporsteigt. Braune Schanzmauern und grasige Wälle umgeben ihn in mehrfachen Reihen; halbversunkene Zinnen, auf denen hier und da ein Türkischer Soldat, das blitzende Gewehr im Arm, vor einem Schilderhause lässig auf- und abgeht, krönen seine Höhe. Ein schlankes Minaret streckt hier seine schimmernde Spitze in die jagenden Wolken hinein, und hundert Schritte davon schimmert das weiße Zinndach einer christlichen Kirche. Zur einen Seite dieses Felsens, den hinan die stürmenden Heere bald des Kreuzes, bald des Halbmondes, mit begeistertem Schlachtruf ihre Fahnen trugen, dehnen sich Gärten und Büsche am Ufer des Stromes hin, aus deren grünen Gruppen hier und da zerstreute Dächer hervorlugen, und schlanke Minarete ihre weißen

Digitized by Google

Schäfte in den blauen Himmel hinein erheben; zur andern Seite erstreckt sich bergab und über die Ebene hin eine neue, im Werden begriffene Stadt, rothgedeckte, zerstreute, durch Gärten und Brachfeld von einander geschiedene Häuser: dies die Ansicht von Belgrad, wie sie sich den von Semlin Hinüberschiffenden darbietet. Eine Geschichte, die ihre letzten Capitel abzuspielen im Begriff ist — die Geschichte des Welt erobernden Stammes der Osmanen — und eine Geschichte, die eben erst anfängt in den Kreis der Weltereignisse zu treten, berühren hier einander. Man sieht es Belgrad an, daß man eine Stadt vor sich habe, in der sich Absterben und Neuaufleben, Niedergang und Aufgang, Vergangenheit und Zukunft berühren. Man sieht die Herrschaft des Halbmondes aufhören und die des Christenthums wieder beginnen." —

Am Abend kommt der Reisende mit Emigranten aus allen möglichen Gegenden zusammen, die meistens in Ungarn gedient haben. Ein Anhänger Kossuth's spricht sich über Görgey aus. „Ich halte ihn für einen Narren, und zwar für einen Narren der schrecklichsten Art, weil mit Geschick begabt; für einen Narren, der der da sagt, ich will Tragödie spielen, und eine Fratze reißt. Ja, ich halte ihn nicht einmal für ehrgeizig, höchstens für eifersüchtig; und hat er einen Ehrgeiz, so ist es der aus Alcibiades' Flegeljahren, der das, was alle Welt bewundert, verstümmelt, damit man von ihm rede!" — Auf ähnliche Weise wird anmuthig fortgeplaudert, und hin und wieder eine recht treffende Bemerkung gemacht.

Am andern Morgen wird der Reisende durch ein Geräusch an der Stubenthür seines Wirthshauses aufgestört. „Es war der „Knecht des Hauses," der sein pfiffiges, bis auf einen dünnen Schnurrbart glattrasirtes Antlitz zwischen Schloß und Pfosten hereinsteckte. „Darf ich?" fragte er, da ich mich gegen das Innere der Stube wandte. „Was willst Du dürfen?" fragte ich Serbisch. „Kummen helfen, Haljina —" den Rest des Satzes ergänzte Stewa durch die Mimik des Kleideranziehens — „und dann — kummen bitten — machen — pack Dich Grozniza." Ich gestehe, daß ich nicht sogleich das seltsame Deutsch meines vis-à-vis zu enträthseln vermochte. Ich erbat mir daher in einer ziemlich wohlgesetzten Serbischen Rede einige Erläuterungen. Stewa aber fand sich nicht bemüßigt, mir solche in seiner Muttersprache zu geben, sondern glaubte sich nach Voraussendung einigen, keineswegs der Mimik Engels entlehnten Geberdenspiels fortan in Deutscher Sprache folgendermaßen expliciren zu sollen: „Grozniza packen mich, gospodine, auf Tag nicht, auf Tag ja, auf Tag nicht, auf Tag ja. Erst Winter, dann Summer, aber trinken alleweil. Ganzen Jahr essen Melezin Doctor Eins — nix gut! Trinken Pulver Doctor Zwei, Doctor sagen, marsch Grozniza; Grozniza nix marsch!" Mit dieser Expectoration schien aber Stewa wirklich Alles, was ihm an Deutscher Sprachkenntniß zu Gebote stand, erschöpft zu haben. Wenigstens trocknete er sich mit seinen Beinkleidern den Schweiß von der Stirn, was den verehrten Lesern gar nicht so außerordentlich erscheinen wird, wenn sie

Digitized by Google

bedenken, daß die Hose Stewa's einem Weiberrock an Weite Nichts nachgab, und schickte sich an, mir beim Ankleiden in sehr hinderlicher Weise behilflich zu sein. Nach einigem Hin- und Herfragen, wobei jedoch Stewa consequent dabei verharrte, mir auf meine Serbischen Fragen in Deutscher Radebrechung zu antworten, und die Deutsche Sprache für sein Lieblingsstudium zu erklären, war es mir erst möglich, eine beiläufige Vorstellung von Dem zu erlangen, was er eigentlich sagen wollte.

Er hatte nämlich — das Fieber und zwar über den Tag. Dabei schüttelte ihn erst tüchtiger Frost, dann kamen Hitze und Durst. Nun hatte ihn ein Arzt ein Jahr lang vergeblich behandelt, und ein zweiter ihm erfolglos rasche Heilung versprochen. Was zwei Jünger Aeskulaps nicht vermochten, das mußte nach Stewa's fester Ueberzeugung mir gelingen. Ob ich nun wirklich ein Arzt sei, oder nicht, darum kümmerte sich Stewa nicht absonderlich; er hatte zu Jedem, der einen „Schwäbischen" Rock trug, ein unbedingtes ärztliches Vertrauen. Leider konnte ich nicht mehr thun, als ihm den Allerweltstrost ertheilen, „daß es schon besser werden werde." —

Die Späße dieser humoristischen Figur ziehen sich durch den ganzen Aufenthalt in Belgrad. — Der Besuch bei Knitschanin giebt Gelegenheit, auf die alte Serbische Heldenpoesie überzugehen. Es werden eine Masse Proben mitgetheilt, die bei aller Frische und Ursprünglichkeit doch einen solchen Grad von Rohheit und Blutgier verrathen, daß Einem nicht wohl dabei zu Muthe wird. — Bei einem alten poetischen Türkischen Schuster wird eine Liedertafel improvisirt, dann eine Aufwartung beim Pascha gemacht, die Festung und das Hospital besehen, und an einem schwelgerischen Serbischen Gastmahl Theil genommen.

Dann geht es weiter die Donau abwärts, nach Weißkirchen, wo der Verfasser den lyrischen Dichter Friedrich Bach trifft, der in jener Gegend als Arzt lebt. Es wird ferner eine Grubenfahrt in Orabitza erzählt, Banater Räubergeschichten mitgetheilt und eine Walachische Hochzeit geschildert. Wir lassen dieselbe hier folgen. „Voran schritten zwei Stadthusaren in vollster Gala, mit Dolman, Kalpak und Säbeltasche, die Jacken an der Brust wie bepanzert mit Schnüren. Die Haselstöcke hoch erhoben, repräsentirten sie die obrigkeitliche Würde, und sorgten nicht nur dafür, daß alle Wagen und Rinder dem Zuge Platz machten, sondern trieben auch das barfüßige ungeladene Proletariervolk der Kinder und Straßenjungen vor sich her, die dem Zug in lichten Haufen voranrannten, jetzt wieder stehen blieben und ein Geschrei erhoben, von dem man nicht wußte, ob es Freude verkünden, oder die Amtsgewalt herausfordern sollte, und gleich darauf wieder vor den beiden Haselstöcken Reißaus nahmen und einen entsetzlichen Staub erregten. Auf die zwei Husaren folgten vier Walachische Burschen zu Pferde. Roß und Reiter waren mit künstlichen Blumen auf's Sattsamste geschmückt, und die Burschen gewährten wirklich einen ganz prächtigen Anblick, wie sie da saßen ohne Sattel und

Digitized by Google

ohne Bügel auf den bäumenden Thieren, die wahrscheinlich, um zur Ausführung einiger Capriolen desto aufgelegter zu sein, eine Hand voll Hafer über's Maß bekommen hatten, in flatternden, weiten Sackhosen, mit schön blau und roth gestickten Hemden, in langen, weißtuchenen, mit den schönsten Blumen von bunten Tuchfleckchen besetzten ärmellosen Jacken, die breitkrämpigen Hüte zur Seite geschoben, und wie sie, der allgemeinen Entwaffnung gleichsam zur Verhöhnung, da sie keine Pistolen hatten, aus denen sie hätten schießen können, nasse Papierpfröpfe aus kleinen Knallröhren, wie die Kinder damit spielen, in die Luft schossen. Auf die Reiter folgten die Musikanten, echte braune Zigeuner, zwei Geigen, eine Bratsche und ein „Bassettl", die ganz wacker einen feurigen Marsch aufspielten, in welchem das „Bassettl", zwar seinen aparten Ansichten über die Harmonie nachzuhängen schien, der aber doch nicht verfehlte, über den ganzen Zug eine eigene Art wilder, unbändiger Lustigkeit zu verbreiten. Auf die Musik folgte der Brautführer mit der Braut und der Bräutigam mit der Kranzeljungfer, in ihre besten Gewänder gekleidet, und diesen paarweise und in langem Zuge die Hochzeitsgäste, meist Frauen. An unserm Wagen angelangt machte der Zug Halt. Die Stadthusaren erklärten, daß sie nicht umhin könnten, ihren Respect vor solchen „zwei ehrenwerthen Herren", wie wir wären, kundzugeben, und ergossen ihn in einer weitläufigen, von den Zujauchzungen der Gäste unterbrochenen Anrede, deren Alpha und Omega darauf hinausging, daß wir die Feier des großen Augenblicks, der dem Menschen, dessen Gesundheit nicht geschaffen ist ein Weib zu überdauern, nur einmal in seinem Leben zu begehen gegönnt ist, durch unsre Gegenwart verherrlichen sollten, und zwischen dessen von Ehrfurcht und Uneigennützigkeit überströmenden Zeilen die unzweideutige Sehnsucht nach einer klingenden Anerkennung dieser Ehrenbezeugung zu lesen war. Die Zigeuner „tuschten" auf, die vier Reiter knallten einige Papierpfröpfe in die Luft, und wir stiegen ab, um dem Zuge in die nahe Kirche zu folgen.

Hatten die Männer im Zuge gefehlt, so waren sie dafür in der Kirche versammelt, voran die Aeltesten der Gemeinde, grauhaarige Walachen mit schneeweißen Schurrbärten und zinnernen Sammeltellern. Vor der Kirchthür angelangt, verstummte die Musik. Die Hochzeitsgäste reihten sich im Halbkreise um ein kleines, rundes, mit einem Teppiche bedecktes Tischchen, das in der Mitte der Kirche vor dem Ikonostas aufgestellt war, und das zum Traualtar dienen sollte. Ein einfaches Kreuz aus Ebenholz und zu dessen beiden Seiten zwei künstliche Blumenstöcke und zwei mit künstlichen Rosen gezierte Kerzen bildeten den gesammten Altarapparat. Vor dem Kreuze lag ein abgenutztes Evangelium, und zu dessen beiden Seiten zwei, aus einem Paar dünnen, mit rothen und grünen Bändern umwundenen, und von desgleichen Bögen überspannten Reifchen geformte Kronen. Sogleich nach dem Eintreten traten Bräutigam und Braut, die, nebenbei gesagt,

Digitized by Google

in durchaus keinem günstigen Altersverhältnisse zu einander standen, vor das Ikonostas, um ihr Gebet zu verrichten.

Die Heirath zwischen jungen Burschen und viel älteren Mädchen ist eine in den Lebensverhältnissen des Volkes gegründete Unsitte. Jeder Hauswirth sucht die Arbeitskräfte seines Hauses möglichst zu vermehren. Es ist deshalb eine seiner Hauptsorgen, seinem Sohne sobald als möglich ein Weib zu verschaffen, und dadurch ein Paar Hände mehr für seine Wirthschaft zu gewinnen, so wie Jeder seine Tochter so spät als möglich ausheirathet, um sie möglichst lange im eigenen Hause zu verwenden. Vielleicht mag diese Unnatürlichkeit nicht ohne Einfluß auf die minder günstigen Populationsverhältnisse des Landes geblieben sein.

Nach dem Gebet trat aus dem Ikonostas der Parintje hervor, wie die Rumänen vom Römischen parens ihren Popen nennen, und reichte jedem der Brautleute eine Kerze, worauf er sie an das runde Tischchen geleitete. Hier übergaben die Brautleute die Kerzen dem Brautführer und der Brautführerin. Der Parintje verrichtet ein langes Gebet, bindet dann nicht, wie es sonst üblich, Rechte in Rechte, sondern beide Hände der Brautleute mittelst eines weißen Tuches fest in einander, verrichtet wieder ein Gebet, und nun tritt ein zweiter Parintje hervor, faltet einen Kleiderstoff aus einander, den der Bräutigam der Braut zum Geschenke macht, und wickelt ihn, mag er noch so viele Ellen lang sein, dem neuvermählten Paare gemeinschaftlich um die Köpfe, so daß diese wirklich nun mit Leib und Seele unzertrennlich an einander gebunden sind, und, wie es in der Liebe eigentlich sein soll, wirklich Nichts von alle Dem sehen, was rings um sie ist, um sie vorgeht. Hierauf setzt noch der einsegnende Parintje Jedem von ihnen eine der Kronen auf das mit Kleiderstoff bedeckte Haupt, und nun befindet sich das Paar in der gehörigen Verfassung, in welcher es eine lange Reihe von Gebeten und Gesängen über sich ergehen zu lassen hat.

Nachdem es eingesegnet ist, werden ihm die Kronen abgenommen, desgleichen die Einwickelung und der Händeverband, und schweißtriefend darf der junge Mann nun seine alte Frau küssen, um ein schweißtriefendes Leben anzutreten. Noch halten ihm die Aeltesten der Gemeinde die zinnernen Teller entgegen, um eine kleine Gabe für die Kirche zu erhalten. Die beiden Parintje's nehmen den baaren Dank für die Bemühungen, das Paar glücklich zu machen, von den Brautgeleitern an, und nun setzt sich der Zug unter dem humoristischen Raisonnement des „Bassettls" wieder in Bewegung, nur daß jetzt die neuen Ehehälften nicht mehr gesondert, sondern Hand in Hand mit einander voranschreiten. —

Auf dem Platze vor der Kirche hat sich unterdessen ein Haufen junger Leute versammelt, schmucke, bartlose Burschen, in den schönsten weißen Hosen und mit weitflatternden Hemdärmeln, rothwangige Mädchen mit dem schönsten schwarzen Haar und mit den schönsten Kotrinje's und Gizelje's um den üppigen Leib. Ich

Digitized by Google

sprach von rothen Wangen, bin jedoch dem Leser allsogleich die Aufklärung schuldig, daß hiermit nur mit rother Schminke überladene gemeint sein wollen. Die Walachischen Mädchen sind schön; man findet unter ihnen sogar ausgezeichnete Schönheiten. In ihren Formen, in der schönen, niedrigen Stirn, in den scharfgezogenen Augenbranen, in den schwarzen, flammenden Augen, in der edel gebogenen Nase, in dem schwellenden Munde, im ganzen Oval des Kopfes lebt noch Etwas vom alten Römischen Typus. Hiermit jedoch noch nicht zufrieden, glauben sie der Natur durch einen Tiegel rother Schminke nachhelfen zu müssen, und thun Dies oft wirklich noch über's Uebermaß hinaus. Die Walachischen, oder um sie mit dem neuen Oestreichisch staatsbürgerlichen Namen zu nennen, die Rumänischen Mädchen wissen, daß sie wunderschönes schwarzes Haar haben, und verstehen sich vortrefflich darauf, es in ganz nette zierliche Flechten zu legen. Man kann an ihnen oft äußerst geschmackvolle Kopfputze bemerken. Es versteht sich, daß künstliche Blumen dabei eine Hauptrolle spielen, so wie sie überhaupt einen der gebrauchtesten Luxusartikel unter den Abkömmlingen der Dacier abgeben. Die Rumäninnen wissen auch, daß sie von Natur in Bezug auf ihre Formen durchaus nicht stiefmütterlich behandelt wurden, und thun Nichts, was dieselben irgendwie verbollwerken könnte. Vielmehr sind sie in ihrem ganzen Anzuge der möglichsten Einfachheit beflissen. Das Hauptstück ihres Anzuges ist ein Kleid aus weißem Linnen, um den Hals, jedoch nicht allzuhoch und allzufest, durch ein farbiges Band zusammengezogen, mit weiten, offenen, an den Säumen oft sehr hübsch gestickten Aermeln, und nicht ganz bis an die Knöchel reichend. Die Kotrinje, eine Vorderschürze aus einem etwa eine halbe Elle breiten und eben so langen Stücke bunten und mit Flittern benähten Stoffes, von dem die meist rothen Fransen bis zur Erde herabhängen, und die Gizelje, eine gleichbeschaffene Rückschürze, dürfen nicht fehlen. Diese beiden Schürzen sind der Gegenstand des Putzes und der Eitelkeit bei den Rumänischen Mädchen sowol als Weibern. So einfach sie in der Form sind, so viel Geschmack und Geld wird oft aufgewendet, um ja eine recht schöne Kotrinje und eine noch schönere Gizelje zu haben. Man sinnt auf die Wahl, auf die Zusammenstellung der Farben, auf die Verzierung durch schillernden Flitter, durch schmale Gold- und Silberbördchen; man befleißt sich eines eigenen, etwas tanzenden Ganges, um namentlich den langen Fransen der Gizelje beim Gehen eine gewisse hin- und herschwankende Bewegung mitzutheilen, die man sehr hübsch findet. Eine Schnur Korallen, Glasperlen, oder bei Reichern von Silbermünzen um den Hals vollenden den ganzen Festanzug, wenn nicht ein kühles Wetter das Anlegen einer Ueberjacke aus weißem, buntbesetztem Tuche gebietet, die ganz die Form jener der Männer hat, nur daß sie etwas weiter und länger ist. —

Die Musik hat die neuen Eheleute nach Hause begleitet, und kehrt nun zurück, um zum „Schock" (von jocus, Italienisch gioco) aufzuspielen. Die Zigeuner

Digitized by Google

nehmen ihren Platz unter einem Baume, das „Bassettl" beginnt die jungen Beine durch die lustigsten Tonsprünge zum Tanzen herauszufordern, die Fidel jauchzt darein, und zwei Burschen legen einer dem andern einen Arm auf die Schulter, und beginnen mit kleinen Schritten im Takte den Boden zu stampfen. Eine Weile darauf tritt ein Mädchen hinzu, die beiden Burschen nehmen sie zwischen sich, und der Tanz geht weiter. Allmählich kommen neue Burschen herbei, und nehmen je ein Mädchen zwischen sich auf, und nach einer Weile ist der Kreis geschlossen, und der „Schock" trappelt ringsherum, bald nach der einen, bald nach der andern Richtung hin, bald sanft, bald wild." — Diese jubelnden Melodien gehen aber in einer Weise, die unsre Ohren zerreißen müssen. Die eine derselben bewegt sich ausschließlich in den beiden Tönen C und D.

Die Reise geht dann weiter nach dem Kloster Kovil und den Römerschanzen, so wie nach andern Schlachtfeldern der Baczka. Mit der Festung St. Tomas wird der Schluß gemacht, der in die entsetzlichen Töne der Serbischen Marseillaise ausläuft.

Wochenschau.

Der Zollabschluß zwischen Preußen und Hannover. — Dieser Zollabschluß ist der erste positive Act, welchen wir den restaurirten Regierungen verdanken, und den wir als einen Fortschritt in unsrer nationalen Entwickelung betrachten können. Was sie bisher geleistet, war negativer, oder, wenn man will, repressiver Natur, den Bundestag und die wiederhergestellten ständischen Institutionen nicht ausgeschlossen. Denn Beides war sowol der Form als dem Inhalt nach nichts Anderes, als die Erklärung, daß man seine eigentlichen Absichten nicht durchsetzen könne, und daß man daher einen vorläufigen Compromiß auf Grundlage ehemaliger Verhältnisse abschließen müsse. Darauf noch einmal einzugehen, ob die Lage der Dinge wirklich von der Art war, daß sie einen solchen Compromiß nothwendig machte, ist hier nicht am Ort. Jedenfalls wurde dadurch die weitere Entscheidung nur hinausgeschoben. In jenem Zollvertrag ist aber ein wirklich Neues enthalten. Zwar soll er erst mit dem 1. Jan. 1854 zur Ausführung kommen, und wird daher für Diejenigen sehr gleichgiltig sein, die innerhalb dieses Zeitraums auf eine totale Umgestaltung aller öffentlichen Verhältnisse in Deutschland rechnen, und bis zu einem gewissen Grade auf sie hoffen; für uns dagegen, die wir eine solche Umgestaltung höchstens fürchten, ist jedes positive Moment, welches eine Entwickelung zum Guten innerhalb der alten Formen wenigstens anbahnt, ein dankenswerthes Factum.

Wir geben hier auf die eigentlich nationalökonomische Seite des Vertrages nicht näher ein. Freilich wird er keine von den prononcirten Parteien zufriedenstellen, denn es liegt in der Natur eines jeden Vertrages, daß von Seiten der verschiedenen Interessen Opfer gebracht werden müssen. Im Allgemeinen dürfte die richtige Mittelstraße gefunden sein. Hannover fügt sich den Formen des Zollvereins, und der Zollverein läßt in seinem Tarif Modificationen im gemäßigten freihändlerischen Sinn ein-

Digitized by Google

treten. Inwiefern diese einzelnen Bestimmungen auf die betroffenen Zweige des Handels und der Industrie in den beiden betheiligten Zollgebieten einwirken werden, ist jetzt wol kaum noch abzusehen; es versteht sich daher auch von selbst, daß beim Abschluß des Vertrages verschiedenartige Interessen mit im Spiele gewesen sind, daß z. B. Hannover wesentlich durch das Bedürfniß, seine Einnahmen zu steigern, mit bestimmt ist.

Allein die Hauptsache bleibt immer, der Vertrag ist wirklich abgeschlossen, und das ist um so wichtiger, da sonst unsre Entwickelung auf weitere zwölf Jahre hinausgeschoben sein würde. Da bei Beschlüssen des Zollvereins Einstimmigkeit erforderlich war, so hätten die Süddeutschen Schutzzöllner niemals in eine organische Verbindung mit dem Steuerverein gewilligt; für sich selbst aber umfaßte der Zollverein keineswegs ein Gebiet, welches im Stande gewesen wäre, eine selbstständige Handelspolitik zu verfolgen, denn es war mit Ausnahme eines Strichs an der Ostsee wesentlich Binnenland. Binnenländer müssen sich durch Verträge der See nähern; das werden die kleinen Süddeutschen Staaten bald gewahr werden, die sich bis jetzt in Träumen einer selbstständigen Handelspolitik gewiegt haben. Zu hoffen und zu erwarten ist, daß ihnen diese Einsicht früher kommen wird, ehe sie sich zu unklugen Schritten verleiten lassen, zu Schritten, welche wahrlich nicht dem neuen Norddeutschen Bund zum Schaden gereichen dürften.

Der Vertrag zwischen Preußen und Hannover ist die erste nothwendige Grundlage zu einem allgemeinen Deutschen Zollverein, d. h. zu einem Verein, welcher das gesammte Deutschland mit Ausschluß von Oestreich umfassen wird. Der bisherige Zollverein hat seine sehr segensreichen Wirkungen gehabt, und die Folgen derselben lassen sich nicht mehr wegschaffen. Der Verkehr hat in den Jahren seines Bestehens die ihm angemessenen Bahnen gefunden, von denen er sich nicht mehr künstlich wegleiten läßt. Auch eine vorübergehende Trennung des Südens würde das nicht mehr im Stande sein.

Der Vertrag macht ferner die Oestreichischen Projecte, an deren Ausführung freilich ohnehin nicht zu glauben war, vollends unmöglich. Zwar ist in ihn die Bestimmung aufgenommen, daß er wegfallen soll, sobald eine allgemeine Oestreichisch-Deutsche Einigung zu Stande kommt, und man hat von Großdeutscher Seite bereits darauf aufmerksam gemacht, daß es jetzt doppelt im Hannöverschen Interesse liege, diese Einigung zu Stande zu bringen, um nicht der einseitigen Preußischen Hegemonie zu verfallen. Das ist eine von jenen Phrasen, mit denen man viel gesagt zu haben glaubt, weil sie die Eitelkeit treffen, die aber ohne praktische Bedeutung sind. Und wenn Dem so wäre, so hat Preußen jetzt das entgegengesetzte Interesse, und es hat die Mittel, dasselbe geltend zu machen.

Die politische Seite des Vertrages ist fast eben so wichtig, als die nationalökonomische; durch ihn erhält Preußen innerhalb eines Kreises homogener Interessen, oder wenigstens solcher Interessen, die sich nicht so direct widersprechen, als es innerhalb des bisherigen Zollvereins der Fall war, die Stellung, die ihm gebührt, ohne daß sie die Selbstständigkeit anderer Staaten beeinträchtigte, und kann dieses benutzen, sobald eine zugleich energische und umsichtige Regierung an seiner Spitze steht, eine Regierung, die sich nicht durch ein abstractes, einseitiges Princip, sondern durch die Totalität der Interessen bestimmen läßt. Und wir gehören noch nicht zu Denjenigen, welche eine solche Regierung in Preußen für unmöglich halten.

Digitized by Google

Preußen hat viel wieder gut zu machen; nicht der sogenannten öffentlichen Meinung gegenüber, auf die wir ebenfalls kein großes Gewicht legen, so lange sie weiter Nichts repräsentirt, als den dunkeln Instinct der Menge. Aber es hat nicht blos gegen diese gesündigt, sondern gegen den Idealismus, der sich in dem gesunden Kern der Nation aussprach, und der darum nicht minder berechtigt war, weil er sich zuweilen in den Formen des Instincts ausdrückte. Es hat ihn nicht zu befriedigen gewußt, und es hat den Zorn darüber, der eigentlich seiner eigenen Unfähigkeit galt, an den Trägern desselben ausgelassen. Es hat sich an die Spitze einer Reaction gestellt, die nicht mehr darauf ausging, das Uebermaß der ausgetretenen Fluthen in das angemessene Bett zurückzudämmen, sondern versuchte, dem verhaßten Strom eine neue enge Bahn zu graben, gleichsam um ihn für seine Verwegenheit zu strafen. Ein Unternehmen, dessen üble Folgen vorzugsweise auf die Erfinder zurückwirken mußten.

Preußen hat viel gesündigt, aber noch immer hat es eine große Lebenskraft, noch immer steht es in seiner Macht, viel wieder gut zu machen. Eine von den Bestimmungen des Vertrages, die sich auf den Beitritt der Kammern bezieht, ist wenigstens eine indirecte Andeutung, daß man mit dem Bruch der Revolution denn doch nicht bis zum alleräußersten Extrem fortzugehen gedenkt. Möge diese Andeutung nicht isolirt bleiben.

Wir kommen schließlich noch auf einen Punkt, der in dem jetzigen Augenblick, wo die idealen Interessen in den Hintergrund gedrängt sind, und den materiellen einen größern Spielraum verstatten, von Wichtigkeit ist: auf das Verhalten der volkswirthschaftlichen Theorien zu der neuen Entwickelung unsres Staatslebens. Die Freihändler haben in den letzten Jahren eine unglaubliche Thätigkeit entwickelt; sie haben ihre Vertreter bei allen politischen Parteien, und es sieht beinahe so aus, als ob die letzteren wenigstens zum Theil durch die Idee der Interessen absorbirt werden sollen. Es liegen uns auch jetzt wieder einige Brochuren vor, auf die wir unsre Leser aufmerksam machen, weil sie klar und sachgemäß geschrieben sind, und von den Ansichten der Parteien ein leidliches Bild geben. Die eine derselben, welche von dem Freihändlervereine zu Hamburg mit dem ersten Preise gekrönt ist, heißt: Schutzzölle oder Handelsfreiheit? Von Wilhelm Schmidlin (Hamburg, Perthes). Die andere: Die Irrthümer des Schutzsystems. Eine Beleuchtung der bekannten Rede des Herrn Thiers, von Otto Hübner (Leipzig, Hübner), wozu noch eine andere Abhandlung desselben Verfassers gehört: Vom Gelde (derselbe Verlag).

Wir verkennen nicht, daß die freihändlerische Schule zur Aufklärung vieler Vorurtheile in der Nationalökonomie wesentlich beigetragen hat; indem wir uns aber mit der eigentlichen Differenz dieser wichtigen Frage, zu deren Erledigung abstracte Sätze doch nicht ausreichen dürften, sondern die für jeden Fall eine neue eingehende Untersuchung verlangt, hier nicht weiter beschäftigen, haben wir doch zweierlei zu bemerken. Einmal gehen die Freihändler in ihrer Polemik sophistisch zu Werke; sie vermischen nämlich auf eine sehr geschickte Weise die verschiedenen Standpunkte ihrer Gegner, und suchen den einen zu widerlegen, indem sie auf den andern schlagen; sie widerlegen die Anhänger der Finanzzölle, indem sie ihnen beweisen, daß sie der Industrie keinen Schutz geben, und sie widerlegen die Schutzzöllner, indem sie ihnen beweisen, daß sie dem Staat keine Einnahmen verschaffen. Dies wird von beiden Seiten gar nicht bestritten; man bekämpft aber ein System nur dann auf eine loyale Weise, wenn man den Maßstab seiner eigenen Gründe und Zwecke daran legt.

Digitized by Google

Weit wichtiger ist aber ein zweiter Umstand. Das letzte Grundprincip, auf welches die Theorie des absoluten Freihandels sich stützt, ist die Idee, daß der Staat sich überhaupt so wenig als möglich in die productive Thätigkeit der Nation zu mischen habe, daß seine ganze Aufgabe darin bestehe, Nichts zu hindern. Wir können für unsren Zweck die Wahrheit oder Unwahrheit dieses Princips ganz dahin gestellt sein lassen, aber wenn wir auf die Verhältnisse in Deutschland unsre Aufmerksamkeit richten, so ergiebt sich sofort, daß man auch diesen Zweck, den schädlichen Einfluß des Staats abzuhalten, nur dadurch erreicht, daß man den Staat reformirt, nicht dadurch, daß man ihn aus den Augen läßt. Wie bei uns in Deutschland die Staaten eingerichtet sind, kommen sie im Wesentlichen auf große Domainen der einzelnen Fürsten heraus. Das ist ein Verhältniß, mit welchem der freie Aufschwung der Nation in ideeller wie in materieller Beziehung unvereinbar ist, und welches daher modificirt werden muß, bevor an eine Anwendung der allgemeinen Principien gedacht werden kann. Um aber den Staat nach dieser Seite hin zu reformiren, d. h. um die bis jetzt bestehende Trennung zwischen den Interessen der Landesherren und den Interessen der Nation aufzuheben, ist es nöthig, für den Augenblick unter andern auch die handelspolitischen Einrichtungen nach diesem Zweck hinzuleiten. Um diesen Satz craß und bestimmt auszudrücken: Wir würden eine Handelspolitik, welche wir im Uebrigen für schädlich halten, empfehlen, wenn wir dadurch die Gewißheit hätten, die Beseitigung der politischen Uebelstände anzubahnen, die für die Zukunft unsrer Nation wichtiger sind, als augenblickliche materielle Nachtheile. Glücklicher Weise hat der Conflict nicht diesen ausschließenden Charakter, und wenn man nur nicht leeren Abstractionen nachjagt, so lassen sich beide Gesichtspunkte gar wohl in ein zweckmäßiges Verhältniß bringen.

Erlebnisse und Betrachtungen in den Jahren 1848—1851, besonders in Beziehung auf Schleswig-Holstein. Aus dem Tagebuche von Ludwig v. Wissel, ehemaligem Brigadier der Schleswig-Holsteinischen Artillerie. Hamburg, Perthes. — Der Verfasser, ehemals Oberstlieutenant in Hannöverischen Diensten, kam den 26. März 1849 nach Schleswig, wo er bis zum 21. August blieb. Später zum Oberbefehlshaber der Holsteinischen Artillerie berufen, nahm er am 7. Juli 1850 Abschied aus Hannöverischen Diensten, und theilte das Loos seiner Waffengefährten bis zum unglücklichen Ausgang der Schleswig-Holsteinischen Sache. Er beschränkt sich in seinem Tagebuche streng auf Das, was er selbst gesehn und mit erlebt hat, und seine Schrift kann daher als Quelle gelten, wenn sie auch freilich vorzugsweise nur für den Militair Interesse haben wird. Große Freude macht sein unbefangenes und gerechtes Urtheil über einzelne von dem Ungestüm jener Zeit häufig verkannte Männer. So sagt er z. B. über Willisen: „Willisen ist nach meiner festen Ueberzeugung ein biederer, wohlwollender, durchaus uneigennütziger Mann, der gern jedes persönliche Opfer den Herzogthümern mit Freude gebracht hätte. Die unendlichen Schwierigkeiten, womit er stets zu kämpfen, hat er bei der Uebernahme seines Postens gewiß nicht geahnt. Niemand kann dieselben würdigen, der sie nicht selbst empfunden hat. Im Feuer war er besonnen und furchtlos, setzte sich unwillkürlich mehr in Gefahr, als der Feldherr soll; er besaß große und vielseitige Kenntnisse, hatte richtige und gründliche Ansichten über die militairischen Verhältnisse. Zu lange im Generalstabe gewesen, beachtete er manche Details nicht hinlänglich, die doch von großer Wichtigkeit sind. Seine ungewöhnliche

Digitized by Google

Herzensgüte ließ, besonders bei den Officieren, die Subordination erschlaffen, doch lag auch das zum Theil in Umständen, über die er nicht Herr war. Der Rückzug, den er in der Schlacht von Idstedt commandirte, war nach den Nachrichten, die er vom Feinde hatte, und an deren Ungenauigkeit er ohne Schuld war, durchaus unvermeidlich. Vor dieser Schlacht war er immer kräftig und männlich fest; seit derselben schwand immer mehr bei fernern gescheiterten Versuchen sein moralischer Muth, sein Vertrauen auf eigenes Glück und auf einen glücklichen Ausgang der Sache. Die Meinung, daß diese lediglich von auswärtigen Mächten entschieden werde, setzte sich in ihm fest, machte ihn zu neuen blutigen Angriffen immer abgeneigter, und warf ihn zu sehr in die Politik. Er unterlag einem traurigen Verhängniß." — Ferner von Gagern: „Ich habe ihn einige Male vor dem Feind gesehen, wo er unerschrocken, kaltblütig und ruhig war, mitunter gegen die Mannschaft über vorbeihüpfende Kanonenkugeln Späße machte. Er zeigte fortwährend die größte Bereitwilligkeit und den unermüdlichsten Eifer, und hätte gern mehr gewirkt und geleistet, als in seiner Stellung und unter den vorhandenen Verhältnissen ihm gestattet war. Da er so hohe Posten bekleidet hatte, so war mir bei seinem lebendigen Charakter die große, doch taktvolle und würdige Bescheidenheit seines ganzen Verhaltens äußerst merkwürdig. Oft war es mir unangenehm und peinlich, daß ich in militairischer Beziehung den Vorrang vor diesem Mann hatte, dem ich in jeder andern so sehr nachstand." — Die verschiedenen unsinnigen Verdächtigungen, welche unter den Bauern und Hannoveranern zum Theil gestissentlich gegen die Preußen verbreitet wurden, werden mit gebührender Verachtung abgefertigt, obgleich gegen die Preußische Politik der Verfasser genau die Empfindungen hat, die ganz Deutschland theilt.

Gastrosophie, oder die Lehre von den Freuden der Tafel, von Eugen Baron Vaerst. Zwei Bände. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. — Einer unsrer beliebtesten Tagesschriftsteller macht die Bemerkung, die Poesie des Lebens sei vorüber, und es beginne die Poesie des Feuilletons. Beinahe möchte man sich in der trüben Stimmung, welche die gegenwärtigen Zeitverhältnisse mit sich bringen, versucht fühlen, diesen mehr tiefsinnigen, als verständlichen Orakelspruch dahin zu parodiren, es habe der Idealismus des Herzens wie der Idealismus des Kopfes Banquerout gemacht, und es beginne der Idealismus des Bauches, und man werde nicht mehr Reden über die Religion schreiben an die Gebildeten unter ihren Verächtern, sondern Reden über die Trüffelsauceen, gleichfalls an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Da wir aber grundsätzlich den Pessimismus bekämpfen, so wollen wir uns enthalten, durch diese neue Theorie zu seiner weitern Ausdehnung beizutragen, und nur bemerken, daß sich in dem vorliegenden Buch, welches nicht den Anspruch darauf macht, ein neues wissenschaftliches Lehrgebäude über das Wesen des Essens und Trinkens aufzustellen, sondern nur nach Art der Hegel'schen Kritiker die bisherigen einleitenden Systeme zu einer höhern Einheit zu combiniren, im Einzelnen recht interessante Bemerkungen enthalten sind, von denen wir vielleicht bei Gelegenheit die eine oder die andere mittheilen werden. Schade, daß der Verfasser sich nicht bemüht hat, durch energische Grundsätze und durch Vollständigkeit entweder das schätzbare Material zu einem wirklich nützlichen Handbuch zu verarbeiten, oder ihm durch Witz und Humor die Form einer anmuthigen Lecture zu geben. —

Geschichte der Gründung der constitutionellen Monarchie in Bel-

Digitized by Google

gien durch den Nationalcongreß. Nach amtlichen Quellen von Theodor Juste. Zwei Bände. Brüssel, Muquardt. — Den ersten Theil dieses mit großer Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit ausgearbeiteten, und in einer klaren, übersichtlichen Form zusammengestellten Werkes haben wir bereits besprochen, und können im Allgemeinen nur auf diese frühere Kritik zurückkommen. Das Unternehmen ist übrigens auch recht zeitgemäß, denn bei der grenzenlosen Verworrenheit in den Principien, wie in der Beurtheilung der Thatsachen, die bei unsren constituirenden Versammlungen in den letzten Jahren geherrscht hat, ist es höchst ersprießlich, zu vergleichen, wie ein verständiges und besonnenes Volk sich in ähnlichen Fällen benimmt. Die Belgier haben nach Außen hin mit einer ziemlich ungünstigen Lage, im Innern mit einem sehr gefährlichen Feind der Freiheit, mit der katholischen Geistlichkeit, zu kämpfen gehabt, und sie haben Beides glücklich überwunden; die furchtbare Erschütterung des Jahres 1848 ist an ihnen fast ohne Spur vorübergegangen,, und sie befinden sich seit zwanzig Jahren in einem ununterbrochenen energischen Fortschritt. Ein Beispiel, daß das constitutionelle System, über welches nach dem Beispiel des Kaisers von Rußland zu witzeln nicht blos unter den Demokraten und Absolutisten, sondern auch unter dem zum Pessimismus bekehrten Theil unsrer eigenen Partei Mode geworden ist, denn doch unter Umständen sein Gutes haben kann. —

Die Mark Brandenburg, Berlin und Köln im Jahre 1451. Vortrag, gehalten von Dr. Julius v. Minutoli. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlagsanstalt. — Eine sehr interessante Monographie, die nicht blos als Unterhaltungslecture zu empfehlen ist, sondern die auch über das Wesen der städtischen Verwaltung einige beherzigenswerthe Winke giebt.

Die Weltgeschichte und das Weltgericht, oder die Mythologie als Geschichte. 2 Bände. Jüterbogk, Coldiz. — Das Buch ist von einem wackern Mann, dem Justizrath Dr. Heffter, der die Mußestunden seines Alters dazu anwendet, dem Publicum seine naturphilosophischen Meditationen vorzutragen. Es ist aus diesen Meditationen aber ein so wunderliches Zeug zu Tage gefördert, daß selbst die Phantasien der Creuzer-Görres'schen Zeit dagegen als höchst unschuldig und höchst verständig erscheinen. Man würde sich versucht fühlen, der allgemeinen Erheiterung wegen Einzelnes mitzutheilen; wenn man aber bedenkt, daß diese Manier, eine ungeheure Masse unverarbeiteten Materials auf eine unwissenschaftliche, phantastische Weise durch einander zu werfen und sie zu den verschrobensten Combinationen zu benutzen, auch bei Männern geherrscht hat, die ihr Beruf und ihre Beschäftigung wohl zu strengerm Nachdenken hätte veranlassen sollen, und daß diese zuweilen tollhäuslerischen Einfälle, wenn nicht die Wissenschaft, doch wenigstens die populaire Vorstellung eine ganze Zeit hindurch irre geleitet haben, so überwiegt doch der Verdruß, und wir sind froh darüber, daß ein solches Buch, welches aus einem beliebigen Artikel sich eine kosmopolitische Grammatik, und aus einem beliebigen Pferdehaar nicht blos eine generelle Zoologie, sondern eine vollständige Metaphysik und Moralphilosophie combinirt, jetzt doch nur noch zu den Ausnahmen gehört. —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Verantwortlich: **F. W. Grunow**. — Druck von C. E. Elbert.

Digitized by Google

Französische Literatur.

Alfred de Musset.*)

Schon in seinem 20. Jahre, zur Zeit der Julirevolution, wurde Alfred de Musset von dem leidenschaftlichen Theil der romantischen Schule für den ersten Dichter Frankreichs erklärt, und die Gegner derselben stimmten wenigstens insoweit damit überein, daß sie ihn den größten Narren Frankreichs nannten. Neuerdings hat man sich lebhaft bemüht, ihn in die Akademie zu bringen, und es sind gegenwärtig nicht blos die Anhänger einer bestimmten Richtung, die ihn anerkennen, sondern auch sehr strenge Kritiker, die über die übrigen Koryphäen der Romantik entschieden den Stab brechen.

Bis zu einem gewissen Grade müssen wir dieser Anerkennung beipflichten. Wir finden bei ihm eine Eleganz der Sprache, eine, wenn auch nur individuelle Wahrheit in den Anschauungen, eine Empfänglichkeit für alle Probleme des Geistes und des Herzens und eine Freiheit von den gewöhnlichen Französischen Voraussetzungen, die unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen muß. Niemals verfällt er in jenes leere Pathos, mit dem Victor Hugo in seinen „größten Momenten" zuweilen eine unerträgliche Trivialität übertäubt; niemals gehen die Phrasen

*) Geb. 1810. Von seinen Werken nennen wir: Contes d'Espagne et d'Italie, 1830, (enthält die größern Stücke: Don Paëz; les marrons du feu; Portia; Mardoche); Un spectacle dans un fauteuil, 1833 (enthält: La coupe et les lèvres; à quoi rêvent les jeunes filles; Namouna); Poésies nouvelles, 1835—40 (darunter: Rolla; une bonne fortune; Lucie u. s. w.); Poésies nouvelles, 1840—49 (darunter: le saule; sur la paresse u. s. w.). — Ferner kleine dramatische Spiele, gesammelt 1838 unter dem Titel: les comédies injouables, darunter: la quenouille de Barberino, 1836; le chandelier, 1836; les caprices de Marianne, 1833 (zuerst abgedruckt in der Revue de deux mondes, vor einigen Monaten zuerst aufgeführt); Louison; Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée (bei uns im vorigen Jahr von der Gesellschaft der Rachel dargestellt), und viele andere. — Sodann Novellen: Les deux maitresses; Emmeline (1837); le secret de Javotte; le fils de Titien (1838); les aventures de Lauzun u. s. w. — Ein größeres Buch: La confession d'un enfant du siècle (1836).

mit ihm durch, wie das bei dem König der Romantiker so häufig der Fall ist, dessen tiefsinnigsten Monologe nicht selten in gedankenlosen Klingklang auslaufen. An Klarheit, Zierlichkeit und Grazie läßt er sich unter den neuern Romantikern nur mit Prosper Mérimée und Charles de Bernard vergleichen, die ihm auch darin ähnlich sind, daß sie sich durch die Scheu vor allgemeinen Redensarten und Abstractionen verleiten lassen, lediglich nach individueller Wahrheit zu streben; er unterscheidet sich aber von ihnen durch die Weite und Mannichfaltigkeit seiner Perspectiven, und durch eine seltene Receptivität, die von einer großen Belesenheit getragen wird. Ja, die Combinationen seines Witzes und seiner Phantasie gehen zuweilen so ins Weite und Grenzenlose, daß wir uns auf Deutschem Grund und Boden zu befinden glauben.

Er würde auch im Ausland für den vorzüglichsten Repräsentanten der Romantiker gelten, wenn nicht Victor Hugo durch das Grobmaterialistische seiner Dichtung für das fremde Verständniß faßlicher und so zu sagen handgreiflicher wäre, und wenn nicht diejenige Eigenschaft, die ihn vorzugsweise zu einem Romantiker macht, die souveraine Verachtung gegen die Form und gegen das Gesetz, uns zwar bei unsren einheimischen Dichtern als etwas sehr Tiefsinniges und Geistreiches erschiene, die Werke fremder Dichter aber mit dem Stempel der Willkürlichkeit brandmarkte.

Unsre Leser werden von vorn herein überzeugt sein, daß jene Anerkennung, Alfred de Musset sei der erste der Romantiker, bei uns nur einen sehr bedingten Sinn haben kann. In der That finden sich alle Fehler dieser Schule bei ihm in einem Maße zusammen, daß ihn darin bei uns Deutschen höchstens Heine überbietet.

Seine Dichtung ist auf dieselbe Weise zu erklären, wie die des Lord Byron; sie ist der Ausdruck von der übersteigerten Bildung einer Weltstadt, die eine große Mannichfaltigkeit der Gesichtspunkte darbietet, aber jene Sicherheit des Gefühls und des Verstandes aufhebt, welche von einer gewissen freiwilligen Beschränkung nicht getrennt werden kann. Trotz seiner Vorliebe für die Altfranzösische Grazie und Leichtfertigkeit, und obgleich er in seinen Stoffen wie in seiner Lebensphilosophie häufig mit populairen Dichtern übereinkommt, z. B. mit Béranger, ist er doch kein nationaler Dichter, denn seine Freude an den Lisetten, an Zechgelagen und dergleichen ist keine natürliche, sondern eine raffinirte; seine Lustigkeit trägt die Spuren des Liqueurs; die Menschen, die er schildert, sind nur in einer Gesellschaft denkbar, die durch die raffinirteste Genußsucht und durch ein zu frühzeitiges Leben sich alle Freude an dem einfach Schönen verkümmert hat, und nur noch nach jenen überschwenglichen Emotionen jagt, wie sie sonst eigentlich nur in der Seele nervöser Weiber sich finden. Seine Dichtung überrascht uns durch seine Züge, in denen wir erkennen müssen, daß auch die Willkür und Caprice ihr geistiges Gesetz hat, aber sie ist nicht im Stande, uns dauernd zu fesseln,

Digitized by Google

denn sie hat keinen wirklichen Inhalt; sie ist „Caviar für's Volk". Sie resultirt endlich in eine Philosophie, die man als die vollständige und unbedingte Verzweiflung an aller Idealität bezeichnen muß, und die uns niederdrückt, anstatt uns zu erheben.

Der Vergleich mit Byron drängt sich sogleich auf, wenn wir auch nur die äußere Erscheinung ins Auge fassen. Wie bei Diesem, finden wir eine Form der Erzählung, die alles Thatsächliche nur dazu benutzt, um Reflexionen und Empfindungen subjectiver Natur darein zu verweben; wir finden jenen krankhaft gesteigerten Idealismus, der aber nur dazu dient, über die Welt und über die eigene Seele einen tiefen Schatten der Trauer zu breiten; wir finden jenen Cynismus und jene Frivolität, die mit einem bittern Gefühl gemischt ist, die über sich selber zürnt, sich vor sich selber entsetzt, und auf der andern Seite jene Zartheit und Intensivität der Empfindung, die in demselben Augenblick, wo sie sich im vollen Strom ergießt, durch herben Spott ihre innere Nichtigkeit verkündet. Allein es ist doch auch ein wesentlicher Unterschied. Lord Byron ist ein vornehmer Mann, der viel gesehen und gelebt hat, und den der Reichthum der Erscheinungen verwirrt, weil er kein Gesetz für sie mitbringt. Bei Alfred de Musset dagegen ist der Eindruck niemals ein unmittelbarer, sondern er wird durch die Auffassung früherer Dichter vermittelt; sein Schmerz, sein Zweifel, seine Ideale und seine Verzweiflung sind nicht der Ausfluß seiner eigensten Natur, sondern sie sind zum Theil Reminiscenzen, er hat sie durch Lecture anticipirt, ehe sie ihm im Leben wirklich kamen, und die Gestalten und Verhältnisse, die ihn quälen, sind aus einer Reihe mythischer Erfindungen combinirt, welche den irregeleiteten Idealismus eines halben Jahrhunderts ausdrücken. Die Probleme, die er sich stellt, sind viel reicher und umfassender, als die des Englischen Lords, dafür fühlt man aber auch nicht, daß sie sich ihm gewaltsam aufdrängen, man merkt im Gegentheil, daß er sie gemacht hat. Es ist der Einfluß Hoffmann's und Heine's, der sich in keinem Französischen Dichter so entschieden ausspricht, als bei ihm, und wenn wir weiter zurückgehen, der Einfluß Faust's, dessen unversöhnter Geist bei unsern Nachbarn umgeht, nachdem wir selber so lange vergebens gesucht haben, ihn zu bannen.

Der wesentliche Inhalt dieser poetischen Richtung ist das Hervorheben des Individuellen und Unvermittelten über alle Regel und über alles Allgemeine überhaupt; die unbedingte Apologie der Willkür, das systematische Aufgeben aller Ideen, die nicht dem Individuum, sondern dem Menschen als solche zukommen, der Ideen des Schönen, des Wahren und des Guten, also in Beziehung auf die Form das Aufgeben aller Kunst, in Beziehung auf den Inhalt das Aufgeben aller menschlichen Idealität, in Beziehung auf die Tendenz das Aufgeben aller sittlichen Gedanken. Daß diese Richtung ein wesentliches Moment in der Entwickelung unsrer Zeit ist, zeigt ihre große Verbreitung in der Poesie der drei Völker, welche wir vorzugs-

Digitized by Google

weise als Träger der Cultur zu betrachten gewohnt sind; denn auch die Engländer huldigen gerade in der gegenwärtigen Zeit dem formlosen Spiritualismus, den man sonst als eine Eigenthümlichkeit des Deutschen Volks ausgeben wollte, auf eine Weise, daß wir kaum mehr unsre alten praktischen und verständigen Nachbarn wiedererkennen.

Halten wir uns zuerst an die Form. Was uns bei einem Franzosen zunächst in die Augen fällt, sind die beständigen Citate aus fremden Dichtern, zum Theil in der Ursprache, wo sie eine Wirkung machen, wie ungefähr das Heine'sche: Madame, ich liebe Sie; die beständigen Anspielungen auf die Gestalten und Geschichten fremder Dichter, die nur der Eingeweihte verstehen kann; ferner das Eingehen auf die andern Kunstformen, auf Musik, Malerei u. s. w., deren Wirkungen man sonst nur im Allgemeinen schilderte. Sonst pflegte man bei der betreffenden Gelegenheit nur anzuführen, es wird eine sanfte oder leidenschaftliche, eine klagende oder lustige Musik hinter der Scene gespielt; diese Unbestimmtheit fällt jetzt weg, es wird ein bestimmtes Musikstück von Schubert oder Beethoven vorgeführt und in seinen einzelnen Theilen mit Geist und Sachkenntniß beleuchtet, freilich auch mit etwas Hoffmann'schen Abenteuerlichkeiten und Ueberschwänglichkeiten. So wird z. B. einmal die Serenade des Don Juan in Bezug auf die Melodie wie auf die Begleitung sehr treffend charakterisirt. Es liegt das überhaupt in der Richtung der Neufranzösischen Romantik, die überall an Stelle der conventionellen, idealen Redensarten die pittoreske und plastische Bezeichnung setzt, und es auch darin bis zum Extrem treibt, weil sie keine Rücksicht darauf nimmt, ob nicht durch diese Detaillirung des einen Moments die Aufmerksamkeit von dem Hauptgegenstand abgeleitet und die herrschende Stimmung verwirrt wird. Diese Bestimmtheit geht auch auf den Ausdruck der Leidenschaft über. Eben so redselig, wie Victor Hugo's Tiger und Hyänen sich über ihre ruchlosen Vorstellungen und Wünsche verbreiten, detaillirt Alfred de Musset die Vorstellungen der Rache, des Hasses, der sinnlichen Lust. Wenn eine beleidigte Tänzerin sich an ihrem Liebhaber rächen will, so genügt es ihr nicht, daß sie den neuen guten Freund auffordert, ihm den Dolch ins Herz zu stoßen; erst fühlt sie sich in der gereizten Stimmung „einer Krähe, der ein Zugwind den Geruch von einer Leiche entgegenführt", dann fordert sie ihn auf, ihm die Gurgel abzuschneiden, ihn bei den Füßen die Treppe heraufzuschleifen, ihm das Herz auszureißen, es in vier Stücke zu schneiden und die Stücke in die Tasche zu stecken u. s. w. Das Alles hat eine gewisse individuelle Wahrheit, aber es macht sich sonderbar genug in den Alexandrinern. Oder wenn der Dichter selbst sich für ein hübsches Mädchen begeistert, das bei einem Regentage in Schmuz watet, wie sie es auch nach den gewöhnlichen Vorstellungen im moralischen Sinne thut, so wünscht er sich für den Fall, daß er sie einmal verkennen sollte, nicht irgend ein allgemeines Uebel herbei, sondern daß der Schmuz, den sie jetzt mit Füßen tritt, ihm ins Gesicht fliegen

Digitized by Google

möge*). Seine Helden verlaſſen im feurigſten Moment die Geliebte, „wie einen alten Schuh, der zu Nichts mehr gut iſt". Von den Bildern, die angewandt werden, um eine recht extreme Wolluſt zu ſchildern, oder um den Hohn gegen alle Menſchheit durch einen recht eclatanten Cynismus auszudrücken, will ich hier nicht reden, denn in dieſem Fall iſt es Abſicht; aber auch wo der Dichter eine moraliſche und äſthetiſche Anwandlung hat, verfällt er in die nämlichen Bilder. So wird er einmal, während er ſonſt in Beziehung auf geſchlechtliche Verhältniſſe ein ziemlich weites Gewiſſen hat, darüber indignirt, daß ein halbes Kind ſchon das Metier eines Freudenmädchens treibt, und er fragt, ob es nicht beſſer wäre, dieſen ſchönen Leib mit einer Sichel zu verſtümmeln, dieſen ſchneeweißen Hals zu nehmen und ihm die Knochen umzudrehen. Das Bild drückt hier nicht blos die Empfindung aus, es geht mit ihr durch. So iſt in der Nebeneinanderſtellung von trivialen und paradoxen Einfällen, von Gefühlsaufſchwung und Cynismus, eine Coquetterie und Affectation, die zuweilen noch über Heine hinausgeht; ſo wenn er z. B. in dem Gedicht an Pepa in rührendem Ton ſchildert, wie ſie zu Abend gebetet hat, und dann „unter das Bett ſieht". So iſt er in der Anwendung von uneigentlichen Ausdrücken und in der Einführung der Sprache des gewöhnlichen Lebens mitten in eine lyriſche Stimmung von einer Leichtfertigkeit, die über den guten Geſchmack hinausgeht.

Alle dieſe Fehler ſind bei ihm nicht blos Ausnahmen; ſie kommen ſo häufig vor, daß man ſie faſt als Regel betrachten kann. Außerdem ſind eine ganze Reihe ſeiner Balladen in demſelben ſtoffloſen Formalismus geſchrieben, wie Victor Hugo's „Orientalen"; Anſchauungen und Bilder ohne Empfindung, ſo daß man ſie beinahe als Uebungen im Versmaß betrachten kann. Wenn er aber einmal wirklich ſeiner Empfindung freien Lauf läßt, ſo weiß er ihr auch einen edlen und treffenden Ausdruck zu geben, und einzelne Lieder übertreffen an Zartheit, an individueller Wahrheit, an Innigkeit und Grazie des Ausdrucks das Meiſte, was mir von Franzöſiſcher Poeſie bekannt iſt.

Was die kleinen epiſchen Gedichte betrifft (Don Paëz, Portia, Le Saule, Mardoche, Namouna, Rolla), ſo ſtehen ſie in der Mitte zwiſchen Wieland und Byron.

Wer mit dem Don Juan des Letztern vertraut iſt, wird ſich hier auf bekanntem Boden finden. Die Geſchichte iſt überall die Nebenſache; ſie iſt ſehr einfach, und in der Regel wiederholt ſich das nämliche Thema. Die Hauptſache iſt die Reflexion, die in der Regel einen, wenn nicht edlen, doch intereſſanten Ausdruck findet, und die Entfaltung kleiner Züge der Sinnlichkeit, für die der Dichter ein vortreffliches Auge hat. Von dem eigentlichen Inhalt ſprechen wir nachher. —

*) Si jamais mon coeur désavoue
Ce qu'il sentit en ce moment,
Puisse à mon front sauter la boue
Où tu marchais si bravement!

Digitized by Google

Die Novellen sind reich an guten Beobachtungen und frei von dem Schwulst des gewöhnlichen Französischen Pathos; aber der Zufall und die Caprice walten so unbedingt in ihnen, die Charaktere sind so unberechenbar, die Form der Erzählung selbst so unbestimmt, daß man in der Regel nicht unterscheiden kann, was Ernst ist und was Spaß, was Traum und was Wirklichkeit. Zuweilen fehlt aller Schluß, und man muß sehr eifrig darüber nachdenken, was man eigentlich gelesen hat. Sie bewegen sich übrigens stets in der Crème der Gesellschaft, im Salon, im Concert, im Ball, am Spieltisch, und zeigen wenigstens, daß der Dichter hier überall zu Hause ist. In Beziehung auf ihre Unsittlichkeit übertreffen sie die kühnsten Erfindungen der modernen Feuilletonisten, und wenn man aus ihnen allein sich ein Bild von dem jetzigen Paris machen wollte, so müßte man glauben, daß jedes Gefühl des Unterschiedes zwischen Gut und Böse vollständig verloren gegangen sei.

Am Meisten fällt es bei seinen Dramen auf, daß er durch die Lecture angeregt ist und nur für die Lecture schreibt. — So wie schon in seinen lyrischen Gedichten die Bilder zum Theil ganz aus der Welt der Buchstaben genommen sind, wie er z. B. einmal den Mond, der über einem Thurme scheint, mit dem Punkt über dem i vergleicht, und diesen Einfall sogar in einen Refrain ausarbeitet, so kann er sich auch in seinen Dramen nicht enthalten, mitten in der Darstellung der Geschichte plötzlich auf einen literarischen Gegenstand zu kommen und darüber zu discutiren; ja, in der höchsten Leidenschaft vergleichen sich seine Helden und Heldinnen mit irgend einer Theaterfigur. Alfred de Musset hat über diese Einseitigkeit seiner Dichtungen ein vollständiges Bewußtsein; er überschreibt die eine Sammlung seiner Dramen: Un spectacle dans un fauteuil. die andere: Les comédies injouables, und in der That sind einige derselben so zusammenhanglos, daß man kaum eine Ahnung davon hat, was vorgeht, und daß im Vergleich damit der zweite Theil des Faust als eine sehr wohlberechnete, klare und verständliche Handlung erscheint. Er hat sich daher in der spätern Zeit vorzugsweise auf das Genre geworfen, über dessen relativen Werth wir uns im Früheren ausgesprochen haben, auf das Proverbe, und er hat den gerechten Ruhm davongetragen, der geistvollste und graziöseste Dichter dieser Spielart zu sein. Man hat auch versucht, diese Dichtungen aufzuführen, aber dazu sind sie nicht gemacht, denn die Charaktere sind so individuell gehalten, der Zusammenhang so leicht fkizzirt, und die einzelnen Züge so fein, so versteckt und so wenig mit einander vermittelt, daß es unmöglich ist, die Pointe auch nur zu errathen, wenn man nicht Zeit hat, sich zuweilen zu besinnen. Von seinen eigentlichen Theaterstücken kenne ich nur eins: Louison, und dieses gehört genau in die nämliche Kategorie. Für die Lecture sind die Stücke sehr werthvoll, es ist alle Fülle des Französischen Esprit darin aufgeboten, und die Sprache von einer Zierlichkeit, wie sie an die besten Zeiten des alten Classicismus erinnert. Freilich ist der Eindruck doch kein reiner, denn man ist nicht klar über die herr-

Digitized by Google

schende Stimmung. Es ist jene Art eigenthümlichen Humors, wie wir sie auch bei anderen Dichtern derselben Schule finden, bei Theophile Gautier, St. Beuve, Jules Janin, der zu spielen und zu scherzen scheint, während er doch zu gleicher Zeit etwas Trübes und gewissermaßen Desperates hat; ein großer Aufwand von Gefühl und doch kein Gemüth, so daß wir unversöhnt bleiben; sehr viel Scharfsinn, aber kein Ernst und keine Festigkeit. Alfred de Musset hat selbst in einigen seiner Satyren diese Manier der Romantik mit vielem Glück verspottet, vielleicht ohne zu wissen, daß er sich selber damit traf. — Wir gehen jetzt zu seinen Stoffen über.

Im Ganzen ist er in Beziehung auf die Geschichten nicht sehr erfinderisch, eben so wenig wie Byron. Es sind fast lauter Ehebruchsgeschichten, die er behandelt, die natürlich zu den mannichfaltigsten Formen führen, die aber in der Hauptsache stets auf dasselbe hinaus kommen. In der Regel hat es den Anschein, als ob der Dichter entschieden auf Seite der Ehebrecher steht, doch werden eine solche Menge episodischer Züge und Reflexionen über andere Gegenstände eingemischt, daß man auch darüber nicht recht ins Klare kommt. An Erfindung der Greuelthaten übertrifft er beinahe die Mysteriendichter; ja sie sind zuweilen so raffinirt, daß sie ans Absurde streifen. Einer seiner Helden, z. B. Don Paëz, erfährt, daß er von seiner Maitresse betrogen ist; er tödtet also zuerst den Nebenbuhler im Duell, und beschließt, die treulose Geliebte im letzten Kuß zu erwürgen. So weit wäre Alles sehr klar und einfach; aber um den letzten Act seines Lebens mit dem nöthigen Raffinement auszuüben, geht er vorher zu einer Hexe, und läßt sich einen Liebestrank reichen, der seine sinnliche Potenz bis zum höchsten Grade steigert, aber zugleich den Körper ruinirt, so daß er in der folgenden Nacht unter den schrecklichsten Qualen den Geist aufgeben muß. — In einem andern Gedicht: Les marrons du feu, wird der Held zuerst aus dem Wasser gezogen, in dem er beinahe ertrunken wäre, läßt sich dann von einer verlassenen Maitresse verführen, ihr noch einmal die Thätigkeit seiner Liebe zu widmen, schenkt sie dann einem galanten Abbé, der ihn gerade herausgefordert hat, mit dem er sich aber vorher noch einmal betrinkt, und bei dieser Gelegenheit den Gastwirth mit einer Flasche erschlägt, wird dann von dem nämlichen Abbé ermordet, dem als Preis dieser Unthat die Umarmung der schönen Camargo zugesichert ist u. s. w. — In einem dritten, Portia, ist ein junger Edelmann gerade bei einer verheiratheten Dame in einem Schäferstündchen, das Licht geht aus, sie zünden es wieder an, da finden sie, daß ein Dritter neben ihnen steht, der Ehemann, dem in einer Nacht die Haare grau geworden sind. Der Letztere wird erstochen, und das junge Weib, ohne die geringsten Gewissensbisse zu empfinden, entflieht mit ihrem Verführer, von dem sich ergiebt, daß er eigentlich ein armer Schiffer ist, der nur im Spiel so viel Geld gewonnen hat, um den angemessenen Luxus zu treiben. — In einem vierten,

Digitized by Google

Rolla, hat der Held, ein Mittelding zwischen Don Juan und Faust, all sein Geld durchgebracht, und will sich den folgenden Tag tödten, vorher aber noch die Nacht mit einem recht schönen Freudenmädchen zubringen. Diese, gutmüthig, wie die meisten Geschöpfe der Art, erbietet sich, eine goldene Kette für ihn zu versetzen: gerührt über so viel Liebe, schlägt er es aus und tödtet sich. Die Pointe fehlt. — Aehnlich ist der Verlauf aller seiner Geschichten. Ich muß dabei bemerken, daß diese Scheußlichkeiten keineswegs mit dem breiten Materialismus ausgeführt sind, wie bei Eugen Sue, Soulié u. s. w.; es kommt dem Dichter nicht auf die Masse des Factischen an, sondern auf die Emotionen, die es in der Seele erregt. So ist auch in seiner Sinnlichkeit nicht jenes weiche, süßliche Wesen, das schmeichlerisch verführt, sondern ein frecher Cynismus und eine individuelle Charakteristik, die mitunter etwas Humoristisches hat, und die nicht gerade unmoralischer zu nennen ist, als jene sentimentale Sinnlichkeit. — Die Stimmung dieser Schilderungen ist so angelegt, daß man auf die Idee kommen muß, er habe nicht Ausnahmsfälle, sondern die allgemeinen Culturzustände seiner Zeit schildern wollen, das Greuelwesen jenes modernen Babylon, welches bereits Barbier und andere Satyriker mit so grellen Farben geschildert haben. Zwar ist auch darin viel Coquetterie, aber leider nicht blos individuelle Ueberspannung. In dem Verführerischen, das diese moderne Gesellschaft charakterisirt, ist zugleich etwas Unheimliches, wie die Wollust, die vom Krampf ergriffen wird und über bösen Gedanken brütet. Es ist die Nachtseite von Paris, die jener Trennung entspricht, welche der Franzose zwischen Pflicht und Neigung macht; zwischen der Thätigkeit, die er abmacht, um leben zu können, und der fieberhaften Lust, der er zitternd nachgeht, sobald er sich der verhaßten Realität entzogen hat. In der äußerlichen Erscheinung funkelt, leuchtet und blitzt diese wunderbare Welt, aber sie hat keine Wärme. Es ist wie ein Feenpalast, der auf einen Sumpf gebaut ist; auf der Oberfläche ein Uebermaß von Geist, Witz, Grazie und Pracht, eine schwindelnde bachantische Freude, die wild, aber nicht ohne Reiz ist, aber mitten in diesem Glanz steigen unreine Ausdünstungen aus dem Wasser auf, und bald athmet man eine Mischung von durchdringenden Parfums und von Kohlendampf, an der man erstickt. Der Selbstmord liegt hart neben der ausschweifenden Lust. Diese Mischung von ätherischen und mephitischen Düften herrscht in der Pariser Dichtung wie im Pariser Leben; nirgend aber mit so viel Energie, als bei unsrem Dichter.

Noch ein zweiter Umstand, der scheinbar jener Verallgemeinerung des Lasters widerspricht, dient nur dazu, diesen Zusammenhang noch deutlicher zu machen, nämlich die absolute Subjectivität seiner Dichtung. Als Ergänzung der einförmigen Cultur, welche eines der charakteristischen Momente Frankreichs ist, tritt in den höhern Schichten der Gesellschaft jene grenzenlose Ausbildung der Caprice und der gesetzlosen Individualität hinzu, welche alles Maß aufhebt. Da solche wunder-

Digitized by Google

liche Existenzen in der modernen Gesellschaft wirklich vorkommen und wenigstens bis zu einer gewissen Grenze als der Ausdruck derselben zu betrachten sind, so haben sie auch das Recht, poetisch dargestellt zu werden. Allein es ist hier ein Unterschied zu machen zwischen der komischen und der ernsten Poesie. Im Lustspiel bleiben wir bei der Dissonanz stehen, und die Ueberraschung über den innern Widerspruch macht uns Freude; in der ernsten Poesie dagegen wollen wir nicht bei der Dissonanz stehen bleiben, wir wollen sie in ihrer Entstehung verfolgen, und wir verlangen ihre Auflösung in den Grundaccord. Solche gebrochene Wesen sind aber Nichts als Dissonanzen, die für uns nur verständlich und von Interesse sind, wenn wir sie in ihrem Verhältniß zu der allgemeinen Entwickelung der Zeit begreifen, und sie dadurch aus der Anonymität einer blos individuellen Natur in jenes Gebiet erheben können, in dem sich die Gedanken bewegen. Der Gedanke ist das Allgemeine, und die gedankenlose Empirie hat weder in der Wissenschaft, noch in der Poesie ihre Berechtigung.

Alfred de Musset faßt die Sache anders. Nachdem er einen seiner Helden, Hassan, als eine Mischung der widersinnigsten Gegensätze dargestellt, und eine fabelhafte Menge kleiner Züge von ihm angeführt hat, von denen schon jeder einzelne unser Erstaunen erregen muß, die aber in ihrer Zusammensetzung vollkommen unbegreiflich sind, fährt er fort:

Venez après cela crier d'un ton de maître,
Que c'est le coeur humain qu'un auteur doit connaître!
Toujours le coeur humain pour modèle et pour loi.
Le coeur humain de qui? le coeur humain de quoi?
Celui de mon voisin a sa manière d'être.
Moi, morbleu, comme lui, j'ai mon coeur humain, moi.
Cette vie est à tous, et celle que je mène,
Quand le diable y serait, est une vie humaine.

Der Dichter täuscht sich selbst mit dieser Doctrin des souverainen Individualismus; er vergißt, daß er auf der vorhergehenden Seite die Natur Hassan's als die allgemeine menschliche Natur dargestellt hat, daß es nach ihm zum Wesen des Menschen gehört, mit unbefleckten Händen Blut zu vergießen, schuldig und unschuldig zugleich zu sein u. s. w., und wenn er daher später darauf kommt, daß Hassan bereits als Original das Recht hat, zu existiren, daß Gott einmal die Menschen gemacht habe und daß man ihn nicht corrigiren dürfe u. s. w. — gerade wie Büchner — so ist das nicht ganz ernst gemeint, es ist nur eine Verwechslung zwischen der Wahrheit des Weltlaufs, welcher dadurch, daß er Totalität ist, die in ihm vorkommenden Widersinnigkeiten durch eine richtige relative Stellung ergänzt und vervollständigt, und der Wahrheit der Poesie, welche in jedem einzelnen Bilde Totalität geben soll, und ihre Sünden daher nicht dem Weltgeist in die Schuhe schieben darf, der in ihr nur durchscheint. Mit der Wirklichkeit darf man sich nicht entschuldigen, wenn man den Unsinn zum Gegenstand der Poesie macht.

Allerdings giebt es keine noch so wahnsinnige Erfindung, die nicht durch wahnsinnige Erscheinungen des wirklichen Lebens überboten würde, aber diese anomalen Erscheinungen nennen wir nur mit Unrecht die Wirklichkeit. Alfred de Musset zieht zwar die Mißgeburten Victor Hugo's, die bei Diesem sich meistens an eine körperliche Difformität knüpfen, ins geistige Gebiet herüber, verlegt sie in die Seele, und läßt die Probleme der modernen Cultur durchschimmern, aber sie bleiben dennoch Monstrositäten, und machen einen um so peinlichern Eindruck, da sie den Menschen zugleich in seiner natürlichen Nacktheit und in dem äußersten Extrem des gesellschaftlichen Raffinements darstellen.

Diese Krankhaftigkeit der Gestaltung zeigt sich auch in den kleinen psychologischen Beobachtungen, die zum Theil viel Feinheit und Geist verrathen, die aber die Aufmerksamkeit ausschließlich auf unwesentliche und abnorme Momente lenken, Momente, welche man sonst nur durch das Augenglas wahrnimmt, und die dem Auge bei der Auffassung der Totalität entgehen. Dadurch kommt in das Bild eine falsche Perspective; man bemüht sich, einzelne Eigenschaften, die in der Regel mit dem Grundzug des Charakters nicht zusammen kommen (z. B. ein hektischer, verweichlichter Gesichtsausdruck bei einem Helden), in einen wesentlichen und nothwendigen Rapport mit demselben zu setzen, und wird dadurch zu einer unrichtigen Anschauung des Problems geleitet.

In der That sind es auch nicht eigentlich Erinnerungen aus dem wirklichen Leben, welche den Dichter anregen, sondern jene Ideale der romantischen Zeit, die weiter Nichts ausdrücken, als die imaginaire Lösung eines unmöglichen Problems. Er hat sich aus ihnen einen vollständigen Mythus zusammengesetzt, der gerade wie die heidnischen und christlichen Göttergestalten sich fortwährend in seinen Erzählungen vordrängt; jener Mythus von den in eine Person zusammengedrängten Gestalten des Faust, des Don Juan, des Hamlet, über den ich mich in einer frühern Abhandlung, „moderne Charaktermasken," ausführlicher verbreitet habe. Indem ich auf dieselbe verweise, bemerke ich hier nur so viel, daß diese drei Gestalten das Gemeinsame haben, durch das eingebildete Recht der souverainen Leidenschaft, des souverainen Denkens und des souverainen Empfindens die objective Welt der Sitte, der Wissenschaft und der That träumerisch aufzulösen, und daß sie alle drei nicht blos an dem äußern Widerstand der wirklichen Welt, sondern vorzugsweise an ihrer innern Unmöglichkeit zu Grunde gehen. Denn die Lust, die keine Grenze und keine Form kennt, ist nicht nur ein Verbrechen, sondern eine Absurdität; Don Juan ist nicht nur ein Bösewicht, sondern ein Narr. Und eben so verhält es sich mit den andern Phantomen der Einbildungskraft.

Diese Ideale — denn das sind sie, da sie die Wirklichkeit nach dem Maßstab eines bestimmten Princips corrigiren, — haben daher das Eigenthümliche, daß sie den wahren Idealismus aufheben. Der wahre Idealismus knüpft sich an allgemeine Gedanken; diese umgekehrten Ideale dagegen verläugnen jeden Ge-

Digitized by Google

danken und lassen nur die Erscheinung bestehen. Bei unsrem Dichter finden wir einen Haß gegen allen Idealismus, der zuweilen etwas Komisches, zuweilen etwas Erschreckendes hat. Freilich ist in unsrer Zeit die Satyre gegen den herkömmlichen Idealismus nur zu berechtigt, weil der letztere sich der schlechten Wirklichkeit nur dadurch entledigt, daß er sie in Phrasen auflöst. Es ist nur zu begreiflich, daß eine kräftige und ursprüngliche Natur durch die bequemen und suffisanten Lehrsätze und Prophezeihungen unsrer Jerome Paturots, mögen sie sich Demokraten oder Socialisten nennen, zu einer bittern Verachtung verleitet wird, die sie in das entgegengesetzte Extrem der Blasirtheit treibt. Im Gegensatz gegen die seichten Tugendhelden des Republikanismus erfreut man sich an den kecken oder liebenswürdigen Zügen, die man auch in dem Laster entdeckt, und verfällt dann in die sonderbare Verirrung, diese guten Eigenschaften als solidarisch mit dem Laster verbunden zu betrachten. So schwärmt nicht allein Alfred de Musset, sondern die ganze junge Schule für das unreine Bild der Manon Lescaut, indem sie die Kunst des Dichters mit der Natur des dargestellten Gegenstandes verwechseln, und je mehr man in sich eine eigene freie und schöpferische Kraft empfindet, desto leidenschaftlicher sucht man dergleichen Verirrungen noch zu überbieten. So müssen wir denn über eine freche Apologie des Lasters erstaunen, die sich noch viel toller geberdet, als bei dem Dichter der Lucretia Borgia und der Marion Delorme, über jene Poesie der Liederlichkeit und des Verbrechens, die sich beinahe zu einer dogmatischen Vollständigkeit abrundet. Die unnatürlichsten Ausschweifungen werden mit einem raffinirten Entzücken erfunden und geschildert; das Genie muß nicht allein die Immoralität und das Laster, sondern auch die Schwäche und die Gemeinheit rechtfertigen; man trennt das speculative Leben von dem Leben der That, und setzt dadurch Beides zu einer Lüge herab. Wenn die sogenannte classische Schule mit einem unbedingten Glauben den conventionellen Inhalt der bestehenden Moral und die Gemeinplätze des gesunden Menschenverstandes verehrte, so vertiefen sich dagegen die Romantiker in den unbedingtesten Unglauben an alle Regel und in den bittersten Skepticismus, und wenn jene zwischen Ernst und Spaß eine strenge Scheidewand aufbauten, so geht bei Diesen die Vermischung so weit, daß man über das Entsetzliche lachen und vor dem Lächerlichen ein Grauen empfinden muß.

Diese Verkehrung der Begriffe rächt sich schwer bei den modernen Belletristen. Ihre angebliche Originalität ist nichts Anderes, als eine Wiederauffrischung jener Kunst des Suetonius und Petronius, der Retif de la Bretonne und der Mercier, der de Sade und der Laclos, der Poesie des Verfalls. Die Leidenschaft und die Wollust verliert sich bei ihnen vollständig in die Reflexion; ihre Verführungen u. s. w. werden mit trockener geometrischer Berechnung ausgeübt, ihre Laster mit pedantischer Gewissenhaftigkeit geschildert, ihre extravaganten Einfälle mit feierlicher Amtsmiene vorgetragen. Bei Alfred de Musset tritt Das darum

Digitized by Google

noch schärfer hervor, weil er nicht blos ein sehr bedeutendes Talent, sondern auch eigentlich einen vollständig gesunden Menschenverstand besitzt, der sich überab geltend macht, wo er es nicht mit seinen fixen Ideen zu thun hat. Seine Regellosigkeit geht nie bis zu dieser wahnsinnigen Unnatur, wie z. B. bei Heine, der einmal mit großer Lüsternheit seine Liebe zu einem Gespenst ausmalt; seine Frechheit gegen alle sittlichen Voraussetzungen ist nie so siech, wie bei unsrem jungen Deutschland; das Gefühl für Ehre und Schande geht nie ganz bei ihm aus, er bleibt immer Franzose, und das geht zuweilen so weit, daß in schwachen Stunden der militairische Eroberungsdrang Napoleon's sich in ihm regt, wie z. B. damals, als er das Rheinlied von Nikolaus Becker mit einer sehr dreisten Marseillaise beantwortete. Er zeigt sogar, wenn er einmal ernsthaft analysirt, einen großen Scharfsinn, und geht entschieden auf den Kern der Sache; er weiß sehr gut den letzten Grund aller der Uebelstände, die er beklagt, aber er denkt nicht daran, sie zuerst in seinem Innern auszurotten. Wo er sich einen bestimmten Gegenstand setzt, sind seine Gedanken klar, seine Sprache edel; so z. B. in seinem Gedicht auf die Geburt des Grafen von Paris, welches man mit den schwülstigen und servilen Oden Victor Hugo's und Lamartine's auf die Geburt des Herzogs von Bordeaux vergleichen muß, um zu empfinden, wie viel gesünder eigentlich sein sittlicher Fonds ist.

Aber er bleibt nur selten längere Zeit in diesem natürlichen Fluß; jeden Augenblick wird der gesunde Gang seiner Gedanken durch absichtlich eingestreute cynische oder blasirte Einfälle, durch Coquetterie mit extravaganten und paradoxen Vorstellungen, und durch jene gegenstandlose Trauer unterbrochen, die etwas Unreifes und Widerwärtiges hat, denn sie tritt in demselben Augenblick ein, wo er sich für den Gegenstand begeistert, der dann wieder sein Herz schwer macht. Es ist das eine Unwahrheit, nicht gegen Andere, sondern gegen sich selber. Sie hat ihren Grund in der Anticipation idealer Empfindungen, die bei unsrer literarischen Jugend so häufig ist. Ihr Gehirn wird müde, noch ehe es gedacht hat; ihr Gefühl ist ausgegeben, noch ehe es einen Gegenstand gefunden; sobald das wirkliche Leben eintritt, entschwinden ihre träumerischen Illusionen, sie stürzen sich mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit in das Chaos der unsittlichen Welt, die sie hassen, weil sie noch immer im Geheimen ihr Ideal im Herzen tragen, an die sie aber doch allein glauben, da sie nicht die Kraft fühlen, ihr zu widerstehen; so ist ihr Haß gegen die Idealität zugleich Haß gegen die Wirklichkeit, und ihre geniale Kühnheit nur der Versuch, sich der Bekümmerniß über ihre verfehlte Existenz zu entziehen.

Man möge sich durch den lustigen und frivolen äußern Anstrich dieser Poesie nicht täuschen lassen, der Grundzug derselben ist herbe und bittere Melancholie. Ich will kein so großes Gewicht auf die einzelnen Ausbrüche legen, in denen sich dieses Gefühl direct ausspricht, denn in diesen ist theils eine vorübergehende Stimmung, theils auch wol etwas Coquetterie. So z. B. ein Sonett: „Ich habe meine

Digitized by Google

Kraft und mein Leben verloren, meine Freude und meinen Frohsinn; ich habe sogar den Stolz verloren, der mich an meinen Genius glauben ließ. Als ich die Wahrheit kennen lernte, glaubte ich, daß es eine Freundin wäre; als ich sie begriff und empfand, war ich ihrer schon überdrüssig ..... Das einzige Gute, das mir in der Welt bleibt, ist, zuweilen geweint zu haben." Oder wenn er einmal Frankreich mit der aus dem Grabe aufsteigenden Juliette vergleicht:

A demi réveillée, à demi moribonde,
Trébuchant dans les plis de sa pourpre en lambeaux,
Elle marche au hasard, errant sur des tombeaux.

Wie gesagt, es ist in diesen Ausdrücken etwas Gemachtes, aber auf mich machen gerade diejenigen Stellen, in denen er sich mit anscheinend ausschweifender Lustigkeit bewegt, einen eben so frostigen, unheimlichen Eindruck. An Zweifeln und Verzweiflung wetteifert er mit dem alten Hamlet; er glaubt nicht an das Gute und Wahre, und doch sehnt er sich, daran zu glauben. Seine Blasirtheit, die er zuweilen zur Schau trägt, als ob sie etwas Schönes wäre, beruht nicht auf dem Unglauben an das Wesen des Ideals überhaupt, aber auch nicht blos auf dem vermeintlichen Widerspruch zwischen diesem Ideal und der Wirklichkeit, sondern auf dem Widerspruch zwischen seinen verschiedenen Idealen. In dieser ungewissen und unklaren Stimmung ist er geneigt, die großen Schriftsteller der Aufklärung anzuklagen, als hätten sie ihm die Sicherheit seines Denkens und Empfindens geraubt, in demselben Augenblick, wo er sie an Frechheit und Frivolität um das Tausendfache überbietet. So hat er einmal gerade eine recht scheußliche Scene geschildert, und zwar mit großem, innerm Behagen, da bricht er plötzlich gegen Voltaire los: „Bist Du zufrieden in Deinem Schlaf, Voltaire, und schwebt Dein häßliches Lächeln über Deinen entfleischten Knochen? Dein Jahrhundert, sagt man, war zu jung, um Dich zu verstehen; das unsrige muß Dir gefallen, Deine Zeit ist gekommen. Es ist eingestürzt auf uns, dieses erhabene Gebäude, welches Du mit Deinen breiten Händen Tag und Nacht unterwühltest. Mit Ungeduld mußte Dich der Tod erwarten, um den Du achtzig Jahre hindurch mit teuflischer Liebe bubltest. Verläßest Du niemals das Hochzeitbett, auf dem Du die Würmer des Grabes umarmst, um mit Deiner bleichen Stirn ein verlassenes Kloster oder ein altes Schloß heimzusuchen? Was sagen Dir alsdann diese gewaltigen Leichname, diese schweigenden Mauern und diese verwüsteten Altäre, welche Dein Athem für die Ewigkeit entvölkert hat? Was sagt Dir das Kreuz, was sagt Dir der Messias? Blutet er noch, wenn Dein nächtliches Gespenst an seinem zitternden Stamm rüttelt, um ihn herabzureißen wie eine kranke Blume?" — Er sehnt sich nach einer Religion. Gern möchte er nach der Weise Epikur's das Leben der Freude leben, aber „er kann es nicht, das Unendliche macht ihm Qual, er kann nicht daran denken ohne Furcht und ohne Hoffnung; seine Vernunft entsetzt sich, es nicht zu begreifen und es

Digitized by Google

dennoch zu sehen. Was ist denn die Welt, und was machen wir darauf, wenn man den Himmel umschleiern muß, um in Frieden zu leben? u. s. w." Diese und ähnliche poetische Einfälle hat er in Prosa in seiner Confession d'un enfant du siècle ausführlicher ausgesprochen. Es geht ihm gerade, wie Janin und den übrigen coquetten Skeptikern; sie werfen sich vor den Altären nieder, nicht um einen bestimmten Gegenstand anzubeten, sondern um ihrem zu schweren Haupt eine Stütze zu geben. Er flüchtet mit einer unnennbaren Angst bald zu den heitern Göttergestalten des Olymp (die er übrigens in seinem Rolla mit wirklicher Poesie schildert), bald zu dem bleichen Antlitz von Golgatha. „O Christus, ich gehöre nicht zu Denen, welche das Gebet in Deinen stummen Tempel mit zitternden Schritten führt, die zu Deiner Schädelstätte wallfahrten, um Deine blutenden Füße zu küssen; ich stehe aufrecht in Deinen heiligen Hallen, wenn Dein treues Volk sich murmelnd unter dem Lufthauch der Hymnen beugt, wie Schilf im Nordwind; ich glaube nicht, o Christus, an Dein heiliges Wort, ich bin zu spät in eine zu alte Welt gekommen, aus einem Jahrhundert ohne Hoffnung geht ein Jahrhundert ohne Furcht hervor; die Kometen des unsrigen haben die Himmel entvölkert. Jetzt treibt der Zufall die von ihren Träumen aufgeweckten Welten schattengleich vor sich her; der Geist der Vergangenheit, auf ihren Trümmern umherirrend, stürzt Deine verstümmelten Engel in den ewigen Abgrund; kaum halten Dich noch die Nägel am Kreuze fest; Dein Ruhm ist todt, und auf unsrem Kreuz von Ebenholz ist Dein himmlischer Leichnam in Staub verfallen. Aber dennoch muß das ungläubigste Kind dieses glaubenlosen Jahrhunderts den Staub küssen und weinen auf dieser kalten Erde, die von Deinem Tod lebte, und die ohne Dich sterben wird. Wer soll ihr jetzt das Leben wiedergeben? Mit Deinem reinsten Blute hast Du sie verjüngt; wer soll uns verjüngen, uns Greise von gestern?"—

Auf solche und ähnliche poetische Ausbrüche, an deren voller Aufrichtigkeit ich übrigens nicht zweifle, die mir vielmehr erst Vieles in dieser Dichtung erklären müssen, was sonst unbegreiflich wäre, folgen dann sofort jene Scenen des Verbrechens, des Lasters und des Schmuzes, welche die andere Seite des Bildes ausmachen. Je elender die Welt ist, desto mehr wird sie sich nach Christus sehnen. Wir nehmen ein psychologisches Interesse an diesem Schmerz des Gedankens, der über sich selbst nicht Herr werden kann, und dem daher vor sich selber graut, aber wir müssen, diesem haltlosen, angstvollen und coquetten Geist der Romantik gegenüber, sehr ernsthaft und entschieden ein großes und segenreiches Zeitalter in Schutz nehmen, welches zwar auch frivol war, aber nur gegen das Lächerliche, auch ungläubig, aber nur gegen Das, was dem Verstand und dem Herzen widersprach, und welches in seiner anscheinenden heitern Leichtfertigkeit mehr ernstes Nachdenken, und mehr wahres Gefühl verbarg, als dieser moderne heidnische Pietismus, der erst lästern, sündigen und fluchen muß, ehe er sich der süßen Thränen einer grenzenlosen Reue und Sehnsucht erfreut. J. S.

Digitized by Google

Bemerkungen über den Hessischen Militairstand unter Kurfürst Wilhelm I.

Die Welt hat von den Regierungshandlungen des Kurfürsten von Hessen Wilhelm I. nach seiner Rückkehr selten mehr erzählt, als daß er den überall abgeschafften Zopf seinen Truppen wieder ansetzte. Ueber dem Zopf hat man aber den fressenden Krebsschaden übersehen, welcher seine Militairverwaltung dem Lande wurde. Der Zopf war unzeitgemäß, aber zu entschuldigen. Niemand haßte die Französische Revolution und Alles was sie hervorgerufen oder verändert hatte, so gründlich, als dieser Mann. Nur Eins zu erwähnen, in den 1790er Jahren erging ein strenges Gebot gegen die runden Hüte, und wenn dieselben auch nach 1813 andern Einwohnern erlaubt waren, so durften sich doch Bedienstete und Geistliche nur des dreieckigen Hutes bedienen.

Dazu kam, daß er seine Begriffe von Fürstengewalt und Willen, vom Kamaschendienste des Militairs zur Zeit Friedrich des Großen eingesogen, sein siebenjähriges Exil in Böhmen, dem Lande des Knechtsgehorsams, verlebt hatte. Es ließ sich von dem alten Manne nicht erwarten, daß er etwas auch noch so Zweckmäßiges aus Frankreich annehmen würde, am Wenigsten schlichtes Haar, was mit der Soldatenwürde contrastirte. So lange er lebte, wollte er sich nicht anders tragen, als früher, er hielt es eben für unzulässig, als Chef der Garde anders als diese costumirt zu sein, deshalb sollte sie, so lange er lebe, wie vor 1806 einhergehen.

Diese nur etwas Band und Puder kostende Spielerei hätte man können hingehen lassen, wenn nur der Soldatendienst nicht so aussaugend auf das Land, den Ackerbau und die Gewerbe störend eingewirkt hätte. Da dieses über die Grenzen des Hessenlandes wenig bekannt geworden ist, so will ich hier Einiges von dieser Einrichtung mittheilen.

Es war Princip, jeder Hesse mußte vom 16. Jahre und so lange er gehen konnte, dienen. Einen Abschied erhielten selbst die Unabkömmlichen nicht. Die jungen Leute, bis sie zum völligen Dienste stark genug waren, und die alten, welche man nicht mehr einberufen wollte, z. B. 50jährige und ältere, und die Unabkömmlichen, wurden nach Lage ihres Wohnortes einem der 7 Landregimenter (Landmiliz) Cassel, Marburg, Eschwege, Hersfeld, Ziegenhain, Rinteln, Hanau zugetheilt, und mußten an gewissen Sonntagen zum Exerciren erscheinen. Die Officiere bestanden aus Dienstunfähigen und Mißliebigen, und war dieser Dienst ungern genommen. Die Gemeinen erhielten keine Vergütung.

Frei vom Militair waren die Söhne, deren Väter zu den zehn Rang-Klassen gehörten, andere Stände, Studenten, Gymnasiasten, Seminaristen, die Bedienten vornehmer Edelleute, die Bürgerssöhne mancher, namentlich der größern Städte, was

Digitized by Google

auch Wippermann in seinem „Kurhessen nach dem Befreiungskriege" S. 7. 8. erwähnt. Hessen hatte trotz dieser Ausnahmen bei einer Bevölkerung von 450,000 Einwohnern über 20,000 Soldaten; bei dem großen Manöver 1799 oder 1800 vor dem Könige von Preußen und andern Fürsten waren 12,000 Mann Kerntruppen bei Cassel versammelt. Im J. 1776 konnte man 12,000 für England entbehren. Der ganze Druck lag auf dem Handwerker, Landmann und Taglöhner. Der Schulze F. zu E. im Amte W. hatte 6 Söhne im Dienste, er wünschte umsonst den siebenten zur sichern Stütze zu behalten; wol bescheinigte ihm der Senior der von H.'schen Familie, daß er sein persönlicher Diener und von ihm nicht gut zu entbehren sei (also wichtiger als des Vaters Gut), allein auf die Vorstellung des Beamten, daß er dann Bedienter bleiben müsse, und dem Vater doch nicht helfen könne, gab er ihn unter die Reiter.

Das war vor 1806; allein es war nach der Restauration nicht besser. Im Jahr 1814 hatte obige Gemeinde eine Vorstellung dem Landesherrn zu übergeben; sie sollte durch einen gewandten Mann überreicht werden, um etwa noch mündliche Auskunft zu geben. Es wurde der schönste Mann an Wuchs und Haltung erwählt. Er hatte bis 1806 unter der Garde gedient, dann unter der Westphälischen Garde, war verabschiedet, hatte seines Bruders Wittwe mit einigen Kindern und einem verschuldeten kleinen Köthergute geheirathet, und hielt sich nur mit großer Anstrengung über Wasser. Als der Kurfürst den schönen Mann sieht, fragt er: Bei welchem Regimente stehst Du?*) Nach Darlegung seiner jetzigen Verhältnisse wird ihm der Bescheid: „Du meldest Dich sogleich beim Capitain von Bullé!" Nun wagten auch die Beamten nicht, ihn unter die Unabkömmlichen zu setzen, weil Nachfrage kommen könne. Der Capitain war aber so freundlich, dem Manne zu erlauben, es durch den Prediger melden zu lassen, wenn er am Bequemsten dienen könne. Bei dem Wiedereintritt ins Land bot Wilhelm I. den Alliirten 12,000 Mann und eine eben so starke Landwehr gegen Frankreich an.

Es ist hier nicht die Rede von den schweren Abgaben, welche das Land in die sogenannte Kriegs-Kasse, welche wieder mit der Schatull-Kasse zusammenhing, zahlte, das mag man erschöpfend in Wippermanns Buche nachlesen, sondern von dem großen Drucke, welchen das Soldatensein durchs ganze Leben auf die arbeitende Klasse ausübte. Noch drückender wurde die Lage durch den unbestimmten Urlaub. Es hing lediglich vom Hauptmann ab, wer einberufen, wer beurlaubt werden sollte. Niemand wußte, wann er dienen sollte, das Schwert

*) Der Kurfürst kehrte den 21. November 1813 zurück; am 22. erließ er einen Befehl, die am 1. November 1806 beurlaubten Soldaten sollten sich in ihren zuletzt gehabten Garnisonsplätzen einfinden. Die Chefs der Regimenter befahlen das Erscheinen bei schwerer Strafe. Ein General befahl sogar, alle damals mitgenommenen Montirungsstücke, Armatur- und Lederwerk mitzubringen. (W. S. 6.) Die 7 Jahre der Fremdherrschaft waren in der That gar nicht gewesen.

Digitized by Google

des Damokles hing stets über dem Haupte. Wie übel waren Oekonomen daran mit ihren Knechten, Bauern mit ihren Söhnen, wenn sie in der Säe- oder Erntezeit einberufen wurden, Professionisten mit ihren Gesellen bei drängender Arbeit. Taglöhner mußten oft in der verdienstvollsten Zeit dienen, und saßen im Winter zu Hause. Die Unsicherheit der Berechnung war es, welche hinderte, Etwas für die Zukunft mit Sicherheit zu beginnen.

Das gewöhnliche Manöver war dann, daß ein wohlberedtes Familienglied an den Garnisonsort lief, die Officiere um Aufschub, die Unterofficiere um Fürsprache bat. Darüber gingen ein oder zwei Arbeitstage verloren, abgesehen von den Zehrungskosten und der Abnutzung des Sonntagszeuges. Wurde der Urlaub verlängert, so war es gerathen, daß der Soldat bei nächster Einberufung nicht mit leeren Händen kam, sondern dem Lieutenant etwas Leinen oder Garn, dem Feldwebel Geld, dem Corporal eine Wurst mitbrachte, sonst, meinte er, brauche er für Schläge nicht zu sorgen!

Unsre Zeit wird es unerklärlich finden, daß Unterofficiere, ja Officiere eine Wurst, ein hausbackenes Brod nicht zurückwiesen; allein man wisse, daß ein Stabs-Capitain und ein Premier-Lieutenant monatlich 19 Thaler Sold erhielten, der Seconde-Lieutenant nur 15, daß die Unterofficiere nach Verhältniß bekamen. Ein Lieutenant hatte es vor seinen Leuten nicht Hehl, daß er sich, um den Hunger zu vertreiben, am Tage zu Bett lege. Sie waren an das Schmarotzen und Geschenke gewiesen, wenn sie nicht eigenes Vermögen besaßen. Dazu hatten die Officiere, wenn sie dienstuntauglich wurden, keinen Anspruch an Pension, und ohne solche wurden Unterofficiere nach 20jähriger Dienstzeit entlassen. Im J. 1815 wandten sich die Officiere, da eine Bitte an den Landesherrn keinen Erfolg versprach, an die Landstände um Verbesserung ihrer Lage; Diese zeigten die höchste Bereitwilligkeit und empfahlen die Bitte; Serenissimus hielt es aber für einen Uebergriff, daß die Stände die Supplik angenommen hatten, cassirte einen Capitain und einen Lieutenant, zum warnenden Beispiel, und sandte sie auf die Festung, Drei aber, welche nicht mit unterschrieben hatten, erhielten Beförderung. Alle forderten ihren Abschied, bekamen ihn aber nicht. (Wipperm. S. 84.)

Liest man nun S. 32, daß man den, meist mit dem Blute der nach Amerika gesandten Truppen in England stehenden Schatz damals auf 22 Millionen schätzte, so empört sich das Herz über solchen Geiz, welcher ein so ehrenwerthes Officiercorps, das sich bei jeder Gelegenheit so disciplinirt und tapfer bewiesen hatte, zwang, theils Geschenke zu nehmen, theils sich seiner Armuth wegen verspotten zu lassen. So erzählte ein Kellner aus dem Hessischen Hofe: Wenn die Garde-Officiere gebieterisch sagten: „Kellner, die Weinkarte!" so forderten sie nach einem gründlichen Studium derselben ein Viertel vom wohlfeilsten oder ihrer sechs eine Flasche.

Da eine Besserung der Subsistenzmittel von oben nicht zu erwarten war, so mußte aller Druck, wie in Rußland, auf dem Gemeinen liegen. So erzählten die

Digitized by Google

Soldaten, daß sie immer kurz vor dem Löhnungstage auf Urlaub geschickt würden, also für die Tage Nichts erhielten, die Einberufenen aber für einen Tag Nichts beanspruchen konnten. Diese Löhnung fiel in die Tasche des Capitains, vielleicht erhielten auch die andern Officiere davon. Bei der Landmiliz und bei den Truppen wurden Die, welche sich das Haar von Kameraden noch so gut hatten schneiden lassen, für Wilde gescholten. Es that der Soldat wohl, diesen Dienst vom Corporal gegen die Taxe von zwei Kreuzern zu erbitten. Dann hieß es: „Ich bin ein blinder Hesse, ich kann noch nicht sehen — o, Frau Corporalin, schenken Sie doch für einen Kreuzer ein.“ — Das waren drei Kreuzer, die halbe Tageslöhnung. Um ihre Lage zu bessern, war den Frauen der Unterofficiere die Erlaubniß gegeben, beim Exerciren Schnaps zu schenken.

Der gemeine Soldat erhielt nominell täglich zwei Albus oder $1\frac{1}{2}$ gGr. Rechnen wir den Monat zu 31 Tagen, so erhielt er 1 Thlr. 30 Albus oder $22\frac{1}{2}$ gGr. Außerdem erhielt er täglich $1\frac{1}{2}$ Pfund Brod, wofür ihm aber laut Extr. Geh. Kriegs-Protok. vom 24. Sept. 1804 monatlich ein halber Thaler inne behalten wurde. Er hatte also wirklich monatlich 46 Albus oder 1 Thlr. $10\frac{1}{2}$ gGr., oder täglich fast 1 gGr. 2 Pf. Abgesehen von der Verkürzung durch Urlaub, Haarschneiden, ging Vieles noch dahin für Reparaturen an Zeug und Schuhen, Waschlohn, Wichse zu Schuhen, Patrontasche und Bart, Puder, Pomade und Zopfband, Bürsten und andere Geräthe. Was blieb nun dem Manne übrig, um sich einmal in einer Garküche an warmer Speise und einem Stückchen Fleisch zu erquicken? oder in der Zeit von Manövern von früh bis Mittag etwas Kräftigeres, als Brod und Schnaps, zu frühstücken?

Beneidet wurden Die, welche in kleinern Städten bei Fleischern, Bäckern und andern Bürgern einquartiert waren, denen sie gegen die Kost an ihren wachefreien Tagen als Hausknechte dienten. Viele Wirthe bedurften aber keines Dienstes, und die casernirten Truppen hatten gar keine Erleichterung. Viele werden es noch bezeugen, daß man in Cassel nicht gehen konnte, namentlich in Nebenstraßen, ohne von Soldaten angebettelt zu werden; ja man klagte, daß Gardisten in die Häuser drängen, um etwas übriggebliebene warme Speise zu erbitten. Bei der Unmöglichkeit, mit der Löhnung auszukommen, mußte der Soldat, wie bei den Römern, sich großen Theils selbst erhalten. War die Garnison nicht zu weit, so ging ein Familienglied alle acht oder vierzehn Tage hin, um reine Wäsche, Zugebröde, transportable Speise, Obst, an Festtagen Kuchen zu bringen; auch baare Unterstützung war nicht ganz zu umgehen. Ungerechnet der Versäumniß und den Zehrkosten des Boten, leerte Dieses den Haushalt von den Dingen, welche dem Landmanne in der schweren Arbeit zu Gute kommen sollten, z. B. dem Eingeschlachteten. Wenn der Hausvater selbst Soldat war, oder drei, vier und mehr Söhne unterm Gewehr standen, welche Frau, welche Aeltern darbten nicht selbst lieber? Man denke sich Tagelöhner und Landleute, welche selbst mit Noth zu ringen hatten.

Digitized by Google

Nicht der unschuldige Zopf, sondern das grausame Soldatenspiel mit unbestimmtem Urlaub und elender Löhnung hat dem Lande die besten Arbeitskräfte entzogen, den einzelnen Haushaltungen das Mark aus den Knochen gesogen, und alle Wohlhabenheit des Landmannes, außer in den gesegnetsten Strichen, gehindert; und noch nach 30 Jahren ist der alte Schaden nicht überwachsen.

Wie war nun die Behandlung des Soldaten? Stetes Schelten, furchtbares Fluchen, Prügel und Spießruthen waren die Dressurmittel; nicht eine Spur von Humanität, mit seltenen Ausnahmen; dagegen mußte der Soldat oft der Gegenstand sein, an welchem der mit seiner Lage unzufriedene Officier und Unterofficier seinen Aerger ausließ, wie rohe Menschen oft an dem unschuldigen Weibe und Kindern. Jeder Unterofficier trug neben dem Degen einen Stock, welchen er ohne Verantwortung bei bemerkten Fehlern bis zu sechs Schlägen gebrauchen konnte. Nun war der ganze Dienst reiner Kamaschendienst, bei welchem ein Knopf, eine Schnalle oder andere Kleinigkeiten eine hohe Wichtigkeit hatten.

Empörend war das Spießruthenlaufen, bei welchem die Kameraden den entblößten Rücken des Unglücklichen blutig hauen mußten; an den Gliedern gingen Unterofficiere, welche Die prügelten, welche nach ihrer Meinung nicht stark genug geschlagen hatten. Ein Arzt ging neben her, welcher das Gesicht beobachtete und, wenn Gefahr war, Halt! gebot. Nach dieser im Angesichte von oft Hunderten von Zuschauern vollzogenen Execution mußte der arme Schelm dem Major noch mit entblößtem Haupte für gnädige Strafe danken.*)

Wie lästig dieser Kamaschendienst war, möge nur noch die Revue oder die große Musterung zeigen. Die zusammengezogenen Truppen lagen dicht, auch in Scheuern. Nur wenige Burschen konnten sich selbst frisiren, Locken steifen und Zopf machen; die geschicktern thaten an dem Tage, wo es galt, den Uebrigen diesen Dienst. Da aber am Morgen nicht Zeit dazu war, so fing man Abends an; wer fertig war, durfte sich nicht hinlegen, sondern mußte im Sitzen schlafen. Die Reiter hatten außer dem Kopfputz noch eine Last mit ihren ledernen Beinkleidern, welche neugefärbt sein und ohne Falte sitzen mußten. Da sie nun getrocknet schwer anzuziehen sind, und leicht nicht recht sitzen, so wurden sie gewaschen und gefärbt, am Abende angezogen und trockneten Nachts am Leibe. Man denke sich Reihen dieser Leute auf über Böcke oder Tonnen gelegten Bretern die Nacht beständig im Schlafe nicken.

Mit dem Tage mußte man mit der schon Tags vorher sorgfältigen Kleidung und

*) Bald nach der Hinrichtung des Königs von Frankreich saßen Zimmergesellen, welche an der Saline bei Allendorf arbeiteten, in den Ruhestunden Mittags zusammen, und hätten gern eine Vorstellung von einer Guillotine gehabt. Einer, welcher auf irgend eine Weise Kenntniß davon erhalten hatte, verfertigte in Eile von dem Holzabfalle ein Modell. Das sprach sich aus, der Mensch wurde zum Regimente beordert, und mußte für den Vorwitz zehn Mal Gassen laufen. So verhaßt war dem Kurfürsten Alles, was an die Revolution erinnerte.

Digitized by Google

Armatur vor Hauptmanns Quartier sein, denn hier wurde jeder Einzelne von Officieren und Unterofficieren sorgfältig gemustert, und war am Kopfputze, der Kleidung und den Waffen der geringste Mangel, oder kam Einer zu spät, so fing der Stock das Tagwerk an. Nun war der Marsch bis zum Corps oft eine Stunde und länger, dann wurde in brennender Sonne, Pulverdampf und Staub bis 12 oder 1 Uhr manövrirt. Wehe Dem, der nach schlafloser Nacht in den Pausen zur Erquickung Nichts hatte, als trocknes Brod und Branntwein, und in der Erschlaffung Fehler machte, denn diese wurden, ehe man sich trennte, vor Hauptmanns Quartier bestraft.

Man hätte glauben sollen, die Leute hätten sich das auf die Dauer nicht gefallen lassen, oder sie wären lebenslänglich über solche Erpressung und Quälerei erbittert gewesen. Die Macht der Gewohnheit läßt den Menschen in seiner Hundenatur Alles ertragen. Nie hörte man eine Bitterkeit oder einen Fluch darüber, oder über den Landesherrn. Wenn bei Volks- oder Familien-Festen oder über Feierabend die alten Männer zusammensaßen, so kam das Gespräch alsbald auf ihr Lieblingsthema, ihren Soldatenstand. Es waren ihre Universitätsjahre; mit Lust sprachen sie von ihren Feldzügen, nahmen ihre Officiere und Unterofficiere durch, erwähnten so mancher Aeußerung, manches Vorfalls, und beschrieben die Orte und Gegenden, wo sie gewesen waren, aufs Genaueste. Die Jünglinge und Knaben hörten aufmerksam zu.

Das Soldatenleben hatte unbeabsichtigt manche gute Folge für das Leben. Die Männer noch mehr als die Frauen hielten auf Ordnung und Reinlichkeit in Kleidung, Wohnung und Geräthen; sie hielten auf körperliche Haltung, waren bescheiden, ja unterwürfig gegen den Vorgesetzten; aus Mißtrauen vorsichtig in Aeußerungen; waren über viele Dinge aufgeklärt, selten abergläubisch, und hatten sich viel Gutes für Viehzucht, Ackerbau und Obstpflanzung angeeignet.

Eine andere Frage ist, ob der Regent die Geldnoth der Truppen, und wie das Land ausgesogen wurde, gekannt hat? Man kann unbedingt mit Ja! antworten. Er war ein zu guter Rechner, er kannte die Preise der Lebensbedürfnisse zu genau, als daß er nicht gewußt hätte, daß ein gesunder Mann mit dem kümmerlichen Solde nicht leben konnte, und daß Gardisten bettelten. Noch genauer wußte er es vom Officiercorps durch dessen Eingabe; aber die Leidenschaft, eine imposante Kriegsmacht zu besitzen, verbunden mit der Liebe zum Gelde, hat das Land in seiner langen Regierung unglücklich gemacht.

Ein Vorwurf aber trifft ihn nicht ganz, nämlich wegen des Verkaufs von 12,000 Hessen nach Amerika im Jahre 1776, er kam erst nach seines Vaters, des Landgr. Friedrichs II., Tode 1785 zur Regierung. Er war aber seit 1764 Regent über die Grafschaft Hanau, und hat als solcher an dieser Menschenlieferung Theil genommen. Allein das war Unrecht, daß er sich mit diesem ungeheuren Schatze nach des Vaters Tode nicht begnügte, sondern den half pay, das

Digitized by Google

Geld für Wunden und verlorene Glieder der Officiere, von England zog, und diesen eine dürftige Pension aus Gnaden gab.*)

Wie das Hessenland seit 1813 von drei Regenten regiert ist, die Behandlung der Stände, die Gesetzgebung, die Finanzen, die Sorge für die nicht ebenbürtigen Kinder, Ministerwahl und Gewalt, das Alles ist aus den Thatsachen und Documenten von Wippermann in seinem „Kurhessen seit dem Freiheitskriege" gründlich dargestellt; das Militair ist nur hier und da berührt. Die leidenschaftlose kalte Erzählung, aus den Quellen belegt, macht, daß man von Seite zu Seite unwilliger und empörter wird. C. v. N.

Liberale Staatsmänner.

Leben Karl August Fürsten von Hardenberg, königl. Preuß. Staatskanzlers, von Karl Ludwig Klose. Halle, Anton.

Leben und Reden Sir Robert Peel's. Ein Beitrag zur Geschichte der constitutionellen Entwickelung und Politik Englands. Von Heinrich Künzel. Zwei Bände. Braunschweig, Westermann.

Wir stellen diese beiden Bücher nicht ihrer Behandlung, sondern ihres Gegenstandes wegen zusammen. Beide, namentlich das erste, welches auch mehrere interessante und wichtige neue Forschungen enthält, geben ein klares, übersichtliches und doch ziemlich vollständiges Bild von dem Wirken jener Staatsmänner, die beide den ausgedehntesten Einfluß auf die Entwickelung ihrer Staaten hatten. Gegen das letztere Buch wollen wir noch erinnern, daß Herr Künzel, statt Peel's Reden in einem einzelnen Bande zu sammeln, besser gethan hätte, entsprechende Auszüge daraus in seine historische Darstellung zu verweben; denn oratorische Kunstwerke sind es nicht. Der Englische Staatsmann plaudert mit einer Breite und Vollständigkeit, die wenigstens beim Lesen ermüdet; dagegen ist der Gedankengang in ihnen immer sachgemäß und interessant, und es finden sich eine Menge einzelner Wendungen, die, wenn man sie hervorhebt, ein sprechendes Bild von

*) Manche mußten es sonderbar anfangen, um zu leben. So lebte noch im Anfange dieses Jahrhunderts ein wegen körperlicher Untauglichkeit mit einer so kleinen Pension entlassener Fähnrich Sch., daß er sich kaum Kleidung, Wäsche und Stiefeln anschaffen konnte. Der hatte sein Unterkommen im ganzen Lande. Freunde hatten ihn Freunden und Verwandten empfohlen. Diese wieder weiter; so hatte er bei Adeligen, Pachtern, Pfarrern u. s. w. einen Jahres-Turnus durch das ganze Land. Hier blieb er 3 Wochen, da 14, dort 8 Tage, und man wußte fast genau, wie bei den Zugvögeln, die Zeit des Jahres, wenn er eintraf. Man freuete sich seiner, er machte keine Ansprüche, erzählte von Stürmen und Amerika, war voll Anekdoten, witzig, und hatte sich persönlich von dem Befinden fern wohnender Geschwister und Verwandten überzeugt, brachte Grüße und nahm deren wieder mit.

Digitized by Google

der Situation geben, deren Wirkung aber verloren geht, wenn man vorher durch die langen Auseinandersetzungen und häufige Wiederholungen ermüdet ist.

Wir haben beiden Staatsmännern das Prädicat „liberal" gegeben, obgleich sie scheinbar zu zwei entgegengesetzten Parteien gehörten. Hardenberg verfolgte eine progressistische, Peel eine conservative Richtung; aber wir müssen uns allmählich daran gewöhnen, in dem Begriff des Liberalismus, wenn man ihn zum Unterschied von den radicalen und demokratischen Parteien gebraucht, neben der Idee des Fortschritts auch noch ein conservatives Moment zu suchen, dessen sich auch der kühnste Staatsmann nicht wird entschlagen können. Der Theoretiker kann und soll bei der Vertheidigung seines politischen Princips mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit zu Werke gehen, denn es muß ihm vorzugsweise darauf ankommen, das Neue, das er gefunden hat, gegen die Vorurtheile der Masse, die sich stets gegen das Neue sträubt, mit Schärfe und Entschiedenheit zu vertreten. Dem Staatsmann ist eine solche Rücksichtslosigkeit nicht erlaubt; er muß bis zu einem gewissen Grade immer über den Parteien stehen, d. h. er muß die verschiedenen, zum Theil widersprechenden Gesichtspunkte, die aus den concreten Verwickelungen seiner Lage sich ergeben, immer zugleich im Auge behalten. Wenn daher d'Israeli in seiner berühmten Rede gegen Peel als einen großen Staatsmann nur Denjenigen gelten lassen wollte, den man mit einem wichtigen Princip identificiren könne, so ist das nur halb wahr, wenigstens wird in diesem Ausspruch die eine Seite der staatsmännischen Thätigkeit vollständig verkannt: die unbedingte Herrschaft über die gegebenen Verhältnisse, deren Fülle und Mannichfaltigkeit nach einem abstracten Princip nicht abgemessen werden kann.

Es ist daher ein Irrthum, in den wir häufig verfallen, wenn wir von ziemlich allen vernünftigen Engländern Peel als großen Staatsmann rühmen hören, daß wir diesen Ruhm auf seine welthistorischen Thaten einschränken. Allerdings gehört Das dazu, und es sind durch seine Energie und Ausdauer eine Menge Reformen im Englischen Staatsleben möglich geworden, die vorzugsweise seinen Namen auf die Nachwelt bringen werden; allein wenn sich sein Verdienst darauf allein beschränkte, so wäre es doch ein zweifelhaftes, denn er ist nicht der Erfinder jener Ideen, er hat sich vielmehr mit großer Hartnäckigkeit dagegen gesträubt, und es könnte wenigstens fraglich erscheinen, ob es nicht ohne diesen Widerstand seinen Gegnern gelungen wäre, sie früher durchzuführen.

Wenn der Engländer von Peel's Größe spricht, so meint er vielmehr zunächst etwas Anderes. Die Staatsverwaltung beruht nicht blos in den Reformen, die doch immer nur von Zeit zu Zeit eintreten können, das Leben des Englischen Staatsmanns ist vielmehr eine unaufhörliche, furchtbar anstrengende Productivität, und erfordert eine Arbeitskraft, eine umfassende Einsicht in alle öffentlichen Verhältnisse, und eine zugleich umsichtige und entschiedene Energie in den täglich sich wiederholenden Collisionsfällen, von der sich unsre abstracten Po-

Digitized by Google

litiker Nichts träumen lassen. Darin hat Peel nicht seines Gleichen. So oft er ans Ruder kam, athmete Alles auf, und zwar so ziemlich ohne Unterschied der Parteien, denn der Credit seiner Solidität, seiner Einsicht und seiner Sicherheit in den Geschäften war unerschütterlich: ein Credit, der bei den Aristokraten der Whig- und Tory-Coterien keineswegs so fest steht. Von dieser unmittelbaren praktischen Thätigkeit ist er ausgegangen, und seine höheren politischen Ideen haben sich erst aus derselben entwickelt; er hat es selbst erklärt, noch während seiner letzten großen That, daß er auf allgemeine Theorien Nichts giebt, sondern sich lediglich durch die Erfahrung überzeugen läßt, wobei wir freilich die Bemerkung nicht unterdrücken können, daß nur Derjenige im Stande ist, fruchtbare Erfahrungen zu machen, der eine sehr tief gehende theoretische Bildung mitbringt.

Man bezeichnet ein solches Verhalten gegenwärtig bei uns mit dem Ausdruck: den Umständen Rechnung tragen. Diese Märzerrungenschaft ist bei uns sehr in Mißcredit gekommen, aber nur darum, weil man sich gewöhnt hat, mit einem sehr wohlfeilen Witz zwei ganz verschiedene Dinge zu verwechseln. Einmal versteht man nämlich darunter die Gewissenhaftigkeit, die vorher genau alle einzelnen Momente der Rechnung überlegt, ehe sie das Facit zieht, und dann wieder die Unfähigkeit, zu irgend einem Schluß zu kommen, weil man niemals die Energie hat, im Voraus alle Eventualitäten zu berechnen, und sich mit ihnen ins Reine zu setzen. Beides ist sich aber geradezu entgegengesetzt. Ein Beispiel von dieser zweiten Art des Rechnungtragens ist Herr von Radowitz, der in seinen „Neuen Gesprächen" eine sehr treffende Schilderung von seinen eigenen Gemüthszuständen giebt. Zuerst tritt er mit pythischer Unfehlbarkeit mit seinem ganzen Princip hervor, dann findet sich ein Umstand, den er vorher nicht in Rechnung gezogen hat, und er geht einen Schritt zurück, dann ein zweiter Umstand, und wieder ein Schritt rückwäts, und so immer fort, bis sich zuletzt das große Princip als eine schöne Idee ergiebt, die man der Zukunft aufbehalten müsse.

Auf diese Weise hat Peel den Umständen nicht Rechnung getragen; er hat sich gegen die Schlüsse seiner Gegner, die nach seiner Meinung auf einem voreiligen Rechnungsabschluß beruhten, mit großer Zähigkeit gesträubt; aber sobald er sich überzeugt hatte, ist er mit einer Rücksichtslosigkeit, Consequenz und einem unerschütterlichen Muthe zu Werke gegangen, die uns um so mehr imponiren müssen, da er keineswegs ein abstracter Verstandesmensch war, und da er den Kampf zum Theil gegen seine eigenen heiligsten Empfindungen richten mußte.

Diese Art, den Umständen Rechnung zu tragen, ist bei uns in Deutschland selten; wir fangen in der Regel mit einem ungeheuren Feuer an, mit einer Leidenschaft der Ueberzeugung, die keinen Widerspruch duldet; wir hören und wir sehen Nichts, bis das Feuer aus Mangel an Stoff endlich abnimmt, und wir uns mißvergnügt als eine verkannte Größe in den Schmerz unsres Selbstbewußtseins zurückziehen, und eine Welt aufgeben, die unser nicht würdig war.

Digitized by Google

Wir werden uns aber doch an Beides gewöhnen müssen, sowol den Umständen Rechnung zu tragen, d. h. ehe wir einen Bau anfangen, uns über unser Material, über die Sicherheit des Bodens und über unsre Geldmittel ins Klare zu setzen, als auch dann, wenn es zur Entscheidung kommt, unser Gemüth zum Schweigen zu bringen und rücksichtslos zu verfahren, da, wenn man einen Zweck will, man auch die Mittel wollen muß.

Unter die Reihe dieser Mittel rechnen wir eins, auf das wir fortwährend zurückkommen müssen, weil es das einzige ist, uns aus der Versunkenheit unsrer Zustände zu erheben. Wir werden nun durch das Leben Hardenberg's recht lebhaft wieder daran erinnert. Hardenberg ist mit den edelsten Absichten von der Welt, mit einer gründlichen Sachkenntniß und mit einem großen Lebensmuth in seine Stellung getreten, und doch hat er nicht allein ein Terrain nach dem andern verloren, sondern hat sich zuletzt auch geradezu als Werkzeug der Reaction mißbrauchen lassen. Der Grund lag allein darin, daß der Liberalismus bei uns isolirt auftrat, daß er sich nicht auf eine compacte, zuverlässige, organisirte Partei stützte. Hardenberg's Einfluß beruhte lediglich auf der Geneigtheit des Königs, und Dieser war auch bei dem besten Willen den verschiedenartigsten Einflüssen ausgesetzt; er sah in seinem Rathgeber nur die Person, nicht den Träger eines realen, auf einer breiten Grundlage ruhenden Princips.

Wir verkennen zwar nicht, daß in den letzten Jahren zur Bildung einer liberalen Partei, einer Partei, die den Fortschritt auf dem Boden der gegebenen Zustände will, und die insofern den Umständen Rechnung trägt, als sie ihre Ideale aus den Verhältnissen nimmt, anstatt sie den Verhältnissen entgegenzusetzen, sehr viel geschehen ist, aber noch lange nicht genug. Es sind sich eigentlich nur die parlamentarischen Führer der liberalen Partei nahe getreten, wozu ihnen die häufigen gesetzgebenden Versammlungen hinlänglich Gelegenheit gaben. Es muß das aber auch bei der Masse der Partei geschehen. Freilich ist das bei uns viel schwerer, als bei den Reactionairs und bei den Demokraten; denn bei den Ersteren besteht der eigentlich active Theil der Partei aus dem reichen Adel, der ohnehin gesellschaftlich zusammenhängt, und den Troß der Partei oder das Gesinde können sie zusammentrommeln, so oft es ihnen beliebt; bei den Demokraten ist es umgekehrt, der Stamm ihrer Partei sind die kleinen Leute in den Bierstuben, wo ihre Führer sie leicht auffinden können, und wo lange vor der Stunde der Entscheidung sich ein gemüthliches Verhältniß bildet, welches später in der Regel wenigstens bis zu einem gewissen Grade aushält. Der Klasse, deren Vertreter unsre Partei ist, fehlt Beides; sie hat mit ihren Geschäften zu viel zu thun, um sich viel in den Salons oder in den Bierstuben bewegen zu können. In der Regel werden wir daher nur durch unser abstractes Princip, nicht durch irgend eine Gemeinschaft des Lebens zusammengehalten. Dieser Mangel muß nothwendiger Weise ergänzt werden, wenn auch künstlich, wozu gar nicht nöthig

Digitized by Google

ist, daß wir uns in Conspirationen einlassen, denn nur einfältige Menschen conspiriren. Vor allen Dingen müssen wir dabei einen Fehler vermeiden, in den wir nur gar zu leicht verfallen. Zur Gemeinschaft der Partei gehört Uebereinstimmung in den Hauptsachen; wir sind aber im Gegentheil nur zu geneigt, das Hauptgewicht auf die Uebereinstimmung in irgend einer Nebensache zu legen, die uns gerade für den Augenblick am Lebhaftesten beschäftigt, und wir sind in dieser kritischen Aufmerksamkeit am Schärfsten gegen Diejenigen, die uns am Nächsten stehen. Wir sind augenblicklich bei der Hand, jede Gemeinschaft aufzukündigen, sobald unser Nachbar nicht Homoiusios, sondern Homusios sagt; wir müssen uns daran gewöhnen, den Inhalt unsrer persönlichen Ueberzeugung einem allgemeinen Inhalt unterzuordnen, weil nur durch gemeinsames und daher bedingtes Wirken auch das bescheidenste Ziel erreicht werden kann. Zu Hardenberg's Zeit stritten sich auch die Staatsmänner, die der liberalen Partei angehörten, auf eine leidenschaftliche Weise um Nebensachen, bis der Streit so weit ging, daß der Eine aus Rancune gegen den Widerspruch seiner bisherigen Freunde sich mit der Reaction verband, und die andern vom Schauplatz abtraten. Möge uns das eine Warnung sein! † †

Wochenschau.

Wanderungen durch Südamerikanische Republiken, von George Byam. Aus dem Englischen von Lindau. Dresden, Kuntze. — Wir haben aus der frühern Schrift desselben Verfassers: „Wildes Leben im Innern von Centralamerika", bereits einige Mittheilungen gemacht, aus denen man über die frische und lebendige Darstellung, so wie über das gründliche Studium, mit welchem der Englische Reisende die Sitten und Gebräuche, die politischen und socialen Einrichtungen, so wie die physische Beschaffenheit des Landes beobachtet hat, sich ein Urtheil bilden konnte. Die gegenwärtige Schrift, welche die Reise durch Chile und Peru beschreibt, ist nicht minder interessant. Wir theilen zunächst die Bemerkungen über die Verfassung der ersten Republik mit, weil sie so eigenthümlich ist, daß unsre principiellen Republikaner auch aus diesem Beispiel entnehmen können, wie in dem bloßen Namen der Republik immer noch nicht die Lösung Aller politischen und socialen Probleme steckt. —

„Die einzige Aehnlichkeit mit einer Republik liegt bei dieser Regierung im Namen, während sie streng genommen Nichts weiter ist als eine Oligarchie mit einer ungeheuren wirklichen Feudalmacht; diese Macht liegt in den Händen Weniger, und diese Wenigen sind die Häupter der Geistlichkeit, so wie auch die Grundbesitzer, die Eigenthümer großer Güter und ungeheurer Rinderheerden. Diese Eigenthümer der „Haziendas" sind in demselben Grade Eigenthümer der Bauern, wie der Feudalherr Eigenthümer seines Leibeigenen war; aber die Verpflichtung und die Macht sind allerdings ganz anderer Art, denn der Grundbesitzer in Chile fußt auf Nichts weiter als auf jener Macht, welche ein in der ganzen Welt anerkanntes Gesetz ihm giebt — nämlich das Gesetz in Betreff

Digitized by Google

des Schuldners und Gläubigers. Städte und größere Ortschaften mögen diesem Einflusse weniger ausgesetzt sein; aber auf großen Besitzthümern ist er wirklicher Feudalismus.

Ich hielt mich einige Zeit bei einem Freunde auf, der ungefähr hundert Meilen südlich von der Hauptstadt Santiago eine sehr große Hazienda besaß, und benutzte diese Gelegenheit, mich mit der Art und Weise bekannt zu machen, wie die Besitzung geleitet wurde. Die jährlichen Einkünfte beliefen sich über 60,000 Dollars, und meines Freundes Reichthum hatte sich durch die bedeutenden Summen, welche er alljährlich zurücklegte — denn seine Ausgaben betrugen kaum den vierten Theil seiner Einnahmen — sehr ansehnlich vermehrt.

Die Bevölkerung eines solchen Besitzthums wird selten nach der wirklichen Seelenzahl berechnet. Alte und schwache Männer, Frauen und Kinder werden bei der Zählung übergangen, und der Eigenthümer der Besitzung kann zuweilen sagen: „Es sind tausend Mann bereit, auf meinen Ruf zu Pferde zu steigen.“ Die meisten dieser Leute sind zwar zu Dienstleistungen verpflichtet, werden aber dafür nie mit Geld bezahlt, sondern der Besitzer giebt ihnen ein Stück Land, das sie bebauen. Will der „Peon“ oder Bauer Weizen säen, so versieht ihn der Patron mit Samen, den er zur Erntezeit zurückgeben muß. Für dieses ihm überlassene Land muß der Peon seinem Grundherrn alljährlich eine gewisse Anzahl von Arbeitstagen leisten, und die Einberufung zu solchen Dienstleistungen ist lediglich dem Belieben des Eigenthümers oder seines „Majordomo“ überlassen. Wird mehr Arbeit verlangt, als die Bauern zu leisten verpflichtet sind, so erhalten sie dafür eine gewisse Entschädigung an Geld oder Waaren. Die Löhne sind sehr gering, und der Arbeiter kann Geld oder Waaren beanspruchen, wie es ihm beliebt. Im Anfange wird er allerdings die Wahl haben, aber schon in kurzer Zeit wird er wahrnehmen, daß er keine mehr hat. Außer den oben erwähnten Dienstleistungen muß der Bauer alljährlich einmal auf einige Tage sein Pferd besteigen, und seinem Herrn bei dem großen jährlichen „Rodeo“ behilflich sein. Da aber diese Tage von jedem Chilenischen „Guasso“ für eine Zeit der Belustigung gehalten werden, so gilt dies eben nicht für eine lästige Verpflichtung. Er hat aber außerdem auch jedes Mal sein Pferd zu besteigen, so oft die Rinder von einer Weide auf die andere getrieben werden, und muß zur Herbstzeit bei dem Ausdreschen oder vielmehr Austreten des Getreides behilflich sein. Endlich muß er aber auf jeden Befehl seines „Patrons“ bereit sein, sein Pferd zu besteigen. Unter solchen Umständen führen die „Peons“ ein ziemlich ungemächliches und ungewisses Leben. Jeder Grundherr oder Landeigenthümer hat auf seiner „Hazienda“ einen Kramladen, in welchem alle nützliche Gegenstände, deren ein „Peon“ bedarf, zu verkaufen sind. Hier giebt es „Charque“ oder geräuchertes Rindfleisch, Lichter, Karrenschmiere, Jacken, Beinkleider, Beutel, Säcke, Stiefel, Schuhe, Leinwand, Kaliko, Knöpfe, Zwirn, Nadeln, so wie Sättel, Sattelkissen, Sudaderos, Gebisse, Zügel und ungeheure Spornen, eben so aber auch Versuchungen in der Gestalt von Mousselin, Gaze, Französischen Ohrringen und Halsketten und alle jene Luxusgegenstände, die für das (nur im Vergleich) schönere Geschlecht von Reiz sein können. Die ersten Gegenstände, nach welchen ein Chilenischer Guasso trachtet, sind ein schöner Sattel und gute Felle oder Satteldecken für sein gewöhnlich gutes Pferd, ein verziertes Stirnblatt und große Spornen, wo möglich von Silber. Er geht in den erwähnten Laden, wo er leicht für die ganze Ausrüstung Credit erhält, — und wird

Digitized by Google

augenblicklich ein Leibeigener; er kann seine Schuld nie bezahlen, oder, wenn er auch die obengenannten Gegenstände bezahlt, so bleibt er dagegen andere und selbst unentbehrliche Dinge schuldig, die er nur in diesem Laden und nirgend anders erhalten kann. So kommt er endlich in jenes Schuldverhältniß, durch welches er eben so sehr an die Scholle gefesselt wird, wie ein Englischer Leibeigene zur Zeit der ersten Normännischen Könige. Es ist nutzlos zu fliehen und eine andere Heimath und einen andern Patron zu suchen; er kann mit Gewißheit darauf rechnen, daß er wieder eingefangen, zurückgebracht und streng bestraft wird, während die Kosten seiner Einfangung noch überdies seiner ursprünglichen Schuld beigerechnet werden. Er ist vollständig und in jeder Hinsicht an die Scholle gebunden, und geht das Besitzthum auf Erben über, so vererbt auf Diese auch die Schuld; selbst wenn die Hazienda verkauft, an Fremde verkauft wird, kann die Schuld mit derselben verkauft werden, und der Schuldner ist unter solchen Umständen Nichts als ein Leibeigener von etwas besserer Art. Unter den tausend Leuten, die bereit waren, meines Freundes Befehl Gehorsam zu leisten, befanden sich kaum zwölf schuldenfreie, — sie hatten sich im vollen Sinne des Wortes verkauft. Viele Leute wissen sich allerdings von dieser Abhängigkeit frei zu halten, und die Bewohner der Städte und die „Squatters" in den wildern Theilen des Landes kennen diesen Druck nur dem Namen nach; aber Chile's Unabhängigkeit wurde nicht durch Krämer und durch die Bewohner der Städte, sondern eben durch jene von ihren Grundherren hierzu aufgereizten und angetriebenen „Guassos" errungen. Nach ihrem Siege kehrten sie ruhig und geduldig in ihr Joch zurück, das allerdings in den meisten Fällen ein sehr leichtes, aber doch immer ein Joch ist. Selbst die höhern Klassen der Abhänglinge, wie Majordomos, Oberhirten, sind fast immer dem Schuldbuch ihrer Patrone verfallen; und dennoch leben Patron und Peon, Herr und Diener, unter diesem fast vollständigen Feudalsystem in ziemlich freundschaftlichem Verhältnisse. Der Eigenthümer einer großen Besitzung hält es nicht unter seiner Würde, wenn er auf dem Lande ist, täglich mehrere Stunden hinter dem Zahltisch seines Kramladens zu sitzen, und Band und Kalike abzumessen, so wie Nadeln, Sättel und Spornen zu verkaufen, und viele dieser Eigenthümer sammeln sich durch strenge Sparsamkeit ein ungeheures Vermögen, denn ich habe keinen Besitzer eines größern Gutes kennen gelernt, der sein Einkommen auch nur halb verbraucht hätte."

Die größte Aufmerksamkeit verwendet der Reisende auf die Eigenthümlichkeiten der Thier- und Pflanzenwelt. Unter den zahlreichen Schilderungen wählen wir die kleinste, welche den Zweck hat, das ziemlich allgemein herrschende Vorurtheil zu widerlegen, als ob der Strauß mit einer gegen alle Regeln der Thierwelt verstoßenden Anomalie seine Jungen dem eigenen Schicksale überließe. „Der Strauß baut ein großes Nest auf dem Boden und zieht allmählich das Gras nieder, so daß man den Bau erst bemerkt, wenn man sich in dessen unmittelbarer Nähe befindet. Das Weibchen legt drei oder vier Eier, eines davon trägt es eine Strecke weit von dem Neste hinweg, und überläßt es seinem Schicksale. Dieses einsame verlassene Ei ist es, das man häufig gefunden, und das zu der Ansicht Veranlassung gegeben, daß die Straußin ihre Eier der Vorsehung überlasse. Die Wahrheit von der Sache ist, daß das Weibchen den größten Theil der Nacht auf seinen Eiern sitzt, und daß für einen großen Theil des Tages das Männchen dasselbe thut. Man wird nun fragen, zu welchem Zwecke jenes einzelne Ei von den übrigen abgesondert werde. Der Zweck dieses Eies giebt einen schönen Beweis von der Vorsicht

Digitized by Google

und Fürsorge dieses Vogels. Einige Tage vor der Ausbrütung geht der Strauß nach dem ausgelegten Ei, und spaltet es. Es wird augenblicklich von der blauen Schmeißfliege in Beschlag genommen, und wenn die jungen Strauße ihre Schale sprengen, ist es voll von Maden, worauf die Mutter ihre Jungen zu dem Ei führt, um ihnen die erste Mahlzeit zu bieten. Man wird bei einiger Erwägung leicht erkennen, daß ein neugeborner Strauß nicht gut unabhängig sein könnte; der erste Habicht oder Geier, der vorüberzöge, würde seinem Dasein ein Ende machen." —

Unter den Anekdoten, die uns die wunderbare Sittlichkeit dieser von der tropischen Sonne insicirten Abkömmlinge Europa's versinnlichen, wählen wir eine, deren Held ein Mann ist, dem bereits eilf Mordthaten nachgewiesen waren, als er vor Gericht gezogen wurde, seine sonstigen, weniger offenkundigen Heldenthaten ganz ungerechnet. „Ein etwas höher gestellter Majordomo stand eines Abends an der Thür eines Landhauses, als jener Mann, mit welchem er bekannt war, zu ihm trat, und ein Gespräch mit ihm anknüpfte, in dessen Verlauf er ihm die Einzelheiten eines Mordes erzählte, den er vor kurzer Zeit verübt hatte. Der Majordomo war höchlich bestürzt und rief: „Das ist ja entsetzlich — wie kannst Du auf diese Weise an einem Menschen handeln, der Dich nie beleidigt hat?" — „O, ich will Dir sagen, wie ich es gemacht habe. Ich sprach zu ihm: Amigo mio, Du hast mich geärgert, und damit zog ich mein Cuchillo hervor, und stieß es ihm in's Herz — so!" Und seine Worte mit der That begleitend, stieß er dem Majordomo sein langes Messer in den Leib. Jedermann wußte, daß er die Mordthat begangen hatte, denn der Majordomo hatte, ehe er starb, noch Zeit, seinen Mörder zu bezeichnen; aber der Verbrecher blieb unverhaftet. Er hatte Freunde, die ihn eine Zeit lang verbargen, und die Sache wurde vergessen."

Zum Schluß die Schilderung eines Peruanischen Stiergefechts. „Unter dem weiblichen Theile der Versammlung waren sehr viele Frauen vornehmen Standes, die sich aber nicht durch Pariser Tracht auszeichneten. Einige trugen die eng anschließende „Saya" und Mantilla, unter welcher nur ein Auge sichtbar war (das jedoch oft genug eben so gefährlich werden konnte, wie nur irgend ein volles Paar); die Mehrzahl aber war in weitere Gewänder gekleidet, welchen jedoch ebenfalls die beliebte Mantilla beigefügt war. Es kamen während des Schauspiels mehrere Frauen in unsre Loge, aber man konnte eben so wenig errathen, welchem Stande sie angehörten, als wahrnehmen, ob sie hübsch waren oder nicht. Das Alter ließ sich ungefähr an den Händen erkennen, das eine glänzende Auge aber brachte Einen in Verlegenheit.

Eine Peruanische Arena ist nicht frei und eben wie eine Spanische. Es befinden sich in der Mitte fünf starke Pfähle, die eine Art Kreuz bilden und deren Zwischenräume soweit mit starken Palissaden ausgefüllt sind, daß zwar ein Mann, nicht aber ein Stier hindurch kann. Als die Trompeten ertönten, erschienen die Stierfechter zu Pferde und zu Fuß in Procession auf dem Kampfplatze, und zogen, nachdem sie den Gouverneur begrüßt hatten, auf der Arena herum. Sie trugen nicht die schöne Majo-Tracht der Andalusier, sondern mehr das Altspanische Costum mit Federhüten à la Henri quatre. Einer von den Reitern zog jedoch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; es war ein sehr kleiner Zwerg mit auffallend zierlichen Beinchen, und wir konnten uns nicht erklären, welchen Dienst er bei dem Kampfe zu verrichten hatte. Als jedoch der Zug endlich anhielt, hob einer der Fußkämpfer den Zwerg von seinem Pferde, das unter allen das größte war, und setzte ihn in ein auf dem Kampfplatze angebrachtes Loch,

Digitized by Google

das wir bis jetzt nicht bemerkt hatten. Der Umfang dieses Loches war gerade groß genug, daß es den Zwerg aufnehmen konnte; die Tiefe war etwas beträchtlicher, und auf der einen Seite des Innern hing senkrecht eine kleine Leiter. Von dem Zwerge war nur noch der Kopf und der Hut zu sehen, auf welchem ein ungeheurer Busch von rothen und gelben Federn prangte.

Die ganze Schaar zerstreute sich hierauf, und erwartete das Hervorstürzen des ersten Stieres, während sich die „Banderillos" oder Fußkämpfer hinter die in der Mitte befindliche Verschanzung zurückzogen. Die Stiere waren eben so wenig mit den Stieren der Spanischen Sierras zu vergleichen, wie Französische Pudel mit Englischen Bulldoggen; aber sie waren immer noch gefährlich genug und sehr wild, da sie in ihren Zwingern gereizt worden waren.

Die Trompeten ertönten auf's Neue; es öffneten sich die Flügel einer großen Pforte, aus welcher in demselben Augenblicke ein rother Stier hervorstürzte. Er wurde nicht gequält, sondern augenblicklich getödtet. Der „Picador" trug einen kurzen Speer — der anders beschaffen war als der Spanische, denn dieser hat eigentlich nur einen scharfen Nagel an der Spitze, welcher kaum zwei Zoll tief eindringen kann — und stieß ihn dem Stiere unmittelbar hinter dem Rücken in den Leib; er hatte jedenfalls das Herz durchbohrt, denn das Thier sank todt zu Boden.

Dem nächsten Stier war nicht der Tod beschieden; er sollte nur von den Fußkämpfern gereizt und in Wuth gebracht werden — was eben nicht sehr gefährlich war, weil sich die Leute jeden Augenblick hinter ihre Verschanzungen zurückziehen konnten. Etwas aber war bei diesem Schauspiele wirklich im höchsten Grade komisch. Der Stier befand sich, nachdem er hinreichend gereizt worden war, nahe bei dem mit seinem prächtigen Federbusch geschmückten Kopfe des Zwerges. Sein Erstaunen war höchst belustigend; er schnaufte, brüllte, scharrte den Boden auf, und machte endlich einen wüthenden Angriff auf das aus dem Boden hervorstehende buntgeschmückte Haupt; aber dieses verschwand in demselben Augenblicke, wo der Stier sich in Bewegung setzte, und kam nach einer Weile zum großen Erstaunen des wüthenden Thieres wieder zum Vorschein. Es erfolgte ein zweiter noch verzweifelterer Angriff, und abermals verkroch sich der Zwerg unter dem lauten Gelächter aller Versammelten in seine Höhle. Der Stier kehrte mehrmals zurück, um seinen Angriff zu erneuern, und sein Erstaunen war wirklich überaus komisch, als der Zwerg jedes Mal wieder in die Tiefe seines Verstecks versank. Nach diesen Spielereien trieb man den Stier wieder hinaus, und dasselbe komische Schauspiel wurde hierauf während der folgenden blutigeren Stierkämpfe noch mehrmals wiederholt.

Es erschien jetzt zunächst ein Neger mit einem ungeheuren langen dicken Speer, an welchem eine Schlinge befestigt war. Ungefähr zwanzig Schritte von der Pforte, aus welcher die Stiere hervorstürzten, und unsrem Platze unmittelbar gegenüber, wurde ein großer viereckiger Holzklotz auf den Boden gelegt. Der Neger setzte das Ende des Speeres vor dem Holzblocke auf den Boden, stemmte sein Knie darauf, um den Spieß festzuhalten, und gab der Spitze, indem er die Schlinge um seine Schultern warf, die gehörige Richtung, so daß sie der Thür unmittelbar gegenüberstand, denn der Stier sollte sich mit der ganzen Kraft seines eignen Ungestüms den Speer mitten in die Stirn rennen. Dies war ein Kunststück, durch welches der Neger sich schon häufig ausgezeichnet hatte; diesmal aber mißlang es ihm. Die Trompeten schmetterten, das Thor öffnete sich, und der hervorbrechende Stier stürzte sich wüthend auf den Neger;

Digitized by Google

aber der Speer verfehlte sein Ziel, und der Neger wurde völlig betäubt und besinnungslos von dem Kampfplatze hinweggetragen, nachdem die Fußkämpfer das wüthende Thier davon gejagt hatten. Da dieser Stier auserwählt war, getödtet zu werden, so erlegte ihn der Matador mit großer Gewandtheit, aber nicht in der ritterlichen Weise, mit welcher ein Altspanischer „Platero" zu Werke gegangen sein würde. Der letzte Kampf — zwischen einem der Kämpfer und einem Stiere — war die vollendetste Schaustellung von Kaltblütigkeit und Gewandtheit, die ich je gesehen habe. Es wurde ein großer schwarzer Stier herausgelassen, welchem, nachdem er mehrmals in dem Kreise herumgelaufen war und verschiedene Angriffe auf den Kopf des Zwerges gemacht hatte, ein riesenhafter kräftiger Neger entgegen trat, der nur einen kleinen rothen Mantel am linken Arme, und in der rechten Hand ein ungefähr einen Fuß langes Messer trug. Der wirklich außerordentliche Kampf nahm hierauf seinen Anfang. Der Stier stürzte sich auf den Neger, worauf dieser auf die Seite sprang, das Thier unter seinem mit dem rothen Mantel umschlungenen Arme hinweglaufen ließ und ihm dabei das Messer in den Hals stieß; der Stier drehte sich um, unternahm einen zweiten Angriff, und wurde auf dieselbe Weise empfangen und mit einer zweiten tiefen Wunde abgefertigt. Es erfolgte Angriff auf Angriff von Seiten des Stieres, aber es wurde ihnen von dem Neger stets mit derselben Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit begegnet. Die Absicht des Negers war, mit seinem Messer das Mark des Genicks zu treffen, aber dies ist, so lange sich der Stier in Bewegung befindet, ein Ding der Unmöglichkeit, oder, wenn es gelingt, ein reiner Zufall. Der Kampf zwischen diesen zwei schwarzen Streitern dauerte fast eine Viertelstunde, und der Neger war mehrmals in nicht geringer Gefahr; endlich aber war der Stier hinreichend eingeschüchtert, und nun wurde der Neger der angreifende Theil. Er schlich sich vorsichtig an den Kopf des Thieres, und stieß sein Messer in das Mark des Genickes. Der Stier war todt, ehe er zu Boden sank."

Neue Gedichte.

Poetische Schriften von R. Hirsch. Zwei Bände. Wien, Jasper, Hügel und Manz.

Friedrichsehre. Ein Gedenkbuch für das Deutsche Volk, herausgegeben von Hensel. Posen, Merzbach.

Erwachen. Siebzehn Gedichte von Hugo le Juge. Berlin, Stuhr's Sortimentshandlung.

Lieder von U. T. Meyer. Bonn, Wittmann.

Lebensfrühling. Gedichte für die Jugend, von Carl Enslin. Zweite Auflage. Leipzig, Brandstetter.

Die erste Sammlung enthält Sonette, Lieder, Balladen, Romanzen u. s. w. in der gewöhnlichen Art. Das Bemerkenswertheste darin ist aber die Abtheilung, welche „Soldatenspiegel" überschrieben ist, und deren erste Auflage zum Besten der Verwundeten der Oestreichisch-Italienischen Armee einen Ertrag von beinahe 11,000 Fl. C. M. geliefert hat. Sie ist bemerkenswerth wegen ihres Inhalts. Das Gefühl der Loyalität, welches in der neuern Oestreichischen Poesie überhaupt die Hauptrolle spielt, steigert sich in derselben bis zu einem Grade, daß man anfangen muß, um den Verstand des Publicums, welches sich an dergleichen erbaut, besorgt zu werden. Ich will hier auf die einfachen Ausbrüche der Begeisterung für diesen oder jenen Oestreichischen

Digitized by Google

Feldmarschall, so wie auf die Flüche gegen diesen oder jenen Feind des Hauses Habsburg kein großes Gewicht legen, obgleich sie zuweilen zu einer Art von Poesie führen, wie die in folgender Strophe:

Erhabner, gewaltiger Alter in Mailand,
Feldmarschall Radetzky, Du Oestreichs Heiland,
Wenn strahlend ich Dich im Geiste seh',
Da fühl' ich, was glorreiche Epopöe.

Ich will auch nicht von der Ehrfurcht reden, die der Dichter gegen die Kroaten empfindet:

O schelte sie mir Keiner, wenn rauh auch ihre Spitzen,
Kleinodien tief im Herzen des Heldenvolkes blitzen,
Es wird ihr großer Joseph zu hellem Tag sie bringen,
Es wird der Hand der Liebe das hohe Werk gelingen.

Ich will, wie gesagt, diese Kroatische Hand der Liebe nicht genauer ansehen, ich will auch die Schmähungen gegen das Parlament bei Seite lassen, ich will selbst das Entzücken, in welches der Dichter über einen Orden ausbricht, durch Nichts weiter anfechten, als daß ich es hier abdrucken lasse, wobei man mir aber erlauben möge, der Raumersparniß wegen die Rhythmen in der Form von Streckversen zu geben. Der Dithyrambus hat den Titel: Das Marien-Theresienkreuz, und lautet folgendermaßen: „Erinnerungsdenkmal der glorreichsten Fraue, die je saß zu Throne; du Anfang und Ende soldatischen Strebens, allerheiligstes Zeichen heroischer Geltung — Marien-Theresienkreuz! Still hält der Krieger, sieht er Dich strahlen, hochklopfenden Herzens, durchgeistigt, sehnend, die Seele voll Ehrfurcht: als zöge der Priester, den Heiland weisend, mit goldner Monstranze und Glockengeläute segnend vorüber! — Ich aber breite in tiefem Sinnen weitaus die Arme zum leuchtenden Himmel, und preise die Helden, die zweifach beglückten, so Dich errungen: denn ihnen waren gerecht die Menschen und gnädig die Götter!" — Ich will ferner das Schlußgedicht auf den Kaiser Franz Joseph, in welchem von Diesem nicht nur gesagt wird, daß er von Gott erkoren sei, das fluchverschworene Gezücht, die Brut des Bösen, zu Boden zu schlagen, sondern auch die Heldenthaten des jungen Kaisers in Italien und Ungarn mit der Ausführlichkeit eines Augenzeugen besprochen werden, als einen Ausfluß royalistischer Begeisterung gelten lassen: — allein meine Nachsicht hört auf, wenn auch die heilige Kirche zu Gunsten dieser royalistischen Gesinnung profanirt wird. Das geschieht in einem Gedicht, überschrieben: Der Lorbeerkranz. Der Feldmarschall Radetzky sitzt des Nachts in seinem Zelt, da tritt „eine fremde Dame" herein, und warnt ihn vor einem Lorbeerkranz, der ihm nächstens überreicht werden würde, es stecke ein Welsche Tücke dahinter. Und in der That kommt auch den folgenden Tag eine Gesandtschaft aus Mailand, die ihm einen goldnen Lorbeerkranz überreicht. Der Marschall examinirt sie scharf: „Und die Heuchler auf den Knien weinend, heulend einbekannten, daß Verrath nur ihr Bemühen, Meuchler sie nach Mailand sandten; denn in jenem Kranze hingen teuflisch klug verborgne Klingen." — Den andern Abend tritt jene fremde Dame wieder herein, weigert sich, ihren Namen zu nennen, nimmt aber eine goldne Kette an, die ihr der Marschall als Ehrengeschenk überreicht, und verspricht, ihn wiederzusehen. Den andern Morgen betet der Marschall in einer Kapelle. Wie er zu dem Bilde der Mutter Gottes aufsieht, vor dem er kniet, wen erkennt er in derselben? Niemand anders, als jene Fremde, und zur vollkommenen Beglaubigung hängt ihr noch die Kette um den Hals, die er ihr vorige Nacht ver-

Digitized by Google

ehrt hat! — Da hört doch aber wirklich Vieles auf. Wenn man fortfährt, die Mutter Gottes ähnliche unprivilegirte Wunder thun zu lassen, so wird sich am Ende der Papst ins Mittel legen müssen. — Daß übrigens diese Tollhäuslereien unter dem Namen einer so ehrenwerthen und durch viele frühere Leistungen ausgezeichneten Firma erscheinen, kann ich mir nur daraus erklären, daß sie dem Volk einmal durch ein schlagendes Beispiel zeigen wollte, wie weit es mit ihm gekommen ist. —

Die Friedrichsehre enthält eine Sammlung von Gedichten über Friedrich den Großen zum historischen Zweck; sie sollen uns nämlich die Stimmung der Zeit versinnlichen. Der Sammler hätte zweckmäßiger daran gethan, wenn er sich auf die wirklichen Zeitgenossen eingeschränkt und von spätern Dichtern nur solche aufgenommen hätte, die einen wirklich poetischen Werth haben. Wir finden aber eine ganze Reihe Gedichte von Theodor Posthumus, welcher Name, wie uns in der Parenthese gesagt wird, ein Pseudonym ist für Baron von Droschke, deren Aufnahme weder durch historische noch ästhetische Gründe motivirt ist. An sich ist der Gedanke dieser Sammlung, die sich auf das Berliner Friedrichsdenkmal bezieht, ganz zweckmäßig, wenn auch in diesem Augenblick der damit verbundene patriotische Zweck keine große Aussicht auf Erfolg haben sollte. —

Der dritte von den angeführten Dichtern hat wirkliches Talent; es sind poetische Empfindungen und eine gewisse Kühnheit der Phantasie darin, aus der sich Etwas machen läßt, und, was bei unsern Dichtern noch seltener ist, ein gewisses Gefühl für Rhythmus und Melodie; aber einerseits muß sich der Dichter vor Heine'schen Reminiscenzen hüten, andererseits sich bemühen, der Herr seiner Bilder zu bleiben und sich nicht von ihnen meistern zu lassen. Das Letztere gilt z. B. von dem Gedicht: Ewige Flucht, von dem ich hier die erste Strophe als Probe mittheile:

Auf jagt der Tag! Die scheidende Nacht
Will stolz seiner Sehnsucht entweichen —
Hell schwingt er sich auf, zur Liebe erwacht,
Die fliehende Nacht zu erreichen!
Sie brauset auf düsterem Geisterschiff
In wilder Schönheit daher,
Noch barg keine Klippe, kein Felsenriff,
Für sie das wüste Meer. —
Ihr schmeicheln die Stürme gelinde!
Gleich fliehender Wolken düsterer Schaar,
Schwarz flattert entfesselt ihr dustiges Haar,
Drin rauschen die Ranken der Winde! —

Herr Meyer, der Verfasser der vierten Sammlung, bewegt sich im Ganzen in verständigen, gemäßigten Empfindungen, wenn auch seine Ausdrücke zuweilen an antiquirte Dichterweisen erinnern, z. B. in einer Voss'schen „Sehnsucht nach dem Süden":

Ach wie einsam blüht, wie verwaist an aller
Geisterhuld und Hut meine Dünenwinde!
Nie vom schönen Chor, der auf grünen Schweizerbergen im Tanze hüpft,
Nie vom Elfenreihn eines Blicks gewürdigt;
So den Feen fern, die mit seidnen Sohlen
Niederbeugen sanft, o besungnes Rheinland,
Deine Ranunkeln. U. s. w.

Ferner in der allzu chronologischen Angabe über die Empfindungen eines „Ostermorgens":

Digitized by Google

Dir wollt' ich heil'gen Trost entsaugen,
O Hoffnung der Unsterblichkeit!
Drum wallt' ich mit verbundnen Augen,
Vom Hornung bis zu dieser Zeit.

Ich schlug den letzten Blick mit Trauern,
Im Wintersturm auf Eis und Grab,
Und löse jetzt mit süßen Schauern,
Mit höchster Lust die Binde ab. U. s. w.

Die im „Lebensfrühling" enthaltenen Kinderlieder sind sämmtlich, ihrem Zweck entsprechend, recht niedlich; sie athmen eine einfache, wohlthuende Empfindung, und viele darunter eignen sich vortrefflich zur Composition.

Die freimüthige Sachsenzeitung läßt uns auch einmal ihre Aufmerksamkeit zu Theil werden. Sie sagt: „Es schien bisher, als wenn der Theil der periodischen Presse, welcher mehr in Heftformat auftritt, von den Preßgesetzen wenig zu fürchten hätte, denn die Grenzboten z. B. enthielten allwöchentlich Dinge, die in einer politischen Zeitung unfehlbar deren Confiscation veranlaßt haben würden. Gestern ist indessen diese Wochenliteratur aus ihrer Sicherheit gerissen, indem Nr. 72 der Zeitschrift „Europa" mit Beschlag belegt ist. Anlaß dazu gab ein kurzer Artikel über die gegenwärtigen Zustände im Neapolitanischen." — Wir ersehen aus dieser Notiz, daß die Freimüthige Sachsenzeitung uns liest, und das hat aus folgendem Grunde für uns Interesse. Vor einigen Monaten waren wir nicht wenig überrascht, einen Artikel über das Friedrichsdenkmal in Berlin, welches etwa den dritten Theil eines unsrer Hefte einnahm, durch fünf oder sechs Nummern der Freimüthigen Sachsenzeitung das Feuilleton ausfüllen zu sehen, und zwar mit einem fremden Correspondenzzeichen. Es waren nur etwa zwei einleitende Zeilen hinzugefügt, und zwei oder drei Bemerkungen, die für die politische Haltung der Zeitschrift nicht paßten, weggelassen. Wir nahmen damals an, daß die Redaction unsre Zeitschrift nicht zu Gesicht bekäme, und durch einen der zahlreichen literarischen Gauner betrogen sei, und ließen daher in Betracht der geringen Verbreitung jenes Blattes die Sache auf sich beruhen. Da wir aber nun erfahren, daß die Redaction uns liest, so fällt der Verdacht auf sie, daß der Betrug von ihr ausgegangen ist. Es wäre das eine Gaunerei der gemeinsten Art, und charakteristisch für das Treiben der Sachsenzeitung im Allgemeinen. — Da indeß an schlechten Zeitungen kein Mangel ist, so bekommt die Sache nur dadurch eine gehässigere Wendung, daß diese Zeitung sich rühmt, und auch in vielen Kreisen darin Glauben findet, sie stehe in einer genauen Verbindung mit der Sächsischen Regierung. Wenn die Letztere ein System verfolgt, welches den Ueberzeugungen eines Theils des Volkes widerspricht, so ist sie darin doch nur in Opposition gegen bestimmte Parteien; wenn sie sich aber Mühe gäbe, zu hören, was man über die Clique denkt, welche die Freimüthige Sachsenzeitung vertritt, so würde sie finden, daß hier nicht einzelne Parteien, sondern das gesammte Volk eine Empfindung hegt, die sich weder parlamentarisch, noch literarisch ausdrücken läßt. Nur mit Unrecht bringt man die Preußische Kreuzzeitung damit in Verbindung. Diese wetteifert zwar in einem Theil ihres Blattes mit den tollsten jakobinischen Schmutzblättern, in einem andern Theile desselben aber wird ihre Sache, die wir freilich für eine schlechte halten müssen, von geistreichen Männern zuweilen auf eine glänzende Weise vertreten. In der Freimüthigen Sachsenzeitung ist davon keine

Digitized by Google

Rede; sie enthält Nichts, als pöbelhafte Schimpfreden und Denunciationen, von denen man nicht recht weiß, ob man sich über ihre Gemeinheit empören, oder über ihren Unsinn belustigen soll. So jenes berühmte Gerücht von einer vornehmen Verschwörung, in der sich zum Theil die ersten Staatsbeamten und die reichsten Privatleute eidlich verpflichtet haben sollten, — ich weiß nicht mehr genau, den König zu ermorden, oder wenigstens doch eine Reihe unerhörter Schandthaten auszuüben. Und wer sind die Menschen, von denen solche Enthüllungen ausgehen? Für Sachsen ist es genug gesagt, wenn in erster Reihe darunter Julius Schanz fungirt. — Diejenigen Blätter, welche direct das Ministerium vertreten, sollten sich nicht die Mühe verdrießen laßen, immer wieder von Zeit zu Zeit das Publicum darauf aufmerksam zu machen, daß man nicht ihnen dergleichen Bêtisen aufbürden dürfe, denn wenn sie den Verdacht der Solidarität bestehen lassen, so fällt auf sie nicht blos das Gehässige, sondern auch das Lächerliche, welches jene Menschen trifft.

Ein anderes ernstes Wort möchten wir an die herrschende Partei in Preußen richten. Der Protest des Herrn v. Bethmann-Hollweg ist ein Symptom, welches man nicht zu gering anschlagen darf. Herr v. Gerlach in der Kreuzzeitung bricht über diesen Abfall seines ältesten Freundes in Erstaunen und Betrübniß aus; er findet aber kein Mittel, ihn sich zu erklären, er weiß ihn mit frühern Ansichten desselben Mannes nicht in Uebereinstimmung zu bringen. Aber darin liegt gerade die Bedeutung dieses Ereignisses. Die Doctrinaire des alten politischen Wochenblatts sehen mit Schrecken die Gestalten ihrer eigenen Phantasie leibhaftig aus dem Boden hervortreten, und ein dunkles, beängstigendes Gefühl bemächtigt sich ihrer, daß es nicht weiter so geht. Wie sie diesem Gefühl Worte leihen, wie sie es mit ihrer Reflexion in Uebereinstimmung zu bringen suchen, darauf kommt Nichts an; eben so wenig auf die specielle Gelegenheit, bei der es sich äußert. Wenn aber Männer, wie Radowitz, Bethmann-Hollweg, Bunsen, Uechtritz, Usedom, Ladenberg ꝛc. gegen die Preußische Regierung in einer Zeit Opposition machen, wo diese allmächtig zu sein scheint, so muß das für die Letztere eine Warnungsstimme sein, die sie nicht überhören möge. Man wird sehr stark an die Facta erinnert, die Macaulay berichtet. Wir möchten diese Partei auch auf einen Artikel der Revue de deux mondes, eines entschieden reactionairen Blattes, vom 1. September aufmerksam machen. Es ist darin die neueste Thätigkeit der Preußischen Regierung und des Staatsoberhauptes auf eine Weise besprochen, die wir nach unsrem Preßgesetz auch nicht einmal auszugsweise mittheilen können, die aber sehr viele beherzigenswerthe Winke enthält.

Pariser Botschaften. 1. — Die Gesellschaft ist krank, die Barbaren stehen vor der Thür, so verkünden uns die Journale tagtäglich — und doch amusirt sich die Gesellschaft so gut, daß sie nicht einmal eine Anweisung auf das Tausendfrankenplaisir um funfzehn bezahlen will. Mein Gott, wer würde denn ein Narr sein und sein Geld hinauswerfen, wenn Louis Bonaparte und seine Regierung so viel für die Unterhaltung der Französischen Gesellschaft thut. Paris ist nicht umsonst die erste Stadt der Welt, der anziehendste Aufenthaltsort für Fremde. Die Pariser wissen so gut die Honneurs zu machen, und wie liebenswürdig sie selbst ihre uralten Feinde, die Engländer, zu bewirthen verstehen, davon hatte die Ausstellungscommission sich erst unlängst überzeugen können. Die kosmopolitischen Hospitalitätslorbeeren des Seinepräfecten ließen den

Digitized by Google

Polizeipräfecten nicht ruhig schlafen, und auch er giebt den Fremden ein Fest zum Besten. Wie große Männer Alles groß beginnen, begnügt sich Carlier nicht mit einer bloßen Bewirthung der Engländer, das ist gut für einen Seinepräfecten — Carlier öffnet seine Salons und seinen Hof in der Jerusalemsgasse allen Fremden ohne Unterschied der Nationalität und des Standes. Der Feuerwerker Ruppieri mit seinem achttägigen Feste ist zu Schanden geworden, Carlier hat ihm den Vorrang abgelaufen; die achtzigtausend Fremden, die sich gegenwärtig in Paris aufhalten, sind durch acht Tage seine Gäste. Die Sergeants de ville machen die Honneurs und die Paß- und Signalementschreiber tragen die Kosten der Unterhaltung. Erfrischungen werden zwar keine geboten, aber man kann die Zeit mit Nützlicherem verbringen. Da Carlier seine Gäste, um genauere Bekanntschaft mit ihnen zu machen, einen ganzen Tag bei sich behält, haben diese Gelegenheit, Sprechübungen vorzunehmen, und einer meiner Freunde, der kein Wort Englisch verstand, kam Abends als vollkommener Engländer nach Hause. Der Zufall führte ihn neben einen Sprachkünstler, der die Englische Sprache in zwölf Lectionen lehrt, und er bediente sich der guten Gelegenheit, alle zwölf Stunden auf einmal zu nehmen. Ein Anderer ließ sich Unterricht über die Polizeiadministration von Frankreich geben, und konnte praktische und theoretische Studien zu gleicher Zeit machen; er hatte so zu sagen eine illustrirte, plastische Ausgabe über das Polizeiwesen. Ein Dritter schrieb ein fünfactiges Vaudeville. Ein Vierter verfertigte ein ethnographisches Werk in so und so vielen Abrissen, und hat die Arbeit Carlier gewidmet. Pends-toi, Deutsche Polizei! rufe ich mit Heinrich IV., das hast Du nicht erfunden! Nestroy's Jux ist eine langweilige Fastenpredigt gegen den humoristischen Jux, den sich Carlier mit ganz Europa macht. Zu bedauern sind blos die einige zwanzig Schreiber, die den ganzen Tag ces noms barbares zusammenbuchstabiren müssen, und man erzählt sich, daß drei der mit Deutschlands Kindern beglückten Postschreiber ernstlich erkrankt seien über der anstrengenden Arbeit. Und wie die armen Nationalisten übersetzt wurden! Monsieur Woschehl heißt Herr Vogel, und Monsieur Stansaneemeer wird Herr Stanzenheimer aufgerufen. Die Russischen und Englischen Namen werden durch eine Pantomime ausgedrückt, und das Ende vom Liede ist immer, daß man zu den geschriebenen Zeichen seine Zuflucht nimmt. Wenn man über die Namengymnastik glücklich hinüber gekommen, beginnt die eigentliche Bekanntschaft mit der Polizei — man muß ihr Alles sagen, sie fragt so nachdrücklich und freundlich nach unsren Verhältnissen, nach unsrer Beschäftigung, nach unsren Vergnügungen, nach unsrer Gemüthsstimmung u. s. w., daß man der liebenswürdigen Theilnahme gar nicht widerstehen kann. Ein besonderes Interesse legt sie für die Mitglieder der Schneiderkunst an den Tag, und ein Mensch, der Schneider und Deutscher zugleich ist, erfreut sich der doppelten Vorliebe der Französischen Polizei. Herr Carlier hat nämlich die Entdeckung gemacht, daß die Schneider nicht blos Communisten oder Socialisten, sondern daß sie von Haus aus wüthende Bonapartistenfresser seien, und er will daher alle Schneider von Paris entfernen. Wenn Louis Bonaparte seinen längst angekündigten Staatsstreich noch nicht gemacht hat, so sind einzig und allein die Schneider daran Schuld. Den eigentlichen Zusammenhang dieser Ereignisse darf ich noch nicht enthüllen, aber soviel ist gewiß, daß die Französische Republik längst in den grauen Rock des Kaisers gesteckt wäre, wenn die Schneider, und namentlich die Deutschen, nicht ihre gefährlichen Gegenmachinationen losgelassen hätten. Die Paar Journalisten, die bisher eingezogen wurden, sind der geheimen Schneiderei

verdächtig, denn man soll unter ihnen ein vollständiges Nähzeug und offene Fingerhüte gefunden haben. Um das große Unglück, das Paris bedrohen konnte, wenn es aller seiner nadelführenden Künstler beraubt wurde, abzuwehren, haben die Burggrafen des Schneiderthums beim Präsidenten eine Petition eingereicht, und sich für die Reumüthigkeit ihrer unglücklichen Collegen verbürgt. Zum Beweise ihrer guten Gesinnungen haben sie sich anheischig gemacht, die Mode des 1. Kaiserreichs diesen Winter durchzusetzen, was soviel als ein halber Staatsstreich wäre. Die kurzen Taillen, die in langen Futteralen stecken, für die Frauen, die unsterblichen Fracks mit den kaiserlichen Schößen, und durch die menschenfreundliche Mitwirkung der Schuster auch die Stulpenstiefeln, sollen wieder zu Ehren kommen. Man glaubt, daß die Burggrafen des Nadelreiches ihre Thaten vom erwünschten Erfolge gekrönt sehen werden.

Gerettet ist die Gesellschaft nun jedenfalls, und die Europäischen Fürsten mögen ruhig schlafen. Carlier wacht, und die Schneider sind gebändigt. Weniger galant und weniger freundlich ist es von Carlier, daß er alle Stände und Nationalitäten unter dem Complote der Deutschen Kleiderkünstler leiden läßt. Arme Arbeiter, die sich nie auch nur des leisesten Schneiderverdachtes schuldig gemacht, verlieren durch den unfreiwilligen Besuch der Carlier'schen journées de plaisir drei, fünf und noch mehr Franken. Bei dem großen Abscheu vor den communistischen Begriffen der Deutschen Schneider in Paris hätte die Pariser Polizei gerechtere Grundsätze an den Tag legen sollen, denn die Zeiten sind wahrhaftig trotz der schönen Aussichten auf das nahe Kaiserreich nicht so glänzend, als daß so ein armer Teufel den Verlust eines Tagelohns so leicht verschmerzen könnte. Doch le salut public über Alles — da giebt es keine individuelle Freiheit, keine andere Rücksicht mehr.

Pariser Botschaften. 2. — So gern ich meine politischen Ferien verlängern würde, um Ihnen von den neuen Erscheinungen in der Literatur und auf der Bühne zu erzählen, so muß ich doch diesem Wunsche wenigstens für heute entsagen, da ich einige Betrachtungen auf dem Herzen habe, die jedes andere Wort aus meiner Feder vertreiben. Es wäre auch gefährlich, mit meinen Enthüllungen lange zu zögern, denn im Elysée fängt man an sehr ungeduldig zu werden, und meine Betrachtungen könnten leicht post festum kommen. Die große Frage des Tages, die ich, Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, schon in meiner ersten Botschaft als die Axe bezeichnete, um die sich Alles drehen wird, ist die Abschaffung des Gesetzes vom 31. Mai, die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechtes. Louis Bonaparte möchte sich endlich von diesem Nessuskleide, mit dem ihn die heiligen Siebzehn des Burggrafenthums beschenkt hatten, befreien, er möchte sich gern wieder seinen sechs Millionen Wählern in die Arme werfen, sein Entschluß dazu steht fest, aber er findet keine Minister, die er mit diesem zarten Geschäfte beauftragen könnte. Léon Faucher, Baroche, Fould u. Comp. bekommen eine Gänsehaut, wenn man ihnen vom allgemeinen Stimmrechte nur spricht, und die andern Staatsmänner, wie Barrot und Lamartine, welche zu dieser Buße der Majorität geeignet wären, wollen noch Anderes mit in den Kauf haben. Die Republikaner, die sich so still verhalten, während alle Parteien auf der Jagd nach einer Lösung oder nach einem Präsidenten sich befinden, sehen ihre Zeit kommen, und ein Ministerium, das auf ihren Schutz rechnen soll, müßte nun noch andere Dinge beim Elysée durchsetzen, als die Aufhebung des Gesetzes vom 31. Mai. Es ist die alte Ge-

Digitized by Google

schichte von den sybillinischen Büchern, und obgleich Louis Bonaparte kein Tarquinius ist, wird er die Asche der verbrannten Bücher doch noch theuerer bezahlen müssen, als hätte er die unversehrten gekauft. Er bereut jetzt, die gute Zeit nicht benutzt zu haben, und in seinem ohnmächtigen Zorne sehen wir ihn jede Stunde im Begriffe zu thun, was zu thun vielleicht längst zu spät ist. Seine Situation ist schwierig genug. Er muß Minister um sich dulden, die er gründlich haßt, und die ihm trotz ihrer anscheinenden Ergebenheit nun eben so viele Knüppel im Wege sind. Er muß den Jupitern der legislativen Majorität schön thun, die ihn um seine Volksthümlichkeit gebracht, und deren Freundschaft, abgesehen davon, daß sie nicht ehrlich gemeint ist, nur compromittirend für ihn sein kann. Er sieht sich mit einer Partei identificirt, welche in Frankreich die Russen repräsentirt. Er hat mit den Legitimisten eine Ehe geschlossen, er ist Gütergemeinschaft mit ihnen eingegangen, und sie haben ihm als Mitgift Nichts zugebracht, als einen zweideutigen Ruf und gar keine Güter. Er hat eine Polizei, die allmächtig ist, er verfügt über eine Jury, die dienstbar ist wie keine, die Legislative hat ihm eine Permanenzcommission hinterlassen, sanft wie ein Lamm, es stehen ihm alle Belagerungszustände der Welt zu Gebote, und es fehlt daher eben jetzt an einem guten Vorwande, während jetzt ein Vorwand Alles werth wäre. Ein Königreich für einen Vorwand zum Staatsstreiche, ruft der Präsident aus — aber es findet sich keiner. Das Conclave im Elysée strengt seine Phantasie an, Carlier verhaftet jeden Schneider als Communisten und Hochverräther, die Departements werden allmählich, aber mit Zuversicht, in Belagerungszustand erklärt, man streut allerlei Gerüchte von bevorstehenden Unternehmungen aus, um das Volk aufzurütteln — Alles bleibt still, und nur auf der Börse antwortet hier und da das Echo der fallenden Course. Die Herren von Straßburg und Boulogne wollen freilich den besten Vorwand darin sehen, daß sich keiner zeigt, sie stacheln den Muth des kleinlauten Neffen des Kaisers auf, sie rüsten im Geheimen, sie vertheilen die Truppen und die Rollen, allein der Muth des Augenblicks fällt vor dem Römischen Skepticismus des Ministers des Innern — der aufgehobene Arm sinkt unthätig und ohnmächtig wieder in den Schooß.

Die Zeit aber drängt, von allen Seiten strömen die Berichte von den Agitationen der Orleanisten zu Gunsten Joinville's herbei. Der gute Wille des Prinzen, sich Frankreich zur Verfügung stellen zu wollen, kann nicht mehr bezweifelt werden. Diese Candidatur ist gefahrdrohend, denn noch haben die Republikaner sich nicht ausgesprochen, und Frankreich ist so wunderlich! „Also es muß Etwas geschehen, wir müssen Etwas thun, ruft man sich zu, und ist es kein Staatsstreich, so lassen wir wenigstens das gefesselte Wahlrecht los; dies kann uns und den Prinzen von Joinville in seinen Fluthen begraben, aber wir haben wenigstens die Aussicht, unsren Wählern vom 10. December im Gedränge zu begegnen, vielleicht haben sie Mitleid mit unsrer späten Reue."

Die Alternative zwischen dem Staatsstreiche und der Aufhebung des Gesetzes vom 31. Mai steht nämlich so: Der Staatsstreich muß vollzogen werden, ehe die Legislative wieder zusammentritt, weil er sonst noch mehr Hindernisse zu bekämpfen und gar keine Aussicht des Gelingens hätte. Das allgemeine Stimmrecht hingegen kann nur so wieder hergestellt werden, wenn es als Austausch mit der Revision der Verfassung durchgesetzt werden kann. Ist die Revision nicht verbürgt, dann hilft das allgemeine Stimmrecht nicht, weil die auf den Präsidenten gefallenen Stimmen dann nicht gezählt, wenigstens in vielen Departementen, wo die Orleanisten und Republikaner das Ueber-

Digitized by Google

gewicht haben, vernichtet werden würden. Möglicher Weise könnten auch die Legitimisten es dann in ihrem Interesse finden, die Wiedererwählung Louis Bonaparte's zu verhindern, und sie würden in keinem Falle so ineinandergreifend und einstimmig handeln, als wenn die Revision des 45. Artikels ausgesprochen wäre. Man muß also ein Ministerium, man muß eine Combination finden, welche für das allgemeine Stimmrecht die Revision der Verfassung entgegenzugeben bereit wäre. Die Intriguen des weniger schlachtentflammten Theils der Anhänger des Präsidenten drehen sich auch vorzugsweise um diesen Punkt. Sie suchen ihre Propaganda in folgender Weise zu machen. Der Präsident, sagen sie, würde durch die Monomanie der Orleanisten und durch den Rath der ihm ergebenen Generale zu einem Staatsstreiche gedrängt. Dieser kann bei den Mitteln, über die Louis Bonaparte zu verfügen hat, gelingen, er kann auch mißlingen; es würde ein Bürgerkrieg, oder im besten Falle eine momentane Erschütterung aller Interessen daraus entstehen. Es wäre also im Interesse des Staates, der Gesellschaft und auch der Republikaner, ein solches Unglück von Frankreich abzuwehren. Der Präsident verlange Nichts von den Republikanern, als daß sie die Hindernisse seiner Wiederwählbarkeit ihm aus dem Wege räumen, dafür gäbe er ihnen ein „liberales" Ministerium und das allgemeine Stimmrecht. Er hoffe dann wieder gewählt zu werden, doch verpflichtet er sich, den Republikanern das Feld zu räumen, und das Elysée ohne Widerstand zu verlassen, falls er nicht wieder gewählt werden sollte. Sie begreifen, wie schwer sich ein solcher Vergleich durchsetzen ließe, denn damit es geschähe, müßte der Präsident so weit links gehen, als er nach seinen bisherigen Antecedentien, ohne sich zu entehren, kaum gehen konnte, und er hätte mit einem Ministerium Odilon Barrot trotz der Aufhebung des beschränkten Wahlrechts nicht viel gewonnen.

Den Republikanern erscheinen diese Vorschläge nicht so verführerisch, als man glauben möchte; denn nicht nur, daß auf Louis Bonaparte's Versprechen, Cavaignac's Beispiele zu folgen, sich durchaus nicht bauen läßt, betrachten sie ihre Sache auch ohne diesen Compromiß als gewonnen. Voraussichtlich wird selbst mit dem allgemeinen Stimmrechte, falls, wie zu erwarten ist, die Candidatur Joinville's aufrecht bleibt, und bei der gründlichen Zerfallenheit der monarchischen Parteien, keiner der Candidaten die absolute Majorität erlangen. Diese Eventualität scheint aber sowol den Republikanern, als den Orleanisten, als auch einem Theile der Legitimisten keine ungünstige für ihre Sache. In diesem Falle würde nämlich die gesetzgebende Versammlung den Präsidenten wählen, und dieser wäre dann nicht Louis Bonaparte. Die Orleanisten hoffen Joinville durchzusetzen, während die Republikaner mit Hilfe der Legitimisten einen Nichtyrinzen, wahrscheinlich einen General wählen würden, was ihnen genügend wäre, da sie, jedenfalls einer demokratischen Legislativen versichert, in dieser vollkommene Bürgschaft für die Republik finden. Ihre Ansicht ist um so richtiger, als die neue Kammer der Ausdruck des allgemeinen Stimmrechtes — dieses muß für die allgemeinen Wahlen in jedem Falle hergestellt werden — während der neue Präsident blos von der Kammer gewählt wäre. Das Uebergewicht der Legislativen über den Präsidenten wäre dann dem Geiste der Constitution gemäß gesichert. Dies fühlt das Elysée, und Louis Bonaparte will durch die Revision des Artikels 45 sich selbst von der Legislativen einen Empfehlungsbrief an die Wähler geben lassen, darum sucht er das Gesetz vom 31. Mai, das nicht mehr aufrecht zu erhalten ist, um diesen Preis zu verkaufen. Ist hierzu keine Aussicht,

Digitized by Google

gelingt es dem Präsidenten nicht, die gemäßigten Republikaner für seine Vorschläge zu gewinnen, dann dürfte ein verzweifelter Streich zu erwarten sein, und zwar noch vor dem Wiederzusammentreten der Kammern. Die Umstände drängen Louis Bonaparte zu einem solchen Wagnisse, und wenn es nicht stattfindet, so hat dies seinen Grund nur in der Wankelmüthigkeit, in der Unentschlossenheit und vielleicht in der Muthlosigkeit, welche wir als Metamorphose in Louis Napoleons Charakter in einer unsrer letzten Botschaften geschildert hatten.

Fragt der Leser, ob der Staatsstreich gelingen würde? dann antworte ich ihm, er möge einen Geschiedtern fragen — möglich, ja wahrscheinlich nicht. Der Präsident kann auf einen Theil des Heeres für den Kampf und auf die ganze Bourgeoisie für den Fall des Erfolges rechnen. Es hängt also von den Umständen und namentlich von der Haltung des Volkes ab, und wie und von wem dieses geführt wird. Die Bourgeoisie würde sich jedenfalls neutral verhalten; ihre Devise ist: „S'il réussit c'est un héros; s'il succombe, ce n'est qu'un imbécille et nous tapons dessus."

Goethe's Briefe an Frau v. Stein. Aus den Jahren 1776—1826. Herausgegeben von Schöll. Dritter Band. — Dieser Band enthält von den Jahren 1784 und 1785 eine sehr ausführliche Sammlung, die fast von Tag zu Tag fortgeht. Auch noch 1786 ist ziemlich reichhaltig. Dann folgt die Italienische Reise, die uns Goethe bekanntlich nach den Briefen an dieselbe Dame dargestellt hat. Im Jahre 1788 werden die Briefe dürftiger, im folgenden Jahre brechen sie ganz ab. Das Verhältniß Goethe's zu seiner nachmaligen Frau, welches Frau von Stein entschieden mißbilligte, trat störend dazwischen. Es sind zwar aus den spätern Jahren noch einzelne Briefe vorhanden, aber spärlich, und das Sie tritt an die Stelle des Du. — Einzelne Bemerkungen Goethe's in diesen Briefen, die sich nicht direct auf das persönliche Verhältniß beziehen, sind sehr interessant. So charakterisirt er einmal die Memoiren von Voltaire: „Es ist, als wenn ein Gott, etwa Momus, aber eine Canaille von einem Gotte, über einen König und über das Hohe der Welt schriebe. Dies ist überhaupt der Charakter aller Voltaire'schen Witzproducte, der bei diesen Bogen recht auffällt. Kein menschlicher Blutstropfen, keine Funke Mitgefühl und Honnetetät. Dagegen eine Leichtigkeit, Höhe des Geistes, Sicherheit, die entzücken. Ich sage, Höhe des Geistes, nicht Hoheit. Man kann ihn einem Luftballon vergleichen, der sich durch eine eigene Luftart über Alles wegschwingt, und die Flächen unter sich sieht, wo wir Berge sehen." — Ein andermal spricht er über Werther bei Gelegenheit der Gesammtausgabe seiner Schriften (1786): „Ich corrigire an Werther, und finde immer, daß der Verfasser übel gethan hat, sich nicht nach geendigter Schrift zu erschießen." — Am Interessantesten war mir folgende Aeußerung. Der Sohn seiner Freundin, Fritz, wollte in Preußische Dienste übertreten, was in Weimar viel böses Blut machte. Goethe schreibt darüber: „Bei mir ist Fritz ganz entschuldigt. Wer gerne leben mag und ein entschiedenes Streben in sich fühlt, einen freien Blick über die Welt hat, dem muß vor einem kleinen Dienst wie vor dem Grabe schaudern. Solche enge Verhältnisse können nur durch die höchste Consequenz, wodurch sie die Gestalt einer großen Haushaltung annehmen, interessant werden." — Das ist offenbar ein Selbstgeständniß, und zeigt uns wenigstens so viel, daß der Dichter nicht in jedem Augenblick seines Lebens mit der Rolle, in die ihn sein Verhängniß getrieben hatte, zufrieden war. Die Haupt-

Digitized by Google

sache in den Briefen, die sich meistens auf den Raum einiger Zeilen beschränken, sind Versicherungen fortdauernder Liebe und Freundschaft. Bei der großen Wärme und Innigkeit des Gefühls, die sich in ihnen ausspricht, ist es sehr erfreulich, darin zu blättern; sie hinter einander weg zu lesen, ist unmöglich. — Wir werden durch die reichhaltigen Briefsammlungen jetzt bald in den Stand gesetzt sein, Goethe so ziemlich bis auf jede Stunde seines Lebens zu verfolgen. Die thörichte Idee, die man sich häufig gemacht hat, Goethe sei eigentlich im Leben ziemlich locker gewesen, und gar nicht von der Zartheit der Empfindungen, die sich in seinen Gedichten findet, wird durch diese Documente auf das Schlagendste widerlegt. Ich muß aber aufrichtig gestehen, daß dieses Spionirsystem, welches sich auf das Privatleben und die kleinen Zufälligkeiten der äußern Persönlichkeit ausdehnt, für mich etwas Unheimliches hat. Die verschiedenen Stimmungen, die er durchgemacht, sind doch am Besten in seinen Dichtungen abgeklärt, und für uns wäre es zweckmäßig, wenn wir uns daran gewöhnen wollten, den Menschen lediglich nach Dem zu beurtheilen, was er thut, nicht nach Dem, was er empfindet. —

Reise durch Deutschland, Oestreich und Ungarn während der Ereignisse 1848 und 1849. Von der Baronin Blaze de Bury. Aus dem Französischen von Alvensleben. Weimar, Voigt. — Wir haben aus dieser Reisebeschreibung nach dem Original schon früher einige Notizen mitgetheilt, die sich auf Leipzig bezogen. Aus denselben kann man sich ein vollständiges Bild machen, wie die Verfasserin beobachtet. Sie hat einen guten Blick, eine schnelle Combination und viel *Malice*; sie findet sehr leicht die Schwächen Anderer heraus, aber sie begnügt sich mit einer ganz oberflächlichen Anschauung, und der kleinste Umstand genügt ihr vollständig, eine ganze Theorie daran aufzubauen. Ihre Schilderungen sind daher immer pikant, zuweilen, aber nur ausnahmsweise, auch sehr treffend, in der Regel von einer gefährlichen Halbwahrheit. Sie bringt bei jeder Stadt, die sie charakterisiren will, bereits eine Reihe von vorgefaßten Meinungen mit, und wenn sie diese aus den Gegenständen nicht herausſehen kann, so sieht sie sie hinein. Im Ganzen ist aber das Buch sehr munter geschrieben, und muß uns mehr Spaß als Aerger machen. Der Uebersetzer hat stark verkürzt, und hat sehr recht daran gethan; er hätte noch rücksichtsloser verfahren können. —

Die Erdumwälzungen, von Georg Cuvier. Deutsch bearbeitet und mit erläuternden Bemerkungen über die neuesten Entdeckungen in der Geologie und Paläontologie versehen, von Giebel. Leipzig, Abel. — Von diesem geistreichen Werk: discours sur les révolutions du globe, ist so eben in Paris eine neue Ausgabe erschienen, nach welcher die gegenwärtige Uebersetzung bearbeitet ist. Die hohe wissenschaftliche Bedeutung dieser Forschungen ist allgemein bekannt; wir begnügen uns damit, hier auf die klare faßliche Darstellung hinzuweisen, welche dieses Buch, das Resultat der tiefsten und ernsthaftesten Studien, zugleich zu einer angenehmen Lecture macht. — In demselben Sinne empfehlen wir ein anderes Buch: Physische Geographie, von Mary Somerville. Aus dem Englischen von Barth. Leipzig, J. J. Weber. Es ist natürlich hier weniger von neuern Forschungen die Rede, als von einer für das größere gebildete Publicum berechneten faßlichen und übersichtlichen Darstellung. Schon die Menge der einzelnen darin enthaltenen interessanten Notizen, so wie ihre zweckmäßige Zusammenstellung, macht dieses Buch zu einem höchst genießbaren und lehrreichen.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Verantwortlich: **F. W. Grunow**. — Druck von C. E. Elbert.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 047677313

ANNEX A

Digitized by Google